Deutsche Rundschau.

Herausgegeben

von

Julius Rodenberg.

Band CXXXXI.

(Oktober — November — Dezember 1909.)

104882
15/9/10

Berlin.

Verlag von Gebrüder Paetel.

Amsterdam, A. Dupont. Meulenhoff & Co. — **Athen**, Beck & Barth. — **Barcelona**, Libreria nacional y extranjera. — **Basel**, Basler Buchhandlung Ad. Geering. Georg & Co. — **Boston**, Castor & Co. — **Budapest**, Grill's Hofbuchh. Friedr. Kilians Nachfolger. — **Buenos-Aires**, J. Peuser. van Woerden & Cia. — **Bukarest**, Socec & Co. — **Chicago**, A. Kroch & Co. — **Cincinnati**, The A. E. Wilde Co. — **Dorpat**, J. G. Krüger. — **Genf**, Georg & Co. - **Johannesburg** (Süd-Afrika), Herrmann Michaelis. Postfach Nr. 2664. — **Kairo**, F. Diemer Nachf. — **Kapstadt**, Herrmann Michaelis. — **Konstantinopel**, Otto Keil. — **Kopenhagen**, A. F. Hoest & Sohn. Lehmann & Stage. C. A. Reitzel. — **Kristiania**, Cammermeyers Boghandel. — **Liverpool**, Charles Scholl. — **London**, Dulau & Co. D. Nutt. A. Siegle. K. Paul, Trench, Trübner & Co. Williams & Norgate. — **Luzern**, Prell & Eberle. Räber & Co. — **Lyon**, H. Georg. — **Madrid**, Libreria nacional y extranjera. **Mailand**, U. Hoepli. — **Moskau**, J. Deubner. Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. Alexander Lang. Sutthoff'sche Buchh. — **Neapel**, Detken & Rocholl. F. Furchheim's Nachf. (Emil Praff). — **New-York**, The International News Company. G. E. Stechert & Co. E. Steiger & Co. B. Westermann & Co. — **Odessa**, Emil Berndt's Buchh. — **Paris**, W. Fischbacher. Haar & Steinert H. Le Soudier. F. Vieweg. — **Petersburg**, Industrie- und Handelsgesellschaft M. O. Wolff. A. Iziler. K. L. Ricker. — **Philadelphia**, Schaefer & Koradi. — **Porto-Alegre**, Krahe & Cia. — **Reval**, Kluge & Ströhm. Ferd. Wassermann. — **Riga**, E. Bruhns. J. Deubner. Jonck & Pollewsky. N. Kymmel's Buchh. W. Mellin & Co. — **Rio de Janeiro**, Laemmert & Co. — **Rom**, Loescher & Co., Hofbuchh. — **Rotterdam**, W. J. van Hengel. H. A. Kramers & Sohn. — **Shanghai**, Max Nößler & Co. — **Stockholm**, C. E. Fritze'sche Hofbuchh. — **Valparaiso**, C. F. Niemeyer. — **Warschau**, E. Wende & Co. — **Wien**, Beck'sche Hofbuchh. (A. Hölder). Wilh. Braumüller & Sohn. Wilh. Frick. Gerold & Comp. Manz'sche Hof- u. Univ.-Buchh. Moriz Perles. — **Yokohama**, Max Nößler & Co. Winckler & Co. — **Zürich**, C. M. Ebell. J. Meier-Merhart. Rascher & Cie. Schultheß & Co. E. Speidel.

Unberechtigter Nachdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

AP
30
D4
Bd. 141

Inhaltsverzeichnis

zum

Hunderteinundvierzigsten Bande (Oktober — Dezember 1909).

		Seite
I.	Die letzte Partie. Eine sonderbare Geschichte von **Ernst von Wildenbruch**	1
II.	Die Botschafterkonferenz in Konstantinopel und der russisch-türkische Krieg. (1877—1878.) Aus dem literarischen Nachlaß des Unterstaatssekretärs Dr. Busch. Herausgegeben von **L. Raschdau,** Kaiserl. Gesandten z. D. I.	12
III.	Hans Thoma. Zu seinem siebzigsten Geburtstag. Von **Mela Escherich**	29
IV.	Zur Lebensgeschichte von David Friedrich Strauß. Von **Adolf Hausrath**	37
V.	Deutsch-Amerika. Von **A. Brandl**	51
VI.	Paul Fleming. (1609—1640.) Zu seinem dreihundertsten Geburtstage. Von **Harry Mayne**	56
VII.	Aus Ferdinand Freiligraths Familienbriefen	71
VIII.	Geisteskrankheit und Kultur. Von Professor Dr. **L. W. Weber**-Göttingen	90
IX.	Michelangelos Tod. Von **Ernst Steinmann**	102
X.	Die stillen Gewalten. Von **Ernst Zahn.** I.	117
XI.	Wilhelm von Polenz. Von **Richard M. Meyer**	147
XII.	Paul Heyses neuer Roman. Von **H. R.**	150
XIII.	Ein Tagebuch aus dem alten Österreich. Von **Max Mell**	152
XIV.	Literarische Notizen	155
XV.	Literarische Neuigkeiten	158
XVI.	Die stillen Gewalten. Von **Ernst Zahn.** (Schluß.)	161
XVII.	Die literarische Persönlichkeit. Rede zum Antritt des Rektorates an der Berliner Universitat gehalten am 15. Oktober von **Erich Schmidt**	188
XVIII.	Karl Bergers „Schiller". Von **Richard Weißenels**	200

(Fortsetzung umstehend.)

Seite

XIX. Die Botschafterkonferenz in Konstantinopel und der russisch-türkische Krieg. (1877—1878.) Aus dem literarischen Nachlaß des Unterstaatssekretärs Dr. Busch. Herausgegeben von **L. Raschdau**, Kaiserl. Gesandten z. D. (Fortsetzung.) 207

XX. Prinz Eugenius von Savoyen. Von **Ferdinand Laban** 223

XXI. Ziele und Erfolge der Nordpolarforschung. Von **Otto Baschin** 243

XXII. Die Marinepolitik der Großmächte. Von **Valois**, Vizeadmiral z. D. 265

XXIII. Der Jan und der Jup. Von **C. Viebig** 283

XXIV. Die politische Weltlage 302

XXV. Die Viktorianische Ära 309

XXVI. Eine Mystikerin des Mittelalters. Von **Philipp Strauch** 311

XXVII. Mau's Pompeji. Von **Z.** 314

XXVIII. Literarische Notizen 316

XXIX. Berichtigung 318

XXX. Literarische Neuigkeiten 319

XXXI. Unverbesserlich. Erzählung von **Marie von Ebner-Eschenbach** 321

XXXII. Trient. Von **Alois Brandl** 352

XXXIII. Die Botschafterkonferenz in Konstantinopel und der russisch-türkische Krieg. (1877—1878.) Aus dem literarischen Nachlaß des Unterstaatssekretärs Dr. Busch. Herausgegeben von **L. Raschdau**, Kaiserl. Gesandten z. D. (Fortsetzung.) 361

XXXIV. Die Marinepolitik der Großmächte. Von **Valois**, Vizeadmiral z. D. (Schluß.) 380

XXXV. Die russischen Finanzen nach Krieg und Revolution. Von **Georg Tantzscher** 391

XXXVI. Österreich und der Rastatter Gesandtenmord. Von Professor Dr. **Martin Spahn** 408

XXXVII. Die Deutschen im Urteile des Auslandes. Von Prof. Dr. **Georg Steinhausen** 434

XXXVIII. Rjanapu. Eine indische Sage von **M. Eichhorn** 453

XXXIX. Ernst von Wildenbruchs letzte Gaben. Von **Karl Frenzel** 466

XL. Weihnachtliche Rundschau 468

XLI. Berichtigung 478

XLII. Literarische Neuigkeiten 479

Die letzte Partie.

Eine sonderbare Geschichte

von

Ernst von Wildenbruch.

Alte Männer —

Wenn man solch einem alten Manne auf der Straße begegnet, mit langwallendem oder kurzgeschnittenem oder ganz ohne Bart, so daß er wie ein flechtenbehangener Baum aussieht, oder wie ein rauhes Roggenfeld, oder wie ein Brachland, auf dem nichts mehr wächst, dann macht man, um an ihm vorüberzukommen, unwillkürlich einen Bogen. „Da kommt etwas, das niemandem wohl will," sagt man sich, indem man seine Augen sieht, die sinnend in sich hinein, oder gleichgültig geradeaus, oder feindselig umherblicken. „Etwas Kaltes, woran man sich die Finger erfriert, etwas Hartes, woran man sich die Kleider zerreißt, wenn man zu nahe kommt."

Denn so sind wir Menschen. Obschon alle Egoisten, verlangen wir unwillkürlich vom Nebenmenschen Teilnahme, und wenn nicht wirkliche Teilnahme, doch den Anschein davon, Freundlichkeit. Einen aber, der den Mangel an beiden offen vor sich herträgt, mögen wir nicht leiden, dem gehen wir aus dem Weg.

Arme alte Männer —

Tut man euch unrecht? wenn man euch nur von außen ansieht, sicherlich nicht. Wenn man sich die Mühe nähme, in euch hineinzublicken, vielleicht.

Aber wer hat Zeit und gibt sich die Mühe, in den Nebenmenschen hineinzublicken? —

Wer sagt sich, wenn so ein Alter an ihm vorüberwandelt, daß da eine Last von Lebensjahren ihm vorübergeht, die zu schwer auf dem Genick liegen, als daß das Haupt sich noch zu einem jugendlichen „Guten Morgen" emporheben könnte? Daß da ein Meer von Erinnerungen und Vergangenheit an ihm vorüberrauscht, so tief und breit, daß die Augen nicht mehr daraus auftauchen können, der Gegenwart zu geben, was der Gegenwart gehört? Wer sagt sich, wenn in ihm selbst die Lebensflamme noch hell und lustig brennt, daß da ein Lämpchen an ihm vorübergetragen wird, das an seinem letzten Dochte zehrt, das mit seinen Strahlen sparen muß, wenn sie noch irgend jemandem leuchten, irgend noch jemanden erwärmen sollen? Und wer fragt

danach, ob irgend solch ein jemand vorhanden ist, für den es sich verlohnt, in dem alten vermorschten Menschengebäude dort noch einen Herd zu errichten voll Anteil, voll Wärme und Liebe? —

Berlin ist groß und die Zahl seiner Bewohner Legion, und unter diesen gibt es der beschriebenen alten Männer viele.

Man begegnet ihnen überall, wo man Menschen begegnet, mehr aber in den etwas abgelegenen, stilleren Straßen, als in den ganz großen, die wie die Pulsadern durch die Stadt ziehen, in denen die Trams einher rollen, und wo jedes Dammüberschreiten zu einem Wagnis wird, das man nicht ohne Führer unternehmen sollte.

Weil man aber in menschenleeren Straßen den einzelnen leichter wahrnimmt als in verkehrsreichen und sich seine Persönlichkeit, wenn man des nämlichen Weges öfters wiederkehrt, eher einprägt, so erklärt es sich, daß man — es sind jetzt ein paar Jahre her — da draußen im Westen von Berlin allmählich auf zwei alte Männer aufmerksam wurde, die dort, so ziemlich täglich, und so ziemlich immer zur nämlichen Stunde, in den stillen Straßen spazieren gingen.

Nicht daß sie zusammen gegangen wären. Jeder von beiden ging immer mutterseelenallein, immer griesgrämig vor sich hin, zur Winterszeit in einen dicken Überzieher eingeknöpft, der ihn so ein bißchen wie einen alten Maulwurf aussehen ließ, im Sommer, wenn es warm war, meistens mit dem Hute in der Hand, so daß man den kurzgeschorenen grauen Kopf sah.

Durch die Droschkenkutscher aber, die an den betreffenden Straßenecken ihren Standort hatten, durch die Jungen und Mädchen, die sich Kreisel spielend auf dem Damm umhertummelten, und durch die Ladenbesitzer, bei denen der eine Alte täglich vorbeikam, war es ruchbar geworden, daß in der durch einige Querstraßen getrennten Nachbarschaft ganz ebensolch ein Alter ziemlich alle Tage, ziemlich immer zur nämlichen Zeit seinen einsamen Spaziergang machte, wie dieser.

Und nachdem man dieses herausbekommen hatte, wurde noch etwas weiteres festgestellt. Die beiden Alten waren Brüder, der eine ein Oberst, der andre ein Geheimrat, beide schon seit langem außer Dienst.

Zwei Brüder, die miteinander nie gemeinsam zu Wein oder Bier gingen — was lag näher, als die Schlußfolgerung: die beiden Alten konnten sich nicht leiden. Es waren feindliche Brüder. Nun aber kommt das Merkwürdigste: die Schlußfolgerung, die so einleuchtend schien, war falsch.

Einstmals — es war freilich schon lange her — waren die beiden Alten das gewesen, was jeder Mann einmal gewesen ist, Knaben; Söhne ihrer Eltern, die im elterlichen Hause gemeinsam aufwuchsen.

Der Geheimrat fünf Minuten älter als der Oberst: es waren Zwillinge.

Gemeinsam hatten sie die Schule durchgemacht, immer in der gleichen Klasse. Sitzengeblieben waren sie nicht, ausgezeichnet durch Begabung hatten sie sich auch nicht. Zwei Durchschnittsmenschen, denen der Durchschnittsweg durch das Leben wie mit dicker, gerader Linie vorgezeichnet war.

So kam es denn auch:

Nachdem die Schule erledigt war, ging der, welcher später Geheimrat wurde, auf die Universität; der andre wurde Soldat. Das brachte die erste Trennung. Und bei der Gelegenheit machten die beiden eine Entdeckung, die zugleich ihre erste Erfahrung war, eine Erfahrung, die sie ihr Leben lang nicht wieder vergaßen: sie fühlten, daß es ihnen furchtbar schwer wurde, voneinander zu gehen. Und daran erkannten sie, was sie bisher vielleicht noch gar nicht gewußt oder nicht der Mühe wert gehalten hatten, besonders zu bemerken, daß sie sich zärtlich lieb hatten.

Nicht, daß sie sich zum Abschied um den Hals gefallen wären oder etwas besonderes zueinander gesprochen hätten. Im Gegenteil, sie standen ganz stumm, sahen sich nicht einmal an, sondern zur Erde, beinah als wenn sie sich schämten. Damals sagten die Eltern: „Es sind Jungen, die noch nicht sprechen können." Aber sie lernten es auch später nicht, blieben immer Menschen, die nie zueinander „ich habe dich lieb" zu sagen vermochten, denen das Herz im Leibe schrie und der Mund stumm, immer stumm blieb. Menschen unter einer Last. Als sie sich trennen mußten, gaben sie sich die Hand. Dann klopfte der fünf Minuten Ältere dem andern auf die Schulter. Und so gingen sie voneinander. Nachdem sie sich aber voneinander gewandt hatten, fing der andre, der fünf Minuten Jüngere, an zu weinen. Der Ältere hörte das, aber er ging weiter, kehrte nicht wieder um. Helfen konnte er ja doch nicht. Nachher aber, als er an einem Wasser entlang ging, kam ihm für einen Augenblick der Gedanke, ob er nicht hineinspringen sollte. Er konnte nicht weinen, aber das Herz in ihm war mächtiger als das in dem Bruder, und sein Herz brach in dem Augenblick.

Und nachdem sie so auseinander gegangen waren, blieben sie einander fern, der eine am einen, der andre am andern Ende des Landes. Das Leben lang, das ganze lange, schwere Leben lang. Denn für keinen von beiden trug das Leben Rosen. Keiner von beiden brachte es zu etwas besonderem; als ein regelrechter, pflichttreuer Beamter, als ein regelrechter, pflichttreuer Offizier rückten sie langsam von Stufe zu Stufe weiter. Keiner von beiden heiratete. Im Grunde hatte jeder von ihnen auf Gottes weiter Welt ja nur einen einzigen Menschen lieb — aber dem konnte er es nicht sagen. Und also, während sie fortwährend einer an den andern dachten, fortwährend ganz genau wußten, wie es um den andern stand, kamen sie niemals zusammen, schrieben sich fast nie.

Bis daß sie beide alte Männer geworden waren. Da nahmen sie fast gleichzeitig den Abschied und zogen nach Berlin, wo sie einstmals geboren waren.

Aber auch in Berlin nahmen sie keine gemeinschaftliche Wohnung. Daß jeder wußte „der andre ist auch da", war ihnen genug. Zueinander sprechen hätten sie ja doch nicht können. Darum gingen sie auch nicht zusammen spazieren.

Jeder wohnte in seiner Junggesellenwohnung für sich, mit einer alten Wirtschafterin, die ihm das Leben besorgte.

Zweimal in jeder Woche aber kamen sie zusammen. Nicht in der Restauration, nicht beim Wein oder Bier, denn zum Wein oder Bier gingen sie

nicht, weil sie beide alt und nicht mehr recht gesund waren. Der Geheimrat litt am Herzen, der Oberst am Magen.

Der Ort, wo sie zusammenkamen, war die Wohnung des Geheimrats. Zweimal in jeder Woche erschien daselbst der Oberst, und dann spielten sie auf einem Tafelbillard, das sich der Geheimrat angeschafft und in seinem Zimmer aufgestellt hatte. Das war eine gesunde Leibesbewegung. Es hatte daneben das Gute, daß man dabei nicht zu sprechen brauchte. In schweigender Leidenschaftlichkeit konnte man spielen. Denn leidenschaftlich waren sie beide bei der Sache. Nicht um Geld — das hätte keiner von beiden über das Herz gebracht, dem andern auch nur fünf Pfennige abzunehmen — nur der Ehre des Sieges wegen.

An dem Morgen, wenn am Nachmittag der Oberst zu erwarten stand, erging an die alte Minna die Weisung „Minna, heute kommt der Herr Oberst." Minna wußte das natürlich ganz so gut wie der Herr Geheimrat, aber immer gab sie sich den Anschein, als erführe sie etwas Neues. Hörte sie ihm doch die Freude an, und der alte Mann hatte so wenig Freude.

Dann, eine halbe Stunde bevor der Oberst fällig war, wurde der alte Geheimrat unruhig, beinah aufgeregt. Von einem Zimmer ging er ins andre, hin und her, nahm die Decke vom Billard, setzte die Kugeln auf, brachte die Tafel in Ordnung, auf der die Points verzeichnet wurden. Zwischendurch kam er an die Küche:

„Minna — daß der Kaffee für den Herrn Oberst fertig wird."

„Jawohl, Herr Geheimrat, jawohl."

Minna paßte schon von selbst auf. Der Herr Oberst war ja immer so freundlich, und seine Wirtschafterin, die alte Marie, wußte nicht genug zu erzählen, was für ein guter Mann es war. Darum gab sie sich immer besondere Mühe mit dem Kaffee. Früher wenigstens; denn in der letzten Zeit, als es mit dem Magen des Herrn Obersten schlechter wurde, durfte es nicht Kaffee mehr sein, da bekam er Milch, ein großes Glas schöner, warmer Milch. Dazu Schrotbrot mit Butter oder ein paar Zwieback. Eine besondere Kiste mit besonders feinen Zigarren holte der Herr Geheimrat herbei, klappte sie auf und stellte sie für den Bruder zurecht. Denn der Herr Oberst rauchte gern etwas Feines. Früher wenigstens; denn in der letzten Zeit, als es mit seinem Magen schlechter wurde, rauchte er nicht mehr. Und das tat dem alten Geheimrat leid, sehr leid, weil er dem Bruder doch gern alles und alles angetan hätte, wovon er dachte, daß es ihm eine Annehmlichkeit bereiten könnte.

Pünktlich mit dem Glockenschlage kam sodann der Herr Oberst an. Denn ihn verlangte es nach dem Bruder und dem Billard ganz ebenso, wie den Geheimrat nach ihm.

Und während sie nacheinander verlangt und sich einer nach dem andern gesehnt hatten, all die Tage lang, da sie fern voneinander gewesen, taten sie jetzt, wenn der Oberst hereintrat, nichts weiter, als daß sie sich die Hand reichten: „na — wie geht's". Und „na — so, so". Das war die ganze Begrüßung und überhaupt alles, so daß ein dritter, der dabei gestanden

und das mit angehört hätte, gesagt haben würde, „sind das aber ein paar Stockfische!“ Denn von dem, was man ein schämiges Herz nennt, wissen ja die Menschen so selten etwas.

Alsdann, um doch etwas zu sagen, fragte regelmäßig der Geheimrat: „Na — wie ist's? Wollen wir eine Partie Billard spielen?“

Und obschon die Partie Billard doch der Zweck war, zu dem der Oberst einmal wie das andre Mal kam, die Frage mithin eigentlich komisch war, blieb der Oberst doch immer ganz ernsthaft und erwiderte eben so regelmäßig: „Jawohl, sehr gern.“

Also zogen dann die beiden in das Zimmer nebenan, wo die Hängelampe über dem Billard bereits angezündet war und ihr warmes Licht auf das warme grüne Tuch hinunter goß, und wo es schon behaglich und gemütlich war. Und dort, in aller Weltabgeschiedenheit, begannen die beiden weltabgeschiedenen Brüder zu spielen.

Beim Spielen begab sich etwas Sonderbares, eigentlich Drolliges: die beiden alten Knaben verwandelten sich in das, was sie vor fünfzig oder sechzig Jahren einmal gewesen waren, in ganz junge Knaben. Aus lauter Eifer, zu gewinnen. Nicht um des Geldes wegen — wie schon einmal gesagt —, sondern eben nur, weil jeder darauf erpicht war, zu gewinnen.

Dabei kamen ihre beiderseitigen Naturanlagen, ihre etwas verschiedenen, heraus: der Geheimrat hitzig und cholerisch, der Oberst war auch hitzig, aber von weicherer Art.

Der Oberst, wenn ihm ein paar Karambolagen hintereinander gelangen, hüpfte wie ein vergnügter Spatz um das Billard. Unterdessen sah der Geheimrat, beinah berstend vor stummer Wut, wie ein Uhu auf der Krähenhütte zu. Von dem Bruder geschlagen werden? Nein — bei aller Liebe, das durfte unter keinen Umständen sein! In solchen Augenblicken haßte er den Oberst, und wenn es ihm geschah, daß er wirklich geschlagen wurde und die Partie verlor, dann empfand er das als ein Unglück, ein schweres, von dem es ihm fraglich schien, ob er sich jemals davon erholen würde.

Für gewöhnlich aber gewann der Geheimrat. Das Billard stand in seiner Wohnung; er spielte alle Tage darauf allein für sich, hatte also mehr Übung als der Oberst. Außerdem war er von beiden die stärkere Natur, und der Wille, zu gewinnen, bei ihm mächtiger als bei dem andern.

Der Oberst, wenn er verlor, wurde nicht wütend wie der Geheimrat, sondern nur traurig. Er ließ den Kopf hängen und ging davon.

Wenn das nun wieder der Geheimrat sah, packte es ihn wie mit Krallen. Gewinnen lassen durfte er ja den Bruder nicht — aber ihn traurig sehen, das vertrug er auch wieder nicht, das war ihm schrecklich. Er griff dann nach seiner Hand:

„Du kommst doch wieder? Kommst doch bald wieder?“ Der Oberst aber nickte, „ja ja, er würde schon bald wiederkommen“.

Für sich allein saß alsdann der Geheimrat und überhäufte sich mit den gräßlichsten Selbstvorwürfen: er war neidisch auf den Bruder gewesen, hatte ihn geradezu gehaßt, ihm die Freude am Gewinn nicht gegönnt, ihm, der doch

so wenig Freude hatte! Wieviel edler, sanfter, besser war doch der Bruder als er! Nie pfauchte, schimpfte und brauste er, wenn er verlor, wie er, der Geheimrat, das regelmäßig tat!

Jedesmal nahm er sich dann vor, beim nächsten Mal ganz anders sein zu wollen, großmütig, sanft und neidlos, sich freuen zu wollen, wenn der Oberst gewinnen würde — und jedesmal, wenn der Oberst wieder da war, stürzte er sich wie ein Stoßvogel auf das Billard und hatte ein Gefühl, als hinge seine ewige Seligkeit davon ab, daß er gewönne.

Jedesmal — denn wenn er auch meistenteils verlor, der Oberst kam dennoch immer wieder. Der Geheimrat würde das wahrscheinlich gar nicht über sich gebracht haben. Darum machte es ihm solchen Eindruck. Darum sann er alles mögliche aus, womit er dem Bruder über das schwere Schicksal hinweghelfen konnte. Trostworte aller Art: wenn der Oberst vorbeistieß, äußerte er seine Entrüstung über dessen „skandalöses Pech", wenn der Oberst einen Point machte, erklärte er das für einen „famosen, einen wirklich ausgezeichneten Stoß!" Nachher allerdings bemühte er sich, noch viel famoser zu stoßen. Und so ging es also fort. Jahrelang.

Jahrelang kam der Bruder Oberst zu dem Bruder Geheimrat, Billard mit ihm zu spielen. Jahrelang sah man den alten Oberst in seinem Straßenviertel, den alten Geheimrat in dem seinigen erscheinen, spazieren gehen und wieder verschwinden.

Bis dann mit einemmal ein Tag kam, an dem man den alten Oberst nicht mehr sah.

Und am Tage, der auf diesen folgte, hatte es sich herumgesprochen: der alte Oberst war gestorben.

Mit demselben Augenblick verschwand auch der alte Geheimrat aus seinem Straßenviertel drüben. Acht Tage nach dem alten Oberst starb auch der Geheimrat. Beide Brüder waren dahin.

Das wäre ja nun an sich nichts gewesen, um großes Aufheben davon zu machen. Beides waren alte Leute gewesen, hatten nicht Kind noch Kegel, noch überhaupt jemanden hinterlassen, der ihnen nachweinte. Also — was weiter?

Aber es war doch noch etwas; und das war die alte Minna, die Wirtschafterin des alten Geheimrats, die wollte und wollte sich nicht zur Ruhe geben.

Ob sie in Sorge um ihre alten Tage wäre, wurde sie gefragt, weil doch nun ihr Brotherr gestorben war. Aber: „i Gott bewahre" hatte sie gesagt. Sie und die Marie vom Herrn Oberst wären von ihren beiden alten Herren so reich bedacht worden, daß sie für Zeit ihres Lebens genug hätten.

„Na — aber dann —"

Ja — in den letzten Tagen von dem Herrn Geheimrat, da wäre etwas geschehen — etwas so Merkwürdiges — und da käme und käme sie nicht drüber hinweg.

Endlich nahm sich der Hauswirt, der ein gebildeter und vernünftiger Mann war, der Sache an. Er ging zu der Alten und ließ sich erzählen.

Und da erzählte sie ihm:

Gerade an dem Tage war es gewesen, als am Nachmittag nachher der Herr Oberst starb. Aber daß der Herr Oberst so krank gewesen war, das hatte am Tage vorher und auch noch an dem Tage selbst der Herr Geheimrat gar nicht gewußt, und sie, die Minna, hatte es auch nicht gewußt.

Daß es mit ihm nicht zum besten stand — na ja, das war ihnen wohl bekannt gewesen. Aber daran hatten sie sich mit der Zeit ja gewöhnt.

An dem Tage also hatte der Geheimrat ganz bestimmt gedacht, und sie, die Minna, hatte es auch gedacht, daß heute nachmittag, wie immer, der Herr Oberst kommen würde. Der Herr Geheimrat hatte alles schon zurecht gemacht, sie, die Minna, hatte schon die Milch warm gestellt und das Schrotbrot geschnitten. Dann aber war der Herr Oberst, der doch sonst immer so pünktlich war, doch nicht gekommen.

Der Geheimrat hatte schon einmal in die Küche gesehen.

„Ich wundere mich", hatte er gesagt, „wo heute der Herr Oberst bleibt. Es ist doch sein Tag."

Und die Minna hatte geantwortet: „Ja, es wäre heute sein Tag, und sie wunderte sich auch."

Darauf aber, nach einiger Zeit, während sie in der Küche gesessen, hatte sie gehört, wie da vorn, wo das Billard stand, gespielt wurde; wie die Kugeln liefen und aneinander klappten, ganz so wie immer. Und da hatte sie so bei sich gedacht „na ja — dem Herrn Geheimrat ist die Zeit lang geworden, und nun spielt er für sich allein, wie er das immer tat, wenn der Herr Oberst nicht da war."

Das hatte denn gedauert wie es immer dauerte. Und alsdann, nachdem das Spielen aufgehört hatte, war der Herr Geheimrat wieder an die Küche gekommen und hatte gesagt: „Minna", hatte er gesagt, „warum sind Sie denn nicht gekommen und haben dem Herrn Oberst den Paletot anziehen helfen?" Das tat sie nämlich sonst immer, und sie tat es gern, weil ja doch der Herr Oberst immer solch ein freundlicher Mann war.

Wie nun der Herr Geheimrat das fragte, hatte sie nicht gewußt, was sie davon denken und dazu sagen sollte, denn der Herr Oberst war ja doch gar nicht dagewesen.

Also hatte sie gesagt: „Aber Herr Geheimrat", hatte sie gesagt, „wie hätte ich dem Herrn Oberst denn den Paletot anziehen sollen, wenn er doch gar nicht dagewesen ist?"

Darauf, wie er das gehört hatte, war der Herr Geheimrat ganz weiß im Gesicht geworden und hatte — mit einer so ganz schwachen Stimme, wissen Sie — geantwortet „aber ich habe doch eben eine ganze, geschlagene Stunde mit ihm Billard gespielt!"

Nun aber hatte sie, die Minna, doch vorhin, wo sie noch dachte, der Herr Oberst würde kommen, mit allen Ohren gehorcht, ob die Klingel anschlagen würde. Und die Klingel hatte nicht angeschlagen, und die Flurtür vorne hatte nicht geklappt, und niemand war über den Flur herein und nachher über den Flur hinausgegangen. Und also war und war der Herr Oberst doch nicht gekommen? Und in dem Augenblick, wie sie noch den Herrn Geheimrat

und der Herr Geheimrat sie ansah, hatte mit einem Male die Klingel angefangen zu läuten, ganz fürchterlich, so daß sie in aller Eile aufgesprungen war, nachzusehen, wer da draußen so klingelte. Wie sie aber die Tür aufmachte — wer hatte davor gestanden? — die Marie vom Herrn Oberst.

Und die Marie, wie sie den Herrn Geheimrat im Flur stehen gesehen, hatte angefangen zu weinen, und „ach Herr Geheimrat" hatte sie gesagt, „Sie wissen es wohl noch gar nicht. Eben komme ich von ihm her. Vor einer Stunde ist der Herr Oberst, was Ihr Bruder ist, gestorben."

„Darauf," so erzählte die alte Minna, „wie der Herr Geheimrat das gehört hatte, war er mit beiden Schultern und dem ganzen Rücken an die Wand gefallen, daß sie nicht anders gedacht hatte, als er schlägt sie, und hatte einen Ton von sich gegeben, ich weiß gar nicht, wie das war; nicht, daß er was gesagt oder geschrieen hätte, sondern als wenn da drinnen in seiner Brust etwas gewesen wäre, wie ein Uhrwerk, und das riß mit einem Male entzwei — so ganz genau hatte sich das angehört."

Alsdann, so hatten sie, die Minna und die Marie, den Herrn Geheimrat untergefaßt und in sein Zimmer geführt. Da hatten sie ihn auf einen Stuhl gesetzt. Und auf dem Stuhl hatte er eine Zeitlang gesessen und immer vor sich hingesehen und kein Wort gesprochen. Dann aber hatte er der Marie zugenickt, was wohl soviel hatte heißen sollen, als daß er mit ihr wollte zu dem Herrn Oberst, seinem Bruder hin. Bevor er aber mit ihr ging, war er an die Tür von dem Zimmer gegangen, wo das Billard stand und hatte die Tür zugeschlossen und den Schlüssel abgezogen und den Schlüssel ihr, der Minna gegeben und „nie mehr aufmachen, so lange ich lebe!" hatte er gesagt, mit einer ganz schrecklichen Stimme „nie mehr aufmachen, so lange ich lebe."

Und dann war er mit der Marie gegangen.

Etwa zwei Stunden danach war er wiedergekommen. Gleich in sein Zimmer war er gegangen, ohne sich umzusehen, und gleich an den Schreibtisch hatte er sich gesetzt und angefangen zu schreiben. Wie lange er da gesessen, das hatte die Minna nicht zu sagen gewußt, vielleicht die ganze Nacht.

Am nächsten Tage hatte er ausgesehen wie ein Geist.

Ausgegangen war er an dem Tage nicht mehr. Am nächsten Tage auch nicht, und dann überhaupt nicht mehr. Ins Zimmer, wo das Billard stand, war er nie mehr gekommen, fast nur auf seinem Stuhl noch hatte er gesessen vor seinem Schreibtisch. Gegessen hatte er so gut wie nichts mehr, gesprochen keinen Laut mehr. Dann, nach ein paar Tagen, hatte er sich gelegt, und dann wieder nach ein paar Tagen war es mit ihm aus gewesen. Damals, als er sich legte, hatte er das letzte gesagt: daß auf seinem Schreibtisch etwas läge, und das sollte man lesen, wenn er nicht mehr wäre.

Also ging man nun an seinen Schreibtisch, und dort mit der festen, klaren Handschrift geschrieben, die er sein Leben lang gehabt hatte, fand man folgende Aufzeichnung:

„Das, was ich heute am" — folgte das Datum — „abends neun Uhr hier zu Berlin an meinem Schreibtisch schreibe, ist mein Letztes. Ich werde Feder mehr anrühren, denn ich stehe am Ende meines Lebens.

Das, was ich hier mit klarem Bewußtsein und deutlicher Überlegung niederschreibe, ist die Darstellung von dem, was ich heute nachmittag in meiner Wohnung hier zu Berlin erlebt habe. Ob diejenigen, die es lesen, mir glauben oder nicht — ich erzähle es so, wie es gewesen ist:

Am Nachmittag des heutigen Tages, um vier Uhr, hatte ich meinen Bruder, den Oberst a. D. — folgte der Name — zum Billardspiel bei mir erwartet.

Mein Bruder kam in jeder Woche zweimal, an bestimmten Tagen, mit solcher Pünktlichkeit, daß, wenn er nicht vorher schrieb, ich mit Sicherheit auf sein Erscheinen rechnen durfte. Weil heute sein Tag war, er auch nicht vorher geschrieben hatte, zählte ich mit Gewißheit darauf, daß er kommen würde. Daß er schon seit lange nicht mehr recht wohl war, wußte ich; daß sein Zustand sich verschlimmert hatte, war mir nicht bekannt geworden.

Als es daher vier Uhr geworden war, machte ich, wie immer, alles zu seinem Empfange zurecht, setzte die Kugeln auf, zündete die Hängelampe unter dem Billard an, zog die Gardinen zu — denn es war ein kalter Tag, und er liebte es, wenn es im Zimmer warm und behaglich war, so daß er beim Spielen den Rock ausziehen konnte.

Für gewöhnlich pflegte mein Bruder schon anzukommen, während ich noch mit diesen Vorbereitungen beschäftigt war. Darum erwartete ich, daß ich ihn jeden Augenblick würde eintreten sehen, und war einigermaßen verwundert, als ich mit allem fertig geworden und er noch nicht gekommen war.

Ich sah nach der Billarduhr, es war schon ein Viertel nach vier. Ich ging ein paarmal durch meine Wohnung auf und ab. Für mich allein zu spielen, wie ich das sonst tat, wenn mein Bruder nicht dabei war, fühlte ich keine Neigung. Ich wartete. Es wurde halb fünf, und er kam noch immer nicht.

Nun wurde ich etwas unruhig und fing an, zu überlegen, ob ich nicht meine alte Wirtschafterin zu ihm schicken sollte, sich nach ihm zu erkundigen.

Indem ich so in Gedanken hinter dem Billard stand — die Lampe, die darüber hing, beleuchtete gerade nur dieses, während sie den übrigen ziemlich großen Raum im Halbdunkel ließ — blickte ich auf und erschrak beinahe, denn mit einem Male sah ich meinen Bruder mir gegenüber auf der andern Seite des Billards stehen.

Er war so geräuschlos eingetreten, daß ich von seinem Kommen gar nichts gehört hatte. Das erklärte ich mir indessen mit meiner Schwerhörigkeit. In der Art aber, wie er dort stand, die Augen immerfort auf mich gerichtet, ohne ein Glied zu rühren, war etwas, was ich sonst nie an ihm bemerkt hatte, etwas ganz Fremdartiges. „Du kommst ja heut so spät," sagte ich. — „Ich hatte schon geglaubt, du würdest gar nicht kommen."

Damit war ich auf ihn zugetreten und reichte ihm die Hand. Er sah mich unablässig an, nickte mit dem Kopfe und bot mir auch seinerseits die Hand. Die Hand war kalt, sein Gesicht so blaß, wie ich es nie gesehen hatte; und die Art, wie er mit dem Kopfe nickte, hatte ganz merkwürdig ausgesehen.

Mir wurde — ich weiß es kaum zu beschreiben — so daß ich mich beinahe zwingen mußte, einen gleichgültigen Ton zu bewahren.

„Na, wie ist's," sagte ich, „wollen wir also eine Partie Billard spielen?"

Darauf nickte er wieder, ohne ein Wort zu sprechen, ging an die Ecke, wo die Billardqueues standen, nahm dasjenige heraus, mit dem er gewöhnlich zu spielen pflegte, und wir begannen unsre Partie.

Während wir spielten, sprachen wir nicht. Aber das war nichts Außergewöhnliches. Mein Bruder war wortkarg, redselig war ich auch nicht, wir waren das gewöhnt, daß keiner während des Spielens sprach.

Irgend etwas aber war heute doch anders als gewöhnlich. Er war nicht nur stumm, sondern ganz lautlos, eigentlich unhörbar. Sonst, wenn er gute Stöße machte, sah man ihm das Vergnügen am Gesichte an — heute blieb sein Gesicht unverändert. Seine Bewegungen waren, ich weiß kaum wie ich es beschreiben soll — beinahe wie die eines Automaten, wie die einer Schachfigur, die Zug auf Zug tut, bis die Partie zu Ende ist. Dabei spielte er heute mit einer Sicherheit, wie ich das nimmer an ihm gesehen hatte. Ein Stoß nach dem andern, ein Point nach dem andern, bis daß er in kurzer Zeit gewonnen hatte.

Sonst, wenn er gewonnen hatte, machte er mir einen Diener und lachte dabei — heute machte er wieder einen Diener, aber einen ganz ernsthaften.

Darauf spielten wir die zweite Partie. Es erging wie bei der ersten: puff — puff — puff — ein Stoß nach dem andern, und klapp — klapp — klapp — ein Point nach dem andern. Nicht lange, so hatte er auch die zweite gewonnen. Und dabei war noch etwas: für gewöhnlich, wenn ich verlor, ärgerte ich mich — heute dachte ich gar nicht daran. Ich war wie in einem Bann und hatte ein Gefühl, als könnte es nicht anders sein.

Nachdem er auch die zweite Partie gewonnen hatte, stellte er sein Queue beiseite, dann machte er wieder einen Diener, diesmal einen beinahe feierlichen, und dann, bevor ich noch hatte fragen können: „Kommst du bald wieder?" war er hinaus.

So schnell war er hinaus, daß, als ich, ihm nachgehend, auf den Flur hinaustrat, er schon in der Ausgangstür stand, den Paletot angezogen, den Hut auf dem Kopf. Ich wollte ihm Adieu sagen, aber ich konnte nicht — zu merkwürdig, wie er da in der Tür stand: so lang aufgerichtet wie vorhin, als er mir plötzlich am Billard gegenüber gestanden hatte, die Augen wieder auf mich gerichtet, unablässig, ganz starr, und doch — mit einem Ausdruck — einem Ausdruck —

Plötzlich war er dann fort — ich weiß kaum wie. So geräuschlos, daß ich die Tür gar nicht hatte gehen hören.

Mir wurde — ich weiß nicht — daß ich ein Bedürfnis fühlte, nur einen Menschen zu sehen, einen Menschen sprechen zu hören. Darum ging ich an die Küche, wo meine alte Wirtschafterin saß, und sprach mit ihr — ich weiß nicht mehr recht, was es war; aber ich glaube, die alte Frau behauptete, mein Bruder wäre gar nicht dagewesen.

Und indem wir noch sprachen, klingelte es. Und als wir aufmachten, stand die Wirtschafterin meines Bruders vor der Tür — und von der erfuhr ich — daß heute nachmittag — gerade vor einer Stunde — zu der Zeit — als er bei mir gewesen war und noch einmal mit mir spielte, daß da mein Bruder gestorben war. Ich bin dann mit der Marie dahin gefahren, wo mein Bruder wohnte. Unterwegs hat sie mir alles erzählt:

Heute früh noch war mein Bruder verhältnismäßig ganz wohl und munter gewesen und hatte der Marie noch gesagt, daß sie ihm für heute nachmittag keine Milch warm zu machen brauchte, weil er zu seinem Bruder ginge, dem Herrn Geheimrat, um mit ihm Billard zu spielen.

Am Mittag aber hatte er sich unwohl gefühlt. Darum war er auch nicht zum Essen ausgegangen; und sie hatte ihm geraten, er sollte sich doch zu Bette legen. Das hatte er denn anfänglich nicht gewollt, weil doch sein Bruder auf ihn wartete. Weil aber die Marie ihm zugeredet, er könnte ja wieder aufstehen, wenn's so weit sein würde, hatte er endlich nachgegeben und sich hingelegt.

Aber von dem an, daß er sich gelegt hatte, war es immer schlimmer mit ihm geworden, so schlimm, daß die Marie auch gar nicht einen Augenblick mehr von ihm fort gekonnt und kaum mehr einen Arzt hatte rufen und niemandem, auch mir nicht, mehr Nachricht hatte geben können.

Zu fiebern hatte er angefangen, und dann, wie der Nachmittag fortschritt, zu phantasieren, und durchaus hatte er aus dem Bette gewollt, daß die Marie ihn beinahe mit Gewalt hatte festhalten müssen. Und immerfort: „Ich muß aufstehen!" hatte er gerufen, „mein Bruder wartet auf mich mit dem Billard, und wenn ich nicht komme, wird er böse."

Das waren seine letzten Gedanken gewesen und seine letzten Worte. Bald darauf ist er still geworden und eingeschlafen. Und nun sitze ich hier und schreibe, und schreibe zum Schluß noch eines hinzu: „Ich bin Dir nicht böse, Bruder! Bruder, mein Bruder, ich bin Dir nicht böse! Und ich komme bald — ich weiß es, ich fühle es — komme sehr bald, da will ich Dir sagen, daß ich Dir nicht böse bin, sondern will Dir sagen: ich habe Dich lieb gehabt und will Dich lieb haben, hüben und drüben, und immer in Ewigkeit!"

Die Botschafterkonferenz in Konstantinopel und der russisch-türkische Krieg.

(1877—1878.)

Aus dem literarischen Nachlaß des Unterstaatssekretärs Dr. Busch.

Herausgegeben von

L. Raschdau,

Kaiserl. Gesandten z. D.

Im Märzheft dieser Zeitschrift sind die Aufzeichnungen, die Dr. Busch über seine Tätigkeit in den sechziger Jahren als Dolmetscher der Preußischen Gesandtschaft in Konstantinopel hinterlassen hat, veröffentlicht worden. Gegen Ende des Jahres 1869 trat ein Ereignis ein, das für seine Laufbahn entscheidend war. Der Khedive von Ägypten hatte die europäischen Souveräne zur Eröffnung des Suez-Kanals eingeladen, und vom König Wilhelm war sein Sohn mit seiner Vertretung beauftragt worden. Kronprinz Friedrich Wilhelm begab sich im Oktober 1869 über Konstantinopel, wo er dem Sultan Abdul Asis seinen Besuch abstattete, nach Ägypten. Während der Zeit, die er am Bosporus verweilte, diente ihm Dr. Busch als beständiger Begleiter. In dem Tagebuch, das der Prinz über seine Reise geführt hat, findet sich über seinen Aufenthalt in Konstantinopel folgender Vermerk: „Mein steter Begleiter war der höchst unterrichtete, gewandte und verdienstvolle Gelehrte Dr. Busch, Dragoman bei unsrer Gesandtschaft, der der türkischen Sprache mächtig ist und dessen Lokalkenntnisse umfassend sind." Und an andrer Stelle: „Nicht den geringsten Teil des Genusses beim Aufenthalt in Konstantinopel habe ich der Art und Weise zu danken, mit welcher unser umsichtiger und reich gebildeter erster Dragoman Dr. Busch uns zu führen verstand. Er spricht ganz fließend türkisch und ist jetzt die Seele der Gesandtschaft. Der ganze Geschäftsverkehr beruht bekanntlich ausschließlich auf dem Umgang der Dragomans mit dem Großwesir, zu dem sich erstere gerade so viel und so oft begeben, wie in Europa die Gesandten zum auswärtigen Minister. Mithin hängt alles geradezu von der Persönlichkeit des Dolmetschers

ab, der, wenn er ein gebildeter Europäer ist, sicherlich einen größeren Anspruch auf Zuverlässigkeit machen kann, als wenn man sich der Eingeborenen bedient, wie es früher geschah."

Der Kronprinz kommt dann in diesem Berichte, den er seinem Vater erstattete und der auch zur Kenntnis des Berliner Auswärtigen Amtes gelangte, auf eine Schenkung zu sprechen, die der Sultan der preußischen Regierung gemacht hatte, bestehend in einem Grundstück in Jerusalem, das in alten Zeiten dem Johanniterorden gehört hatte und nun für evangelische Zwecke bestimmt werden sollte [1]). Der Vermittlung von Dr. Busch gelang es, während der kurzen Zeit des Aufenthalts des Kronprinzen den türkischen Ferman zu erhalten, so daß der Prinz, damit versehen, seine Reise nach Jerusalem antreten konnte, um dort das Grundstück im Namen seines königlichen Vaters zu übernehmen. Die Angelegenheit war freilich damit keineswegs erledigt. Wie immer in solchen Fällen in der Türkei, lag bei dem Mangel jeder Vermessung die Hauptschwierigkeit in der Abgrenzung des Grundstücks in der heiligen Stadt, wo so viele und verschiedenartige nationale und konfessionelle Sonderbestrebungen bei solcher Gelegenheit hervortreten. Dr. Busch mußte schließlich selbst nach Jerusalem reisen, und er hat dort in mehrmonatiger Anwesenheit auch diese Angelegenheit unserm Interesse entsprechend geregelt. Das fragliche Grundstück, der Muristan genannt, trägt heute die evangelische Erlöserkirche.

Die warme Anerkennung, die ihm Kronprinz Friedrich Wilhelm für diese Tätigkeit zollte, hat ohne Zweifel den Anstoß zu dem Entschluß gegeben, die Kenntnisse und Fähigkeiten Dr. Buschs in ausgiebigerer Weise zu benutzen, als es in seiner bisherigen Laufbahn möglich war. Er wurde zunächst (1872) mit der Verwaltung des deutschen Konsulates in St. Petersburg betraut und zwei Jahre später in das Berliner Auswärtige Amt berufen, wo er nunmehr seine reichen orientalischen Erfahrungen unter der unmittelbaren Leitung Fürst Bismarcks zu verwerten in der Lage war. Als vortragender Rat in der politischen Abteilung hat er hier mehrere Jahre das Dezernat für den Orient bearbeitet und dabei in der Nähe des großen Staatsmannes eine besondere Vertrauensstellung genossen. Fürst Bismarck hat bis zum Berliner Kongreß ein verhältnismäßig geringes Interesse für die Vorgänge auf der Balkan-Halbinsel gezeigt. Er war es zufrieden, die Bearbeitung dieser Beziehungen in der Hand eines mit den lokalen und persönlichen Verhältnissen so vertrauten Mannes, wie sein Referent es war, zu wissen, und er beschränkte sich auf die Angabe der großen Richtlinien, namentlich von dem Gesichtspunkt unsrer Beziehungen zu den europäischen Großmächten. Aber gerade diese nötigten ihn doch mehr und mehr, den Ereignissen im Südosten Europas größere Aufmerksamkeit zuzuwenden. Im Laufe des Jahres 1876 hatten sich dort die Verhältnisse so verwickelt und die Gegensätze zwischen Rußland und andern Mächten hatten sich so verschärft, daß die Gefahr eines europäischen

[1]) Diese Schenkung ist nicht zu verwechseln mit der später vom Sultan Abdul Hamid dem Kaiser Wilhelm II. gemachten, bestehend in der Dormitio Mariae.

Krieges näher rückte. Zum leichteren Verständnis der folgenden Aufzeichnungen müssen wir dem Leser mit einigen Worten die Lage der Türkei Ende 1876 in Erinnerung bringen.

Die ganze europäische Türkei war damals durch panslawistische Bestrebungen in dauernde Erregung versetzt. Überall suchten die christlichen Elemente sich der türkischen Herrschaft zu entziehen oder doch wenigstens eine autonome Verwaltung zu erhalten. Im äußersten Nordwesten, in Bosnien und der Herzogewina, war allerorts ein Aufstand der Christen, aber auch der Mohammedaner, die nicht weniger als jene unter dem furchtbaren Steuerdruck litten, ausgebrochen; zwischen Serbien und Montenegro, beide halbsouveräne Staaten, auf der einen Seite und der Türkei auf der andern Seite bestand offener Kriegszustand, in Bulgarien hatte man eben verschiedene Aufstände in einem Meer von Blut erstickt, aber ohne die Ordnung endgültig herzustellen. Überall suchten die europäischen Mächte zu vermitteln, hauptsächlich um den drohenden Zusammenstoß zwischen Rußland, das in seiner Rolle als Schutzmacht der orthodoxen Christen handelte, und der Türkei zu verhüten. Rußland trug sich mit dem Plane, eine gründliche Neuordnung der verschiedenen europäischen Provinzen der Türkei durchzusetzen, und bemühte sich, besonders England und Österreich-Ungarn für diesen Gedanken zu gewinnen. Zu jenem Zwecke sollten russische Truppen Bulgarien besetzen, während Bosnien den Österreichern zugewiesen wurde; gleichzeitig sollte eine englische Flotte im Bosporus erscheinen. Trotz aller diplomatischen Bemühungen mißlang dieser Versuch, und auf englischen Vorschlag kamen die Mächte schließlich überein, die verschiedenen schwebenden Fragen auf einer Konferenz der Botschafter zu behandeln. Zunächst wurden im Laufe des Dezembers 1876 Vorkonferenzen der Botschafter abgehalten, an denen die Pforte nicht teilnahm. In diesen wurde ein die europäischen Besitzungen der Türkei umfassender Reformplan aufgestellt, der nun in der eigentlichen Konferenz, die zusammen mit den türkischen Vertretern am 23. Dezember ihre Arbeiten begann, den letzteren zur Annahme empfohlen wurde. Die Pforte betrachtete diese Aktion von Anfang an als eine schwere Demütigung und suchte ihr daher mit allen Mitteln entgegenzuarbeiten. Schon seit längerer Zeit hatte sich das Jungtürkentum mit dem Gedanken einer Verfassung getragen, und besonders Midhat Pascha, der damals dem türkischen Ministerium angehörte, hatte von dem jungen Sultan, der nach dem unfreiwilligen Tode seines Onkels und der Absetzung seines blöden Bruders eben den Thron bestiegen hatte, die Zusage ihrer baldigen Einführung erwirkt. Jetzt wurde diese Verfassung als ein geeignetes Mittel benutzt, die Einmischung Europas zu beseitigen. Am selben Tage, da die gedachte Konferenz zusammentrat, wurde die neue Verfassung dem Volke verkündet und den Botschaftern eröffnet, daß damit von selbst eine neue Reformzeit für das gesamte Volk beginne. Welchen Erfolg dieser Theatercoup — denn als solcher wurde er damals allgemein aufgefaßt — hatte, geht aus den nachfolgenden Tagebuchblättern hervor.

I. Die Botschafterkonferenz in Konstantinopel.

An Bord des Lloyddampfers „Venus" auf der Fahrt von Triest nach Korfu, den 30. Dezember 1876.

Als vor kurzem die Konferenz zur Beratung der orientalischen Angelegenheiten in Konstantinopel zusammentrat und einige Mächte außer ihren bei der Pforte bestellten Botschaftern noch besondere Bevollmächtigte oder Sachverständige zur Teilnahme an den Verhandlungen entsandten, entstand im Auswärtigen Amte der Gedanke, mich dem Botschafter von Werther, der uns auf der Konferenz vertrat, zur Unterstützung beizugeben. Fürst Bismarck war einverstanden, wollte aber zunächst noch mit meiner Entsendung warten, damit nicht der Schein entstände, als legten wir den Konstantinopler Verhandlungen von vornherein eine große Bedeutung im deutschen Interesse bei. Er hatte immer betont und wiederholte auch jetzt wieder, daß Deutschland nicht berufen sei, sich bei der orientalischen Krisis in den Vordergrund zu stellen, daß es vielmehr den unmittelbar beteiligten Mächten überlassen bleiben müsse, sich zunächst untereinander über eine Lösung der Schwierigkeiten zu verständigen. Der Gang der Konferenzverhandlungen trug indessen dazu bei, meine Abreise zu beschleunigen. Am ersten Weihnachtsabend saß ich ruhig im Familienkreise, als ich plötzlich zum Staatssekretär v. Bülow gerufen wurde. Er eröffnete mir, es sei der Wunsch des Reichskanzlers, daß ich mich sobald als möglich nach Konstantinopel begebe. Die Sachlage habe sich inzwischen so gestaltet, daß die russische Regierung für den Fall der Weigerung der Pforte, die Beschlüsse der Konferenz anzunehmen, beabsichtige, ihren Botschafter abzuberufen; sie dränge in die Mächte, den gleichen Schritt zu tun. So geringen Erfolg sich auch der Reichskanzler von einer solchen Demonstration verspreche und so sehr er bezweifle, daß sie die türkische Regierung zur Nachgiebigkeit bestimmen werde, so werde sich Deutschland doch der Teilnahme an dem Schritte nicht entziehen können, wenn es nicht den gewohnten Verdächtigungen seiner Politik neuen Stoff bieten wolle. Herr von Werther sei daher angewiesen, falls General Ignatiew abreise, dessen Beispiel zu folgen. Wir beabsichtigten damit jedoch nicht einen Abbruch der Beziehungen zu der Pforte, es solle vielmehr ein Geschäftsträger zurückbleiben, als welcher ich zu fungieren hätte. — Ich traf sofort meine Reisevorbereitungen. Ursprünglich hatte ich die Absicht, über Bukarest zu gehen, stand aber davon ab, weil das strenge Winterwetter, das überall im Osten herrschte, Betriebsstörungen auf der langen Eisenbahnfahrt und ungewissen Aufenthalt unterwegs fürchten ließ. So entschied ich mich für den Weg über Wien und Triest. Den Abend vor der Abreise speiste ich beim Fürsten Bismarck, der mir mündlich seine letzten Instruktionen erteilte.

Den 28. nachmittags brach ich auf, ermüdet durch Hetzerei, Laufereien und schlaflose Nächte. Der Kälte der letzten Tage (wir hatten 16 Grad Réaumur unter Null gehabt) war plötzlich Tauwetter gefolgt; auf der Fahrt nach Dresden regnete es in Strömen. Weiter im Elbtal klarer Himmel; der

Mond beschien schneebedeckte Berge und den in ein Eisfeld verwandelten Elbstrom. Nach einer ziemlich schlaflos verbrachten Nacht näherte ich mich Wien. Die Donau ging stark mit Eis, so daß ich mir Glück wünschte, die Reise durch Rumänien mit der unsicheren Überfahrt nach Rustschuk aufgegeben zu haben. Ein Sonnenaufgang mit eigentümlichem, rotgrünem Farbenspiel, wie man es in Petersburg an Winterabenden zuweilen sieht, belebte einigermaßen die starre Landschaft. Die Kälte war wieder auf 5 Grad gestiegen; die Stadt mit den schneebedeckten lautlosen Straßen, den vorsichtig umhertrippelnden Menschen erschien mir wie verwandelt, da ich sie bisher immer nur in der Sommerzeit gesehen hatte. Wieder fiel mir die Verschiedenheit des Gesichtsausschnittes der Bevölkerung im Vergleich mit dem norddeutschen Typus auf. Nach einer gründlichen Waschung im Gasthofe und einem Spaziergang den Graben entlang, begab ich mich schon um Mittag nach dem Südbahnhof zur Fahrt nach Triest. Der Himmel hatte sich mehr und mehr aufgeklärt; Baden, Vöslau, Payerbach zogen in hellster Winterbeleuchtung vorbei. Gegen den Semmering zu zeigte sich der Schnee auf den Höhen immer seltener. Von der ganzen Steiermark war der befrorenen Wagenfenster wegen nichts zu sehen; in unbehaglichem Halbschlaf schüttelte ich mich bis nach Sessana auf dem Karst, wo mich zu meiner freudigen Überraschung laue Lüfte empfingen. Das Eis auf den Fensterscheiben war geschmolzen; ich konnte bei offenem Fenster die Fahrt längs der Bucht von Triest genießen. Das Meer lag ruhig, stellenweise durch Nebel verhüllt, den rasche Boote mit mächtigen lateinischen Segeln hier und da durchschnitten. In Triest begann das Gewölk der Sonne zu weichen, und ich schwelgte nach den hinter mir liegenden zwei Monaten winterlicher Existenz in dem Genuß eines Tages, der nach Temperatur und Beleuchtung dem schönsten deutschen Herbsttage gleichkam. Namentlich gegen Mittag wurde das Bild der Stadt immer entzückender. Auf der Straße und dem mit Orangen übersäten Markt lag warmer Sonnenschein, die Kanäle glänzten stahlblau, aus der Ferne zeigte sich die offene See, halb mit Nebel bedeckt, halb vom Lichte vergoldet. Die Durchblicke aus dem Innern der Stadt nach dem Hafen und dem offenen Meere, dem Menschengewühl, das sich an den Molen sammelte, um den Abgang oder Zugang der Schiffe anzusehen, waren von besonderem Reiz; man hatte so auch in den inneren Straßen immer das Gefühl des Zusammenhanges mit dem gewaltigen Elemente, das in einer Seestadt alle Verhältnisse beherrscht. Auf der Straße lebhafter Verkehr; in dem kleinen giardino publico ergingen sich Spaziergänger, sonnten sich Kinder wie bei uns an einem Frühlingstage. Die Triestiner nahmen das Lob, das ich ihrem Klima spendete, gern entgegen; sie hätten in diesem Winter bis jetzt weder Eis noch Schnee gesehen. Überhaupt wird sich ihr Klima mit dem Nizzas messen können ohne die Bora, den Plagegeist der Stadt; diese soll freilich zuweilen bis zwanzig Tage lang wehen.

Ich stieg im Hotel de Ville ab, besuchte unsern Generalkonsul Herrn von Lutteroth, einen alten Bekannten aus der Zeit meines ersten Aufenthaltes im Orient. Er hatte mir eine bequeme Kabine über Deck auf dem Lloyddampfer bestellt. — Baron Lutteroth meint, daß in Österreich in allen Kreisen

eine lebhafte Bewegung gegen jede aktive orientalische Politik herrsche. Freilich lege die Fortdauer der jetzigen Krisis dem Kaiserstaate auch schwere Opfer auf. — Auf dem Wege zu Baron Lutteroth beschaute ich noch das neue Denkmal des unglücklichen Kaisers Maximilian; es bietet einen neuen Beleg des mangelnden Berufs unsrer Zeit für Denkmälerkunst: eine Galafigur in theatralischer Haltung und ohne Wirkung.

Bereits um Mittag schiffte ich mich ein, um vom Decke des Dampfers aus das Abfahrtstreiben mit Ruhe anschauen zu können. Die Luft war so lau, daß ich in einfachem Rocke auf dem Verdecke mich ergehen konnte. Gegen zweieinhalb Uhr löst sich der Dampfer vom Molo und läuft in die in Dunst gehüllte offene See so ruhig und glatt, daß das Verlassen des Hafens kaum fühlbar wird.

Die Zahl der Mitreisenden ist gering; bei Tisch sind wir nur fünf Personen, darunter ein junger österreichischer Sportsman, dessen ungrammatikalisches Deutsch seltsam gegen seine vornehmen Manieren absticht; er geht nach Korfu, um auf der albanischen Küste mit einem befreundeten Engländer, der ihn mit seiner Jacht dort erwartet, Schnepfen zu schießen. Es soll dies namentlich bei den Engländern ein beliebter Sport sein. Der Januar sei die günstigste Zeit für diese Jagd. Ein andrer Tischgenosse ist ein armenischer Meerschaumhändler aus Wien; er betreibt sein Geschäft dort schon seit sieben Jahren mit Gewinn; den Meerschaum bezieht er aus den bekannten Gruben in Eskischehr; er wird in Wien verarbeitet und die daraus hergestellten Artikel gehen nach Deutschland, namentlich aber nach England und Amerika. Den Transport des Meerschaums vermittelt der Österreichische Lloyd, dessen Frachten sich billiger stellen als die der Donaudampfschiffahrtsgesellschaft; auch die von ihm nach Anatolien gesandte Ware übernimmt der Lloyd. Der armenische Händler hat mehrfach in Wien von Agenten sächsischer Fabriken sächsische Tuche zum Export nach Anatolien gekauft. Im Gespräche über die Lage der Türkei meint er, es sei zu Ende mit der Herrschaft der Türken, wenn sie nicht bald die Gleichstellung aller Rajahvölker verwirklichten. Er meint, die Christen würden gerne zum Kriegsdienste bereit sein, um sich dadurch von der Inferiorität, in der sie sich jetzt den Mohammedanern gegenüber befinden, zu befreien.

31. Dezember.

Morgens um halb acht aufgewacht, durch köstlichen Schlaf erfrischt und aller Müdigkeit der letzten Tage ledig. Wir befinden uns der Insel Lissa gegenüber. Das Meer ist ruhig; ein leichter Südwind hat die Wolken zerstreut, so daß sich der Tag zu einem wahren Frühlingstage gestaltet, den ich in einfachem Rock an Deck verbringen kann. Das 13. Buch der Odyssee gelesen. Unter meinen Reisegefährten befindet sich noch ein junger Grieche aus Syra, der in Getreidegeschäften neun Monate des Jahres in Taganrog verbringt. Griechische Schiffe führen Getreide von dort nach Syra, wo es in einer von seinem Vater angelegten Dampfmühle vermahlen wird. Der Mann zeigt in seinem ganzen Wesen und Denken die Betriebsamkeit und kaufmännische Begabung der Griechen.

Ein schöner Sonnenuntergang zeigt deutlich den Monte Garganus an der italienischen Küste. Nachher prächtiger Mondschein bei milder Luft.

1. Januar 1877.

Als ich gegen 8 Uhr aufstand, hatten wir bereits das Kap Linguetta passiert. Zur Linken die albanischen stark beschneiten Berge, 3—5000 Fuß hoch. Vor uns die dunklen Berge von Korfu; das Wetter war unverändert wie gestern, nur wehte der Wind von Süden etwas frischer. Gegen 11 Uhr gingen wir vor der Stadt Korfu vor Anker. Konsul Fels kam an Bord, mich abzuholen; er besitzt ein hübsches Haus nach der Seeseite; das Zimmer schmückte ein schöner Weihnachtsbaum aus Kephalonia. Ich machte mit ihm sogleich eine Fahrt nach meinem Lieblingsplatz, der genuesischen Batterie, diesmal nicht durch die Porta Reale, sondern über die Esplanade, die See entlang, ein Weg, der viel reizender ist. Das Wetter war das herrlichste, das man sich denken konnte, der Himmel halb bewölkt, so daß die ab und zu hervortretenden Sonnenstrahlen noch schöner erschienen. Die Luft war die eines milden Herbsttages. Über alle Maßen schön erschien die Vegetation; blühende Rosenhecken, der Rasen noch frisch grün, selbst eine Eiche hatte noch ihre grünen Blätter; die Orangenbäume voll behängt mit goldenen Früchten. Die Schönheit der alten Olivenbäume auf grünem Rasen konnte ich hier recht bewundern. Mein Inselchen präsentierte sich in unveränderter Schönheit; nur konnte ich diesmal durch Konsul Fels einen Irrtum in meiner Auffassung des Lokals dahin rektifizieren, daß die Bergkette, die den Hintergrund der Insel bildet, nicht, wie ich annahm, dem Festlande, sondern der Insel Korfu selbst angehört. Wir fuhren durch die Porta Reale zurück nach dem Hafen, wo ich mich bereits um 2 Uhr einschiffte. Auf dem Rückwege bemerkte ich zwei Dampfmühlen, die, neu angelegt, griechischen Eigentümern gehören. Konsul Fels meint, daß überhaupt seit dem Aufhören der englischen Herrschaft, die den Korfioten müheloſen Gewinn brachte, diese sich mehr der Industrie zuwandten. Die Mieten seien jetzt in der Stadt teurer als früher, und der Wohlstand habe nicht abgenommen. In bezug auf die Stimmung der griechischen Bevölkerung der orientalischen Krise gegenüber, meinte Konsul Fels: die allgemeine Meinung sei gegen eine Teilnahme an einem etwaigen Kriege gegen die Türkei; man werde sich wahrscheinlich mit einigen Demonstrationen begnügen, um den demagogischen Schreiern im eigenen Lande gerecht zu werden. — Die Olivenernte auf Korfu war dieses Jahr außerordentlich gut geraten. Die Bäume hingen übervoll von schwarzen Früchten, die man einzusammeln begann. Herr Fels meinte, es fehle an Arbeitslust, sonst könnte von dem Überfluß des Bodens, der in Korfu dem Verderben preisgegeben werde, noch mancher sich bereichern. Auch in der Ölbereitung herrsche wegen mangelnder Arbeit noch große Nachlässigkeit. Die Frucht sei an sich sehr gut, allein das beste Öl werde in Bari gemacht, weil man dort Arbeiter genug finde, die jede einzelne Kirsche zur Ölbereitung auslesen. Leere Fässer werden von Triest importiert, da auf der Insel selbst Holz und Eisen Einfuhrzoll zahlen und man Fässer dort nicht machen kann. Noch einer

kuriosen Erscheinung muß ich Erwähnung tun: auf der Fahrt nach der Genuesenbatterie stand am Meer in abgerissenem Anzuge ein schlanker Montenegriner, der uns grüßte. Es war ein früherer preußischer Leutnant, Freiherr v. H., der in Montenegro den Feldzug mitgemacht hat, sich jetzt in Korfu herumtreibt und auf eine Anstellung beim Vizekönig von Ägypten wartet.

Wir verließen Korfu erst um Sonnenuntergang, weil die Post aus Janina auf sich hatte warten lassen. Ich brauchte es nicht zu bedauern, denn der Sonnenuntergang bot einen landschaftlichen Genuß, der zu den schönsten in meiner Erinnerung gehört. Vor uns die Stadt im Abenddunkel, in das die wunderlich geformten beiden Akropolen mit ihren Bastionen hineinragten, rechts von mir endlich die Gebirgskette des Festlandes, zu einem Teil, so weit der Schnee reicht, im Alpenglühen leuchtend, teils in rosa und violettes Licht getaucht. Es war ein Bild zum nicht vergessen.

Abends hatte ich beim Spaziergang auf dem Decke ein längeres politisches Gespräch mit unserm Kapitän. Er ist ein Bocheſe, sein Vater war Montenegriner; er atmet den glühendsten Haß seiner Rasse gegen die Türken, diese „carogne“, diese „vergogne de l'Europe“. Österreich habe Deutschland und Italien verlieren müssen und sich dem Befreiungs- und Nationalitätstrieb auf diesen beiden Gebieten seiner Politik nicht widersetzen können, warum solle die christliche Bevölkerung sich nicht mit gleichem Recht von der türkischen Herrschaft freimachen, die nichts zu leisten vermöge und alle Versprechen der Besserung bisher schändlich gebrochen habe. Die Zeit sei jetzt gekommen. Nicht die russische Regierung, sondern das russische Volk dränge dazu, den südslavischen Brüdern Hilfe zu leisten, wenn nicht Rußland sein ganzes Ansehen im Orient verlieren wolle. Russische Sympathien hätten die Südslaven nicht, allein man verbinde sich mit dem Teufel selbst, wenn man den Strick am Halse fühle. Die russische Regierung wisse auch sehr wohl, daß sie von dem fortgeschrittenen Teile der Südslaven nichts zu erwarten habe; sie sei den Serben feindlich gesinnt. Montenegro sei ihr sympathischer, weil dort das absoluteste Regiment herrsche, das sich denken läßt. Der Fürst sei alles; „quando il parla, la terra treme;“ das sei noch jetzt so, werde aber nicht bleiben, wenn das Land sich erst vergrößert habe. Die Eifersucht unter den verschiedenen slavischen Stämmen wegen des Prinzipats gab der Kapitän zu; es könne auch unter so besonderen Umständen nur von einer Konföderation die Rede sein. Montenegro sei früher von Serbien wiederholt im Stiche gelassen worden; diesmal sei Serbien selbst wider Willen gerade so in den Krieg getrieben, wie es in diesem Augenblick Rußland werde, d. h. von der slavophilen Agitation. Es hätte auf seine Rolle verzichten müssen, die Regierung wäre gestürzt worden, wenn sie dem Drang nicht nachgegeben hätte. Österreich hätte längst zugreifen müssen; es sei ein Unrecht, wenn der dominierenden Ungarn wegen die Sympathien der slavischen Bevölkerung nicht berücksichtigt würden. Die Erwerbung Bosniens und der Herzegowina werde Österreich für den in den letzten Dezennien erlittenen Territorialverlust Ersatz schaffen. Dalmatien nähre sich kümmerlich von etwas Fischfang und Schiffahrt. Es handle sich ja auch nur um einen Zuwachs von einer Million

Slaven, der das Gleichgewicht nicht mehr stören würde als bisher. Die slavische Aspiration könnten Österreich und Ungarn doch nicht hindern. Die Erwerbung von Bosnien sei leicht; die bosnischen Beys würden sich bald in ihre Lage finden, die jetzige Generation noch muselmännisch bleiben, die kommende aber ebenso leicht christlich werden, wie ihre slavischen Vettern in Kroatien. Das Unglück sei, daß unter den österreichischen Slaven selbst keine Einheit herrsche; das religiöse Bekenntnis habe sie geteilt; die katholischen Kroaten gingen andre Wege als die orthodoxen Serben usf.; ebenso trennten sich in der Herzegowina und in Bosnien die Slaven nach dem Bekenntnis. Schließlich meinte der Kapitän, die kaiserliche Familie sei den slavischen Bestrebungen nicht so abgeneigt und der Kaiser werde sich endlich doch entschließen, dem gepriesenen Beruf Österreichs zu folgen.

Abends unterhalte ich mich noch mit dem Armenier. Auf die Frage, welches seine Muttersprache sei, antwortet er: „Das Türkische". Armenisch habe er in der Schule gelernt; die frühere Generation hätte überhaupt kein Armenisch gelernt; so verstehe es sein Vater und sein älterer Bruder gar nicht, er selbst mittelmäßig, sein jüngerer Bruder aber ausgezeichnet. Die türkische Regierung habe früher keine armenische Schule zugelassen. Später habe die Gemeinde aus eigenen Mitteln eine gegründet, an der zuerst der Geistliche und, da dieser nur ungenügend zu unterrichten verstand, später eigens in Konstantinopel gebildete Lehrer unterrichteten.

An Bord schifft sich ein griechischer Kaufmann ein, den sein sechzehnjähriger Sohn begleitet. Als er erfährt, daß ich zu einer Gesandtschaft gehöre, will er mich gleich über den Stand der orientalischen Frage interpellieren. Sein Vater bestätigt mir, daß er und die ganze Schuljugend sich eifrig mit Politisieren beschäftigen.

Donnerstag, den 2. Januar 77.

Um 8 Uhr morgens befanden wir uns auf der Insel Proti, der Himmel bewölkt, Windstille fast den ganzen Tag. Navarin, Sphakteria und Methone sehr gut zu sehen. Bald nach Sonnenuntergang passieren wir das Kap Malia.

In Korfu waren mehrere türkische Offiziere und ein Pfortenbeamter, der mich wieder erkannte, eingestiegen. Erstere hatten den montenegrinischen Feldzug mitgemacht; sie klagten über die Schwierigkeit der Kriegführung in dem dortigen Terrain, wo man den handvoll Leuten, die sich in ihren Felsspalten verbergen, nicht beikommen könne. Einer meint, man müsse dort überhaupt nicht Krieg führen, sondern das Land mit einem Kordon blockieren; die montenegrinischen Frauen ziehen mit ihren Männern ins Feld, schleppen die Verwundeten weg und tragen den Kämpfern Munition zu. Unser Kapitän bestätigt diese Sitte. Er meint, überhaupt sei der Montenegriner ohne sein Weib nichts. Sie arbeite und tue alles für ihn; er selbst sei nur auf den Krieg aus seit Kindesbeinen an. Das werde sich ändern, wenn die Montenegriner sich ausdehnten, wohlhabender würden. Dann würden sie erschlaffen wie die Serben.

3. Januar.

Morgens zwischen 2 und 3 laufen wir in den Hafen von Syra ein; das Ausschiffen der Waren beginnt sofort und damit ein Getöse, das jeden Schlaf unmöglich macht. Zwischen 7 und 8 die Stadt vom Sonnenaufgange beleuchtet; ein phantastisches Bild, die zahllosen weißen Zuckerhäuschen in rosigem Schein. Als ich mich ausschiffen will, sind die ersten Menschen, denen ich begegne: Herr v. H. und Konsul Klöbe. Mit letzterem nach seinem Hause gegangen; er behauptet, daß Griechenland in den letzten Jahren materiell sehr große Fortschritte gemacht habe. In Syra würden in einem Jahr für 8 Millionen Franken allein Häute aus Buenos Ayres eingeführt und verarbeitet. In bezug auf die politische Situation meint er, daß das Land zwar jetzt nicht — da zum Kriege nichts bereit sei —, aber später losschlagen werde, um zu verhindern, daß die Neugestaltung der türkischen Verhältnisse den Slaven allein zugute komme. Man fürchte, die Verwirklichung der Wünsche hinsichtlich Epirus und Thessalien werde ausbleiben, wenn man den jetzigen Moment verpasse. Nach 12 Uhr Abfahrt von Syra; immer ruhiges Wetter mit bewölktem Himmel. Die Stadt Andros sieht man sehr deutlich. Auf den überragenden Höhen Schnee.

4. Januar.

Da wir die Dardanellen bei Nachtzeit nicht passieren dürfen, so müssen wir in der Nacht unsre Fahrt verlangsamen. Morgens gegen 8 bei kaltem Regenwetter vor Tschanak-Kalessi. Abends gegen 9 Uhr gehen wir bei Makriköi vor Anker, um morgens gegen Tagesanbruch in den Hafen von Konstantinopel einzulaufen.

Konstantinopel, 9. Januar.

Der englische Militärbevollmächtigte bestätigt, daß die türkischen Rüstungen noch nicht beendigt sind. Er glaubt, daß aber jeder Aufschub des Ausbruches eher der Pforte als Rußland zugute komme; letzteres sei jetzt an Truppenzahl stärker, doch werde sich das Verhältnis bis zum Frühjahr ausgleichen.

Herr v. Haas von der hiesigen Ottomanischen Bank hat Nachrichten aus Rustschuk, wonach die Armierung der dortigen Festung noch viel zu wünschen übrig lasse, es fehle namentlich an Munition. Auch seien die türkischen Streitkräfte in den Donauprovinzen bei weitem nicht so stark, als man sie hier offiziell angebe.

In bezug auf die finanzielle Lage äußert er, daß der Wegfall jeder Zinszahlung[1]) nach außen der Pforte in diesem Augenblick mehr finanzielle Hilfsmittel zu Gebote stelle, als früher. Die Ausgaben würden eben aus den laufenden Einnahmen bestritten, alle übrigen Zahlungen seien eingestellt. Auch könne ein so großes Land bequem noch eine große Menge Papiergeld vertragen; Serbien habe beispielsweise für 60 Millionen Franken Papiergeld in Zirkulation, die Türkei bisher nur 10 Millionen.

---

[1]) Im Oktober 1876 hatte die Pforte die Zinsen ihrer Staatsschuld auf die Hälfte herabgesetzt; die andre Hälfte wollte sie in Schuldtiteln zahlen. Vom nächsten Jahre ab zahlte sie überhaupt nichts mehr.

Ich höre von großen Ankäufen für Kriegsmaterial. Für Munition ist von dem Bankier Azarian die Summe von 400 000 türkischen Pfund zur Verfügung gestellt. In den türkischen Beamtenkreisen herrscht große Opferwilligkeit. Als gestern auf dem Kriegsministerium bekannt wurde, daß für den Bau von Spitalbaracken kein Geld vorhanden sei, wurde von den türkischen Beamten in zwei Stunden ein Betrag von 50 000 Piastern durch freiwillige Subskription aufgebracht. In der städtischen Bevölkerung der Levantiner, Armenier und Griechen herrscht ein großer Haß gegen Rußland, dem man das materielle Elend schuld gibt. Alle Sympathien, sagt man, seien für die Türken, die man trotz aller Klagegründe gegen sie lieber habe als russische Herrschaft. Türkischerseits werden diese Sympathien gepflegt; das Benehmen gegen die christliche Bevölkerung ist rücksichtsvoller als je. Trotz der Masse der hier garnisonierenden Truppen kommen Exzesse dieser gegen die christlichen Bewohner, wie sie früher häufig waren, nicht vor. Die Beteiligung an der Nationalgarde ist allgemein, und man sieht in diesem Institut die einzige Bürgschaft gegen etwaige Massacres, die die Christen noch immer befürchten.

12. Januar.

Bei Lord Salisbury zum Diner[1]). Nach Tisch habe ich eine längere Unterredung mit ihm. Er ist ganz hoffnungslos in bezug auf eine Besserung der hiesigen Verhältnisse und spricht von dem türkischen Ministerium, insbesondere von Midhat Pascha[2]), in dem Tone wegwerfender Verachtung. Sie seien insgesamt unfähig, eine ernste politische Verhandlung zu führen, und nur darauf bedacht, sich durch elende Kniffe und unaufrichtige Zugeständnisse aus der Sache zu ziehen. Es sei überhaupt von den Türken nichts mehr zu hoffen; selbst wenn es gelinge, diesmal ein Arrangement zu finden, so werde Europa in kurzer Zeit doch wieder durch neue Komplikationen, infolge der türkischen Mißregierung, gestört werden. Da müsse man sich doch die Frage stellen, ob Europa ein Interesse daran habe, eine solche Herrschaft ferner zu erhalten. Leider sei man in England noch vielfach in den alten irrigen Vorstellungen über die Bedeutung der Türkei für die britischen Interessen befangen. Es scheine dort ein nationales Bedürfnis zu sein, ein Gespenst zu haben; früher sei dies der Papst gewesen; heute beherrsche die Russenfurcht die Geister. Er teile diese Auffassung nicht und glaube nicht, daß der Weg nach Indien über Konstantinopel führe. Das indische Reich sei durch seine natürlichen Grenzen hinlänglich vor einer russischen Invasion geschützt.

15. Januar.

In der heutigen Konferenzsitzung der Botschafter wurde dem türkischen Bevollmächtigten das abgeschwächte Resümé der Friedensvorschläge[3]) als

[1]) Lord Salisbury war von seiner Regierung in besonderer Mission nach Konstantinopel entsandt worden und beteiligte sich an der Botschafterkonferenz.

[2]) Midhat hatte Mitte Dezember 1876 das Großwesirat übernommen, da sein Vorgänger die Einführung der Verfassung bekämpfte.

[3]) Es handelte sich um die Friedensbedingungen gegenüber Montenegro und Serbien, sowie um die Sonderstellung von Bosnien und Bulgarien.

letztes Wort der Mächte mitgeteilt und für den Fall der Nichtannahme mit der Abreise der Botschafter gedroht. Die ursprünglich bis Donnerstag den 18. gestellte Frist zur Antwort wurde auf Sonnabend den 20. verlängert, da die Türken den großen Rat[1]) zu befragen beabsichtigen, wozu Zeit nötig sei. Lord Salisbury begleitete seine Erklärung mit scharfen Worten, in denen er die Gefahr darlegte, der sich die Pforte durch eine längere Widersetzlichkeit aussetze. Man werde sie ihrem Schicksal überlassen. In ähnlicher Weise sprach sich General Ignatiew aus.

Abends in einer Soirée beim französischen Botschafter. Die allgemeine Ansicht geht dahin, daß die Pforte ablehnen werde. Schon die Berufung des großen Rats deute darauf hin, daß sie nicht an Nachgiebigkeit denke. Die Beschlüsse dieser Versammlung fielen immer chauvinistisch aus; es sei nicht denkbar, daß, nachdem der Großwesir und der Sultan selbst bereits ihre Ablehnung erklärt hätten, die Menge der zu versammelnden Beamten eine andre Meinung äußern würde.

16. Januar.

Auf einer Soirée in der russischen Botschaft. Auch hier herrscht die allgemeine Ansicht vor, daß die Pforte ablehnen werde. Zwar nicht pure, aber durch einen Gegenvorschlag, der die Bestimmungen über den Generalgouverneur und die Zentralkommission[2]) illusorisch zu machen strebe. Wie verlautet, ist die Zahl der zum großen Rat Zugezogenen größer als in früheren Fällen, um die Demonstration um so wirksamer zu machen. Man beabsichtigt, die Patriarchen und selbst diejenigen Beamtenkategorien hinzuzuziehen, die sonst ausgeschlossen waren.

18. Januar.

Der heute zusammengetretene große Rat hat, wie vorauszusehen war, die Vorschläge der Mächte samt und sonders und einstimmig abgelehnt. Die Versammlung war sehr zahlreich, 200—300 Personen, darunter die Patriarchen und die christlichen Beamten von Rang. Der Großwesir ließ eine Zusammenstellung über den Verlauf der ganzen Verwickelungen vom Aufstand in der Herzegowina an bis auf die letzten Beschlüsse der Konferenz verlesen. Er knüpfte daran Bemerkungen über die isolierte Lage des Reichs, seine Finanznot, den Mangel irgendwelcher Alliierter, hob selbst hervor, daß Österreich von seinen slavischen Elementen gedrängt werden könne, eine feindliche Stellung gegen die Pforte einzunehmen, daß die Türken einen Verzweiflungskampf zu bestehen haben werden, daß Hunger und Not in Konstantinopel herrschen würden. Die allgemeine Antwort war, daß man lieber mit Ehre untergehen wolle. Die Versammlung lehnte dann alle Punkte, selbst diejenigen ab, deren Diskussion wenigstens von den türkischen Konferenzbevollmächtigten an-

[1]) Diese nur sehr selten zugezogene Körperschaft setzte sich aus den höchsten geistlichen und weltlichen Beamten, einschließlich der christlichen Rajah-Vertreter, im ganzen etwa 200 Personen, zusammen.

[2]) Für Bulgarien sollte der Generalgouverneur nur mit Zustimmung der Großmächte, und zwar für fünf Jahre, ernannt werden. Außerdem hatten die Botschafter die Einführung einer internationalen Aufsichtskommission verlangt.

genommen worden war. Der Großwesir machte dann bemerklich, daß hinsichtlich dieser Punkte doch eine Verständigung möglich sei, daß er aber über diese selbst die Ansicht des großen Rates einholen werde.

Abends auf einer Soirée beim russischen Botschafter herrschte die allgemeine Ansicht, daß nunmehr die Aufgabe der Konferenz beendigt sei; wenn man auch annehme, daß die Pforte ihre Zurückweisung nicht kategorisch, sondern in einer ausweichenden Form geben werde, die erst eine Schlüssigmachung der Konferenz darüber notwendig machen werde.

Lord Salisbury äußert sich mir gegenüber nach wie vor hoffnungslos über die jetzige Lage im allgemeinen. Es sei nur eine Partei- und Intrigantenpolitik käuflicher Menschen. Über die Wehrkraft denkt er auch pessimistisch. Die Pforte habe in diesem Augenblick, trotz aller offiziellen Übertreibungen, nur 150 000 Mann auf den Beinen, wie er ganz genau wisse. Generäle fehlten gänzlich; mit der Armeeverwaltung sei es auf das traurigste bestellt.

20. Januar.

Heute abend fand die Konferenz ihr Ende. Der türkische Bevollmächtigte las eine Erklärung vor, worin die Pforte die beiden Punkte wegen der Gouverneure und der Zentralkommission ablehnt, betreffs der übrigen nur die Bereitwilligkeit zur Diskussion ausspricht. Lord Salisbury erklärte, daß damit die Konferenz als geschlossen anzusehen sei. General Ignatiew stimmte bei und hielt eine längere Rede, in der er die Gefahr, der die Türkei sich durch die Ablehnung aussetze, betonte. Werde der Waffenstillstand mit Montenegro und Serbien gebrochen oder komme es zu Metzeleien, so werde Rußland dies als eine Provokation ansehen. Zugleich bemerkte er, daß der Konferenz Klageschriften aus Epirus, Thessalien und Kreta vorlägen und daß es die Aufgabe der Pforte sein werde, der dortigen Mißregierung ein Ziel zu setzen. Schließlich vermahnte er noch dringend zur baldigen Befriedigung der türkischen Staatsgläubiger. Alles dies war offenbar zu dem Zweck gesagt, die Türken einzuschüchtern und eine Angel nach den Griechen auszuwerfen. Chaudordy (der französische Vertreter), der ein Schalk ist, sagte mit Bezug auf die Ignatiewsche Vermahnung zur Zinsenzahlung: „mais, mon général, on vous érigera un monument chez nous“.

Ignatiew hat seine Abreise auf Montag festgesetzt.

22. Januar.

Morgens viel Schreiberei, die mit der Übergabe der Geschäfte an mich zusammenhing. Mittags mit dem Botschafter nach der Pforte, wo er sich von Safvet und Midhat Pascha verabschiedete und mich als Geschäftsträger vorstellte. Beide waren sehr ruhig und drückten die Hoffnung aus, daß sie sich mit den Mächten durch direkte Verhandlung doch noch verständigen würden. Midhat war sehr zuversichtlich und äußerte kein Wort des Bedauerns über die Abreise der Botschafter. Der Zustand des Landes sei befriedigend, meinte er; die Stimmung sei zwar kriegerisch, allein ein Ausbruch des Fanatismus nicht zu fürchten. Nur in Kreta herrsche eine gewisse Agitation, die indes hauptsächlich durch den russischen Konsul hervorgerufen werde.

Ich begegnete später dem Großlogotheten[1]), der mir sagte, daß die türkische Darstellung der Sitzung des großen Rates entstellt sei. Er habe gegen die Verwerfung der Friedensvorschläge sich ausgesprochen, dies sei in der offiziellen Version übergangen worden. Der griechische Patriarch sei trotz wiederholter Einladungen nicht erschienen, sondern habe sich durch einen andern geistlichen Würdenträger vertreten lassen. Auch der bulgarische Exarch hat gefehlt.

23. Januar.

Heute sollten die Botschafter abreisen[2]), allein das Wetter war so stürmisch, daß an ein Auslaufen nicht zu denken war.

8. Februar.

Vorgestern ist endlich der lang vorhergesehene Sturz Midhats erfolgt, und zwar ganz in den Formen, die orientalischen Staatsstreichen eigen zu sein pflegen. Am Abend vorher hatten die ihm feindlichen Minister sich noch bei ihm zu Tisch geladen, um ihn in Sicherheit zu wiegen. Am folgenden Morgen wurde er zum Sultan befohlen und fuhr, in bester Laune rechts und links grüßend, durch die Stadt nach dem Palais. Dort wurden ihm die Siegel abverlangt und ihm zugleich eröffnet, daß er auf Grund des Artikels 113 seiner Konstitution als Konspirator gegen die öffentliche Sicherheit ins Ausland verbannt sei und sich sofort einzuschiffen habe. Vor dem Palais lag die Dampfjacht des Sultans, die ihn, nachdem man ihn mit 500 türk. Pfund[3]) Reisegeld ausgestattet, an Bord nahm und unverzüglich die Fahrt nach Brindisi antrat, welchen Ort er selbst gewählt hatte. Die Vorgeschichte dieses Staatsstreiches ist folgende:

Der Sultan und das Palais haßten und fürchteten ihn zugleich von jeher als Revolutionär und Feind der souveränen Autorität. Man hatte sich zu seiner Berufung zum Wesirat nur entschlossen, weil man sich einbildete, daß durch die Proklamation seiner Verfassung die Konferenz von ihren Forderungen herabgehen würde. Als dies indes nicht geschah, und Midhat inzwischen mit seinem Konstitutionalismus doch keinen Ernst machte, dem Palais mit herrischem Wesen seinen Willen aufzwang (so setzte er die Entlassung des Finanzministers durch, weil dieser dem Palais auf eigene Hand Geld gegeben hatte) und durch alle Mittel die Rolle eines Majordomus anstrebte, brachen die Mißhelligkeiten zwischen ihm und dem Palais aus und zogen sich während des ganzen letzten Teils der Konferenzsitzungen hin. Man wagte ihn nicht anzugreifen, so lange die Entscheidung wegen der Konferenz noch nicht gefallen war. Nach der Abreise der Botschafter war der Moment gekommen, wo man allein war, und Midhat beschleunigte den Schlag durch verächtliche Reden, die er und seine Genossen über den Sultan führten. Ja, als unmittelbarer Grund zu seiner Verbannung wurden Verbindungen mit Murad oder

---

[1]) Generalsekretär der ökumenischen Synode.

[2]) Ein Abbruch der diplomatischen Beziehungen erfolgte mit der Abreise der Botschafter nicht; alle Mächte ließen sich durch Geschäftsträger vertreten.

[3]) Etwa 9000 Mark.

Reschad Efendi, dem präsumtiven Thronerben, angegeben; daß er wirklich an einem Sturz Abdul Hamids gearbeitet habe, erscheint mir zweifelhaft. Die zuerst von der Regierung verbreitete Nachricht, man habe kompromittierende Papiere in Midhats Haus gefunden, die die Existenz eines von ihm gegen den Sultan angezettelten Komplottes dartun sollten, ist übrigens von den Regierungsorganen selbst bald fallen gelassen worden.

Der Eindruck auf die Masse der Bevölkerung, der christlichen sowohl als der türkischen, war zunächst der dumpfer Konsternation. Nach und nach machten sich unter den Türken Äußerungen der Verzweiflung und Erbitterung Luft. Nun sei alles aus für sie; ihr Schicksal sei besiegelt. Auch der letzte Versuch zu einer Besserung sei jetzt fehlgeschlagen. Es ist erstaunlich, wie große Ausdehnung die Midhatschen Ideen doch genommen haben. Selbst in der Armee, namentlich unter den Subalternoffizieren, zählt der gefallene Wesir viele Anhänger. Er hat überhaupt die planmäßige Agitation meisterlich verstanden; die Offiziere soll er durch die Hoffnung auf ein Avancementsgesetz gewonnen haben.

18. Februar.

Ein heftiger Bronchialkatarrh hat mich drei Tage ans Zimmer gefesselt und fast arbeitsunfähig gemacht.

Der russische Botschaftsdragoman Onu machte mir einen Krankenbesuch. Ich habe den Eindruck, als ob man in Rußland die slavische Bewegung zu sehr habe gewähren lassen und dadurch wider die eigentliche Absicht immer tiefer engagiert worden sei. Erst nachträglich scheint die Besinnung darüber gekommen zu sein, was ein Türkenkrieg eigentlich heiße, welche Opfer er fordere, welche militärische Stärke die Türkei doch noch besitze. Wenn ein kluger Mann jetzt in Konstantinopel am Ruder säße, so würde er, meint Onu, der russischen Regierung goldene Rückzugsbrücken bauen. Das Versprechen irgendeiner Kommission zur Kontrolle über die Reformen, kurz irgendeine Scheinkonzession würde Rußland genügen können, um sich zurückzuziehen.

19. Februar.

Heute besuchten mich die serbischen Friedensunterhändler. Sie sind von der Pforte gastlich aufgenommen worden, werden auf Regierungskosten untergebracht und mit Zuvorkommenheit überhäuft. Aus einer ersten Besprechung mit dem Minister haben sie die Überzeugung gewonnen, daß sie in wenigen Tagen zum Abschluß kommen werden. Es handle sich nur darum, die Form der türkischen Forderungen möglichst schonend zu gestalten, gegen das Wesen derselben hätten sie keine Einwendung. Über die Lage im eigenen Lande sprachen sich beide sehr zurückhaltend aus. Die Ursachen ihres Mißerfolges sähen sie darin, daß sie keine reguläre Armee gehabt, daß Fremde ihnen das Kommando aus der Hand genommen, daß sie über keine Kapitalien zu verfügen gehabt hätten. Die Beteiligung des offiziellen Rußlands an der serbischen Bewegung leugnen sie[1]).

[1]) Der Friede mit Serbien kam in der Tat wenige Tage später auf der Grundlage des status quo ante zustande.

20. Februar.

Nelidoff teilt mir heute in großer Erregung mit, daß, wie er über St. Petersburg höre, der englische Geschäftsträger hier Schritte getan habe, um die Pforte auf eigene Hand zu Reformkonzessionen zu bewegen. Es solle dadurch das Konferenzwerk gewissermaßen illusorisch gemacht werden.

28. Februar.

Der englische Geschäftsträger, der mich heute besuchte, stellte nicht in Abrede, daß er in Reformsachen sehr tätig sei. Die Pforte hat somit unerwarteter Weise wieder eine Anlehnung an England gefunden und ihre Hoffnung, daß Salisbury nur eine vorübergehende Episode sei, hat sich bestätigt. Ihr Programm für die nächste Zukunft soll folgendes sein: sobald der Friede mit Serbien und Montenegro abgeschlossen ist, will sie sich unter Berufung auf diese Tatsache und auf die vorbereiteten Reformen an die Mächte wenden, um ihre Bereitwilligkeit zur Abrüstung zu erklären und um die Vermittlung der Mächte zu erhalten, daß sie Rußland zur Abrüstung bewegen sollen.

2. März.

Die montenegrinischen Unterhändler sind heute eingetroffen. Österreichischerseits soll man sich der Abtretung von Spizza widersetzen.

4. März.

Unterredung mit dem montenegrinischen Delegierten Petrovich und dem russischen Geschäftsträger. Ich entnehme daraus, daß die Montenegriner zwar zunächst die von der Konferenz vorgeschlagenen Gebietserweiterungen verlangen, daß sie aber mit sich handeln lassen werden und daß namentlich die Abtretung des Hafens von Spizza keine conditio sine qua non sein wird. Nelidoff drückt sich sehr gemäßigt aus und scheint keinenfalls die montenegrinischen Forderungen bis zum äußersten stützen zu wollen. Er spricht mehr von der Notwendigkeit, daß sie ihre Ansprüche reduzieren müßten.

7. März.

Unterredung mit dem russischen Geschäftsträger. Rußland müsse sich, meint er, der Pression, die von ganz Europa jetzt auf es ausgeübt werde, fügen und Frieden machen. Er stellt das als eine Konzession dar, die das Petersburger Kabinett an Europa mache. Man werde freilich der Pforte eine Frist zur Durchführung ihrer Reformen gewähren, allein das könne nicht ohne weiteres geschehen; man müsse Maßregeln vereinbaren für den Fall, daß die Pforte das von ihr verlangte Probejahr nicht bestehe. General Ignatiews Mission[1]) scheine den Zweck zu haben, eine solche Verständigung herbeizuführen.

---

[1]) Der russische Botschafter besuchte in dieser Zeit die europäischen Höfe, um sie über das gemeinschaftliche Vorgehen gegen die Türkei zu sondieren. Mit Österreich-Ungarn war inzwischen das neuerdings so viel genannte Abkommen abgeschlossen worden, das die Besetzung Bosniens durch Österreich zuließ und daher dessen Neutralität im Falle eines russisch-türkischen Krieges sicherte.

15. März.

Die Verhandlungen mit Montenegro stocken, weil die Montenegriner gerade das verlangen (Nikšić und Ipek), was die Türken am zähesten halten. Denn sie betrachten diese beiden Spitzen als die Ausfallspforten nach der Herzegowina und nach Albanien hin. Die Montenegriner erklären abreisen zu wollen, falls die Pforte auf ihrer Weigerung beharre, da alle andre Gebietserweiterung ohne jene Orte keinen Wert für sie hätte.

Die Pforte beharrt auf der Ablehnung, und die Meinung meiner Kollegen ist, daß sie ohne eine sehr starke Pression nicht nachgeben werde. Übrigens soll die Stimmung auch eine sehr erregte sein. Nächtliche Plakate fordern, einige die Absetzung des Sultans, andre die Rückberufung Midhats und die Entfernung der Sultansgünstlinge.

17. März.

Die Sprache des russischen Geschäftsträgers ist überaus gemäßigt. Er beklagt die Weigerung der Pforte, die verlangten Orte abzutreten, hält jedoch ein Scheitern der Verhandlungen damit noch nicht für gegeben, auch stellt er die Nachgiebigkeit der Montenegriner als möglich dar. Bei der türkischen Regierung findet er plötzlich guten Willen, die Reformen auszuführen, obgleich die Lage der inneren Verhältnisse sie daran hindere.

(Fortsetzung folgt.)

Hans Thoma.

Zu seinem siebzigsten Geburtstag.

Von

Mela Escherich.

Vögeln gleich, die aus den Ackerfurchen aufsteigen, sammeln sich in diesen Tagen bunte Schwärme von Grüßen aus den Herzen des Volkes, machen sich hurtig auf die Reise und flattern fröhlich in eines deutschen Meisters Werkstatt. Der empfängt sie gar freundlich mit dem frohen Gegengruß eines gütigen Menschen, der in siebzig Jahren kein andres Tagewerk geübt hat, als der Stimme des Herzens zu lauschen, den Herzschlag zu erhorchen in Mensch und Natur. In siebzig Jahren! Das ist ein festliches Tagewerk, auf das der Meister Hans Thoma zurückblickt!

Nun, lieber Meister, laß die deutsche Phantasie an deinem Geburtstag teilnehmen! Gestatte der holden, geheimnisreichen Frau den Ehrensitz an deiner Festtafel und laß es geschehen, daß auf ihren Wink alle ihre wunderlichen Kinder hereinkommen! Das gibt eine seltene Geburtstagsgesellschaft. Manch splitternacktes Bübchen schiebt sich da trotzig-schüchtern durch die Tür; andre schwirren gleich keck durchs Fenster, überschlagen sich in lustigem Gepurzel in der Luft, und einer wirft dem Meister einen Waldwiesenstrauß an den Kopf. Da füllt sich der Raum mit dem herbwürzigen Höhenduft des Schwarzwaldes. Hirtenbuben und bäurisch gekleidete Mädchen, halbwüchsige Jugend mit einer Art, die halb aus dem Dorf und halb aus dem Märchen stammt, drängt mit bunten Blumengewinden herein, dazwischen eine runzlige Großmutter und wetterharte Bauernköpfe; auch eine himmlisch gütige Frau, vielleicht aus einem Zauberschloß herniedergestiegen und ein selig sinnender Ritter, der traumhaft Rosenketten folgt, mit denen ihn luftiges Gesindel schimmerflüglichter Wiesengeister durch die Menge der Versammelten hereinzerrt, wie sonst zu verschwiegenen Abenteuern durch das sommerliche Waldesdickicht.

Was Wunder, wenn sie alle, die er oft gemalt, heute lebendig vor ihn treten; sind sie es doch längst in den Herzen von Tausenden!

Wir schauen in ein ungeheures Lebenswerk. Ein Werk, das, in aller Stille und ohne viel Aufhebens sich entwickelnd, gestaltend in unsre Kultur eingriff. „So gewiß wir alle und allezeit in den großen Meistern ferner

Vergangenheit unsre Erzieher verehren — mich will bedünken: auch in diesem Mitlebenden, der unsre Sprache redet und aus unsern seelischen Bedürfnissen heraus schafft, in traulicher Nähe ist uns ein Helfer und Führer, ein treuer Eckart entstanden." So schrieb Henry Thode vor einigen Jahren anläßlich einer Thoma-Ausstellung in Frankfurt.

Ein Helfer und Führer unsrer Zeit! Ein helles Schlaglicht fällt plötzlich auf den Meister. Ja, das ist es, was uns so mächtig zu ihm zieht. Und zugleich fangen wir an, klar zu sehen, fangen an mit andrem Maßstab zu messen. Kunst eine kulturelle Helferschaft, eine Führerschaft. Von diesem Gesichtspunkte aus schaut sich die Kunst ganz anders an. Wir wissen es ja längst: wir leben nicht in einer Zeit der Massenpotenz wie die glücklichen Einwohner des 15. und 16. Jahrhunderts. Übrigens — was wissen wir auch im Grunde von den Massen jener Zeit? Die Namen, die sie repräsentieren, sind doch nur die Namen einzelner! Und wer wird es einst wagen, über unsre Zeit den Stab zu brechen, wenn die Nacht eines Jahrhunderts oder der Jahrhunderte die große Wahlstatt Gegenwart verdeckt und nur die einsamen Wachtfeuer einzelner Hüter unverlöschlich durch die Epochen leuchten und brennen?

Die ewig Einzelnen, die still Leuchtenden und Lohenden auf einsamer Wacht, — sie sind die wahren Helfer und Führer ihrer Zeit. Diese fördern nicht wir, sie fördern uns. Und diese sind es, die im tiefern Sinne die Kunst als Kulturaufgabe erfassen. Aus ihren schaffenden Händen empfangen wir die Freude, die reine erhebende, läuternde Freude am Schönen.

Als ein Hüter des Erbguts deutscher Gemütskraft, Poesie, Phantasie und frommer Innigkeit steht Thoma vor uns. Er ist immer auf den Kern und das Herz aller Dinge gegangen, und darum ist das Kernige und das Herzliche das eigentlich Bezeichnende in seiner Kunst. Aus allen seinen Selbstbildnissen schaut er gerade heraus mit dem ruhigen offenen Blick, der uns rasch die Art dieses Künstlers verstehen läßt. Wir sehen wohl, das ist keiner, der die Dinge durch die Brille einer Richtung sieht. Geradeaus, wie er aus seinen Bildnissen den Beschauer anschaut, so schaut er auch in die Natur hinein und schaut tief. Und mit befreiender Kraft hebt er das Verborgene in den Dingen zutage.

Darin liegt das eigentliche Geheimnis seiner Kunst. Nicht, wie man auf den ersten Blick meinen könnte, in dem scharfen Erfassen der äußern Erscheinung. Dieses ist bei Thoma, obwohl er es nie vernachlässigt, ein Sekundäres. Die Erscheinung wird bedingt durch das innere Sein. Voraussetzung ist ein geistiger focus imaginarus, der als der Ausgangspunkt des Ganzen festgehalten wird und zu dem jeder Pinselstrich, auch der scheinbar unwesentlichste, in Beziehung bleibt. Also das Extrem des Impressionismus. Der Impressionist geht von der Erscheinung aus. Er schließt von dem Flüchtigen auf das Bleibende, von dem Schein auf das Sein, von der Wirkung auf die Ursache; während hier von einem gewissen innern Etwas aus gefolgert wird und der Rhythmus, in dem die Idee dann Form gewinnt, erscheint gleichsam als die naturgemäße Willensausstrahlung, die von dem geistigen Kern aus erfolgt.

Diese Eigentümlichkeit ist das, was wir bei Thoma so gerne als das spezifisch Deutsche bezeichnen. Und das hat in der Tat seine tiefe Berechtigung, weil wir, wo wir in der älteren Kunst uns umsehen, überall ein Streben nach diesem Ziele erkennen. Es gibt Leute, die es nicht gerne hören, wenn immer die Kunst der Vergangenheit als Maßstab herangezogen wird, und doch ist dieser Maßstab ein so viel sicherer als irgendein andrer. Denn wenn auch in der alten Kunst, je nach unsrer eignen Entwicklung, das Auge wählerisch Partei ergreift; so ist die Parteinahme doch nicht so groß wie innerhalb der herrschenden Zeitströmung. Betrachten wir nun aber gerade die deutsche mittelalterliche Kunst und zwar in ihren sehr verschiedenen Phasen und Erscheinungen, so ergibt sich das Resultat, daß sie da, wo sie in voller Eigenkraft auftritt, immer und überall dieses charakteristische von innen nach außen Gehen zeigt. Sie hat deshalb nie ganz den italienischen Formalismus begriffen, selbst in Zeiten, wo er ihr Idol war; ebenso wie die moderne Kunst sich den französischen Impressionismus nicht bis aufs letzte zu eigen machen konnte.

Mit dem Nachmachenwollen kommt eben nie und nirgend etwas heraus. Aber das sind auch nur Unterströmungen. Wo und wann wäre denn wirkliche Höhenkunst verderblich davon berührt worden? Einflüsse freilich sind vorhanden, und das ist gut so. Aber verarbeitete Einflüsse. Schongauer hat Entscheidendes von Rogier gelernt, ohne in Niederländerei zu verfallen. Dürer, Holbein empfingen starke Anregungen durch die oberitalienische Kunst. Sie sind urdeutsch geblieben. So wäre es grundfalsch, wenn wir den als den Deutschesten bezeichnen wollten, der vor allem Fremden Scheuklappen trägt. Eine solche Übung der Kunst könnte nicht über den engsten Provinzialismus hinauskommen. Thoma selbst ist nicht minder als unsre großen alten Meister ein Beispiel, wie gesund und förderlich es ist, sich in fremden Werkstätten umzusehen. Thoma hat manches von den Franzosen gelernt. Aber wie klar dringt der eigne Stil und das eigne Wollen in diesen Arbeiten, die den französischen Einfluß erkennen lassen, durch! Zum Beispiel in dem Selbstbildnis von 1871, das der Künstler in seinem Besitz behalten hat. Das Bild ist — wie alle Selbstbildnisse Thomas — von mächtiger Eindringlichkeit. Wir fühlen das heiße Ringen eines Gewaltigen. Nirgends wieder ist die Sprache eine so jäh leidenschaftliche. Alles ist aufgerührt. Ein glühendes Wollen beseelt jeden Zug. Etwas wie eine heiße Welle schlägt uns entgegen. In solchen Affekten malt man nur unter tiefen Eindrücken. Aber da ist auch keine Spur von einer willenlosen Hingabe. Alles klare, selbstsichere Auseinandersetzung. Da sind ganz bestimmte Eindrücke von Courbet, von Manet. Aber im Augenblick der Aufnahme auch schon im Zustand der Umwertung. Und nach wenigen Jahren ist der junge Künstler ganz durch. Das nächste Selbstbildnis, von 1875, zeigt uns schon alles, was für den reifen Meister typisch ist. Zwar auch hier noch eine gewisse Erregtheit, die sich später legt; aber in den Farben, in den Formen, in der ganzen Stimmung alles rein deutsch. Die Heimat hat gesiegt.

Thoma fand rasch den Weg zu sich selbst. Nun hieß es Grenzen abstecken. Es gibt noch wenige Künstler, die in diesem Punkt über eine solche Selbstzucht verfügen wie Thoma. Ich wüßte nicht ein Bild, von dem man sagen könnte: Hier hat der Meister die Grenzen seines Könnens überschritten! Freilich das Können ist groß; aber wenn wir andre Große betrachten, z. B. Böcklin, — wie mancher große Wurf ging da daneben! Thoma, ohne je gleichförmig zu werden, beherrscht immer sein Motiv, seelisch wie technisch. Er bleibt nichts schuldig, und wir scheiden nie mit dem Gefühl, in Probleme hineingezerrt worden zu sein, die zu lösen uns nach Willkür überlassen bleibt.

Thoma stellt keine Fragen. Man möchte eher sagen: er gibt Antworten. Man geht von seiner Kunst nicht erregt, sondern beruhigt hinweg. Es gibt Künstler, die etwas von uns fordern; die uns aufwühlen; es darauf anlegen, uns ein Stück Ruhe zu rauben, vielleicht aus einem inneren Bedürfnis, weil sie selbst keine Ruhe haben. So einer ist Thoma nicht. Abgeklärte Milde und Weisheit einer kindlich reinen, über das Nichtige erhabenen Weltanschauung strömt überfließend reich von seiner Kunst auf den Beschauer über.

Eine stille, heitere Welt schließt er uns auf, führt uns fort, weit fort vom lärmenden Tage. In stille Fensternischen und Gartenwinkel führt er uns. Wir belauschen die Großmutter, die Märchen erzählt, oder mit dem Finger auf der Bibel dem Enkel die Geheimnisse des Glaubens erschließt. Kindermärchen, Gottesmärchen. Solche mit herbem Realismus gemalte Szenen leiten uns sacht hinüber. Es schiebt sich unausgesprochen etwas zwischen uns und die Wirklichkeit. Woher kommt dieses Etwas? Flutet es unsichtbar von der deutenden Alten aus, liegt es in den Augen der horchenden Kinder? Wir treten des Nachts in das stille Hausgärtchen, wo der Mondschein zitternd über den Zaun trieft, und der blasse Junge geigt. Die Sehnsucht lüftet die Schwingen. Jetzt bricht sich in klagenden Jugendlauten Bahn, was einst ein rätselhaftes Leuchten in Kinderaugen war. Die erwachende Knabensehnsucht schluchzt mit der Nachtigall um die Wette. Und wieder dieses webende Etwas hier, getragen von einer zauberhaften Mondnachtstimmung. Hier schon ein völliges Zusammenschließen verborgenen Lebens in einen stark ausströmenden Klang. Der Ton, den der junge Träumer seiner Geige entlockt, ist ein aus der Stimmung der Nacht und der Stunde gewonnener Ausdruck. Die Seele des ganzen weiten träumenden Sommers ringsum mit all der Fülle schlafenden, wachsenden Lebens in der lauen Luft und der warmen Erde, im säuselnden Baum, im Vogelnest, in den schlummernden Blumen, — die ganze Seele ist wach geworden und klingt nun laut. Hier stehen wir schon so tief im innigsten Erlebnis der Poesie, daß es nur noch ein Schritt ist bis ins Märchen. Wirklich erst da, wo erfundene Wesen herumlaufen? Ist das nicht doch bloß eine Kinderausgabe aus dem großen Märchenbuch des Lebens? Nein, gewiß das rechte und schönste Märchen liegt mitten in der Wirklichkeit. Sein Augenblick ist, wenn sich die Seele aufschließt. Da verliert sich das, was wirklich schien, zu einer nichtigen Hülle, und die leuchtende Blume des inneren Lebens steigt ans Licht. Das ist die höhere, die allein wahre Wirklichkeit — und das ist zugleich das Märchen.

Von diesem Märchen ist Meister Thoma der Maler. Er hat es so oft, so oft gemalt, in der Unendlichkeit der Variationen, die das Leben bietet. Er hat es gemalt als Kindermärchen, als Lebensmärchen, als mythologisches Naturmärchen, als Gottesmärchen. Das ganze Wirken und Werden der Natur verkündet er in seinem Märchen. Im blauen Wolkenschatten, im zitternden Frühlingsbaum, in der rhythmischen Wogenlinie des Gebirges und der grünen Talgründe, im geschwellten Quellgerinnsel und in den dunklen Massen sommerlicher Wälder — überall fühlen wir etwas wie eine geheime Offenbarung. Die wunderbare Schönheit der Natur in der Fülle ihrer wechselnden Stimmungen erscheint uns wie ein Wortwerden des inneruhenden Willens. Etwas von der leuchtenden Feierlichkeit des unmittelbar Gewordenen, aus verborgenem Rätselgrunde zum Tag Erwachten liegt in den Landschaften — Schöpfungsmorgenstimmung.

Und diese Stimmung auch in den Menschen. So stehen Adam und Eva in schüchtern frohem Daseinsstaunen im Paradies. So gebärden sich alle die stillen Hirten und Hirtinnen, der Säemann, der mit betendem Herzen die Saat streut, der Bogenschütze, der Hand und Auge nach hohem Ziele übt, der Wanderer, der in stillem Feiergang durch Wald und Flur auf die Suche geht nach sich selber. Ein Geheimnis umgibt sie — das Märchen des Lebens.

In dieser mystischen Welt, wo alle Quellen der Vergangenheit fluten, darf auch die Erfindung im Schaffen neuer Gestalten ihre Rechte beanspruchen. Nicht anders, wie der Dichter eigene Wortgebilde formt, so ist es auch dem Maler erlaubt, dem Gefühl eigene Erscheinungsformen zu bilden. Uralt ist dieses Bedürfnis. Aus ihm entstand der Putto. Er spielt darum auch bei Thoma eine so große Rolle. Der Putto, dieses köstliche, kleine Wesen ist gleicherweise geeignet, eine Stimmung der Natur oder der Menschen zu verkörpern. Der Putto war in der Kunst von jeher das Geistchen für alles. Er ist Wolke, Luft, Wind, Sommer- und Sonnenfreude, er tanzt wie die Mücke in Schwärmen in der Luft, flattert vogelartig im Baum. Er ist Diener, Schildträger auf Sarkophagen, Hauskobold und Butzemann. Aber auch Ausdruck jeder seelischen Bewegung. Um den Schmerzensmann oder den Kruzifixus schwirrend ist er Schluchzen, Klage, Tränenerguß und Schmerzensschrei; um Liebespaare hüpfend und springend Geist des Übermuts, der Koketterie, der heimlichen Freude und der jauchzenden Minne.

Diese kindlichen Varianten des Urwesens Eros, in Jahrhunderten zu immer neuen, reizenden Erscheinungen geprägt, hat Thoma in aller ihrer Lieblichkeit zu neuem Leben erweckt. Altbekannte Wesen und doch wieder neue. Sind doch gerade sie es, für die jeder Künstler wieder einen eigenen, besonderen Ausdruck findet. Thoma sucht in diesen mythologisch-psychologischen Phantasiegestalten stets das Werden und Erwachen der physischen und geistigen Kräfte zu erfassen. Im Gegensatz zu der Vorliebe der Renaissance für ausgewachsene Büblein von etlichen Jahren wählt Thoma gerne das neugeborene Kind als Modell. Seine Putten haben vielfach noch den dicken Wackelkopf, die weitauseinanderstehenden Augen und schweren Augenfalten des wenige Tage alten Säuglings. Es ist das unmittelbar aus dem Schoß der Natur Hervor-

gekommene, Formsuchende und Formwerdende, was ihn fesselt. Wesen, denen das Sein noch ein Traum ist, — sind sie nicht die zarteste Verkörperung für die feinen Regungen der Gefühle?

Von einem wunderbaren Reichtum seelischen Lebens zeugt das obengenannte Selbstbildnis von 1875. Todesgrauen und Tröstung der Liebe bilden das eigenartige Doppelmotiv. An den Meister tritt der Tod heran. Tief erschrocken biegt er vor der Skelettgestalt aus. Eben hat er den Pinsel in ein flammendes Rot getaucht. Die Farbe brennt. Es ist wie ein Schrei nach Leben! Und zugleich zuckt es wie ein roter Blitz über des Meisters Haupt auf — ein Schmetterling, des Lebens Symbol, aber milder im Rot. Kein lauter Schrei mehr, eher ein gaukelndes Lächeln des Protestes. Und dieses Lächeln wiederholt sich nicht symbolisch, sondern als wirkliches Lächeln — auf dem Gesicht eines kleinen Liebesputtchens, das leise heran schwebt und dem Meister nach Kindesart zärtlich das Haar kraut. Das Motiv ist ungemein fein aufgefaßt. Auflohende Lebensenergie streitet wider den Tod. Aber nicht allein bloßer Erhaltungswille — er bedarf eines Helfers. Und liegt nicht schon in dem Entschluß des Leben- und Leidenwollens ein Entschluß der Liebe? Schüchtern, als ein zärtlicher Gedanke naht sie dem Meister in kindlicher Gestalt. Man glaubt ein bittendes Kinderstimmchen zu hören.

Von dieser flüchtigen Stimmung geht es bald in eine mild philosophische über. „Wenn ihr nicht werdet wie die Kinder . . .“ Die kleinen Flügelgeister, die von Bild zu Bild nun auftauchen, verkörpern das Ewigjunge der alten Natur. In lustiger Neckerei umkreisen sie als Jahreszeiten den greisen Saturn. Der Frühling klettert ihm mit Blümelein den Bart hinauf, der Sommer kitzelt ihm mit Ähren die Nase, der Herbst läutet mit einer Birne die gute Zeit ein, der Winter bläst dem Alten die Backe kalt. Kommt der junge Bauer nun vom Feld, — auf dem Ackergaul sitzt ein winziges Puttchen, schwatzt den ganzen Weg vom lustigen Rauch, der daheim aus dem Schornstein steigt.

So herzensinnig erfaßt der Meister das ganze Dasein. Das Leben ist ein sonniges Wandern durch Gebirg und Tal. Rasch wie ein Wolkenschatten kommt einmal ein trüber Gedanke, eine leise Müdigkeit, ein Seufzer. Aber rasch wie ein Wolkenschatten ist es auch wieder fort. Aber in dem kindlichen Spiel, in dem er traumhaft die Geheimnisse des Lebens ein- und ausspinnt und beständig die Fäden berührt, die zwischen Mensch und Natur hin- und widerlaufen, enthüllt er noch etwas andres, das, was nicht gesagt werden kann, weil es jenen höchsten Punkt des Empfindens trifft, wo sich das Gegenständliche verliert. Religion ist dafür ein armes Wort. Wenn es das rechte wäre, so müßte man das Wort Kunst streichen. Denn höchste Kunst und höchste Religion, oder wie man es nennen will, kommen auf eins heraus.

Thoma hat auch religiöse Bilder gemalt, Bilder für die Kirchen. (Wären sie nur erst schon drin!) Aber nicht das ist es, was ihn zum religiösen Künstler macht. Mit der Religion hält er es wie mit dem Märchen. Er hat sie überall. Wie das Märchengold bei ihm leuchtend durch den Alltag

läuft, so funkelt ein Widerglanz vom Grale durch die ganze Welt, wie Thoma sie sieht. Etwas Unnennbares, ein Erkennen von Wesen zu Wesen. Ein Grüßen aus einer inneren und höheren Welt. Diese Tendenz liegt schon in der Farbengebung. Überall ein Emporziehen nach einem lichten, höhern Akkord, eine Klangsteigerung nach oben. Vielfach, besonders in früheren Jahren, sehen wir die Komposition auf zwei dominierende Farben gestellt. Braun gegen Grün oder Grün gegen Blau lautet die am häufigsten wiederkehrende Harmonie, in die dann kurz und flammend ein abstechendes Rot eingesetzt wird. Später wendet sich der Meister dem Problem eines gleichwertigen Dreiklangs zu, dessen glänzendste Lösungen in dem „Traum", der „Gralsburg" und der „Fortuna" erreicht sind. Aber stets werden die Farben nach oben ins Helle getrieben, was eine ganz eigenartige, Sehnsucht weckende Wirkung übt. In der Musik kennen wir längst das Geheimnis des Übertons, das Mitklingen der oberen Oktave. Diese Resonnanz nach der Höhe zu läßt sich auch in Farbenharmonien erzielen. Und zwar, je reiner die Hauptfarben, desto klingender die Übertöne. Vielleicht hatten schon die Primitiven von diesem Gesetz eine Ahnung. Bei Thoma finden wir es in einer ganzen Reihe von Werken angewendet. Am geistvollsten vielleicht ist das Problem in der „Gralsburg" (1899) gelöst. Die Harmonie steht auf Rot, Grün, Blau. Rot und Grün dominiert im Vorder- und Mittelgrund. In ihren roten Mänteln reiten die Gralsritter vorn über die ganze Breite der Bildfläche und dann rechts den ansteigenden Weg nach dem Hintergrund zu hinauf. Weithin durch das grüne Waldtal leuchten die roten Mäntel. Immer dasselbe Rot gegen Grün. Dann setzt links in einem aufschimmernden See ein sehnendes Blau ein, das in dem an dem neutralen Gefels hinziehenden helleren Nebelstreifen schwach ausblaßt und sich in dem ruhigeren Blau des Himmels wieder etwas verstärkt. Die Bergesspitze mit der Gralsburg bricht dann plötzlich mit hellem Lichte durch, einem unbestimmten gelblichen Ton, der sich im Kontrast zu dem Grün und Rot unten in der Erinnerung als rosig festsetzt. Eine ganz naturgemäße, aber von Malern selten beachtete Komplementärwirkung. Um die lichte Höhe zieht sich in steigender Richtung eine blaue Wolke. Hier kann man offenbar von einer Farbensymbolik sprechen. Aus der breiten Sphäre der Alltäglichkeit (der heitern Talesgrüne) führt brennendes Verlangen (die roten Ritter) nach höheren Lebenswerten empor. Die Sehnsucht (blaue Wolken) eilt voran. Von Grat zu Grat aufsteigend, wie Morgennebel aus der Tiefe, erreicht sie die Höhe, zu der ihr heißes Verlangen folgt. Den Farben kommt hier auch noch die Rhythmik der Linien zu Hilfe. Der ansteigende Weg, der sich hinaufbewegende Reiterzug, die aufwallenden Nebel und Wolken und die hochragende Burg, — ein an gotische Tendenzen erinnerndes mächtiges Drängen und Treiben zur Höhe. Das ist ausgesprochen religiöses Naturempfinden. Ludwig Richter hat danach gerungen. Sein „Watzmann" war ein Versuch zu der Idee, wie wir sie in der „Gralsburg" klar entwickelt finden. Etwas Höheres klingt und vibriert in das Wirklichgreifbare herein. Und dieses Höhere auch in den Menschen. Wie sehen uns diese Putten an! Auf sie paßt das Wort: „Kinder sind

Rätsel von Gott." Rätsel schlafen in ihrer Augen Grunde. Aber uns ist, als wüßten wir von uraltersher ihre dunkle Deutung. Es schaut etwas aus dem Bild heraus, und wir schauen etwas in das Bild hinein. Unsagbares geht hin und zurück:

Ich kam, weiß nit woher,
Ich bin und weiß nit wer.

Das, was sich da zwischen dem Beschauer und dem Bild anspinnt, das ist auch so eine Art Überton, ein Mitschwirren von einem höheren Klang . . .

In späteren Jahren — noch einmal in einem leidenschaftlichen Stil — bricht sich das religiöse Gefühl in einem Werk aus dem christlichen Darstellungskreis Bahn. „Christus und Magdalena" — das feierliche Bild in der stimmungsvollen Peterskirche zu Heidelberg. Die Gärtnerszene. Christus, ein richtiger süddeutscher Christus, wie aus einem alten Passionsspiel heraus; die Magdalena nonnenhaft, der ernste Beginentypus aus der Zeit der deutschen Mystik. Augen, die viel geweint; aber nun leuchtend in erwachender himmlischer Minne. Ganz Seele dieser Blick, eine Seele, die gesucht hatte und bangend Anker geworfen und nun Grund fand, — der unendlichen Gottheit Minnegrund.

In dem Einsinken der irdischen Seele in die himmlische und zugleich der Lösung der irdischen Minne in der himmlischen — so etwa möchte man das Motiv bezeichnen — hat Thoma all das, was an seelischer Kraft in seinen Landschaften und Gestalten lebt, in zwei Augenpaare zu sammeln gesucht. Wie weit es gelang, — das nachzufühlen mag jedem überlassen bleiben, der sich einmal Muße nahm, eine Stunde in der Peterskirche zu verweilen.

Als ein Siebzigjähriger steht der Meister heute vor uns. Aber noch ungebrochen in fröhlicher Schaffenskraft. Noch hat ihn das Alter nicht ermüdet. Ein Zeitraum, lang genug, um einige Generationen kleiner Talente aufschießen und verschwinden zu sehen, hat ihm genügt, sich in ganzer, voller Größe zu entfalten. Auch das ist ein Merkmal des Genies, die vorhaltende Kraft, für die das Auswirken in das einzelne Werk nicht eine Erschöpfung, sondern eine Erleichterung bedeutet.

So treten wir mit Ehrfurcht vor unsern Hans Thoma. Nicht ein Kreis von Künstlern und Freunden der Kunst, sondern wir alle grüßen ihn!

Über die lieben Berge, die er so gerne malt, und von weit, weit her kommen sie, wie Wandervögel in bunten Schwärmen — feierliche, innige, lachende, jauchzende Grüße aus Tausenden von Herzen!

Zur
Lebensgeschichte von David Friedrich Strauß.

Von
Adolf Hausrath[1]).

David Friedrich Strauß. Von Theobald Ziegler. Straßburg, Trübner. 1908.

Der zweite Band von Zieglers verdienstvollem Werke, dessen ersten Band wir gleichfalls an dieser Stelle besprochen haben, gibt uns die Lebensgeschichte von Strauß vom Erscheinen der christlichen Glaubenslehre (1840), hervorgegangen aus den Vorarbeiten für die Professur in Zürich, die er dann nicht antreten durfte, bis zu seinem Tode in seiner Vaterstadt Ludwigsburg am 8. Februar 1874. Ziegler ist ein wohlunterrichteter Führer durch das schicksalsreiche Leben des großen Schriftstellers und hat nun auch freiere Hand, die intimen Angelegenheiten desselben zu besprechen, als ich das im Jahre 1878 durfte. Der Ton, in dem der Widerspruch der Gegner durch Ziegler abgefertigt wird, erscheint uns allerdings stellenweise etwas scharf. Daß die Nation Ursache hat, auf Strauß stolz zu sein, wer leugnet das heute noch? Wir haben es nie geleugnet. Auch daß dem tapferen Mann viel Unrecht angetan wurde, ist heute selbst von den Gegnern erkannt, wie wir es niemals verkannt haben; aber Straußens Unglück nur „den Pfaffen und Weibern" zuzuschreiben, wie Ziegler tut, können wir uns trotzdem nicht entschließen. Die Quelle dieses Unglücks lag in Straußens zwiespältiger Natur. „In deiner Brust sind deines Schicksals Sterne." Der Mann, der zuerst den Begriff des Mythus auf die evangelische Geschichte anwendete, hat das Eigentümliche erlebt, daß er selbst schon zu seinen Lebzeiten mythisch wurde. Zunächst hat die Polemik der Theologen den Mythus von dem Unmenschen sonder Zweck und Ruh aufgebracht, von dem eisigen Menschen, der, wie Hengstenberg von

[1]) Diesen Beitrag unsres langjährigen, hochgeschätzten Mitarbeiters empfingen wir aus seiner Hand, kurz bevor ein unerwartet rascher Tod ihn von hinnen rief. Er hätte den Aufsatz gewiß gern noch gedruckt gesehen, denn er war sich bewußt, in der Frage von Straußens Eheleid und ebenso in der Beurteilung der letzten Phase von dessen philosophischer Entwicklung hier Neues und Wichtiges gesagt zu haben. Mit um so größerem Anteil wird man lesen, was als letztes Wort des Verfassers uns noch einmal in Erinnerung ruft, für wie vieles seit Beginn dieser Zeitschrift wir ihm zu danken haben. Die Redaktion.

ihm leitartikelte, das Leiden des Heilands ohne die geringste Rührung lesen konnte: „Beschneidet die Nägel in Ruh und Fried und singt ein Klimpimpimperlied.“ Der Mythus dieser Schule lautet: Die kalte Logik wurde Mensch und hieß David Strauß. Auch für die Rationalisten war Strauß „der kalte Rechenmeister“, der ohne Interesse für die religiöse Bedeutung Jesu, völlig affektlos, ohne Liebe und Haß, die gegebenen Daten der urchristlichen Geschichte addierte und kühl bis ans Herz hinan die heiligen Überlieferungen Stück für Stück auf den Kehrichthaufen warf, auf dem die sagenhaften Reliquien modern. Aber dieser Mythus von dem kalten Rechenmeister zerfloß, als das poetische Gedenkbuch von Strauß allgemein zugänglich geworden war, das in ein warmes, tiefes, ja heiß empfindendes, von Leidenschaften hin und her geworfenes Gemüt sehen ließ. Dieser Strauß war das ungefähre Gegenteil jenes David Strauß, den die Theologen der Welt aufgeredet hatten. Wäre er doch so gewesen, wie die Gegner sich vorstellten, ein trockener, gemütloser Gelehrter, wieviel Unglück wäre ihm erspart geblieben! Aber statt jenes „David“ — wie, beiläufig gesagt, Strauß weder in der Familie noch von den Freunden jemals genannt wurde — trat nun ein andrer Strauß, der ebenso mythisch ist, der Patron des Monistenbundes. Nach ihm ist Strauß der Märtyrer einer niemals schwankenden Überzeugungstreue, ein Cato oder Lessing des neunzehnten Jahrhunderts, dessen ganze Entwicklung die Radikalen nur als Vorstufe zu seinem „alten und neuen Glauben“ betrachten. Wer die Predigten des Kandidaten, die friedlichen Blätter, die verschiedenen Auflagen des Lebens Jesu kennt, mit ihren Konzessionen und Zurücknahmen des Konzedierten und die Neugestaltung des alten Stoffs in dem letzten Leben Jesu für das deutsche Volk, die dann im alten und neuen Glauben aufs neue abgeschworen wurde, der findet die geradlinige Entwicklung nicht, mit der der große Meister der Logik auf direktem Wege von Hegel zu Darwin vorwärts geschritten sein soll. Selbst der Politiker Strauß ist nicht konsequent. Er hat sich vom schwäbischen Feinde Bismarcks zu dem wärmsten Verehrer des preußischen Staatsmannes gewandelt. Also auch in diesem modernsten Bilde wird man nach Straußens eigenen Grundsätzen die Spuren des mythenbildenden Triebs nicht verkennen. Nach unsrer Meinung wäre es für dieses reiche Seelenleben der falscheste Standpunkt, alle seine Phasen nur als Durchgangspunkt zu Darwin und Haeckel zu betrachten, bei denen er nicht konsequenter, sondern, wie die genauesten Freunde und Kenner seiner Entwicklung, Friedrich Vischer, Eduard Zeller und Kuno Fischer meinten, sehr inkonsequenterweise landete. Friedrich Wilhelm IV. hat die Konsequenz die miserabelste von allen Tugenden genannt, und so mindert es in unsren Augen Straußens Ruhm nicht, wenn er an Konsequenz von Jugendgenossen wie Herwegh, Ruge, Kinkel, Freiligrath, Karl Vogt, Gervinus und andern weit übertroffen wird. Reiche Naturen wie Goethe werfen eine Schlangenhaut nach der andern ab, nur eindärmige Schulmeister oder mit Scheuklappen versehene Parteifanatiker sind ganz konsequent. Von der Parteien Haß und Gunst verwirrt, schwankt nicht nur Straußens Charakterbild in der Geschichte, sondern sogar seine äußere Gestalt. Ziegler wirft den Gegnern vor, sie dichteten Strauß rote

Haare an, um ihn dem Judas Ischariot ähnlicher zu machen. Also wieder die mythenbildende Tätigkeit! Aber ich habe nicht von roten, sondern von rötlichen Haaren gesprochen und habe oft genug neben Strauß gesessen, um meine Meinung aufrechtzuhalten. Sein intimer Jugendfreund, Vischer, beschreibt ihn in dem bekannten Aufsatze „Strauß und die Württemberger" als einen Jüngling in „lichtbraunen, fast blonden Locken, die bis auf die Schultern reichten". Holtzmann und ich, die ihn gleichzeitig, zu Ende der fünfziger Jahre, in Heidelberg kannten, haben ihn mit ergrauendem, rötlichem Haare in Erinnerung. Vielleicht waren wir beide farbenblind; aber an „Judas und Absalom" habe ich nicht gedacht, und etwas Böses habe ich mit dem Signalement nicht beabsichtigt.

Zu den Mythen über den Mythologen müssen wir es aber gleichfalls rechnen, daß er durch die Theologen zum Märtyrer geworden sei, der einsam seinen Weg durchs Leben suchen mußte. Ein Märtyrer wäre er vielleicht geworden in einem theologischen Lehramt, das er begehrte und das ihm tausend Schikanen der frommen Pfarrer und Studenten eingetragen hätte, denen seine reizbare Natur schwerlich gewachsen gewesen wäre. Das freie Schriftstellerleben eines wohlhabenden Mannes war das, was für ihn paßte und war wahrlich kein schlimmes Martyrium. — Er war aus den Züricher Kämpfen mit einer Pension von 1000 Fr. jährlich hervorgegangen, die ihm seine volle Freiheit ließ, und die er bis zu seinem Tode bezog. Wenn aber die Berufslosigkeit ihn so schwer drückte, so konnte er sich für Philosophie in Tübingen, Jena oder Heidelberg habilitieren oder die Redaktion eines wissenschaftlichen Organs übernehmen. Auch hier erscheint, bei Licht besehen, seine Berufslosigkeit als Sache seiner eigenen Wahl. Gerade Zieglers Biographie wird, vielleicht gegen den Wunsch und Willen des Verfassers, die noch immer weitverbreitete Meinung berichtigen, als ob lediglich pfäffische Verfolgung Strauß' Lebensweg einsam und dornenreich gemacht habe. Ein ihm durch lange Jahre nahestehender liberaler Theologe, der mehr Verfolgungen erduldet hatte als Strauß selbst, sagte mir schon im Jahre 1859: „Es ist ihm gar nicht so schlimm ergangen, aber er hat sich in das wirkliche Leben nie schicken wollen." In der Tat sind die Mißhandlungen, über die er sich am bittersten beschwerte, lediglich das Produkt seiner eigenen Irrtümer. Das Verhängnis dieses Lebens war, daß der große Logiker der Wissenschaft für die Logik der Wirklichkeit absolut kein Organ besaß. Arndt, Gervinus, Prater, Schwegler, Zeller, Gutzkow und andre sind von den Regierungen ebenso schlecht behandelt worden und haben ihren Weg durch das Leben dennoch gefunden. Nur Strauß beklagte sich zeitlebens über Injurien des Geschicks, die doch zu großem Teil Folge seiner eigenen Entschlüsse gewesen sind. Wer die urchristliche Geschichte für ein Mythengespinst späterer Jahrhunderte erklärt hat, muß sich nicht um einen Lehrstuhl der christlichen Glaubenslehre bewerben. Ein in den württembergischen Klosterschulen erzogener Magister muß keine große Opernsängerin heiraten, die vom 13. Lebensjahre an hinter den Kulissen steckte und an rauschenden Beifall des Parterres gewöhnt ist. Wer eine gesetzliche Scheidung seiner ersten Ehe nicht zu erlangen vermag, muß

nicht im Alter noch auf Freiersfüßen gehen. Daran wenigstens sind die Theologen unschuldig. Das traurige Ergebnis entwickelte sich mit Notwendigkeit aus den gegebenen Prämissen. Strauß war alles, nur kein Lebenskünstler. Es ist ja sicher eine ergreifende Tragödie, wenn ein hochbegabter Mensch immer wieder im Jagen nach neuen Trugbildern sich abmüht, leidet und unglücklich wird; aber wenn er ein Märtyrer ist, so doch nur ein Märtyrer seiner eigenen Natur. Da das Leben sich nicht in uns schickt, müssen wir uns eben in das Leben schicken. Man kann nun einmal nicht mit dem Kopfe durch die Wand, denn die Mauern der Wirklichkeit sind eben noch dicker als der eigensinnigste Schwabenkopf.

Es wäre hier nicht der Ort, über die einzelnen Momente der Lebensgeschichte des großen Kritikers mit Ziegler abzurechnen, dem, wie ich bereits in einer früheren Besprechung anerkannte, seit Zellers Herausgabe der Briefe Straußens diese Biographie am meisten verdankt. Nur einige Hauptwendepunkte aus der zweiten Hälfte von Straußens Leben möchten diese Zeilen näher erörtern. In dem Streite zwischen Strauß und seiner Frau stellt sich Ziegler mit großer Entschiedenheit auf die Seite des Ehemanns. Das wird im Ganzen das Richtige sein; doch ist nicht zu vergessen, daß die große Mehrzahl der Württemberger gegen ihn für die böhmische Libussa Partei ergriff, so selbst Justinus Kerner, der Strauß seit seinen Studentenjahren kannte. Das Überzeugendste, was ich über diese traurigen Zerwürfnisse kenne, sind die Briefe der Gattin von Straußens Freund Kauffmann an Emilie Sigel, die Tochter eines schwäbischen Prälaten, die selbst gern Strauß geheiratet hätte, die nach dem Zusammenbruch der Ehe den Kindern von Strauß eine treue Freundin wurde und dem Vater hilfreich an die Hand ging. Da ich in meiner Strauß-Biographie das damals gesammelte Material aus Rücksicht auf noch Lebende nur unvollständig mitteilen konnte, will ich hier einiges nachtragen, was über die Entstehung und die Trennung dieses unglücklichen Ehebundes bemerkenswerte Auskunft gibt.

Als im Frühling 1842 durch die Verlobung von Strauß den letzten Hoffnungen von Emilie Sigel ein Ende gemacht war, schrieb Frau Kauffmann am 15. März 1842 an ihre Freundin einen Trostbrief:

Meine liebe Emilie!

Daß ich nach Deinem allerliebsten Briefe, den Strauß (dem ich ihn vorlas), für wunderschön erklärte — so lang geschwiegen, daran ist blos meine Liebe zu Dir schuld. Es hat sich seit einigen Wochen allerlei begeben, was ich Dir, wenn ich einmal schrieb, nicht verschweigen konnte, und womit ich doch fürchtete, Dir wehe thun. Wenn ich denken könnte, daß Du noch auf dem Standpunkte bist, wie in L., geheilt und fertig mit S., so würden Dich meine Nachrichten nicht viel bewegen, aber Du bist schon so oft rückfällig geworden, daß ich Dir nicht traue. Ich beschwöre Dich aber: einzusehen, daß Dein reicher Geist nicht für S. ist, weil er selbst dessen genug hat, daß Dein tiefes Gemüth und einfaches, aber glühendes Lieben wieder nicht für ihn ist, der gereizt und geblendet sein will, was man entweder nur mit Kunst oder in der ersten Jugend thun kann, sei stark und höre es ruhig an: S. ist versprochen . . . versprochen mit Agnese Schebest. Daß diese Verbindung sich entweder vor der Heirath auflöst, oder wenn sie geschlossen wird, für beide Theile unglückbringend ist, das glaub ich gewiß, auch Kauffmann, Märklin und Schnizer glauben

dies bei nüchterner Ueberlegung, die ihnen ihre blendende und wirklich bezaubernde Gegenwart nicht zuließ. Wenn mir dies Wesen nicht als Deine Feindin erschienen wäre, ich hätte Liebe zu ihr fassen können, so ausgezeichnet talentvoll und reich von der Natur und Kunst ausgestattet erschien sie mir. Von ihren musicalischen Productionen war ich wie Kauffmann hingerissen, es ist ungeheuer viel Tiefe und Seelenschmerz in ihren Tönen, und in ihrem Benehmen ist so viel vornehme Anmuth, daß ich überzeugt bin, auch Du wärest ihr gut geworden. Aber um Strauß zu verstehen, ist sie doch nicht geistreich und innerlich genug, und er kann nicht gleichen Schritt mit ihrem Prinzessenwesen halten, kurz, sie taugen nur insofern zusammen, als sie beide ausgezeichnete Leute sind, aber es ist kein Berührungspunkt zwischen ihnen. Ihr Bund wird ihnen Unheil bringen. Strauß rühmt von Hardeggs Freundschaft, daß dieser höchst theilnehmend und fördernd sich in Beziehung auf seine Neigung zur Schebest sich benehme.

Wir machten gemeinschaftlich eine Landpartie, da nannt' ich mehremale Deinen Namen und sagte Bemerkungen von Dir, die S. mit größter Freundlichkeit aufnahm. „Wer ist denn diese Emilie", fragte die Schebest. „Eine Freundin des Herrn Doctors und eines der genialsten weiblichen Wesen." Damit stimmte Strauß sehr ein und sagte: „Sie lesen wirklich die Bettina, in ihr haben Sie Emilie." Ich sah ihn scharf an, und wenn meine Augen sprechen können, haben sie gesagt: Thor! und dieses Wesen hat Dich, glühend geliebt und Du hast sie verschmäht um Dieser willen, die Dich nicht versteht und nicht liebt, die Dich nimmt, damit ihr bald erlöschender Ruhm an Deinem sich entzünde. Meine Augen wurden naß, er sah es wohl, und sprach lange nichts mehr.

Kauffmanns Künstlernatur hatte eine reiche Erndte während der Schebest Hiersein. Seine Begeisterung war in unseren Kreisen die Zielscheibe gutmüthigen Spottes, ich wurde so oft gefragt, ob ich nicht eifersüchtig sei, daß ich's am Ende wurde und daraus sah, wie stark ich noch in ihn verliebt bin. Meine Verirrung dauerte aber nur kurz, ein Blick in sein treues liebevolles Herz heilte mich wieder. Aber ich trug wahrhaftig einige Tage einen wahrhaft tragischen Schmerz mit mir herum, und bin noch jetzt angegriffen davon. Und doch bin ich dem anziehenden Wesen nicht böse. Du siehst daraus ihre Macht. Ich bitte Dich dringend, schreibe mir bald. Könnte ich Dich doch jetzt sprechen. Aber jetzt wird Dir Heilbronn vollends verhaßt sein.

Brief vom 13. Nov. 42.

Heute kam eine Einladung von Strauß zur Sontheimer Kirchweihe, ich ließ aber Kauffmann mit Märklins allein dazu ziehn, um desto ungestörter mein Vorhaben auszuführen, Dir zu schreiben ... In der Strauß'schen Ehe ist schon einige Zeit nicht mehr Alles, wie es sein sollte, und wenn ich mich hinsetzen wollte, Dir das ausführlich zu berichten, sagte mir mein Gewissen, daß das kein schöner Zug von mir sei, und daß ich Dir dadurch einen Triumph bereite, dem hinzugeben auch von Dir nicht schön wäre ...

Daß Emma P. so dumm war, die herzliche Einladung Straußens nach Sontheim nicht anzunehmen, wunderte mich, und ist mir ein Beweis, daß ich mit meiner Vermuthung, daß sie in Strauß verliebt war, Recht hatte. Ich weiß nicht, ob Du Dich erinnerst, daß Du mir einen Abend beschrieben, an dem Du, Emma und Elise beisammen waren. Davon erzählte ich Strauß in seinem Hause, während die Frau gerade draußen war; ich brauchte Deine Worte und Bilder, sagte, daß ihr aus lauter Zusammenstimmen und Freude wieder wehmüthig geworden seid, auf einmal kommt in sein schönes Auge, das aufmerksam auf mich gerichtet ist, eine große Thräne, er steht auf, geht hinaus und kommt eine Weile nicht wieder herein. Kauffmann hatte dasselbe bemerkt. Bei Kauffmann fragt er oft nach Dir, und sucht sich zu rechtfertigen gegen Vorwürfe, die man ihm in Beziehung auf Dich ihm machen könnte. — Du würdest ihn kaum mehr kennen, so mager und bleich ist er

geworden. Da hattest Du falsch prophezeit, sie spielt ihm nichts vor. Wenn das wäre, hätte er nicht schon die tödtlichste Langeweile neben ihr. Er will jetzt um jeden Preis hieher ziehen, wo er doch Abends seine Freunde haben kann. Sie ist darüber beleidigt und spricht sich in ihrer ehrlichen Art offen bei uns Allen darüber aus, daß seine Neigung ein Rappel gewesen sei, den der Besitz geheilt, daß sie zu dumm für ihn sei, daß er ein Geizhals, ein liebloser, gemüthloser, hagestolzener Gelehrter sei, bei dem sie hinfort nur in Entsagung und Demuth sich üben könne, das sei der ganze Gewinn, der für sie aus dieser Ehe erwachsen. Mit einem Wort, es zeigt sich, daß sie nie Liebe für ihn hatte, daß sie ihn gar nicht versteht, und daß seine Liebe auf sinnlichem Grunde geruht, und deswegen schon bedeutend geringer geworden, wenn sie auch immer noch viel größer als die ihrige ist. Wäre er noch der verliebte Narr, der er war, freute er sich über ihre wirklich lobenswürdigen Anstrengungen, eine Hausfrau zu werden, mit einem Worte: vergötterte er sie, wie sie es von jeher gewöhnt ist, dann wäre sie zufrieden, und in dem einsamen Sontheim käme sie sich ganz romantisch vor; aber davon hat sie keinen Begriff, daß jetzt die Reihe an ihr ist, ihm zu Gefallen zu leben, seine Wünsche zu errathen, ihn zu vergöttern, was in der ganzen Welt alle Männer von ihren Frauen erwarten. Dazu hat sie einen schrecklichen Hang zur Eifersucht, die sich — denke dir — auch auf mich erstreckt. Deswegen will sie auch durchaus nicht hieher. Das also ist das Schicksal Deines Freundes. Unser Zusammensein ist auf diese Weise ein höchst versalzenes, und kommt auch selten vor. Stets Klagen von beiden Seiten, und wir dürfen dann nichts als Frieden stiften, was nicht immer gelingt. Wenn nicht die Geburt eines Kindes, die auf den Frühling zu erwarten steht, mehr Harmonie in die Gemüther bringt, so ist nichts gewisser, als daß die Ehe entweder unglücklich oder gar getrennt wird. Der gescheute Hardegg hatte eben Recht, wenn er prophezeite, daß eine Frau einen schweren Stand bei ihm habe, nur eine, die ihn grenzenlos liebt, und stets verzeiht, konnte es mit ihm wagen und keine so verwöhnte Dame. Sie dauert mich übrigens recht von Herzen, denn sie bleibt eine wahre, ehrliche Natur, und ihre Schönheit und Anmuth würde auch Dich bezaubern, scheint aber auf ihn alle Gewalt verloren zu haben.

Ohne Datum.

Welcher Teufel hat Str. die Augen gehalten, daß er Dich nicht sah, wie Du bist, und wie Du einzig für ihn paßtest, ehe er die Schlange erblickte. Es ist dieß mein ewiger Schmerz. Wenn er auch frei würde und Dich wollte, würde ich sagen: thue es nicht. Jetzt ist es zu spät.

Heilbronn 10. Dez. 43.

. . . das einzige Mal, daß Strauß seit jener Kränkung von Dir sprach, war nach Deiner Mutter Tod; er fragte mit Theilnahme, wie Du jetzt Dein äußeres Leben gestalten würdest, worauf ich ihm kurze, unwissende Antwort gab. Seit dem Oktober wohnt er hier, weit entfernt von uns, und diese Entfernung scheint auch innerlich zu werden. Glaube nicht, daß ich mir ein Verdienst daraus mache, wenn ich Dir sage, daß seit jenen scheußlichen Briefen (der Schebest) an Dich, ich steif und kalt, und entfremdet gegen die Frau bin, so wie sie gegen mich. Wenn ich noch hie und da mit ihr zusammen kam, so geschah es meinem Kauffmann zu lieb, dessen Künstlersinn immer eine reiche Ausbeute bei ihr fand. Strauß blieb sich gleich gegen uns, zeigte mir zarte Theilnahme beim Tod meines Kindes, ließ ihm einen Kranz auf seinen Sarg flechten, ohne daß sie davon wußte ꝛc. Seit Kurzem aber hat sie nun jene herrschsüchtige, hochmüthige und eifersüchtige Seite auch gegen K. auf eine häßliche Weise gezeigt, und er ist jetzt so mit ihr fertig, daß er ihr das Haus nimmer betritt . . . Ob die alte bewährte Freundschaft von St. und K.

auch der Xantippe zum Opfer gebracht wird, steht in Frage. Kauffmann wird sich gegen ihn gleich bleiben, wenn er's nicht anders will. Er ist tief zu beklagen, und sein Ehestand kann nichts anderes als eine fortgesetzte Prüfung sein. Ich weiß gewiß, daß sich je länger je mehr die reine Freundschaft für ihn unter dem Schutt gekränkter Eitelkeit und verletzten Gefühls bei Dir hervor arbeitet, und daß Du seine edle, wenn auch harte Natur anerkennst und nichts Böses ihm wünschest.

So waren die Unglücksvorhersagungen der Freundinnen viel rascher eingetroffen, als diese selbst erwarteten. Man hatte Strauß noch vor der Verlobung alle Geschichten zugetragen, die an den Bühnen über die große Künstlerin umliefen. Sie hatte mit rühmlicher Ehrlichkeit über ihre ganze Vergangenheit Auskunft gegeben. Strauß aber, im Gefühle, selbst ein verfehmter Ketzer zu sein, meinte, wie er später Kuno Fischer erzählte: „Sie ist ein Paria, und du bist ein Paria, da passen wir um so besser zusammen. Aber er war eben kein Paria, sondern ein streng bürgerlicher, ehrbarer Magister, ordnungsliebend, arbeitsam, sparsam, Feind jeder Störung seiner Arbeit. Mit der Bohême hatte er keinen Zug gemein. So fühlte er sich bald neben der verführerisch schönen, liebenswürdigen, aber leidenschaftlichen und krankhaft eifersüchtigen Böhmin völlig gelähmt, und da er Widerspruch ohnehin nicht vertrug, hatte sich bald genug seine Liebe in Haß verwandelt. Selbst die Geburt zweier Kinder konnte die Kluft, die sich zwischen zwei Menschen von so verschiedenen Bedürfnissen aufgetan hatte, nicht mehr überbrücken, und da sie als Katholikin und, wie Strauß meinte, aus Starrsinn in eine Scheidung nicht willigte, trennte man sich nach unerquicklichen, ökonomischen Auseinandersetzungen, bei denen auch Advokaten und Richter zu Hilfe gerufen wurden.

Es ist bekannt, wie erst die ehelichen Zerwürfnisse, dann die politischen Unruhen eine Pause in Straußens literarische Tätigkeit brachten. Der Faden mit der Theologie war ihm abgerissen, und ein neuer hatte sich nicht angesponnen. Da war es ein rechter Freundesdienst von Friedrich Vischer, der einer Sammlung von Schubart-Briefen auf die Spur gekommen war, daß er diesen Schatz Strauß überließ, der die Sammlung, vermehrt mit weiteren Funden und mit trefflichen Einleitungen versehen, herausgab. Aber bald darauf brach die Revolution aus, und im Jahre 1849 interessierte sich niemand für Dichterbriefe. So schaffte das Buch sich nur langsam Bahn, doch ist es heute um so mehr geschätzt als Beitrag zur Geschichte der deutschen Literatur und zur Geschichte des kleinstaatlichen Despotismus. Die Parlamentswahl, bei der er durchfiel und die Tätigkeit in der Stuttgarter Kammer, bei der er seine demokratischen Wähler durch seine gemäßigte Haltung enttäuschte, konnte Straußens Freude am politischen Leben, die nie groß gewesen war, nicht vermehren. Er war froh, als die politische Hochflut vorüber war und bekennt offen, daß er sich nur noch von dem politischen Wetter belästigt fühle, das zum Fenster hereinkomme, dergleichen es seit 1849 keines mehr gebe. Zunächst veranlaßte ihn der Tod seines Freundes Märklin zu der schönen Gedächtnisschrift, in der er sein eigenes Leben mit dem des ihm so schmerzlich

entrissenen Freundes zugleich erzählen konnte. Ziegler, der alle Stationen dieser Lebensbahn durch die württembergischen Seminarien selbst absolviert hat, ist hier der sachkundigste und beste Führer. Im Jahre 1856 erschien dann die Biographie des schwäbischen Humanisten Nikodemus Frischlin, der in der zweiten Hälfte des sechzehnten Jahrhunderts ähnliche Schicksale erlebte wie Schubart im achtzehnten. Strauß hat an die Entzifferung seines literarischen Nachlasses einen Teil seines Augenlichts gesetzt; aber Rümelin urteilt mit Recht, Frischlin sei ein so gutes Buch gar nicht wert gewesen. Man konnte ihm die Worte des Peregrinus Proteus an seinen Apologeten Wieland in den Mund legen: „Du tatest zu viel der Ehre mir an! Ich war doch ein Lump."

In Heidelberg, wo Strauß 1854—1864 lebte, entstand dann seine berühmteste Biographie, die von Ulrich von Hutten. In Kenntnis der politischen Geschichte des sechzehnten Jahrhunderts mögen andre Strauß übertreffen, aber an Kraft der Darstellung und überzeugender Naturwahrheit der auftretenden Gestalten können nur wenige Lebensbeschreibungen mit dieser Biographie die Vergleichung aushalten. Das Buch hat etwas menschlich Ergreifendes und hinterläßt einen tiefen Eindruck. „Mir war zumut," schrieb Kuno Fischer damals, „als ob ich einen Freund verloren hätte, als ich das Buch schloß." Wir priesen das Buch damals auch dafür, daß es Strauß zu den theologischen Materien zurückführte, die ihm doch am besten lagen. Gervinus wollte ihn für eine Luther-Biographie gewinnen. Strauß begann auch mit den Vorarbeiten, aber bald widerstrebte ihm der Stoff. Da führte die große wissenschaftliche Bewegung, die von Baurs Buch über die synoptischen Evangelien ausgegangen war, und das Interesse nicht nur der deutschen, sondern auch der französischen Forscher an den Arbeiten der Tübinger Schule ihn zu dem Thema seiner Jugend zurück. Er wollte eine neue Bearbeitung des Lebens Jesu geben, aber diesmal nicht für die Theologen, sondern für das deutsche Volk. Die Theologie hatte seit den epochemachenden Arbeiten von Eichhorn und Griesbach sich über die Priorität der verschiedenen Quellen zum Leben Jesu gestritten, ohne zu einer Einigung zu kommen. Die Tübinger Schule hatte die literarische Frage sehr gefördert, aber der biographischen war sie seit Straußens traurigen Erfahrungen sorgfältig aus dem Wege gegangen. Da hatte, wiederum ein Schwabe, Theodor Keim, in einer geistvollen Abhandlung über „die menschliche Entwicklung Jesu Christi" es unternommen, durch eine genaue Analyse der von der Mehrzahl der Forscher als echt anerkannten Worte Jesu ein Bild von dem messianischen Selbstbewußtsein Jesu und von der successiven Entwicklung dieses Bewußtseins zu entwerfen. Nur wenig später trat der französische Orientalist und Archäologe Renan mit einem Leben Jesu hervor, das die Landschaft Palästinas für den fünften Evangelisten erklärte und durch eine poetische Schilderung der Ufer des Jordan, der Reize der Steppe, der Schneehäupter des Hermon, der Geschichte Jesu einen pittoresken Hintergrund verlieh. Zugleich gab Renan nach Philo und Josephus eine Darstellung der geschichtlichen Zeitlage, die die verdienstvollen Leistungen Ewalds auf diesem Gebiete noch bedeutend überbot. Da Strauß

das Buch von Renan erst gegen Ende seiner Arbeit erhielt, hat er es nur noch wenig benutzt, zum Schaden seines Werkes, das dem größeren Publikum eben darum fremd blieb, weil es der geschichtlichen Anschaulichkeit ermangelte und gleichsam in den leeren Raum komponiert war. Um so erfreulicher war die Einwirkung, die Strauß von Keim erfuhr. Hatte Strauß in der ersten Auflage des Lebens Jesu sich darauf beschränkt, die Widersprüche der Berichte festzustellen und damit den Verzicht auf jedes positive Wissen von den Ereignissen zu begründen, so hat er jetzt von Keim gelernt, durch genaue Analyse der auch für ihn echten Worte Jesu eine Summe geschichtlicher Daten festzustellen, nach denen er selbst bereits ein Bild des Bewußtseins Jesu zu zeichnen versuchte. Was er zunächst feststellt, ist die Tatsache, daß in den Aussagen Jesu alle Spuren von schweren inneren Konflikten fehlen, woraus auch er auf eine vollkommen harmonische ungetrübte Entwicklung Jesu schließt. Wo keine Wunden sind, sind auch keine Kämpfe gewesen; wo keine Reue ist, da ist in solchem Falle auch keine Schuld. Gegenüber dem Mythus von der absolut geradlinigen Entwicklung von Strauß ist festzustellen, daß Strauß noch im Jahre 1863 sich getraute, nach den Aussagen der Bergrede die individuelle Lebens- und Liebesstimmung Jesu zu charakterisieren und das Werden und Wachsen seines Messiasbewußtseins in den Quellen zu verfolgen. Was er nach dem erbitternden Kampfe gegen den Protestantenverein in seinem letzten Buch vom alten und neuen Glauben einfach als Humbug und Schwindel brandmarkte, die Zeichnung des Selbstbewußtseins Jesu, das hat er im Leben Jesu für das deutsche Volk selbst versucht. Das Prinzip Jesu ist ihm die Einkehr von dem Äußeren in das Innere, der Rückgriff von der Frucht auf die Wurzel, vermöge dessen Jesus mit dem Morde den Haß, mit dem Ehebruch die Begierde, mit dem Meineid das Schwören verbietet. Jesu Reinheit des Herzens und Milde des Urteils ist begründet durch den Hinblick auf Gott selbst: „damit ihr Söhne werdet eueres Vaters im Himmel, denn er läßt seine Sonne aufgehen über Böse und Gute, über Gerechte und Ungerechte". „Als diese unterschiedslose Güte empfand und dachte Jesus den himmlischen Vater, und eben in dieser Anschauung, die er von Gott hatte, liegt der Grund, warum er ihn am liebsten mit dem Vaternamen bezeichnete." Diese Grundstimmung vom Verhältnisse Gottes zu den Menschen konnte Jesus nur aus sich selber nehmen, „sie konnte nur Folge davon sein, daß jene unterschiedslose Güte die Grundstimmung seines eigenen Wesens und er sich darin seiner Übereinstimmung mit Gott bewußt war ... Die höchste religiöse Stimmung, die in seinem eigenen Bewußtsein lebte, war eben jene alles umfassende, auch das Böse nur durch Gutes überwindende Liebe, die er daher auf Gott als die Grundstimmung seines Wesens übertrug". Wie Strauß hier, in Keims Fährten wandelnd, einen Versuch macht, in das Gemüt Jesu einen Blick zu gewinnen, so ist auch der geschichtliche Umriß des Lebens Jesu viel befriedigender ausgefallen als früher. Was Strauß über Jesu Verhältnis zum Täufer, zum mosaischen Gesetz, zur heidnischen Welt, zur Messias-Idee beibringt, ist durchweg von jener umsichtigen Prüfung und durchsichtigen Darstellung, die alle seine Untersuchungen auszeichnet. Wir stellen darum, im Gegensatz zu Ziegler,

das Leben Jesu von Strauß in dieser Gestalt sehr hoch, wie es denn auch auf die späteren Darsteller einen großen Einfluß geübt hat und heute noch nachwirkt. Wie konnte es nun aber kommen, daß Strauß nach wenigen Jahren die positiven Resultate, die er hier gewonnen hatte, wieder abschwor und alle Behauptungen, es lasse sich ein positives Bild des Lebens Jesu erstellen, für eitel Trug erklärte? Auch hier zeigt sich eben wiederum, daß er keineswegs jener kühle Rechenmeister war, den der Strauß-Mythus uns vorführt, sondern daß auch seine theologische Arbeit stark unter dem Einflusse der Stimmungen und Verstimmungen stand, denen sein leidenschaftliches Gemüt stets unterworfen blieb.

Fast gleichzeitig mit seinem Leben Jesu erschien das Charakterbild Jesu von Schenkel, und da dieser, an der Spitze des Protestantenvereins stehend, großen literarischen Anhang besaß, wurde sein Buch in der Presse mit großem Beifall empfangen und zuweilen von übereifrigen Jüngern auf Kosten des Straußischen Werkes gelobt. Strauß aber nahm es, wie sein Freund Zeller berichtet, als eine persönliche Beleidigung auf, daß Schenkels Charakterbild Jesu in öffentlichen Besprechungen mit seinem Buche auf eine Linie gestellt wurde. Dem Protestantenvereine war er ohnehin gram. Dem Präsidenten desselben, Bluntschli, schrieb er die Züricher Revolution zu, die ihn um seine Professur gebracht hatte; Schenkel hatte sich an seinen Freund Kuno Fischer in ähnlicher Weise vergangen. Durch die von dieser Seite ausgehenden Angriffe auf sein Buch gereizt, beschloß er jetzt noch nachträglich eine Abrechnung mit den alten Gegnern zu halten. So entstand seine berühmte Streitschrift: „Die Halben und die Ganzen", die literarisch zu seinen brillantesten Leistungen gehört, die aber in diesem Augenblicke recht schlecht am Platze war. Durch ganz Deutschland, ja bis England und Amerika hatte die Orthodoxie gegen Schenkel mobil gemacht und ein gewaltiges Ketzergeschrei gegen sein Buch erhoben. Tausende von Petitionen und Protesten verlangten die Entlassung Schenkels. Schenkel war durch diese „Zeugnisse" als Theologe schwer gefährdet; wenn Strauß nun versuchte, ihn auch als Menschen moralisch zu vernichten, so war seine Stellung unhaltbar. In der Tat beriefen sich alle, die im Bewußtsein ihres eigenen Unglaubens Schenkel dogmatisch nicht antasten mochten, aber des ewigen Unruhstifters und Spektakelmachers überdrüssig waren, auf Strauß' Pamphlet, und hohe Beamte erklärten sehr würdevoll, ein Mann, der weder bei den Orthodoxen noch, wie sich jetzt zeigt, bei den Liberalen die nötige Achtung besitze, könne nicht Erzieher der badischen Theologen bleiben. Die orthodoxen Pastoren aber flossen über von Lob über den ehrlichen Strauß, den objektiven Strauß, den wahrhaft gerechten Richter, der Schenkel gezeichnet habe, wie er sei. Selbst die Unbeliebtheit, die Schenkel sich durch seine früheren orthodoxen Aktionen erworben hatte, wurde von dieser Seite jetzt gegen ihn verwertet. Diese neuen Verbündeten von Strauß, die jetzt erst ihr Herz entdeckten, rechneten Schenkel alle die alten Sünden vor, die er doch einst in ihrem Auftrag begangen hatte. Der Orthodoxe, der den Lehrstuhl in Zürich erhalten hatte, zu dem die aufständischen Bauern Strauß nicht zuließen, Johann Peter Lange, führte die Märtyrer, die Schenkel im

Dienste der Reaktion gemacht hatte, in der poetischen Beschreibung einer Protestantenvereinsversammlung vor, wie sie als Geister der Vergangenheit die Festfreude stören.

Wer drängt in den Saal so frech sich hervor?
Ein alter Herr Vetter — Dulon der Pastor.
Wer mischt sich hier störend in unsern Verein?
Ein stattlicher Bruder — Gervinus tritt ein.
Wer spukt um den Stuhl mir und reizet die Zischer?
Der Geist des Banquo — der Kuno Fischer.
Wer malt mich beim Mahle im lichthellen Haus?
Auch ein Charakterbildmaler — der Strauß.

Die Bekämpfung von Dulon, Gervinus und Fischer war einst in den Augen des Herrn Johann Peter Lange Schenkels großes Verdienst gewesen. Jetzt spielte er dieselben Leute gegen Schenkel aus. Ritterlich war das nicht, es handelte sich aber auch nicht um einen Kampf zwischen Rittern.

Daß Strauß in einem Augenblicke, in dem mit Schenkel die Frage der Lehrfreiheit stand oder fiel, den vernichtenden Angriff auf Schenkels Charakter unternahm, war für diejenigen, die in heißem Kampfe um diese theologische Lehrfreiheit standen, eine Überraschung, die sie erstaunte und entrüstete. Ziegler meint die reine unbefleckte Aufrechterhaltung des Prinzips habe Strauß genötigt, sich gegen die Halben zu wenden. Das durfte er nach Austrag des Lehrprozesses ruhig tun. Jetzt konnte eine solche Schrift nur schaden. Die Karlsruher Staatslenker waren bereits daran, Schenkel „weg zu organisieren" durch Änderung der Statuten des Predigerseminars. Erfüllte man so das mit Ungestüm vorgetragene Verlangen der Orthodoxie, so war das wesentlich das Verdienst von Strauß. Er hatte dann der Partei zum Sieg verholfen, die er sein Leben lang bekämpft hatte. Daß es nicht so kam, verhindert nur der im Sommer 1866 ausbrechende Krieg, der die Aufmerksamkeit von dieser Frage ablenkte. Der Kanonendonner von Königgrätz übertönte selbst das Ketzergeschrei von 5000 erbosten Pastoren. Als im Jahre nachher die badische Generalsynode zusammentrat, hatte die Bevölkerung sich beruhigt, und der neue Minister Jolly ließ mit sich reden. So war der große Ketzersturm vorübergezogen, ohne nachhaltige Folgen zu hinterlassen. Nur Straußens Stellung zu den religiösen Fragen hatte sich wiederum geändert. Er hatte sich, der Vermittlungen und der Vermittler überdrüssig, Voltaire zugewendet, und Heidelberg mit Darmstadt vertauschend, hielt er der Prinzessin Alice von Hessen die Vorträge, aus denen sein hübsches Buch über Voltaire hervorgegangen ist. Voltaires Bibelspott paßte jetzt zu seiner Stimmung. Schon in seinem Buche über Reimarus war er als Verteidiger des Rationalismus des achtzehnten Jahrhunderts aufgetreten, in seinem Voltaire bestätigte er diese Zustimmung und verstärkte sie. Die dämonische Größe des französischen Antichrists kommt in seiner Darstellung vielleicht nicht ganz zur Geltung, aber die Freude an dessen Spöttereien ist unverkennbar. So war er von dem philosophischen und geschichtlichen Standpunkt Hegels zu dem des alten Rationalismus abgeschwenkt. Gleichzeitig hatte er sich viel mit Darwin und Haeckel, mit Langes Geschichte des Materialismus, mit Schopenhauer und

Hartmann, überhaupt mit populärer Naturwissenschaft beschäftigt, und ihn, der weniger spekulativen Tiefsinn als künstlerisches Talent der Darstellung besaß, reizte es, diese naturwissenschaftliche Weltanschauung zu einem abgerundeten Bilde zu gestalten. Daß er in diesem letzten „Bekenntnisse" vom alten und neuen Glauben unter Verleugnung seiner Hegelschen Tradition zum Materialismus übertrat, erweckte im Kreise seiner alten Freunde und Mitkämpfer erstauntes Kopfschütteln. Zeller schrieb an Fischer: „Mit der Ableitung des Bewußtseins aus dem Bewußtlosen, des Lebens aus dem Leblosen hat Strauß es sich doch etwas leicht gemacht." Fischer, der den Spott Straußens im Nachwort, „die andern würden ihn stecken lassen", auf sich bezog, sagte erregt: „Wie konnte Strauß nur erwarten, ich werde für Meinungen eintreten, die ich mein Leben lang abgelehnt habe?", und daß Strauß dieses letzte Buch für sein bestes halte, war in seinen Augen die Vorliebe des alternden Vaters für sein jüngstes Kind. Fr. Vischer, der Strauß auch brieflich seine Bedenken aussprach, wurde von dem bereits Erkrankten in Ludwigsburg gar nicht mehr vorgelassen, so hatte ihn Vischers Widerspruch erbittert. Die Einsprache dieser langjährigen Mitarbeiter beweist doch am besten, daß der Übertritt zum Materialismus nicht der folgerichtige Abschluß seiner seitherigen Entwicklung, sondern im Gegenteil ein überraschendes Abspringen vom seitherigen Wege gewesen ist. Dasselbe würde uns als ein völliges Rätsel erscheinen, wüßten wir nicht, daß der Mann, der der Reihe nach dem Mystiker Justinus Kerner und seiner Seherin von Prevorst, dem Idealisten Hegel und dem kritischen Historiker Baur gehuldigt hatte, in seiner eigenen Produktion immer stark von der Zeitstimmung beeinflußt wurde. Es offenbart sich darin allerdings eine entschiedene Schranke seines Talents. Bei aller Genialität der Auffassungsgabe und der Darstellung war Strauß doch wesentlich ein Formtalent der sichtenden Kritik sowohl wie des künstlerischen Aufbaues, aber kein selbständiger schöpferischer Geist. Die herrschenden Schulen haben auch in der Reihe nach beherrscht. An Klarheit des Gedankens und Kraft der Darstellung war er allen seinen Meistern überlegen. Von ihm wenigstens galt das Wort „die Schüler hätten besser den Meister erklärt, als er sich selber verstand". Das Fazit aus einer gegebenen Reihe zu ziehen, wissenschaftliche Resultate dem populären Bewußtsein zu vermitteln, das war seine Gabe, in der es ihm keiner gleich tat. So versucht er es jetzt mit einer Darstellung der neuesten naturwissenschaftlichen Theorien, um ihnen zu einer zusammenhängenden Weltanschauung zu verhelfen. Sein Buch, sagt er selbst, „entstand aus der Wahrnehmung, daß Forscher wie Liebhaber sich zwar die Resultate der naturwissenschaftlichen Ergebnisse aneigneten, aber ohne über die Konsequenzen nachzudenken, die sie für die Religion und Theologie haben müßten, während auf der Gegenseite modernglaubige Theologen oder Laien auf die steigende Flut des naturwissenschaftlichen Forschens und Erlebens ruhig hinausblickten, ohne darum für ihren kirchlichen Boden etwas zu besorgen. Hier galt es abermals, das getrennt Vorliegende zusammenzudenken, und das war eine Aufgabe, deren Lockung ich so wenig wie in dem früheren Falle (des Lebens Jesu) widerstehen konnte." Er bekennt sich damit selbst

dazu, daß er aus Rechnungen, die andre aufgestellt, nur die Bilanz gezogen. Auch will er für den Inhalt dieser Rechnungen nur teilweise verantwortlich gemacht werden. Die Briefe an Reuschle und Biedermann, die Ziegler mitteilt, sind in dieser Hinsicht diplomatisch zurückhaltend. Ihn interessierten an den Theorien Darwins, Haeckels und der älteren Naturforscher im Grunde doch vornehmlich die Konsequenzen, die sich aus ihnen für die Kirche ergeben. „Wo bleibt," fragt er, „der persönliche Schöpfer, der erst die Welt, dann die einzelnen Lebensstufen ins Dasein gerufen haben soll?" Sie bleiben nach unsrer Meinung eben da, wo sie zuvor waren, indem die innere Erfahrung unsrer Abhängigkeit, das Gefühl unsrer Aufgabe, unsrer Hilfsbedürftigkeit, das Bewußtsein einer höheren Ordnung der Dinge absolut nicht von der theoretischen Frage berührt wird, ob die Menschheit successiv oder mit einem einzigen Schöpfungsakte ins Leben trat oder in fortwährendem Umwandeln der lebenden Arten und Varietäten sich zu vollkommeneren Formen herausarbeitete. Mit der Arche Noah wollte die Schrift nicht die Geschichte der damaligen Fauna erzählen, sondern die Geschichte der Sünde und Erlösung. Auch waren wir nie der Meinung, daß Gott wie ein Töpfer jede besondere Art von Schnecken apart geschaffen habe, so daß die Deszendenzlehre ein Beweis gegen die Existenz eines Schöpfers wäre. Die Welt kann kein Absurdum sein, hat sie aber einen Zweck, so hat sie auch einen Gott. Die Spöttereien des neuen Voltairianers über den durch die Astronomen in Wohnungsnot geratenen alten Herrgott passen recht schlecht zu dem erbaulichen Tone des jüngsten Lebens Jesu. Auch in der Glaubenslehre hatte Strauß niemals in diesem Voltaireschen Tone von „der kühlenden Tiefe des einen göttlichen Grundes" geredet. „Im Sturme hast du angefangen, im Sturme mußt du enden", rief er sich selbst zu. Aber dem allgemeinen Widerspruche, der sich von allen Seiten erhob, war er nicht mehr gewachsen. Er erklärte jedes Wort der Abwehr für Beschimpfung durch böse Buben. In einer Einladung zu seiner Beerdigung, die er auf seinem Schmerzenslager dichtete, machte er sogar die ganze deutsche Lesewelt dafür verantwortlich, daß sie diesen Buben nicht das Handwerk gelegt habe. Er widmet diese Einladung:

Landsleuten, deutschen, werten,
Die stets mich freundlich ehrten,
Sich jüngst die Bäuche hielten,
Als Buben nach mir zielten,
Mich von dem Stuhle rissen
Und in die Gosse schmissen.

Wer den Verlauf dieses Streits verfolgt hatte, fand diese Charakteristik desselben wenig zutreffend. „Buben" waren die Verteidiger des alten Glaubens doch wohl nicht. Auch verfuhren die Gegner mit ihm nicht halb so respektlos, wie er selbst mit Schenkel verfahren war. Wer ihn in die Gosse befördert haben sollte, war unklar. Höchstens auf die Schrift des Konsistorialrats Ebrard, der ihn an den Strick des Judas erinnerte, paßte dieser Vorwurf, aber ihn meinte Strauß offenbar nicht; „die Ganzen" waren ihm jetzt nicht halb so verhaßt wie „die Halben". Wo blieb da die vielgepriesene

Folgerichtigkeit? Stimmung war bei ihm alles und Verstimmung. Sein Freund Vischer warf ihm öffentlich und in kräftigen Worten vor, daß er mit seinem blinden Hasse gegen die Halben den Ganzen Oberwasser schaffe, aber das hatte nur die Folge, daß Strauß selbst mit diesem ältesten Freunde seiner Jugend brach.

In der Stille der Ludwigsburger Krankenstube legten sich doch auch diese zornigen Wallungen. Rapps Berichten von der fortdauernden Fehde setzte er die Weisung entgegen:

Von der Oberwelt geschieden,
Stör nicht meinen stillen Frieden.
Kann ich mich nicht länger wehren,
Will ich auch nichts weiter hören.

Die friedlichen Wünsche nach schmerzloser Erlösung erinnern an das stimmungsvolle Gedicht Herweghs: „Ich möchte hingehen wie das Abendrot." So schreibt auch er:

Möchte schwach wie immer,
Aber hell und rein,
Dieser letzte Schimmer,
Dieser Ton nur sein.

Man hört aus diesen Versen heraus: sein sturmerprobtes Herz hat endlich Frieden gefunden. Diesen Eindruck einer eingetretenen Versöhnung hatte auch Kuno Fischer, als er den dem Tode Verfallenen auf seinem letzten Schmerzenslager besuchte. Nach langem Gespräche, das aller schönen Erinnerungen ihrer langen Freundschaft gedachte, fragte Fischer den Freund, ob er sich nun auch innerlich mit der Schebest abgefunden habe? „Oh," erwiderte Strauß, „ich verdanke dieser Frau viel. Hätte sie es nicht verhindert, so hätte ich nochmals geheiratet und wäre nochmals unglücklich geworden." In den Tagen stiller Einkehr war ihm doch noch das Bewußtsein gekommen, daß die Quellen seines Unglücks in ihm selbst lagen, wo sie für uns alle liegen. Uns aber macht es einen wohltuenden Eindruck, daß er seinen Haß und seine Liebe nicht mit ins Grab nehmen wollte. Er schied versöhnt.

Deutsch-Amerika.

Von

A. Brandl.

Der Professorenaustausch erst hat dies ausgedehnte Gebiet unsers Klagens und Hoffens in den Vordergrund des öffentlichen Interesses geschoben. Durch Jahrzehnte konnte man in der deutschen Presse an nebensächlicher Stelle resignierte Andeutungen über unsre Millionen von Auswanderern lesen, die uns verloren gingen, um mit deutschem Fleiß und Wissen und Ordnungssinn die Kultur des Westens zu fördern. Dann und wann kam ein Ton der Zuversicht auf, ein Hinweis auf einen starken, deutsch gebliebenen Mann, auf blühende Vereine und Kirchengemeinden mit deutscher Zunge, auf ein verheißungsvolles Wort der Treue gegen die Mutterkultur, das bei öffentlichem Anlaß gefallen war. Aber regelmäßig verlor sich die Kunde ohne Nachwirkung, oder es folgte die ernüchternde Stimme eines Kenners, der wieder den Massenabfall der Auswandererkinder zum Engländertum betonte. Die offiziellen Kreise hielten sich von diesen Erörterungen völlig zurück. Anders ist jetzt die Sachlage. Die Austauschprofessoren werden in den höchsten Kreisen geehrt, und das Unternehmen selbst wird in der Presse als ein gewichtiges, wenn auch noch etwas dunkles Zukunftsversprechen begrüßt. Was hat sich eigentlich geändert? Ist der Professorenaustausch der Grund der Umstimmung oder nur ein Symptom einer tiefer gehenden Bewegung?

Vor wenigen Monaten ist von Hugo Münsterberg, dem Professor an der Harvard-Universität und hervorragenden Mitarbeiter an der amerikanisch-deutschen Verständigung, eine Sammlung von Vorträgen und Aufsätzen erschienen unter dem Titel „Aus Deutsch-Amerika" (Berlin, Mittler, 1909), worin eine Menge Streiflichter auf diese Frage geworfen werden. Es gibt Bücher, die man als Nachschlagewerke auf das Regal stellt und die der Bibliograph in die Literatur einreiht; aber dies Buch ist Aktion in Letternform und drängt danach, in Leben überzugehen. Es beginnt mit einer Festrede, die gleich herzhaft die Frage anpackt: Wie können diese Republikaner Amerikas, ohne sich selbst innerlich untreu zu werden, in begeisterte Hochrufe auf unsern Kaiser ausbrechen? Als echter Psychologe zeigt Münsterberg, wie viel stärker eine Persönlichkeit sein und empfunden werden kann als eine politische Institution. Dann wird dem Professorenaustausch ein eigenes Kapitel gewidmet, und zugleich ist er mitbehandelt in den Kapiteln „Über den Kosmopolitismus in der Wissenschaft", „Über die amerikanische Schule und den deutschen Geist", über „Amerikanische und deutsche Wissenschaft"; Münsterberg gräbt möglichst tief. Daneben erfahren wir viel Beachtenswertes über die Stellung der Deutsch-Amerikaner zur Bierfrage, zum Autorenschutz, zu Schiller und Fichte, zum

Frauenstudium und zur Reise des Prinzen Heinrich. Bunt wie das Buch, das wesentlich aus Gelegenheitsvorträgen besteht, sind die Gesichtspunkte, die in Betracht gezogen werden; aber sie alle drängen dazu, daß wir uns über den gegenwärtigen Stand der deutschen Frage in den Vereinigten Staaten ein Urteil bilden.

Für das Verständnis unsres Professorenaustausches ist es von grundlegender Wichtigkeit zu wissen, daß er, wie Münsterberg stark hervorhebt, für Harvard gar nichts Neues war, sondern nur eine Ausdehnung des schon vorher eingeführten Austausches mit Frankreich. Zuerst ging der Harvard-Professor für den Winter an die Sorbonne, für den Sommer an verschiedene französische Provinzuniversitäten, während der französische Professor für eine Reihe mehr populärer Vorlesungen in der Aula von Harvard sich einfand. Auch ist der ununterbrochene und mannigfache Austausch von Lehrkräften zwischen amerikanischen und englischen Colleges nicht zu vergessen; er entspringt einer so engen Kulturgemeinschaft wie die Freizügigkeit unsrer Professoren und Studierenden zwischen reichsdeutschen, österreichischen und schweizerischen Universitäten. Auffällig wäre es gewesen, wenn Harvard nur mit den beiden westeuropäischen Kulturmächten und nicht auch mit Deutschland in engere Beziehungen getreten wäre. Ferner ist zu beachten, daß Harvard nicht eine staatliche Anstalt ist, wie alle unsre Universitäten, sondern eine private Körperschaft, die von Stiftungen und eigener Arbeit lebt, ohne sich um den Staat Massachusetts und noch weniger um Washington direkt zu kümmern. Die Entsendung unsrer Leute nach Harvard erforderte eine Staatsaktion, die der Harvardleute zu uns war nur ein Ausdruck öffentlicher Meinung, vorwiegend in akademischen Kreisen. Das politische Amerika trat erst ein Jahr nach Harvard mit unsern Universitäten in ein Tauschverhältnis, als die Rooseveltprofessur begründet wurde; diese erst hat den Zweck, den beiden Völkern ihre Geschichte und Einrichtungen gegenseitig nahe zu bringen. Aber auch da gilt Wissenschaft als das Hauptziel, und im Grunde gibt es nichts Internationaleres als die Wissenschaft. Bezeichnend dafür ist die Anekdote vom Gelehrtenkongreß in St. Louis, die Münsterberg erzählt, wonach mitten im russisch-japanischen Kriege der japanische Vertreter dem russischen Astronomen Pultowo auf dem Katheder die Hand reichte und sagte: „Hier allein ist zwischen unsern beiden Völkern kein Krieg, sondern Zusammenarbeiten". Die Einreihung des Rooseveltprofessors in die Berliner Universität sieht zugleich deshalb nicht nach Politik aus, weil die akademischen Körperschaften für ganz andre Zwecke organisiert und geeignet sind. Wehe der Diplomatik, die schließlich auf die Freundschaft der Professoren angewiesen wäre!

Damit soll die Bedeutung der Sache nicht heruntergesetzt werden. Aber sie liegt auf einer ganz andern Seite, als man vielfach meint. Um sie recht zu erfassen, müssen wir in die Geschichte des Deutschtums in den Vereinigten Staaten etwas tiefer eindringen.

Solange wir nur Massen von Auswanderern hinüberschickten, war von einem geistigen Einfluß deutschen Wesens nicht viel zu spüren. Ungeführtes Volk hat keine rechte Aktionskraft. Aber das Jahr 1848 sandte eine Menge überzeugungsfester Persönlichkeiten hinüber, die sich daheim nicht mehr wohl-

fühlten. Diese begannen die älteren deutschen Siedler zu organisieren; der Turnverein und der Männerchor wurden jetzt die fühlbaren Mittelpunkte deutschen Lebens mitten in Neuengland. Viele politische Flüchtlinge wurden auch, weil sie tüchtige Schulbildung genossen hatten, in amerikanischen Lehranstalten beschäftigt und entfalteten da einen glücklichen Einfluß auf ihre Englisch sprechenden Schüler, erzählten ihnen von Goethe und Schiller und wiesen ihnen den Weg auf deutsche Universitäten. Ihr Einfluß ging also nach zwei Richtungen: er traf die Landsleute und auch die Angloamerikaner.

Die politischen Veränderungen des nächsten halben Jahrhunderts kamen dem Werk der Achtundvierziger sehr zugute. Im Unionskrieg betätigten sich viele Deutsche auf der siegreichen Seite des Nordens und setzten sich dadurch in den Ruf tüchtiger Patrioten; mehr als je zuvor errangen sie hiermit die Achtung der Angloamerikaner. Die Wiederaufrichtung des Deutschen Reiches aber gab allen Brüdern jenseits des Ozeans neues Selbstgefühl; jedem Männerchor und jedem Turnverein schwoll die Brust; die Gestalt Bismarcks bedeutete ein Programm für die Deutschen und zugleich einen Gegenstand realer Bewunderung für die Angloamerikaner. Unser gegenwärtiger Kaiser und sein Bruder haben dann diese Eindrücke bei beiden Parteien noch verstärkt. Münsterberg, als Harvardprofessor gewiß kein Byzantiner, bezeugt, wie sehr die dramatische, impulsive Persönlichkeit Wilhelms II. auf das verwandte Temperament der Amerikaner fesselnd wirkt. Sein Zeugnis wird von jedem bestätigt werden, der viel mit Amerikanern umging. „Ihr Kaiser", sagte mir ein Newyorker am ersten Tage nach meiner Ankunft drüben, „ist seit Mommsens Tod der bedeutendste Deutsche". In Philadelphia hörte ich: „Nehmen Sie von Ihrem Kaiser weg, was er an Romantik und Mystik hat, und er ist genau unser Roosevelt." Ein Bauer in Ephrata, tief im Innern von Pennsylvanien, fragte mich, als er hörte, daß ich aus Berlin komme: „Was macht Ihr Kaiser? Er ist ein starker Mann und weiß, was er zu tun hat." Auch mancher Händedruck, den Prinz Heinrich mit schlichten Männern drüben tauschte, lebt in günstiger Erinnerung fort. Vergleicht man damit das Elend deutscher Politik in früheren Zeitläuften, so wird es begreiflich, daß die öffentliche Meinung — und diese bedeutet in einem so republikanischen Lande mehr, als wir hier zu denken gewöhnt sind — sich über uns änderte.

Stille Einflüsse kamen dazu. Bald nach der Überwindung Napoleons I., der die alte Vorliebe der Amerikaner für französische Kultur tief erschüttert hatte, fanden einige lernbegierige, idealgesinnte Jünglinge den Weg herüber zu deutschen Hochschulen, und ihre Zahl wuchs gewaltig, als sich die Lehrtätigkeit der Achtundvierziger auf den amerikanischen Schulen fühlbar machte. Unsre Hochschulen haben in der politisch traurigsten Zeit unsres Volkes die Gepflogenheit entwickelt, unter Verzicht auf aktuelle Wirkung und glänzende Darstellung sich in die Wesensprobleme zu vertiefen, mit einer philosophischen Beschaulichkeit, die den Forscher bei der mühsamsten Einzelarbeit beglückt und hinterdrein oft zu überraschenden Funden führt. Dem jungen Amerikaner war es neu, so viel bohrende Arbeit aufgeboten zu sehen, ohne vorherige Rücksicht auf direkten Nutzen; da er jedoch begeisterungsfähig ist und die Vorteile solcher Wahrheitssuche einsah, arbeitete er mit und kam

auf solche Weise in engere Fühlung mit deutscher Kultur überhaupt. Er ging mit auf die Kneipe und auf den Seminarausflug; Bier wurde getrunken, aber niemand wurde betrunken; von den Ausartungen, die er daheim beim Alkoholgenuß in bar und saloon gesehen hatte, keine Spur. Weltliche Lieder wurden gesungen; aber die Verführung zum Bösen, die ihnen der puritanische Prediger zugeschrieben hatte, blieb aus. Er ging ins Theater — es nahm sich schon auf den ersten Blick anders aus als in Englisch sprechenden Ländern, wo es zu sehr einem Restaurant zweiten Ranges gleicht; er fand ein monumentales Gebäude auf einem der schönsten Plätze der sonst recht bescheidenen Universitätsstadt; im Innern trat ihm nicht die Banalität der music-halls entgegen, sondern schönes Dichterwort, ernster Kunsteifer, oft sogar etwas wie literarische Andacht. In Amerika ist neben aller Erwerbsgier der puritanische Geist der ersten Kolonisten noch heute fühlbar, mehr sogar als in dem aristokratisch angehauchten England; er hat das Volk höchst arbeitsam und mächtig gemacht, aber die Organisation der Freude zerstört. In den deutschen Hochschulstädten gibt es bei allem Eifer der Forschung und bei guter Sitte zugleich einen Geist der Lebensfreude, der auf die Jünglinge aus der Fremde wirkte wie Goethe auf den jungen Calvinisten Carlyle. Waren dann die Kommilitonen nach Amerika zurückgekehrt, so hob sich das Erinnerungsbild der deutschen alma mater sonnig ab von der Frömmigkeits- und Erwerbsumgebung, und unwillkürlich fragten sie sich: Gibt es in dieser deutschen Art nicht eine Vernunft, die wir uns aneignen sollten?

Viele Angloamerikaner gewannen so eine Liebe zu deutscher Kultur, die ganz anders war als die unsrer ausgewanderten Landsleute. Jene blickten voraus, mit allem Stolz und Mut, den die Entdeckung neuer Idealbilder immer verleiht; diese blickten zurück, wehmütig und resigniert, als auf ein Glück, das sie mit der alten Heimat doch halb aufgegeben hatten. Jene konnten unbefangen für deutsches Wesen auftreten; diese sprachen pro domo und glaubten leicht, sich dabei als minder verläßliche Bürger ihres neuen Staates zu verraten. Jene riefen nach Hebung der Universitäten, diese nach niedrigeren Bierzöllen. Eifriger haben sich oftmals jene, in deren Adern kein Tropfen deutschen Blutes rollte, um deutschen Sprachunterricht für ihre Kinder bemüht als die Träger urdeutscher Namen. Die ganze Zukunft des Deutschtums in den Vereinigten Staaten ist eine andre geworden, seitdem die Angloamerikaner dafür eintraten, die zwar nur eine erworbene Liebe dafür besaßen, aber die Hand am Steuer ihres Volkes hatten.

Der Professorenaustausch ist der öffentliche Ausdruck dafür, daß die Pflege deutscher Kultur von den Angloamerikanern übernommen wurde: darin beruht seine wesentliche Bedeutung. Zu bloß akademischen Zwecken wäre es nicht nötig gewesen, Professoren übers Meer zu schicken; dazu hätten Bücher und Abbildungen genügt. Persönlichkeiten sollten mit dem höheren Geistesleben des andern Volkes in möglichst enge Berührung gebracht werden — so hat gleich der erste Gastprofessor in Berlin, Peabody, das Ziel umschrieben. Durch die Erfahrung hat sich bereits gezeigt, daß gemeinsames Lehren schön ist, daß aber die Berührung von Gast- und Heimatsprofessoren in gesellschaftlicher Weise direktere Früchte bringt: alles Geistesleben Amerikas wird uns

jeden Oktober, sowie die neuen Sendboten erscheinen, von neuem nahegerückt. Es geht nicht anders — hier muß mehr Englisch gelernt werden, drüben mehr Deutsch. Welche Zukunft eröffnet sich dabei der deutschen Sprache in den Vereinigten Staaten? Kultur haftet an Sprache, wie in der Natur jegliche Kraft an einer Substanz; Kulturübertragung ohne Kenntnis der betreffenden Sprache ist ein ebenso mystisches Ding wie die losgebundenen „Energien", die bei manchen Pseudonaturforschern an Stelle der „Kräfte" spuken. Wird der Professorenaustausch dem Fortleben deutscher Umgangssprache drüben zugute kommen? Es ist möglich, daß er einigen Auswandererkindern die Augen öffnet über den Wert, den die Beibehaltung des angestammten Idioms neben dem des neuen Landes hat. Wahrscheinlicher jedoch ist es, daß er die Ausgestaltung des neusprachlichen Schulwesens in deutschfreundlichem Sinne fördert. In England mag man bei der ausschließlichen Herrschaft von Griechisch und Latein bleiben; in Amerika, wo man weise genug ist, den Honig von allen Blumen zu holen, ist der deutsche Unterricht an den höheren und Hochschulen schon heute besser organisiert und kann durch die jährliche Berührung der Universitäten nur gewinnen. Die Zukunft des Deutschen jenseits des Atlantischen Ozeans ist einmal auf die Zweisprachigkeit gegründet. Wer in den Vereinigten Staaten seine Kinder nur Deutsch lernen läßt, macht sie für den Kampf um das höhere Dasein nicht ausreichend vorbereitet; das beschränkt unsre Hoffnungen auf das Gebiet der Zweisprachigkeit. Wer aber außer Englisch noch Deutsch kann, hat, zunächst an den führenden Universitäten, den unleugbaren Vorteil, von den Gastprofessoren und ihrem Kreis zu gewinnen, und geweckte Amerikaner gibt es genug, um ihre Vorstudien danach einzurichten.

Eine Menge politischer Fragen durchstürmen heutzutage die Gemüter. Man könnte lange aufzählen. Aber keine ist für die Zukunft unsres Volkes so wichtig wie die selten erörterte, ob das Deutsche als kulturelle Weltsprache, zusammen mit Englisch und Französisch, leben soll oder nicht. Die Erde wird klein, das notwendige Wissen für jeden einzelnen immer umfänglicher, eine gleichmäßige Auslese der Fremdsprachen, die man lernt, immer notwendiger, damit die verschiedenen Familien der Menschheit, die einander jetzt mehr als jemals zu sagen haben, sich verständigen können. Gelingt es, das Deutsche als Zubehör der allgemeinen Bildung durchzusetzen, so bleiben wir nach außen ein großes Volk, dessen Klassiker, Denker und Sprecher überall gegenwärtig sind, dessen Zeitungen man überall liest, dessen Bücher man überall kauft, dessen Bürger ohne weiteres überall heimisch sind: Großmachtstellung intellektueller Art. Glauben aber die andern Völker, ohne Deutsch auskommen zu können, so sinken wir in der Vertretung unsrer geistigen Interessen in der Welt auf den Rang herunter, den heute ungefähr Holland oder Norwegen in Europa einnehmen. England hat in den letzten Jahren sehr deutlich gezeigt, daß es von deutscher Sprache möglichst wenig wissen will, während es dem Französischen schon in vielen Volksschulen eine Stelle einräumt. Amerika denkt freundlicher von uns — wir sollen die dargebotene Freundeshand kräftig fassen!

Paul Fleming.

(1609—1640.)

Zu seinem dreihundertsten Geburtstage.

Von

Harry Mayne.

In des Rats Goethe stattlicher Bücherei prangten ehrfurchtgebietend in schmuckem Franzband auch die Gedichte Paul Flemings. Aber der junge Wolfgang lernte aus ihnen mehr lesen, als daß er sie las. Ihr Verdienst, erzählt er, sei ihm lebenslang verborgen geblieben; sie hätten wie ein Alp beschwerlich auf ihm gelegen, da er in ihrer Weise zu dichten versucht habe. Und gegen Eckermann äußerte Goethe einmal gelegentlich im Jahre 1827: „Fleming ist ein recht hübsches Talent, ein wenig prosaisch, bürgerlich; er kann jetzt nichts mehr helfen." Diese Charakteristik ist nicht treffend. Hans Sachs blieb der einzige, dem Goethe, in der älteren deutschen Literatur wenig zu Hause, völlig gerecht wurde, und dessen Wiedererweckung allein ihm auch einen Platz in der Geschichte der deutschen Philologie zuweist. Es bedarf keines Wortes, daß den modernen, nicht historisch vorbereiteten Leser bei Fleming sehr vieles befremdet, ja zum Teil abstößt. Hebbel notiert in seinem Tagebuch einmal die (übrigens nicht vereinzelte) Flemingsche Metapher „beleibter Wind" für ein Glas, die ihm natürlich höchst schwülstig vorkommen mußte. Er hätte mit Leichtigkeit Dutzende ähnlicher Stellen aufspießen können. Fleming nennt z. B. (um eine kleine Blütenlese zu geben) den leidenden Christus, dessen „wollustvolle Wangen" er besingt: „O Modul aller Angst! O Exemplar zu dulden!" — eine Jungfrau, deren frühes Absterben er beklagt, „ein ausgestecktes Zeichen der angewandten Zucht". Er spricht in allem Ernste von dem „adelichen Tier, so einen Mann sich nennet"; „diß Mensch, diese Halbgöttinne" heißt wieder und wieder seine „Buhlschaft", seine „Brunst", die „Duplierung seiner Freuden", deren „zimmetsüße Kehle", deren „Küsse feuchter Schwamm" ihn begeistern. Die schwarze, finstere Nacht wickelt das halbe Rund der Erden in ihr „berußtes Tuch", und „der Rötin bunter Wagen", das ist die Sonne, zeigt ihr „braunes Licht". Erfahrung und Vernunft sind Fleming die „Beine der Arzneikunst", die Elbe heißt er sich auf

ihre „feuchten Füße“ machen und des berühmten Komponisten Heinrich Schütz todkranke Mutter sieht er schon an der „schwarzen Lethenpfütze“ stehen. Dazu kommt trotz dem in Gottscheds „Kritischer Dichtkunst“ ihm erteilten Prädikat „in guten Beiwörtern geübt“ eine Fülle teils gesuchter, teils uncharakteristischer Attribute, wie: die demantenen Lüfte, das schwache Tal, der kleine Sand; und Formeln wie „das grüne Salz“ für „Meer“ erinnern geradezu an die altnordischen Kenningar.

Aber alle solche Geschraubtheiten und Geschmacklosigkeiten sind Kriterien nicht Flemings, sondern seiner Zeit, und das 17. Jahrhundert, das der bildenden Kunst einen Schlüter, der Musik einen Johann Sebastian Bach, der Wissenschaft einen Leibniz gab, bedeutet für die deutsche Lyrik die tiefste Stufe. Wir wollen aber zeigen, daß eine Charakteristik dieser Zeit und eine Charakteristik Flemings sich nur zur Hälfte decken. — Jeder wahrhafte Künstler hat einen Januskopf, und Aufgabe der geschichtlichen Kunstbetrachtung ist es, zu zeigen: erstlich, was eine schöpferische Persönlichkeit mit ihrer Zeit und Vorzeit gemein und von ihr unmittelbar übernommen, sodann, was sie, ein Mehrer des historischen Schatzes, aus der eigenen Individualität hinzugetan und weitervererbt hat. Eine Analyse der Renaissancelyrik auf der einen, der Flemingschen auf der andern Seite ergibt, daß unser Dichter überall in seiner Zeit wurzelt, aber fast überall über sie hinausstrebt.

Die Renaissancedichtung, die uns Waldbergs[1]) fleißige Sammelarbeit so gut überschauen läßt, ist nicht Poesie des Herzens und des Erlebnisses, sondern Stubenpoesie, nicht naiv-natürlich, sondern sentimentalisch-raffiniert, ein Spiel zum Vergnügen des Verstandes und Witzes, eine steif stilisierte gesellschaftliche Konversation, ein vornehmer Modesport, ohne den kein Mann von Welt und Bildung zu denken ist. Man verwahrt sich sogar feierlich gegen jeden inneren Anteil an dem, was man dichtet:

Das Hertz ist weit von dem, was eine Feder schreibet,
Wir dichten ein Gedicht, daß man die Zeit vertreibet.
In uns flammt keine Brunst, ob schon die Blätter brennen
Von liebender Begier. Es ist ein bloßes nennen.

betont etwa der Pegnitzschäfer Salomon von Birken. Man versichert immer von neuem, daß die Dichterei wahrlich nicht Lebenszweck sei. Wie etwas Erniedrigendes, Unsauberes meidet man die freie Natur und das Volkstümliche. Die Poesie ist eine Wissenschaft, keine freie Kunst; auf das Schreiben wird der Nachdruck gelegt, die Feder gerühmt. Und auch Fleming erweist sich als mit dem Wasser dieser Zeitströmung getauft. Auch er spricht von den Musen als den „gelehrten Pierinnen“, von seinem nicht „ungelehrten Fleiß“ und gar von den „gelehrten Küssen“, mit denen er die Seinigen daheim feiern wolle[2]). Der „gelehrte Dichter“ des 17. Jahrhunderts mußte vor allem sehr belesen und in der von der Schule abgestempelten Poetik firm sein. Der Begriff der

[1]) Max Freiherr v. Waldberg, Die deutsche Renaissance-Lyrik. Berlin 1888.

[2]) Wenn Bornemann in einem Stettiner Gymnasialprogramm vom Jahre 1899 (S. 5) unter diesen „gelehrten Küssen“ die Verwertung wissenschaftlicher Kenntnisse in Liedern versteht, so übersieht er den Sprachgebrauch.

dichterischen Originalität und des poetischen Eigentums fehlt der Renaissancedichtung so gut wie ganz; selbst völlig erfindungsarm, begnügt sie sich mit unablässiger Nachahmung bewährter Muster, immer wiederholter Abwandlung überkommener Motive.

Das höchste Muster gaben natürlich die Alten. Opitzens berühmtes Lehrbuch hält es für eine „verlorene arbeit", „im fall sich jemand an vnsere deutsche Poeterey machen wolte, der . . in den griechischen und Lateinischen büchern nicht wol durchtrieben ist, vnd von jhnen den rechten grieff erlernet hat" Man dichtete daher zunächst, in den Wegen des Humanismus fortschreitend, einfach selbst lateinisch, und unser Fleming ist einer der letzten deutschen Dichter, der *als Dichter* lateinische Verse verfaßt hat. Bei Hutten sind die lateinischen Schriften noch die vollendeteren, bei Lessing stehen noch lateinische Epigramme *neben* den deutschen, Uhlands lateinische Knabengedichte haben mit der Literaturgeschichte nichts mehr zu tun. Die Wasserscheide bildet das 17. Jahrhundert. Wenn Dante und Petrarka nur ihre lateinischen Verse Gedichte, ihre italienischen aber bloß Reime nannten, so erblickten doch auch die Anfänge der deutschen Renaissancedichtung in der neulateinischen Poesie die der nationalen übergeordnete Kunstübung. Auch für Fleming und Simon Dach war jene, wie für Heinsius und Grotius, das Ursprüngliche, die deutsche mußten sie erst erlernen. Opitzens Verdienst ist es, daß die Pierinnen, wie Fleming ihnen nachrühmt, jetzt „auch hochdeutsch reden können", Opitzens Verdienst, daß auch Fleming zur deutschen Dichtung überging. Es wäre sehr verkehrt, seine lateinischen Gedichte, die mehr als ein Drittel des von ihm überhaupt Erhaltenen darstellen, nur als puerile Schulexerzitien aufzufassen. Seinen Entwicklungsgang genau zu verfolgen, ist dadurch leider sehr erschwert, daß er alles vor seinem zwanzigsten Lebensjahre Verfaßte später vernichtet hat, daß recht vieles verloren gegangen und daß die Chronologie des Überlieferten sehr lückenhaft und unsicher ist. Jedenfalls aber bedeutet seine lateinische Poesie, deren entwicklungsgeschichtliche Bedeutung noch nicht genügend untersucht ist, keine überwundene Bildungsstufe. Noch 1632 halten sich beide Sprachen bei ihm das Gleichgewicht, dann überwiegt wieder die lateinische, 1635—36 die deutsche und hierauf nochmals die lateinische, wie das Tropsch[1]) in einer tüchtigen Arbeit darlegt. Ein Flemingsches Gedicht wie Sylvae II, 3 ist seinen besten deutschen ebenbürtig. Seine lateinische Poesie ist natürlich vorwiegend Reflex der altrömischen, aber nur selten bedeutet sie bloße äußere Anlehnung; nicht mit Stilübungen haben wir es bei ihm zu tun, sondern mit dem künstlerischen Bestreben, fremde Schönheit zu erwerben, um sie innerlich zu besitzen. Unablässig hat er die Alten studiert und sich anfangs mehr an Horaz, Catull und Tibull, später mehr an Ovid, Vergil und Martial angeschlossen. Bleibt es der lateinischen Poesie gegenüber zweifelhaft, ob Fleming stets selbst zu den Quellen gestiegen und nicht vielmehr das meiste aus ihrem Niederschlag bei modernen Vorbildern mittelbar gewonnen hat, so geht seine Kenntnis griechischer Dichtung,

[1]) E. Tropsch, Flemings Verhältnis zur römischen Dichtung. Graz 1895.

vornehmlich der Anakreonteen, wohl sicher, wie bei Opitz, lediglich auf die Übertragung des Heinsius zurück; so schöpft ja auch die deutsche Anakreontik des 18. Jahrhunderts zumeist nicht aus dem Urquell selbst, so stammt Hans Sachsens Plautuskenntnis wesentlich aus Eybs Verdeutschung. Intimere Vertrautheit möchte ich bei Fleming nur hinsichtlich Ovids annehmen, der schon des stammverwandten Heinrich von Morungen Minnesang durchwärmt hat. Was uns hier vorzugsweise interessiert, ist, daß Flemings Klarheit, Prägnanz und formale Gewandtheit in deutscher Dichtung zum guten Teil auf seine lateinische Dichtung zurückzuführen ist. Einige Gedichte hat er auch erst lateinisch und dann deutsch behandelt, ähnlich wie Hans Sachs so oft denselben Stoff nacheinander als Meisterlied, Schwank und Fastnachtspiel bearbeitet hat.

Die Hauptquellen und Muster von Flemings Gedichten sind die der Renaissancepoesie überhaupt, und hier waren Anlehnung und Entlehnung zollfrei; hier ist die kompilatorische Neigung und Freiheit, die seit dem 14. Jahrhundert ja fast ununterbrochen in Deutschland herrscht, auf die Spitze getrieben worden. In Flemings lateinischen Gedichten stehen auch bloße Übersetzungen deutscher von Weckherlin und Opitz. Der durch das Medium Petrarkas gegangene Vergil ist das Hauptvorbild auch seiner Schäferdichtung. Ganz selbstverständlich beginnt auch Fleming unselbständig genug als Übersetzer; recht schülerhaft schwülstig gibt auch er etwa eine lyrische Einlage aus Guarinis hochgelobtem „Pastor fido“ wieder[1]). Wie alle seine Mitstrebenden verdeutscht er massenhaft aus dem Italienischen, Holländischen, Neulateinischen, zumal aus Petrarka, Scaliger, Heinsius, Grotius, Owenus, und er kann ein sogenanntes eigenes Gedicht harmlos überschreiben: „Aus eines andern seiner Erfindung.“ Sein nächster Lehrer ist und bleibt Opitz, dessen eigene Werke wiederum zu reichlich vier Fünfteln auf Entlehnung aus andern Literaturen beruhen; auch Fleming braucht das nach dem Ronsardischen „petrarquiser“ gebildete „Opitzieren“ für Dichten. Bei Opitz finden wir z. B. folgende Grabschrift eines Hundes:

Die Diebe lieff ich an, den Buhlern schwieg ich stille,
So ward verbracht deß Herrn und auch der Frawen Wille.

Lesen wir nun bei Fleming ohne weitere Angabe:

Die Diebe fuhr ich an, die Buhler ließ ich ein,
So kundten Herr und Frau mit mir zufrieden seyn,

so liegt nach den Anschauungen der Zeit keineswegs ein plumpes Plagiat vor; das Epigramm stammt überhaupt von Sannazaro und ist wohl noch ein halbdutzendmal bei deutschen Renaissancedichtern zu belegen. Das seit Fischarts „Lob deß Landlustes“ so unendlich oft nachgeahmte Horazische „Beatus ille, qui procul negotiis“ (am bekanntesten in Opitzens „Wohl dem, der weit von hohen Dingen“) klingt bei Fleming wieder und wieder nach, ebenso des Boberschwans berühmte Absage an Plato: „Ich empfinde fast ein

[1]) Vgl. Leonardo Olschki, G. B. Guarinis „Pastor fido in Deutschland“, besonders S. 91 ff. Leipzig 1908.

Grauen" fast genau so in einem Flemingschen Glückwunschkarmen, und eine von Opitz in den Versen: „Coridon, der gieng betriebet An der kalten Cimbersee" geschaffene, überaus beliebte Gedichteinkleidung findet sich mehrfach auch bei Fleming, z. B.:

Damon gieng in tiefen Sinnen
Um der sanften Pleißen Strand

oder: Florian, der gute Pfeifer,
Ging um Rußlands größte Stadt.

So wundert es uns denn auch nicht, Flemings viel gesungenes schönes Lied „Ein getreues Herze wissen" ebenfalls bald nachgeahmt (und verwässert) anzutreffen. Nur einen Einfluß, der uns nicht befremden würde, beobachten wir bei ihm nicht: den der orientalischen Poesie, deren Stunde für Deutschland noch nicht geschlagen hatte. Und doch hatte unsres Dichters Freund und Reisegefährte Olearius besonderes Interesse für sie und legte nach Flemings Tode in seinem „Persianischen Rosental" (aus dem noch der Dichter des „Nathan" Lokalkolorit schöpfte) die ersten Verdeutschungen aus Saadi vor, die noch Goethe in den „Noten und Abhandlungen zum Westöstlichen Divan" als „tüchtig und erfreulich" anerkennt.

Auch in metrischer Beziehung wurzelt Fleming in den zeitgenössischen Vorbildern, um sich auch hier über sie hinaus zu entwickeln. Sehr lehrreich ist es, auch bei ihm den plötzlichen Umschwung im Versbau nach dem Erscheinen von Opitzens „Poeterey" zu studieren. Wie man in Zinkgrefs „Auserlesenen Gedichten deutscher Poeten" vom Jahre 1624 noch ganz sorglos accentuierte Verse, gleich dem Weckherlinschen

Ein Stérn vor déß morgéns auffgáng

antrifft, so skandiert auch Fleming in demselben Jahre noch unbekümmert:

Wíe uns dér Tag euch heißt bínden,
So heißt er euch lösen auch.

Dann bessert sich sein Vers plötzlich zusehends, aber doch nie so vollkommen, daß Fleming nicht im Jahre 1636 noch schreiben könnte:

Dreimal will es Winter werden,
seit ich déin Hamburg ließ stehn.

Besteht schon das einzige Verdienst der Renaissancepoesie in einer Schmeidigung der um die Wende des Jahrhunderts verrohten deutschen Dichtersprache, so ist besonders Fleming nach dieser Richtung hin zu loben. Neben dem Alexandriner pflegt er viel und gern die singspielartigen Formen der tönereichen italienischen Lyrik, die stets mit der Musik in Fühlung stand, und bewegt sich frei und lebhaft im Rondo und in der Arie, in korrespondierenden Strophengebilden mit reichlicher Verwendung von Kehrreimversen. Da er zudem im Gegensatze zu Opitz selbst musikalisch begabt war wie Simon Dach, so steht er gleich diesem dem sanghaften Liede, das man damals Ode nannte, weit näher als seine Genossen, und Friedlaenders wertvolles musikphilologisches Werk „Das deutsche Lied im 18. Jahrhundert" weiß denn auch von Kompositionen beliebter Flemingscher Gedichte zu berichten. Reimbindungen übrigens wie

„glimmt — kömmt", „Gunst — sonst" sind bei Fleming massenhaft zu belegen. Auch ist sein Bestreben nicht zu verkennen, die steife Zweischenkligkeit des undeutschen Alexandriners dadurch zu variieren, daß er den Schluß größerer Sätze in die Zäsur verweist und somit fortwährend von einem Verse in den andern übergreift. In der Technik des Sonetts findet Waldberg bei Fleming keinen Fortschritt gegen seine Vorgänger, eine Ansicht, die ich im Einverständnis mit Weltis trefflicher „Geschichte des Sonettes" und Minors „Neuhochdeutscher Metrik" nicht teilen kann.

Wie bei allen Renaissancelyrikern so bilden auch bei Fleming den größten Teil seiner Poesie jene Kasualgedichte, deren Unwürde und handwerksmäßige Verlogenheit der wackere Moscherosch geißelt, dergleichen aber doch noch der Knabe Goethe für seine schlimmen Frankfurter Genossen verfaßte. Das 17. Jahrhundert leistete das Höchste in dieser widerlichen Lobhudelei und gegenseitigen „Beglorwürdigung" und zugleich in der Schablonenhaftigkeit dieser Reimereien, die sich im wesentlichen nur durch die Namen ihrer Adressaten voneinander unterscheiden. Auch Fleming hat sich diesem Einfluß nicht entziehen können; auch bei ihm sind die Titel der Horaze, Pindare und Maronen so gemein und wohlfeil wie Brombeeren, auch bei ihm erscheint natürlich auf jeder Bürgerhochzeit der Olymp in corpore, und regelmäßig muß Frau Venus die bittere Schmach erleben, vor den Reizen einer Jungfer Rosine oder einer Wittib Weinmannin zu verblassen. Und doch hat Flemings echter Dichtersinn den schalen Brauch zu adeln vermocht, ähnlich wie im 19. Jahrhundert Mörike das arg heruntergekommene schwäbische Kasualgedicht den höchsten lyrischen Leistungen angeglichen hat. Vor allem hat Fleming fast nur Menschen angedichtet, denen er innerlich nahe stand, und nie um klingenden Lohn geschrieben; verächtlich schilt er die Dichter, „die stets nach Reimen betteln laufen und große Lügnerei für kleines Geld verkaufen". Während die andern es einzig mit dem vorliegenden Fall zu tun haben, den sie lediglich nach bewährtem Rezept zustutzen, drückt Fleming — und gleich ihm Simon Dach oft — das Kasuelle nach Möglichkeit zum bloßen Accidenz herab; vielmehr legt er, was ihn gerade poetisch bewegt, in einem freien Gedichte nieder und trägt häufig nur ganz knapp in einer Koda dem Besteller und dem äußeren Anlaß, gleichsam widerwillig, Rechnung — singt etwa statt eines steifen Hochzeitskarmens ein frisches Mailied (Oden III, 2) —, und zuweilen können wir die notgedrungenen aktuellen Zutaten so glatt herauslösen, daß ein ganz auf eigenen Füßen stehendes Gelegenheitsgedicht im Goetheschen Sinne übrigbleibt. Wie schön schließt das Karmen „Auf Herrn Timothei Poli neugebornen Töchterleins Christinen ihr Absterben":

Diesen Korb voll Anemonen,
Der der Frost stets soll verschonen,
Streuen wir auf deine Gruft.
Schlafe ruhsam in dem Kühlen!
Um dich her soll ewig spielen
Die gesunde Maienluft.

Zum mindesten aber findet Fleming glückliche Anknüpfungen an den besonderen Anlaß, und seien es auch nur Wortspiele; wie hübsch verwertet er z. B. in seinem Gedicht „Auf eines von Grünental Leichbestattung" den

Namen des Verblichenen. Das leere Phrasen- und Reimgeklapper der andern ist jedenfalls bei ihm ganz vereinzelt.

Wie in der Renaissancedichtung ganz im allgemeinen die sinnliche Frische und Anschaulichkeit schwindet und im Stil vielfach Abstrakta an die Stelle von Konkretis treten, so sinkt auch das Naturgefühl auf seinen tiefsten Stand. Die Naturerscheinungen werden konventionell angesehen und konventionell zum äußeren Ausputz der das Metaphorische und Allegorische bis zur Manier pflegenden Rede verwandt. Der Mensch findet sich nicht wieder am Busen der großen Mutter Natur, um gleich Goethe „frische Nahrung, neues Blut" aus ihr zu saugen, sondern er ordnet sie seinem kleinen persönlichen Leben unter. Goethe sitzt zur Nacht vor seinem Gartenhäuschen, hört die Ilm vorüberrauschen, und es überkommt ihn ungewollt: „So verrauschte Scherz und Kuß und die Treue so"; ein Schäferlyriker wie Martin Kempe beauftragt den „Silberquell", ihm bei dem gewünschten Gegenstand als „Sekretar" seiner Liebe zu dienen. Zudem hat man im Jahrhundert des großen modern-romantischen Landschafters Ruisdael und noch bis über Brockes und Haller hinaus nur Sinn für die gefällige, „wohltemperierte" Natur. Winter und Sturm und Nacht werden als unangenehm empfunden, und so steht Fleming fast allein da, wenn er auch einmal in einem regelrechten Wintergedicht eine fröhliche Schlittenfahrt besingt, und turmhoch erhebt er sich gar über seine Zeitgenossen, wenn er in Versen, deren sich auch der größte Lyriker nicht zu schämen hätte, die Nacht anredet:

Dein Sohn, der sanfte Schlaf, schleicht durch das stille Haus
Und streut die leise Saat der Träume häufig aus.

So stimmungsvolle und zugleich formvollendete Verse sucht man in der gesamten Renaissancedichtung vergeblich, und somit hält Waldbergs gelegentliche Bemerkung nicht Stich, nur Opitz scheine in seinem „Jetzund kommt die Nacht heran" eine Ahnung von der Schönheit derselben gehabt zu haben[1]).

Und noch in andrer Beziehung strebt Fleming aus den ausgefahrenen Gleisen heraus, wenn auch vielleicht nur unbewußt. Theoretisch und mit Worten spricht auch er, mit allen Renaissancedichtern auf das Horazische „Odi profanum volgus" schwörend, fortgesetzt seine Verachtung des „Pöfels" aus; doch ist es hübsch zu beobachten, wie der unverbildete Dichtersinn oft unvermerkt wider den Stachel lökt, wie der warmherzige Mann in der Wüste seiner Zeit gern aus dem geheimen, verachteten Quell des Volkstümlichen schöpft. Neben den Basilenen und Salvien wagt sich doch immer wieder der trauliche deutsche Name des geliebten Elsgen, hinter der fremden Anemone das uns durch Simon Dach so wert gewordene Annchen hervor, und wenn der Stil auch jene hochtönenden Pseudonyme und Anagramme verlangt, so birgt sich, was Lappenberg zum Teil erst nach dem Druck seiner Ausgabe erkannt hat, wenigstens im Akrostichon der wahre Herzensruf. Es ist eine überholte Anschauung, daß das deutsche Volkslied nach seiner schönsten Blüte erst von Herder wieder aus langem Dornröschenschlummer geweckt

[1]) Vgl. auch die schöne Schilderung der Nacht in Flemings Gedicht „Auf Herrn Adam Zeidlers und Jungfrau Esther Webers Hochzeit" (Oden III, 7).

worden sei. Die fliegenden Blätter der sogen. Gesellschaftslieder, so ansprechende Liedersammlungen wie das „Venusgärtlein“ oder Kaspar Stielers „Geharnschte Venus“ lehren unwiderleglich, daß die Unterströmung des Volksliedes auch während des ganzen Barockzeitalters nicht zu ersticken war. In Zinkgrefs erwähnter Anthologie spüren wir sie noch bei älteren Kunstdichtern wie Melissus; dann aber greift die Renaissance gebieterisch ein, und gleichsam verstohlen nur lassen wirklich poetisch empfindende Dichter hier und da ein Tröpflein aus dem alten Jungbrunnen in ihre Verse hineinrinnen. Zu ihnen gehört vor allem Fleming. Im Strophenbau wie in der Vorliebe für Refrain und Responsion ist er sicher auch vom deutschen Gesellschaftsliede, d. h. dem kunstmäßigen Volksgesang, abhängig, und z. B. das herrlichste aller deutschen Soldatenlieder „Kein schönrer Tod in dieser Welt“ scheint mir wiederholt ganz unmittelbar bei ihm nachzuklingen. Ganz unrenaissancehaft nennt er die Liebste auch Schatz oder Dirne, und neben die stilgerechten Purpurrosen, Narzissen und Lilien schmiegen sich bei ihm immer wieder die schlichten Feldblumen: Majoran und Quendel, Rosmarin und Tausendschön. Reich an volkstümlichen Elementen ist besonders die „Schneegräfin“, die ja sogar niederdeutsche Verse einzulegen wagt. Da kommt der Haselstock zu seinem alten symbolischen Rechte, da stellt man einander uralte Rätselfragen, wie wir sie aus „Salomon und Markolf“ oder aus dem Trougemundsliede kennen, da möchten wir fast ein Echo der trinkfrohen Carmina burana oder der an den Schweizer Steinmar sich anschließenden Schlemmerlieder des ausgehenden 15. Jahrhunderts zu vernehmen glauben, und oft begegnende Wunschformeln Flemings wie

Ich bitte seinetwegen
von Gott ihm so viel Segen,
als Stern' am Himmel stehn,
als Zweige sind in Wäldern,
als Kräuter auf den Feldern,
als Fisch' im Meere gehn.

sind nach Empfindung und Formgebung innig verwandt mit dem schönen volkstümlichen Liebesgruß im „Ruodlieb“ aus der Mitte des 11. Jahrhunderts; für sie sind die von Tropsch (S. 129) beigebrachten Parallelen aus Ovid abzulehnen. Wie Neidhart von Reuenthal und die höfische Dorfpoesie besingt Fleming auch im niedrigeren Stile die nidere minne, läßt er (in der „Schneegräfin“) weidlich zechen und den Reihen springen. Zwar redet auch er viel vom Klee auf dem Anger und weiß über Aufpasser zu klagen, die seiner Liebe nachstellen; zwar mag man bei seinem Vers „Wo Honig ist, da ist auch Galle“ an Walthers „ich sihe die gallen mitten in dem honege sweben“ denken und könnte das eine oder andre Liebesmotiv auch aus Heinrich von Veldeke oder Wolfram belegen. Doch glaube ich (trotz Hofmannswaldau), daß Waldberg — übrigens einer Bemerkung von Gervinus folgend — zu weit geht, wenn er für das 17. Jahrhundert einen tieferen Einfluß der mittelhochdeutschen, besonders der Minnedichtung behauptet, der zudem doch jedenfalls nur mittelbar vor sich gegangen sein könnte. Ich möchte aus solchen Anklängen keine Schlüsse auf bewußte oder unbewußte Entlehnung ziehen.

Aus dem dürftigen Motivenschatze der Renaissancelyrik schöpft auch Fleming unbedenklich. Er betrachtet — ein beliebtes Motiv der griechischen Erotik, das doch auch Goethe wieder so wundervoll verwandt hat — die schlafende Geliebte und schneidet Namen in die Bäume, er behandelt unermüdlich die Petrarkische dolendi voluptas, die Wollust des Schmerzes, und verfaßt „Aufschriften". Auch er treibt das Maskenspiel mit fingierten Namen und geborgten Kostümen, pflegt Anagramm und Akrostichon, häuft Dichternamen, die als Eideshelfer, solche berühmter Liebespaare, die als Muster und Zeugen dienen müssen. Sein Stil wimmelt von Antithesen, Pointen und nicht immer geschmackvollen Wortspielen nach dem Vorbilde der italienischen concetti; ich erwähne nur das Kompliment an eine Witwe namens Wasserführer, daß sie, im Begriff, mit einem gewissen Weinmann eine zweite Ehe einzugehen, einen entschiedenen Fortschritt mache. Vor allem sehen wir auch bei Fleming die Verwendung eines schier kaum zu übersehenden mythologischen Apparates, der geradezu nach dem Kommentar ruft, und die ewige Spielerei mit den Attributen des Liebesgottes. Im Zusammenhange damit steht der unmäßige Hang zur Allegorie, der durch das ganze Mittelalter, nicht immer so anmutig wie in der Konstanzer Minnelehre des ausgehenden 13. Jahrhunderts, und noch über Winckelmann und Öser hinaus herrschte, bis Lessings „Laokoon" Wandel schuf. Und durchaus in den ausgetretenen Bahnen ergeht sich Flemings Stil auch, wenn er die Reize der Geliebten zergliedert und auf eine Schnur toter Metaphern reiht, wie etwa im zweiten Hochzeitsgedicht seiner „Poetischen Wälder":

Die Wangen sind Beryll, die Lippen ein Rubin,
Die ihn zu ihrer Gunst auch wider Willen ziehn.
Das Kinn ist Perlen voll, der Hals von Alabaster,
Die Kehle Chrysolith, der Brust erhabnes Pflaster
Der reinste Marmorstein, die Arme Helfenbein,
Die Finger pures Gold, und was sonst mehr mag sein.

Aber das Barock ist nur *eine* Wurzel der Flemingschen Dichtung, und neben dem schon mit 22 Jahren zum poeta laureatus gekrönten Vertreter der verkünstelten, unnationalen Renaissancedichtung steht der individuell und natürlich empfindende *deutsche* Dichter. Was ihn über seine Zeit hinaushebt, das sind erstlich seine Charakteranlage und eigentümliche Begabung und zweitens seine Schicksale — mit einem Worte: der Mensch im Dichter, der sonst in dieser Periode so ganz zurücktritt. Wie die Poesie sein Leben ist, so ist sein Leben zum guten Teil Poesie. Auch wo er nur die Melodie seiner Zeit spielt, spielt sie Fleming doch wenigstens in eigener Tonart, und er starb wohl nur allzufrüh, um nicht noch weit mehr hinauszuwachsen über die überkommenen Formen, die sonst nur ein Durchgangsstadium für ihn geblieben wären. Er ging zwar bewußt aus von Opitz, den er neidlos bis ans Ende als den „Herzog deutscher Saiten" feierte, aber man sollte aufhören, deshalb den Vogtländer in das Gefolge der ersten schlesischen Schule zu spannen. Fleming vertritt in dieser nivellierenden Konversationsliteratur einen wirklichen Stammesdichter. Wer spürt in Opitz' verstandesmäßiger Trockenheit, in dem schwerblütigen Ernste des Andreas Gryphius den heiteren, beweglichen

Sinn des Schlesiers, wie wir ihn von Eichendorff und Holtei her kennen! Der aus dem Örtchen Hartenstein[1]) im Erzgebirge stammende Fleming dagegen, ein Vorläufer der Gleimschen Anakreontik und auch Bürger verwandt, zeigt deutliche Züge des Obersachsen. Der sächsische Stamm zeitigt ja, wie Treitschke einmal hervorhebt, zwei charakteristische Typen; einmal die sanften, sinnigen, etwas schwächlichen Temperamente wie Gellert und den liebenswürdigen Ludwig Richter, sodann die feurigen, energischen Willensmenschen wie Fichte, Richard Wagner, Treitschke selbst. Fleming läßt eine glückliche Mischung erkennen, neigt aber entschieden mehr der zweiten Reihe zu.

„Eh' er singt und eh' er aufhört, muß der Dichter leben" — diese Goethesche Forderung hat Fleming erfüllt. „Lebe, weil du bist im Leben, Und gebrauche deiner Lust!" singt er. Im geraden Gegensatze zu der unerlebten, unpersönlichen Poesie seiner Zeitgenossen hat er durchaus sein eigenes Leben gedichtet, das wir ja fast nur aus eben seinen Gedichten, seinem poetischen Tagebuch gleichsam, bis in recht genaue Einzelheiten hinein kennen. Der Stoff seiner Poesie ist in erster Linie sein eigenes Fühlen und Denken, das er in der ersten Person ausspricht. Groß war sein ehrgeiziges Streben, sich zu dokumentieren, groß sein männliches Selbstgefühl, dem er oft adligen Ausdruck geliehen hat, vor allem in dem stolzen Horazischen „Exegi monumentum aere perennius", das er drei Tage vor seinem Tode niederschrieb. „Des Glückes lieben Sohn" nennt er sich selbst in diesem schönen Sonett und erklärt damit das memento vivere, das man als Motto über seine Poesie setzen könnte; wie ein Größerer nach ihm sang er in Gohlis der Freude seine Lieder. Er bietet so das charakteristische Gegenstück zu der memento mori-Dichtung Simon Dachs, des ihm am nächsten kommenden Zeitgenossen, den ein kleinmütiger Sinn und schwere Schicksale die Erde stets nur als ein Jammertal ansehen ließen. Fleming, die „beste Natur dieser Zeiten", wie Gervinus sagt, steht so mannhaft und vollwertig, so ehrlich und treuherzig, so stolz und tapfer vor uns wie Walther von der Vogelweide. Nicht leichtsinnig war er, aber leichten Sinnes, seine Liebes- und Trinkpoesie ist echt, und für den Dichter in ihm kamen lebhafte Phantasie, eine frisch sprudelnde Erfindungsgabe, die wir bei seinen Genossen vergebens suchen, und eine Anschauungsfähigkeit hinzu, die Varnhagen ganz recht mit Goethes „Gegenständlichkeit" vergleicht. Nur zuweilen scheint auch dieses Sonntagskind, dem darum doch gerade wie Goethe das Leben nicht schmerzlos verlief, ein Hauch von Schwermut zu streifen, als fühle er sich überschattet von der Ahnung seines frühen Todes, wie wir das auch bei Mozart beobachten können oder bei Wilhelm Hauff: „Kaum gedacht, war der Lust ein End gemacht".

Für den Renaissancedichter ist das „Spaziergehen" im italienischen Kunstgarten typisch. Welch ein Gegensatz bei Fleming! Mitten in die „jammervolle Iliade des Dreißigjährigen Krieges" (um mit Goethe zu sprechen) fällt wie eine bunte Odyssee Flemings Reise nach Rußland und Persien, geradezu eine Robinsonade vor Defoe. Hier war einmal für einen regen Dichtergeist

[1]) Hier ist dem Dichter im Jahre 1896 ein Denkmal errichtet worden.

im Zeitalter der Stubenpoesie ein Erlebnis sondergleichen! Es war ja die Zeit, da die sogenannte „große Tour" als Bildungsmittel in ihre Rechte trat. „Was gilt bei uns ein Mann, der nicht gereiset hat?" fragt Fleming in einem Gedichte. Auch A. Gryphius bereiste Frankreich, Holland und Italien, Opitz gelangte bis nach Siebenbürgen, wo er die Anregung zu einer seiner besten größeren Dichtungen, der „Zlatna", empfing; aber der Orient war denn doch noch jungfräuliches Gebiet, und mit stolzem Selbstgefühl wiederholt Fleming gern, daß auf der Wolga vor ihm noch „kein deutscher Dannenbaum zu schwimmen war befreit".

Während die andern Dichter daheim mühsam poetische Stoffe suchten und doch über das Wiederholen des hundertmal Gesagten selten hinaus kamen, durfte Paul Fleming die ferne bunte Welt sehen, vieler Menschen Städte und Sitten kennen lernen. Er war Hofjunker und Truchseß im Gefolge der großen und prunkvollen Gesandtschaft, die der ehrgeizige und weitblickende Herzog Friedrich von Holstein und Gottorp an den Zaren von Rußland und an den Schah von Persien schickte, um die beiden Herrscher für seinen Plan zu interessieren, die Waren Ostindiens, vornehmlich Seide, anstatt zur See mit holländischen Schiffen fortan auf dem Landwege nach Deutschland und Westeuropa einzuführen. Fast sechs Jahre lang war Fleming mit dieser Gesandtschaft unterwegs, und eine solche Expedition in barbarische Länder bedeutete dazumal ein gewaltiges Wagestück, das unsres Dichters ganzes Kraftgefühl, seine ganze Unternehmungslust, sein ganzes Gottvertrauen voraussetzt. Es war sehr zweifelhaft, ob er aus Asien wiederkehren würde, und des Ungemachs hat er hier denn auch so viel erduldet, daß sein von allen Strapazen hart mitgenommener Körper wenige Monate nach der Heimkehr in Hamburg einer Krankheit erlag. Wir begleiten den Dichter an der Hand von seines Freundes Olearius berühmter großer Reisebeschreibung[1]) durch Schiffbruch und Kämpfe mit Kosaken und Tataren, durch Gefahren und Not aller Art, und seine eigenen, zum Teil dem Olearius'schen Werke als lebendiger Schmuck eingereihten Gedichte, selbst erlebt im genauesten Sinne, wissen in ihrer frischen, anschaulichen Art nicht nur von der Schönheit fremder paradiesischer Gefilde, vom Schnee des himmelhohen Kaukasus und den Wogen des Kaspischen Meeres, nicht nur von den holden Reizen „asiischer Sirenen", vom köstlichen Schiras-Wein und der unerhörten Prachtentfaltung orientalischer Selbstherrscher zu berichten, sondern auch von ernstester Todesgefahr, in der unser Dichter mehrmals geschwebt hat. Er erscheint hier, wie Varnhagen[2]) ausführt, wirklich in einer höheren Sendung: „wie ein guter Geist waltet er unter den Genossen, die rohe Gegenwart in edleres Dasein erhebend, inmitten der Gefahren und Drangsale den guten Mut anfrischend, jedes werte Verhältnis in freundlicher Sitte pflegend und den Kreis des Zusammenlebens durch jede schöne Erinnerung und Hoffnung erweiternd."

[1]) Oft begehrte Beschreibung der Newen orientalischen Reise, so durch Gelegenheit einer holsteinischen Legation an den König in Persien geschehen . . . durch M. Adamum Olearium, Ascanium Saxonem . . . (Schleswig 1647. 546 S. Folio. Mit Karten und Porträts.)

[2]) Biographische Denkmale. Vierter Teil. S. 79. Berlin 1826.

Was eine große Reise für einen Dichter bedeuten kann, das wissen wir von Goethe, von Platen, von Chamisso; ja selbst der Minnedichtung Oswalds von Wolkenstein ist das Erlebnis seiner bis ebenfalls in den Orient sich erstreckenden Wanderungen durch die Vermittlung neuer lebendiger Anschauungen zugute gekommen. Fleming aber ward draußen in der Fremde nicht nur der Anschauungskreis erweitert und Sinn und Blick für das Charakteristische geschärft, sondern seine Reise hatte auch die unschätzbare Folge, ihn in der Blüte seiner Schaffenskraft dem unfruchtbaren Boden der Heimat und der „Schule" zu entziehen. So ward er, der zum Glück auch keiner der großen Literaturgesellschaften angehörte, von der unerfreulichen Dichtung seiner Zeit so gut wie völlig abgeschnitten und auf seine Individualität angewiesen.

Und neben seinem persönlichen Leben lebte Fleming mit vollem Herzensanteil das seiner Zeit. Er war ein Knabe, als der Dreißigjährige Krieg ausbrach, dessen Ende er nicht mehr erlebte, — so fällt die ganze Not der schweren Zeit in sein kurzbemessenes Wirken. Gott Mars, den er den „Unhold aller Kunst" schilt, wird wohl auch von seinen dichtenden Zeitgenossen angeklagt, und ergreifend schreit später bei Moscherosch und Grimmelshausen das Elend des Vaterlandes zum Himmel; aber die vornehmen, kosmopolitischen Renaissancedichter griffen zur welschen Schäferflöte, während Mord und Brand und Raub den Mutterboden an den Rand des Verderbens brachten. Sie beklagten die persönliche Gefährdung und die Störung in Beruf und Kunstübung, aber ihr Herz bebte und litt nicht mit ihrem Volke. Ganz anders Fleming. Obwohl durch seine Entfernung von Deutschland gar nicht selbst besonders in Mitleidenschaft gezogen, sendet er das Paul Gerhardtsche Gebet „Schleuß zu die Jammerpforten" wieder und wieder voll leidenschaftlichen Flehens zum Himmel. Tief das Unglück der deutschen Uneinigkeit empfindend, ruft er wie Hutten, Rist, Lohenstein, Moscherosch den Arminius auf. Wir haben von ihm ergreifende Gedichte an die Mutter Deutschland, hochbedeutsam sind sein großes „Schreiben vertriebener Frau Germanien an ihre Söhne", seine Gedichte auf den Tod Gustav Adolfs, und es ist ein schöner Ausklang, wenn noch ein Sonett, das den Neujahrstag seines Todesjahres begrüßt, den teuren Namen Vaterland ertönen läßt. So tritt er würdig in die Reihe der deutschen Sänger von Walther bis E. M. Arndt und Geibel.

Innig beklagt der fromme, bekenntnisfreudige Sohn des Lutherlandes und Freund Martin Rinckarts auch den „dreigespaltnen Riß in der Religion"; ihn hat wirklich die Not beten gelehrt, und mit Fug ist eines seiner schönsten, wahrhaft frommen Lieder, das er bei Antritt seiner großen Reise im Jahre 1633 gedichtet hat: „In allen meinen Taten Laß ich den Höchsten raten" in das protestantische Gesangbuch eingegangen und beispielsweise auch bei der feierlichen Eröffnung des Norddeutschen Reichstages am 19. Juli 1870 gesungen worden. Von Flemings sämtlichen deutschen Gedichten gehört etwa der zehnte Teil seiner geistlichen Lyrik, die jüngst eine gute Untersuchung von Herm. v. Staden (Stade 1908) eingehender behandelt hat. Wir sehen, wie der Dichter, von schwachen, unselbständigen Anfängen aufsteigend, sich auch hier zu künstlerischer Reife und schöner Eigenart emporgearbeitet hat. Auch

hier ist es der tüchtige und gute Mensch, der, aller Mystik sowohl wie Dogmatik abgewandt, sich in einer herzlichen und freien Art vor dem lieben „Vater in der Höhe" ausspricht. Auch als religiöser Dichter ist er ein Dichter gesunder, natürlicher Diesseitigkeit, der in seinen besten und zugleich einfachsten und erbaulichsten Liedern seine so wohltuend berührende reine Menschlichkeit schlicht und echt niederlegt; es ist praktisches Christentum, das seine Lyrik atmet; und weniger eine allgemeine tiefe Religiosität, als ein höchst persönliches Gefühl aufrichtigen Gottvertrauens kommt in diesen frommen „Gelegenheitsdichtungen" zum Ausdruck, die gerade in ihrer Subjektivität denen des besten Kirchenliederdichters der Zeit, Paul Gerhardts, so nahe kommen.

Natürlich liegt dem treuen Fleming und seiner Dichtung bei aller Wirrung und Buntheit des Lebens stets auch das Wohl und Wehe der fernen Verwandten und zahlreicher Freunde am Herzen, denen viele seiner schönsten Gedichte gewidmet sind, und wie sollte vollends einer so tief und warm fühlenden Natur die Renaissancepoesie „von Venerischem Wesen" Genüge leisten, der die Liebe — nach Opitz und Clajus — nur ein „Wetzestein der Poeten" war, und die den alternden Dichter die Liebeslyrik seiner Jugend zu bereuen und zu entschuldigen veranlaßte, diese zwischen kalten Komplimenten und fliegender Brunst hin und her taumelnde Erotik! Auch Fleming war wohl starke Sinnlichkeit, aber nichts von Hofmannswaldaus Frivolität und Lüsternheit eigen. Wohl finden wir auch bei ihm, zumal in den Epithalamien, manches von jenem Schmutz, der sich bis weit ins 18. Jahrhundert fortwälzte. Aber die freien sexuellen Anschauungen des Elisabethanischen Zeitalters herrschten noch ganz allgemein auch im deutschen Barockstil, der, ohne die heutige Nebenbedeutung, für Vergnügen Wollust, für Braut Brunst, für Hochzeit Beilager sagte. Und wir dürfen daher Fleming persönlich für ein paar derbe Zoten so wenig zur Verantwortung ziehen wie den frommen und keuschen Wolfram von Eschenbach, der ein gewisses uns heute sehr unanständig anmutendes Motiv wiederholt in seinen Epen verwendet.

Fleming ist weit entfernt von der grobianischen Frauenfeindlichkeit des 16. Jahrhunderts und ihren Ausläufern im 17. Er liebt am Weibe wirklich höhere, innere Werte, und darum steht seine Liebesdichtung geradezu einzig da in ihrer Zeit. Seine (von ihm noch lateinisch besungene) Rubelle (Rubella seu suaviorum liber; Leipzig 1631), die „lange Roxolane", die „weichen Zirkassinnen" haben ihn entflammt, aber wahrhaft mit Herzblut geschrieben sind die vielen Gedichte an Elsabe und Anna Niehusen in Reval, die er nacheinander — ähnlich wie Heine die beiden Schwestern Amalie und Therese — heiß geliebt und Braut genannt hat. Ein Gedicht wie sein „Ein getreues Herze wissen, Hat des höchsten Schatzes Preis" ist mit Recht auch heute noch unvergessen. In Strophen wie:

Was ich schlafe, was ich wache,
was mir träumet für und für,
was mir Angst macht, was Begier,
was ich lasse, was ich mache . . .

haben wir eine warm und voll, weich und melodisch ausströmende Lyrik, die von Renaissance nichts mehr weiß. Wenn Fleming den „Schmerz der Trennung“ singt:

Was säumst du dich, o Seele, zu zerspringen
Für Angst, für Qual, die dich und mich umringen.
Und bist noch du, mein Herze, nicht entzwei?
Tu's doch, tu's bald und mach uns beide frei!

so kennt die deutsche Lyrik zwischen Walther und Christian Günther keine Töne von gleicher Leidenschaftlichkeit, und Flemings Sonette auf die Einzige dürfen mit Bürgers Molly-Liedern wohl verglichen werden.

„Wer jung stirbt, der stirbt wohl“, hatte Fleming gesungen. Ihm waren nicht Leben und Dichten zerronnen wie nach Goethes Wort Christian Günther seinem bedeutenderen Nachfolger. Erst Klopstock war es beschieden, die Modefesseln der deutschen Lyrik sprengend, „der Menschheit große Gegenstände“ in seinen Oden zu besingen, erst Goethes Lyrik maß völlig „das Labyrinth der Brust“ aus; aber nahen wir Fleming als Historiker über Meistersang und Renaissancelyrik, so wittern wir auch bei ihm schon Morgenluft und betreten in der Wüste des 17. Jahrhunderts eine Oase; er steht in unsrer Literatur als eine runde Persönlichkeit, die ihr Bestes gegeben. Stetig wuchs denn auch sein Ruhm. Wie für Novalis und Wackenroder, für Körner und Hauff, so gilt auch für Fleming Goethes Wort, daß die Deutschen immer gegen frühabgeschiedene, Gutes versprechende Talente eine besondere Frömmigkeit bewiesen haben. Ihn überlebende Zeitgenossen schon, wie Zesen, stellten ihn weit über Opitz. Morhof, in seinem „Unterricht von der deutschen Sprache und Poesie“ (1682), der ersten Geschichte unsrer Nationalliteratur, zollte ihm hohes Lob, und der große Leibniz erklärte in einem Gedicht: „Horaz in Fleming lebet“. Hagedorn denkt seiner mit Anerkennung im Vorbericht zu seinen „Oden und Liedern“, Gottsched rühmt ihn vielfach in seiner „Kritischen Dichtkunst“ (z. B. als „in der sinnlichen Schreibart stark“), und Bodmer stellt ihn in seinen „Kritischen Betrachtungen über die poetischen Gemälde der Dichter“ mehrfach als Muster hin. Pyra führte ihn in den „Tempel der wahren Dichtkunst“ ein, und Zachariä gab seine Gedichte neu heraus. Herder gewährte auch ihm Eingang in seine „Volkslieder“, Goethe dagegen und der spätere Klassizismus wurden dem Dichter, wie schon eingangs angedeutet, nicht gerecht. Das sühnte vollauf die Romantik, die in ihrem Bestreben, altes, verschollenes Erbgut wieder aufzuspüren, bald auch an ihn gelangte. A. W. Schlegel widmete ihm zwei schöne Sonette und pries in seinen Berliner Vorlesungen den „eigentlichen Lyriker“ mit seiner wahren Begeisterung, seinen einfachen Naturformen, die „Göttlichkeit seines sorglosen edelstolzen Gemüts“, die glühenden Farben seiner Bilder. Tieck nennt auch Fleming in der guten Einleitung zu seiner schlechten Minnesänger-Ausgabe, Eichendorff setzte sich warm für ihn ein, Schwab und bald nach ihm Wilh. Müller gaben seine Gedichte in Auswahl heraus, und Varnhagen schrieb über ihn gar ein eigenes

Büchlein, das Goethe mit Wärme anzeigte, so daß es manchem schon fast des Guten zu viel wurde; Waiblingers Satire „Die Romantiker in der Unterwelt" fragt ironisch: was ist „so ein Pindar gegen Fleming?" und Immermanns „Memorabilien" bemerken, daß gewisse Flecken der Barbarei auch an Fleming verblieben.

Seither ist das Urteil über den Dichter ziemlich fest begründet; Hebbel begrenzt die „stattliche Reihe stolzer und mannhafter Gestalten, die sich . . . durch zwei Jahrhunderte hinzieht," durch Paul Fleming und Ludwig Uhland. Vor einigen vierzig Jahren hat uns Lappenberg eine fleißige, aber nicht abschließende Fleming-Ausgabe gegeben, ohne zugleich seine sorgfältigen Fleming-Studien zu einer Biographie zusammenzuarbeiten, und so hat sich bis heute noch die darstellende Forschung wenig mit unserm Dichter beschäftigt. Seit Gervinus, der wie immer bis ins 18. Jahrhundert so auch hier — von kleineren Unrichtigkeiten abgesehen — seinen Mann steht, sind nur ein paar Dissertationen und Programme über Fleming erschienen, die nicht allzu schwer ins Gewicht fallen. Eine erschöpfende gelehrte Monographie fehlt noch ganz. Vielleicht, daß dieses Jubiläumsjahr zu neuer Beschäftigung mit dem Dichter anregt, der sich selbst eine so stolze Grabschrift setzen durfte:

Ich war an Kunst und Gut und Stande groß und reich,
Des Glückes lieber Sohn, von Eltern guter Ehren,
Frei, meine, kunte mich aus meinen Mitteln nähren,
Mein Schall floh überweit, kein Landsmann sang mir gleich.

Von Reisen hochgepreist, für keiner Mühe bleich,
Jung, wachsam, unbesorgt. Man wird mich nennen hören,
Bis daß die letzte Glut diß Alles wird verstören.
Diß, deutsche Klarien, diß Ganze dank ich euch.

Verzeiht mir, bin ich's wert, Gott, Vater, Liebste, Freunde,
Ich sag euch gute Nacht und trete willig ab.
Sonst alles ist getan bis an das schwarze Grab.

Was frei dem Tode steht, das tu er seinem Feinde.
Was bin ich viel besorgt, den Othem aufzugeben?
An mir ist minder Nichts, das lebet, als mein Leben.

Aus Ferdinand Freiligraths Familienbriefen.

Binnen kurzem wird, herausgegeben von des Dichters einzig überlebender Tochter, Frau Luise Wiens in London, im Cottaschen Verlag eine Sammlung von Briefen Ferdinand Freiligraths erscheinen, aus der schon jetzt eine Auswahl mitteilen zu dürfen, wir der Freundlichkeit der Herausgeberin verdanken. Geplant worden ist diese Sammlung bereits von der durch dichterische Begabung ihrem Vater am nächsten stehenden älteren Tochter, Frau Käthe Freiligrath-Kroeker, deren früher Tod sie mitten aus dieser Arbeit und vor deren Vollendung abberief. Gleicherweise beschäftigte sie der Gedanke, zu dessen Ausführung sie ebenfalls die vorbereitenden Schritte getan, außer den Familienbriefen auch die zu veröffentlichen, die von den Zeitgenossen — und unter ihnen befanden sich die berühmtesten Namen der deutschen, englischen, amerikanischen und französischen Literatur — an Freiligrath gerichtet waren. Der Wert einer solchen Kollektion, die den Dichter und Übersetzer in seinem Verhältnis zu den Mitlebenden zeigt, kann nicht leicht überschätzt werden, und es ist zu hoffen, daß sie der Nachwelt nicht vorenthalten bleibt. Einstweilen ist die jüngere Schwester an die Stelle der älteren getreten, indem sie das eine der von dieser unfertig hinterlassenen Werke pietätvoll in die Hand genommen und liebevoll zum Abschluß gebracht hat.

Was wir daraus unsern Lesern zu bieten haben, gliedert sich in zwei Gruppen, deren eine der Jugendzeit, deren andre dem Alter des Dichters angehört, und wir beginnen mit einigen Briefen, die von der Geschichte seines Herzens erzählen.

I. Ferdinand Freiligrath und Ida Melos.

Nach dem außerordentlichen Erfolge der ersten Ausgabe seiner „Gedichte" (Cotta, 1838), die den jungen Poeten mit einem Schlage berühmt gemacht hatten, beschloß er den nicht freiwillig gewählten, aber mit seltener Pflichttreue geübten Kaufmannsstand aufzugeben, um sich fortan einzig seinem inneren Berufe zu widmen. Von diesem ganz erfüllt, frohen Mutes, leicht beschwingt im Gefühle der Unabhängigkeit und sicher im Besitz alles dessen, was ihm die Heimat lieb gemacht, verließ er die rote Erde, der er trotzdem ein treuer Sohn geblieben ist, durchwanderte das Wesertal und wandte sich

dann dem andern, stolzeren deutschen Strome zu, wo er in dem anmutigen Rheinstädtchen Unkel den Ort zum Aufenthalt erkor, an dem er einige seiner glücklichsten Jahre verbringen, aber auch die finden und unter schweren Seelenkämpfen erringen sollte, die seine tapfere Lebensgefährtin ward; die nicht nur befähigt war, den Dichter zu verstehen, sondern ihm auch, als die härteren Kämpfe der politischen Verfolgung und des Exils begannen, eine starke, niemals schwankende Stütze ward.

In Unkel, im Hause des Obersten von Steinäcker, das dem seinen benachbart war, begegnete Freiligrath einer jungen Dame, die in der Familie als Erzieherin wirkte: Ida Melos. Sie, damals noch nicht ganz dreiundzwanzig Jahre zählend, geistig hochgebildet und von gewinnender Erscheinung, war die Tochter des Professors J. G. Melos in Weimar, wo ihre frühe Jugendzeit im vertrauten Verkehr mit dem Goethehause und dessen, ihrem Vater befreundeten Kreisen verfloß, bis vier Jahre nach dessen Tode ihre Mutter (1832) nach Großmonra zog. Als Siebzehnjährige ward Ida Melos Erzieherin, zuerst in Weimar, dann in der Familie des Gouverneurs von Warschau, Generals von Daehn, mit der sie viele Jahre lang freundschaftliche Beziehungen unterhielt. Infolge schwerer Erkrankung kehrte sie 1839 zur Mutter zurück und übernahm im nächsten Jahre, Anfang 1840, die Stellung in Unkel.

Der Eindruck, den das ungewöhnlich begabte, mit allen Reizen der Jugend geschmückte Mädchen auf Freiligrath und dieser, schon damals ein gefeierter Dichter, auf Ida Melos machte, war ein augenblicklicher, unmittelbarer, der im näheren Umgang und durch die Hindernisse, die ihm erwuchsen, nur noch gesteigert ward. Beide fühlten sich lebhaft zueinander hingezogen, beide gaben sich einer Täuschung über die Natur ihrer Empfindungen hin, beide glaubten, wie das in ähnlichen Fällen wohl zu geschehen pflegt, an die Möglichkeit eines Freundschaftsverhältnisses, da sie der Stimme ihres Herzens Gehör geben nicht wollten, nicht durften — denn beide waren schon gebunden! Freiligrath war mit der beträchtlich älteren Karoline Schwollmann, der Schwester seiner Stiefmutter, und Ida Melos war mit Otto Thieme, dem Sohn eines innig verehrten Freundes und Beraters ihrer Familie, des Pastors Thieme in Allstedt, verlobt. Der junge Thieme, damals noch Student der Medizin und Naturwissenschaften in Berlin, lernte Ida Melos, während eines Besuchs in Großmonra (1839) kennen, bewarb sich um ihre Hand und bekam ein von ihr selbst als unüberlegt bezeichnetes Jawort. Er reiste bereits an dem der Verlobung folgenden Tage ab, und in der Tat hat ihn Ida Melos, wiewohl die Korrespondenz noch eine Weile fortdauerte, doch nie wieder gesehen. Er wanderte sehr bald in die Ferne und ließ sich als Arzt in Rußland nieder, wo sich seine Spuren für uns verloren haben. Ein so lose geknüpftes Verhältnis war ohne besondere Schwierigkeit zu lösen: Otto Thieme bot der Verlobten in edelster Weise, sobald er von den veränderten Umständen Kunde erhalten, ihre Freiheit an — ein Anerbieten, das sie nur nach längerem Zögern, im August 1840, annahm, nachdem sie von Unkel aus die Mutter noch einmal aufgesucht hatte.

Tiefer eingreifend und schmerzlicher war die Lösung für Freiligrath — sein Verlöbnis mit Karoline Schwollmann hatte jahrelang bestanden, er sah mit einer Art Verehrung zu der Älteren, mit niemals verlöschender Dankbarkeit zu der empor, die in der wackeren, aber doch ausschließlich kaufmännischen Umgebung des Soester Hauses, in dem er zum Dichter ward, seine Vertraute gewesen war. Mit einem Strauß am Grabe der Eltern gepflückter Blumen sandte sie ihm (im Sommer 1840) ihren letzten, den Abschiedsgruß; und wenn Freiligrath über die schwere Zeit, durch alles, was ihr folgte, hinweggetragen wurde, so hat doch Karoline Schwollmann den Riß wohl niemals ganz und vielleicht erst an jenem Sommertage 1868 überwunden, als der einst Geliebte auf dem Triumphzuge, der ihn nach Deutschland zurückführte, auch nach Soest kam. „Siebenundzwanzig Jahre waren verflossen, seit er zuletzt den Fuß auf die heimatliche Schwelle gesetzt, und welche Stürme hatte diese Zeit ihm und uns allen gebracht! Sie waren verweht — und da stand er, Karolinens Hand in der seinigen, einen fragenden, bittenden Blick auf sie gerichtet, den sie mild und freundlich erwiderte." So lesen wir in dem hübschen Büchlein, in dem Gisberte Freiligrath die Erinnerungen an ihren Bruder aufgezeichnet hat [1]).

Dem Umstande, daß der an sich doch sehr unschuldige Verkehr von Ferdinand Freiligrath und Ida Melos in dem kleinen Städtchen Anlaß zum Gerede gab, verdanken wir den Briefwechsel der beiden, die sich ungezwungen kaum noch sehen und sprechen konnten. Auszüge daraus haben dem ersten Biographen Freiligraths, Wilhelm Buchner, bereits vorgelegen und sind von diesem im ersten Bande seines Werkes (S. 367 u. 368) mitgeteilt worden. In seiner Vollständigkeit jedoch wird ihn erst die bevorstehende Sammlung der Familienbriefe bringen, und dadurch, was bisher nur lückenhaft bekannt war, in seinem Verlauf zum ergreifenden, in seinem Abschluß zum versöhnenden Bilde gestalten. Schon in den Proben, die wir geben, lassen sich die Charakterzüge der beiden erkennen, die in der Bedrängnis ihrer Herzen zu schriftlicher Aussprache ihre Zuflucht nahmen. Ida Melos, obwohl an Jahren jünger, doch durch Schicksale bereits geprüft und gereift, erscheint dem Dichter an Lebenserfahrung und einer gewissen verstandesmäßigen sichern und raschen Auffassung der Wirklichkeit überlegen, während Freiligrath, stärkerer Leidenschaft fähig, aber aus weicherem Stoffe geformt, auch hier, wo seine Seele „unstet und bewegt" ist, keine von den Eigenschaften — der Güte, der Treue, der Ehrlichkeit, der Bescheidenheit, selbst des Humors — vermissen läßt, die ihn als Menschen so liebenswert gemacht haben und über alle Stürme seines Lebens hinaus die gleichen geblieben sind.

Ida Melos an F. Freiligrath.

Verehrtester Herr! 12. April 1840.

Wie soll ich Ihnen genug danken, für die reiche köstliche Sendung? und mit welch' freundlich tröstendem Engel stehen Sie in Verbindung, daß Sie gerade diese Stunde wählten, in der ich, von körperlichen Leiden auch geistig niedergedrückt,

[1]) Beiträge zur Biographie Ferdinand Freiligraths. Von Gisberte Freiligrath. Minden i. W., J. C. C. Bruns' Verlag. 1889.

in der trübsten Stimmung mein Lager gesucht hatte? Palmsonntag den ich unter den Meinen früher immer so feierlich froh begangen, und an dem ich heut so fern von ihnen und so einsam litt! Ich war eben im Begriff Predigten von Mad. Hoof[1]) holen zu lassen, die sie mir sehr gerühmt, da kam Ihr Lied von der Wunderrose[2]), und wie es Sie zu einem Kapitel des Evangelisten geführt, aus derselben Kraft setzte es mich in den Stand dieses zu entbehren. Ich brauchte keine Predigten mehr, um mich zu erheben und zu stärken — — ich war getröstet und erheitert. Sie schenken wie ein Dichter! Der reicher wie ein Fürst — — denn der hätte jenes nicht vermocht. Das Lied, von dem Sie mir einmal früher sprachen, das ich längst zu kennen gewünscht hatte, um dessen Vorlesen ich Sie kaum gewagt hätte, zu bitten, hatte ich plötzlich, freudig überrascht, in Händen, und als mein liebes Eigenthum. Ich lese es wieder und wieder, mit immer steigendem Entzücken. Sie versetzen uns erst in Ihre Stimmung, in die feierliche schwärmerische, die am besten geeignet war die Andacht, jener lieblich frommen Sage, in sich aufzunehmen; in die Stimmung die nur Begabtere kennen, die sich in dieser dem Geisterreiche näher verwandt, inniger verschwistert fühlen. „Oh welch' ein schweigsam und verschleiert Reich, nur den Erwählten giebt es selten Kunde, nur einem Herzen träumerisch und weich, haucht es sie zu mit leisem Geistermunde." Aus der poetischen Wirklichkeit Ihres traulichen Zusammenseins mit dem Freunde, führen Sie uns nun so leise und zart in die poetische Wunderwelt, und nun die liebliche Erzählung, in der sich die Verse wie von selbst, so leicht und anmuthig zusammenstellen — — und nun die Andacht zu der Sie uns auf Ihren Schwingen mit emporheben! mit Ihnen zitternd schauen wir das Mysterium; mit Ihnen betend falten wir die Hände und mit Ihnen in Furcht und Freude möchten wir niederknieen! Wenn wir nicht, wie Sie, zum Lukas greifen, so hat doch wohl jeder am Schluß des Liedes eine Thräne der Andacht im Auge! Sie verlangen mein Urteil? Kann man hier urteilen? Hier stehts in einer Thräne. — Auch für das, über die Gedichte meines fernen Freundes Gesagte[3]), meinen innigsten Dank. Der Gedanke kümmerte mich schon, der Widerspruch, die verschiedene Meinung eines geistreichen Freundes möchte Ihre schöne Begeisterung an den Gedichten, die ich neulich mit so viel Freude bei Ihnen sah, sehr gekühlt haben. Doppelt erfreulich war mir Ihr herrliches Lob. Die Übersetzung der englischen Gedichte[4]) habe ich noch nicht gelesen; meine Seele ist zu erfüllt mit der Rose, als daß sie etwas Anderes in sich aufnehmen könnte, zu gleicher Zeit. Ich will nun auch den Eindruck nicht verdrängen und so schwächen lassen. Sie fordern mich auf, aufrichtig zu sein? ich wollte, Sie kennten mich recht, dann brauchte ich Ihnen nicht zu versichern, daß jedes Wort, das ich im Ernste sage, ehrlich tief und wahr gefühlt ist, ja daß ich noch nie, nie so sagen kann wie ich es fühle.

Nun noch eine Bitte: verbrennen Sie meine Briefe. Daß Sie mich nicht mißverstehen, weiß ich; aber Andere könnten's.

Mit innigster Hochachtung und Verehrung J. Melos.

---

[1]) Eine englische Familie Hook lebte damals in Unkel. S. Buchner, Ferdinand Freiligrath. Bd. I, S. 340.

[2]) „Die Rose": veröffentlicht in der Sammlung „Zwischen den Garben" (1849); zur Entstehung des Gedichtes vgl. die treffliche Ausgabe „Freiligraths Werke". Von Julius Schwering. Berlin, Bong. Erster Teil: Lebensbild. L und S. 134. — Desgleichen Buchner a. a. O. Bd. I, S. 367.

[3]) Der ferne Freund war der bereits erwähnte, poetisch veranlagte Pastor Thieme in Allstedt; im Nachlaß der Frau Ida Freiligrath haben sich noch mehrere seiner Gedichte vorgefunden.

[4]) Es waren Lieder von Walter Savage Landor, die Freiligrath zugleich mit der „Rose" sandte. Vgl. Buchner, Ferdinand Freiligrath. Bd. I, S. 367.

F. Freiligrath an Ida Melos.

13. April 40.

Verehrtes Fräulein,

Nun sage mir Einer, daß es kein Schicksal, daß es keine Ahnung gibt! Ich hatte mein Verspacket schon vorgestern Nachmittag im Garten bei mir, als wir uns an den scharfsinnigen Räthseln Ihres biedern Großherzogs ergötzten, ich konnte und mochte es Ihnen aber grade da nicht zustellen: — — das war das Schicksal! — — Und als ich gestern Morgen wieder in der Laube saß (immer meine Reime in der Tasche) und v. S'.[1]) Equipage fortrollen hörte, war es mir, obgleich Sie den ganzen Tag unsichtbar blieben, doch so, als müßten Sie zu Hause, leider freilich auch: als müßten Sie krank sein: — — — Das war eine Ahnung! Ihr vertrauend, wagte ich es denn endlich am Nachmittag, Ihnen mein Couvert zu schicken, und bin nun überglücklich, daß es Ihnen just in einem Augenblick zukam, wo es Ihnen mehr Freude machte, als vielleicht zu jeder anderen Zeit. — — — Nun zuerst: Sie sind doch wieder wohl? Vor einer Stunde habe ich Sie im Garten gesehen und darf dies hoffentlich als ein Zeichen Ihrer Besserung nehmen? Wie tief hat mich die Beschreibung Ihrer einsamen Feier des Palmsonntags ergriffen! Ach es war so schön draußen, die Vögel sangen, die Sonne schien, und Sie indessen dachten trauernd an Jahre, wo Sie diesen Tag froher im Kreise der Ihrigen begingen! Ich habe früher ähnliche Stunden verlebt, in Holland! Da lief ich denn gewöhnlich Sonntags, nach arbeitvoller Woche, mutterseelenallein an die See, und tobte meinen Unmuth aus in den Dünen und in der Brandung. Ach es war eine düstre, verlassene Zeit für mich, sie ist aber auch vorüber gegangen, und ich denke jetzt zuweilen selbst mit einer schmerzlichen Freude an sie zurück. Aber was ich sagen wollte, meine Rose hat Ihnen einen frohen Augenblick bereitet, und das macht mich glücklich! Ich verlange keine weiteren Erfolge mehr von dem Liede: Es hat Ihnen Freude gemacht, es hat eine Thräne in Ihr Auge gelockt, und nun mag die Kritik kommen und mir meiner Mystik wegen den Verstand absprechen (wie sie mir früher manchmal schon das Herz abgesprochen hat), ich lache dazu. — — — Sie sehen, ich nehme Ihr Lob so unbefangen und so ohne Widerrede an, als müßte es so sein! Als verstände es sich ganz von selbst! — — — Daran ist aber bloß der trauliche, ehrliche Ton Ihres Urtheils Schuld; ich sehe, Sie meinen es, wie Sie sprechen, und so nehme ich denn gern hin, was ich so gerne von Ihnen höre! Sie halten mich drum nicht für eitel oder gar für einfältig, nicht wahr? — — — Ich bescheide mich ja willig, daß der Eindruck, den das Gedicht auf Sie gemacht, zum größten Theil auch auf Ihre augenblickliche Stimmung zu schreiben ist! Ach es ist ja Alles nur Anlauf und Stückwerk was ich mache! Meinem Leben und meiner Poesie fehlt die Rundung! Die Brust so voll, und der Mund so stammelnd! Alles nur ein: „und — — und — — und — —" wie an jenem Abend! Lachen Sie, aber lachen Sie mich nicht aus! Soll ich mich noch entschuldigen, daß ich Ihnen wieder schreibe? Ich fühlte das Bedürfnis, Ihnen auf Ihre freundlichen Zeilen ein Wort der Erwiderung und des Dankes zuzurufen. Mündlich fände sich die Gelegenheit vielleicht kaum dazu — — so will ich's denn immerhin schriftlich thun. Es wird Einem doch selten so wohl, sich einmal aussprechen zu können. Sie werden auch mich nicht mißverstehen. — Wozu soll ich aber Ihre Briefe verbrennen? Gilt Ihnen mein Wort daß kein Auge, außer den meinigen, Ihre Blätter erblicken soll, eben so viel wie die Flamme meines Ofens, so lassen Sie mich immer so glücklich sein, sie aufbewahren zu dürfen!

Den freundlichsten guten Abend! — — — F. Freiligrath.

[1]) von Steinäckers.

F. Freiligrath an Ida Melos.

2ten Mai 40. 6 Uhr Morgens.

Es ist dies die Stunde, wo ich noch vor ganz Kurzem, Sie jeden Morgen im Garten sah. Jetzt ist er leer, ich sitze auf meinem Stübchen und schreibe, und Sie sind wahrscheinlich wieder mit Krug und Glas nach Hooks gegangen. Nehmen Sie sich nur in Acht! Die Welt im Kleinen, welche die Sterblichen Unkel nennen, wird auch Ihre jetzigen Mineralwasserpartien nicht unbemerkt lassen, und es sollte mich nicht wundern, wenn sie in Ihrem unschuldigen Wasserkruge irgend etwas Geistigeres vermuthete, und hier und dort mit Bedauern die Äußerung fallen ließe, Sie hätten sich aus Gram über unsre gestörten Rendezvous dem Trunk ergeben. Nehmen Sie diese Amplification meines schlechten Witzes von gestern Abend nicht übel, liebe Ida! Ich bin so zornig und verdrießlich über die Einfalt und Bosheit der Leute, daß ich aus der Haut fahren möchte. Jene Morgenstunden waren mir die liebsten und schönsten des ganzen Tages; ach, ich freute mich schon bei'm Schlafengehen darauf, und wenn ich erwachte, so war mein erster Blick gewiß ins Wetter, ob es Ihrem Brunnentrinken gewiß auch günstig sei. Das ist nun alles vorbei und es schmerzt mich um so mehr, als die Art und Weise, auf welcher die Sache zur Sprache gekommen ist, Ihnen, liebe Freundin, so tiefen Kummer bereitet hat. Ich mache mir stündlich die bittersten Vorwürfe, und meine, ich hätte nicht herüber kommen sollen in die Laube, wenn Sie zu so früher Stunde Ihrer Gesundheit wegen den Garten besuchten. Und doch, was war harmloser, was war natürlicher? Und nicht wahr, Sie verzeihen mir auch, Sie zürnen mir nicht, und vor allen Dingen: es ist Ihnen nicht mehr zu Muthe, als müßten Sie Abschied von mir nehmen? Wenn Sie wüßten, wie das Wort mich erschreckt und betrübt hat! Es hat mir in allen diesen Tagen wie ein Stein auf dem Herzen gelegen, und nur vorgestern als Sie lachend mit meinem „Fünfzehnthalerkupferstich“ [1]) in den Garten traten, und gestern Abend bei Hooks, als Sie Ihre köstlichen Pfeifübungen anstellten, wurde mir wieder wohler zu Sinn. Ich sah, daß Sie wieder heiter waren, und daß sich uns auch ohne unsre Morgenunterhaltungen manchmal eine Gelegenheit darbietet, traulich mit einander zu plaudern. Darum kein Lebewohl, nicht wahr, liebe Ida? Auch dann nicht, wenn ich nach Argenfels [2]) gehe! Sie sagen ja selbst „Man ist durch tausend Meilen fast weniger geschieden, als durch ein gebrochenes elendes Gartenstaket“, und so hoffe ich, daß eben mein Fortziehen uns nur näher bringen wird. Ich habe mir Alles schon aufs Schönste ausgedacht. Jede Woche komme ich wenigstens einmal nach Unkel, zu Pferde oder per Dampf, und dann sehe ich Sie entweder in Ihrem Hause, oder bei Hooks. Regelmäßig bringe ich Ihnen ein Buch mit, und Sie geben mir eins zurück. In jedem liegt ein Brief, das Resultat unsrer letzten Woche — — so ergänzen sich unsre schriftlichen und mündlichen Unterhaltungen gegenseitig und wenn, wie ich hoffe, mir auf Argenfels mehr Zeit zur Einkehr in mich selbst entstehen wird (ich habe Ihnen ja schon gesagt, daß ich das Schloß in Belagerungszustand erkläre) so wird auch ein drittes nicht fehlen, die Lieder, mein' ich, die ich zuletzt gemacht habe, und die ich Ihnen regelmäßig mitbringe. — — — Bin ich nicht ein Kind, ein rechter Luftschloßbaumeister? und doch, es wird sicher so kommen! Lachen Sie mich aber nicht aus, lachen Sie aber sonst, d. h. seien Sie vergnügt, und murren wir nicht mehr, daß eine rohe Hand durch unsre Frühstunden gefahren ist. Uns einander zu entfremden, wird ihr hoffentlich nicht gelingen!!

Und jetzt nachdem ich diesen Gegenstand, der mich seit Dienstag schon gedrückt hat, offen mit Ihnen besprochen habe, lassen Sie mich Ihnen recht von Herzen für

[1]) Eine kurz vorher in Köln erworbene „Judith auf dem Wege zu Holofernes“.

[2]) Eine Ruine in der Nähe von Unkel, die Freiligrath ankaufen und wohnlich wiederherstellen lassen wollte, um nach der Verheiratung mit Karoline Schwollmann dahin zu ziehen. Vgl. Buchner a. a. O., Bd. I, S. 367.

Ihren letzten köstlichen Brief danken. Weiß der liebe Gott, wie mich jedes Blatt von Ihnen beruhigt und erhebt, wie jeder Blick, den Sie mich in Ihre schöne, gute Seele thun lassen, die Wirren meiner eignen, der unsteten und bewegten, mehr und mehr beschwichtigt! Sie sind mir wirklich gesandt, wie ein guter Engel! Seit Sie mir, und seit ich Ihnen vertraue, bin ich schon weit ruhiger und klarer geworden, und es mag kommen mit mir wie es will, Sie, liebe Ida, mögen Sie mir nun fern oder nah' sein, werden mir allezeit einer der schönsten liebsten Sterne bleiben, die mir je auf meinem Lebensweg geleuchtet haben. — — —

Und damit Sie sehen, daß weder dieß eine leere Betheuerung ist, noch daß ich Ihnen jenen Mittag in der Laube ein übereiltes Versprechen gethan, so lege ich Ihnen einen Brief meiner Braut (denn noch ist sie's) bei, der Ihnen über mein Verhältnis mit ihr nicht nur die genügendste Auskunft giebt, sondern Ihnen auch zeigt, welch ein gutes, edles Wesen sie ist. Wir sind lange, lange miteinander verlobt gewesen; für sie mir eine Stellung zu erwerben, ging ich als zwanzigjähriger Junge in die Welt; das Leben trat mir in den Weg; aber mein Verhältnis war mir in den meisten Fällen, wo ich mich hätte pousiren können, ein Hemmschuh; so vergingen Jahre, — — — und jetzt, wo ich wenigstens Aussicht habe, bei redlichen Streben u. einer bescheidenen häuslichen Lebensweise, mir in nicht zu entfernter Frist einen stillen, zurückgezogenen Heerd bauen zu können — — jetzt hat sich der Unterschied unsrer Jahre so störend dazwischen gedrängt, daß wenigstens sie von Befürchtungen der verschiedensten Art bewegt wird, daß bei meinem letzten Besuch sogar heftige Scenen vorgefallen sind, u. daß ein Brief entstanden ist, wie der beiliegende, der nach manchem Hin- u. Herschreiben doch noch zu keinem Resultat geführt hat, da sie die abermalige Versicherung, sie womöglich auf den Herbst zu holen (ich hatte sie ihr schon Weihnachten mündlich gegeben) nur für eine Aufwallung, für einen momentanen Edelmuth, nicht aber für das Ergebnis freier, entgegenkommender Liebe ansieht. — — — Ach es ist traurig, und ich weiß wahrlich nicht, wie es kommen wird und kann! vereinigen wir uns, so ist es noch die große Frage, ob wir glücklich werden, und löst sich das Verhältnis, so ist wenigstens sie unglücklich, und mir bleibt ewig ein Pfeil in der Brust, der mich auch in späteren glücklichen Lebenslagen manchmal mit jähem Schmerz durchzucken wird! — — Der Brief wird Ihnen übrigens, trotz vieler Specialien und Persönlichkeiten, im Ganzen verständlich sein, und Sie werden aus ihm, wie ich schon oben sagte, sicher die Überzeugung gewinnen daß Lina gut, daß sie ein liebes sanftes Wesen ist, und daß es auf völliger Unkenntnis ihres Characters beruhen muß, wenn man sie Ihnen anders geschildert hat. Ich bitte Sie, wenn es wieder geschehen sollte, so widersprechen Sie! Der Brief ist natürlich einzig und allein für Sie, die Falschheit eines Gerüchtes aber wenigstens anzudeuten, ihr einen Zweifel in den Weg zu werfen, können Sie immerhin, auch ohne Ihre genauere Kenntnis der Sache zu verraten! — — — Sie sehen wie ich Ihnen vertraue, liebe, theilnehmende Freundin! — — — — — Ich hätte noch Mancherlei aus Ihrem Briefe zu besprechen, aber ich bin nach dem Vorhergehenden zu trüb' dazu geworden. Darum nur noch Einiges. Zuerst meine Freude über Ihre milde Widerlegung meiner neulichen schroffen Äußerung über Welt und Menschen. Sie, gute Ida — — so manche bittere Erfahrung schon, und doch diese Milde, diese Sanftmuth! — — — Sie haben Recht — — Erscheinungen wie die Ihrige, zeigen es mir!! — — Dann: meinen herzlichen Dank für die Lieder Ihres Freundes [1]), zu denen ich auch noch das treffliche in Ihrem Album kennen gelernt habe:

Das ist genug
Für allen Schmerz;
O, hoffe froh,
Gebrochenes Herz!

[1]) Bezieht sich auf die von Ida Melos Freiligrath mitgeteilten Gedichte des Pastors Thieme.

Gestern habe ich Sie aber belogen, warum, weiß ich selbst nicht! Nicht: „Zum Bade", sondern „Liebe und Tod!" ist mir das liebste von den neuen Gedichten. Das ist ein tiefes herrliches Lied — — es hat mich erschüttert und beruhigt zugleich — — Auch „Das Kleine" ist köstlich, und „Was sie verachten" nicht minder. Ich möchte den Dichter kennen. Das ist auch Einer von denen, denen die Erde ewig fremd bleibt, die nur Gäste sind hienieden, und die das Irdische nur in seiner Hinweisung auf das Himmlische, Ewige beglücken kann. — — Sie gedenken auch Ihres verstorbenen Vaters: als ich Gymnasiast war, erhielt ich einst eine Anthologie von ihm „Zum Behuf der Deklamation", als Weihnachtsgeschenk. Ich habe das Buch die ganze Quarta durch gebraucht, nachher ist es mir fortgekommen — — wer hätte mir da gesagt, daß mir einst die Tochter des Sammlers so freundlich auf meinen Wegen begegnen würde. Die Anzeige der Naturlehre Ihres Vaters hatte ich neulich auch als Zeichen in den Heine gelegt. — — — Mir liegen Kindheit und Eltern längst im Nebelduft der Vergangenheit (meine Mutter verlor ich schon im 7ten Jahr), ermessen Sie drum, wie mich der einliegende Brief der Frau Tappe zu Sayn[1]) ohnlängst erfreuen mußte. Er enthält viel Spezielles, was Sie nicht interessiren kann; die erste Seite wird aber auch Sie gewiß freuen. Die gute Frau sah mich vor 22—23 Jahren als Kind, sie sah meine lieben frühgestorbenen Schwestern in der Wiege, sie lauschte in die stille häusliche Zufriedenheit meiner guten Eltern hinein — — und nun schreibt sie mir das, wo ich mitten in den Conflikten des Lebens haltlos umherschwanke, und in meine Vergangenheit sehnsüchtig wie in einen tiefen, stillen, kühlen Brunnen hinabschaue. Es kam mir wieder was Nasses in die Augen, als ich den Brief las. Sie lachen mich doch nicht aus, daß ich ihn beifüge! — — —

Nun noch eine Frage: Was haben Sie über mein Bild[2]) gesagt, ehe Sie mich persönlich kannten? Sie brachen neulich so plötzlich über den Gegenstand ab, und wechselten mit Frl. v. W. ein so schelmisches Lächeln, daß ich wirklich begierig bin, die reine Wahrheit von Ihnen zu hören. Aber nicht gelogen, wenn ich bitten darf! — — — Sie sagen, es fehle mir an Festigkeit und Willenskraft, und Sie haben Recht. Ich bin wohl stark und hart, aber das Weiche herrscht vor. Ich bin wie eine Welle, die sich bricht: Sie reißt Mann und Schiff mit sich fort ans Ufer, und verrieselt dort im Sande.

Ich habe Ihnen sehr viel dummes Zeug geschrieben. Seien Sie mir nicht böse! — — Adieu! — —

Ich fange noch einmal an: Die Volkslieder durch Kretschmer sind noch nicht ganz aufgeschnitten; Sie übernehmen wohl die Mühe. — — — Hat Ihnen in der „Europa" Einiges gefallen? — — Ich bringe Ihnen diesen Mittag Alles in den Garten — — Verlassen Sie sich auf meine Vorsicht und Discretion! F. F.

Ida Melos an F. Freiligrath.

Lieber Freund! 3ten Mai 40.

Statt alles Dankes für das viele Gute und Schöne Ihres reichen, herrlichen Briefes, lieber gleich die Antwort. Er giebt mir ohnedies fast unerschöpflichen Trost, und darum wähle ich gleich mein erstes einsames Stündchen zu der lieben Beschäftigung, mich ernst und traulich, wie's der Gegenstand erfordert, mit Ihnen, mein lieber Freund, zu unterhalten. Sie schwärmen, Gott weiß auf welchen Höhen,

[1]) Die Witwe eines Architekten Wilhelm Tappe in Detmold, der 1820 bei G. D Baedeker in Essen eine Schrift herausgab über „Die wahre Gegend und Linie der dreitägigen Hermannsschlacht".

[2]) Wahrscheinlich der (1839) bei Meyer in Lemgo erschienene Steindruck, von dem Freiligrath selbst wenig erbaut war. Vgl. Buchner a. a. O., S. 332 und 371.

in lustiger Gesellschaft, schwelgen im bezaubernden Duft der Blüten und Blumen, der milden Abendluft, des reinen Himmels — — und des Maitranks vielleicht (zur Revanche für meinen geistigen Mineralbrunnen) während Ihre Freundin sich tief auf's Papier bückt, im engen einsamen Zimmer, um das heimlich und verstohlen zu thun, wozu die Andern, die mit Ihnen sind, frei und offen das Recht haben. Aber dafür denken Sie auch manchmal von ihnen weg, zu mir und zu einer Andern, nicht wahr, die Ihrer wohl auch jetzt gedenkt, und ach mit Thränen! Sie haben mir viel vertraut! Aber ich verdiene es etwas, auch durch meine innige Theilnahme an Ihnen beiden; denn als Sie von S . . . zurückkommend mich vielleicht im Garten bemerkten, war ich dahin geflüchtet, um die roten geschwollenen Augen zu verbergen, die mir der schöne schmerzliche Brief Ihrer Braut verursachte. Ja, sie ist ein gutes, edles Wesen! Gottlob! auch in schwierigen Fällen, ist es immer ein Glück, mit solchen zu thun zu haben. Sie ringt im ganzen Brief nach Fassung, trotz der bestürmenden Gefühle, und einmal als diese sie doch verließ, als sie ausrief: „Du kamst zu Ostern, warst so gut und lieb wie sonst! Die Aussicht auf eine frohe Zukunft! ein Leben am Rhein — — ein Leben mit Dir — —" usw. da mußte ich tief erschüttert das Blatt aus den Händen legen und endlich konnte ich bitterlich weinen. Ich will nicht besser scheinen als ich bin; aus reinem Mitgefühl für fremden Kummer entstanden meine Thränen nicht. In diesem zerrissenen trostlosen Herzen, glaubte ich wie in einem Spiegel meine Zukunft zu sehen. Auch ich bin verlobt! Ich schreibe es nicht ohne ängstliches Herzklopfen, und mein Kopf senkt sich tiefer auf's Papier, als wäre jemand im Zimmer, der an meinen Mienen errathen könnte, was ich sagte. Was ich Keinem möchte ahnen lassen, glaube ich Ihrem unbegrenztem Vertrauen schuldig zu sein. Auch ich muß klar und ohne Geheimnis vor Ihnen stehen.

Ich bin verlobt, nicht durch Ring und Wort und Form, sondern nur aus innigstem Herzensbündnis; mein Verlobter, wenn ich ihn so nennen darf, ist auch nur ein Jahr älter als ich; das wird mit der Zeit auch einen großen Unterschied machen; ich werde dann die Aeltere sein, denn auch bei uns würde es lange währen, ehe wir an eine Verbindung denken dürften, aber ich denke auch nicht daran, und weit entfernt auf irgend eine Art Jemand in seinen Lebensweg zu treten, ging ich diesen Bund nur ein, dessen Mißverhältnis mir gleich einleuchtete, weil ich fühlte, daß seine Liebe ihn nur heben und tragen würde, daß seine glühende Phantasie, seine tiefe Jugendpoesie, einen Gegenstand bedürfte, in dem sie sich verkörpern könnte, ich fühlte auch im ersten berauschenden Augenblick, in dem zwei frische junge Herzen sich erkennen und finden, die Kraft in mir zu entsagen, wenn ich es für an der Zeit finden würde, und nun sehe ich aus jenem Brief — — wie schwer das ist! — —

Sie haben im Anfang Ihrer Liebe, einen großen Fehler begangen; Sie haben zu früh angefangen, Steine zu sammeln zum eignen Heerd. Das muß nicht Zweck und Gedanke der ersten Jugend sein.

Ihr jungen Leute müßt Euch frank und frei in dem Leben mit seinen tausenderlei Gestalten herumschlagen können, habt Ihr dies unruhige Treiben satt, und sehnt Euch nach stillem häuslichen Glück, so ist es dann erst die richtige Zeit dazu. Eine reine Liebe im Herzen thut Euch wohl, veredelt und ist gleichsam eine Schutzwehr gegen den zu großen Einfluß des Lebens; aber sie darf nicht Hemmschuh sein, sie soll im Gegentheil Flügel verleihen. Wenn mein ferner junger Freund [1]) eine Vereinigung mit mir jetzt zum Streben und Hauptaugenmerk machen wollte, so würde ich es ihm verbieten; denn wenn häußliche Sorgen zu früh hereinbrechen, so schlägt das nieder, und läßt den Geist nicht zum freien Aufschwung kommen. Ich habe nur

[1]) Wie vorhin erwähnt, war Otto Thieme nach Rußland gegangen; außer einer hübschen Reisebeschreibung hat sich nichts Schriftliches von ihm erhalten, wie wir auch über sein weiteres Leben nicht unterrichtet sind.

wenig glückliche Tage, eigentlich nur Augenblicke, denn wir mußten unsre Neigung vor allen Augen verbergen, in seiner Gegenwart genossen, und nun sind wir weit getrennt, und werden es lange sein, ehe wir uns wieder sehen dürfen. Sein Wunsch und seine Wissenschaft werden ihn in ferne Welttheile führen; weit entfernt, ihn davon abzuhalten, würde ich glücklich sein, etwas zur Erfüllung dieser Sehnsucht beitragen zu können. Indem ich die meine ersticke und bekämpfe, glaube ich den größten Beweis meiner Liebe zu geben.

Wir haben es uns zur Aufgabe gestellt, uns den Gedanken einer Vereinigung zu verneinen, damit er einst desto schöner in Erfüllung gehe. Es sei ferne von mir, Ihnen in diesem Betragen ein Muster aufstellen zu wollen, aber doch, wohl Ihnen, hätten Sie so gedacht! Soll ich um Entschuldigung bitten, daß ich so lange von mir gesprochen? Nein, denn nicht wahr, es ist menschlich, und mein Vertrauen dürfen Sie doch auch nicht so verachten. Ihnen zu zeigen wie Sie hätten handeln sollen, hilft Ihnen aber jetzt zu nichts, denken wir lieber jetzt daran, was zu thun ist, um Sie aus so peinlicher Lage zu reißen, die ja auf die Länge nicht währen kann. Ich wiederhole es, Ihre Braut ist edel und gut. Wie schön die Stelle ihres Briefes, „Du bist Poet, Deine Individualität erfordert viel Berücksichtigung, und es sei ferne von mir, Dich nach dem Maaßstab Andrer, die sich ruhig im gewöhnlichen Einerlei fort bewegen, messen und modeln zu wollen — — — — Du wirst auch Poesie darin finden, beglückend auf die zu wirken, die Gott Dir am nächsten gestellt hat[1])!"

So weiß sie Sie zu erkennen und zu würdigen, so führt sie, sanft und dringend, Ihnen die heiligsten Pflichten vor die Augen. Und der Leitung eines solchen Wesens sollten Sie Sich nicht kühn vertrauen, an ihrer Hand kein Glück erwarten dürfen? Denken Sie an die Stunden, deren gewiß viele, die sie Ihnen durch ihre Liebe erheitert und versüßt, denken Sie an die Zeit, wo sie Ihnen Jungfrau von Mecheln und jede schöne lichte Gestalt, in den Phantasien der Dichter war. Sollten solche Erinnerungen keinen Strahl des Glückes in Ihre Zukunft werfen können? Mit Lina rufe ich Ihnen zu: prüfen Sie Sich doch ernst, und seien Sie dann ganz offen und wahr; gewiß das sind Sie ihr schuldig. Fühlen Sie nicht den Muth in Sich, Lina, wenn auch mit einigen Opfern, vielleicht durch ein langes Leben hindurch, glücklich zu machen, so ist es Ihre Pflicht, es ihr nicht zu verhehlen, denn dann erst wurden Sie die Arme und Sich selbst recht namenlos elend machen, wenn in Ihrer Ehe Auftritte und Vorwürfe vorkämen, wie sie, in Lina's Brief angedeutet[2]), mich schon erschreckten und empörten. Sie — — Sie — — so zartfühlend, weich und zart, Sie konnten das Harte, Fürchterliche aussprechen? Lina ist gewiß viel besser wie ich, denn auf solche Beschuldigung hätte ich Ihnen den Rücken gewandt, und Sie hätten mich nicht wieder zu sehen bekommen.

Wie ich nun Lina erkannt habe, so halte ich sie als des Opfers, dessen sie sich erbietet, für würdig und fähig. Gewiß die Wunde wird bluten, aber sie wird auch heilen durch frohes Selbstbewußtsein, und besonders durch die Ueberzeugung, daß ihr Opfer nicht vergebens war — — daß Sie glücklich sind. Der Gram würde aber ein ewig nagender, verzehrender sein, in der Verbindung mit Ihnen, nicht Ihr Glück begründet zu haben, und verzeihen Sie, lieber Freund, aber ich halte Sie wohl der guten Absicht, doch nicht der Fähigkeit und Standhaftigkeit fähig, ihr es zu verheimlichen, daß Sie nicht glücklich sind. Denken Sie dann an die Thränen, den Schmerz Ihrer armen Lina! Sie wollen ihr jetzt einen großen Kummer ersparen, und das ist schön und gut — — — sind Sie aber von Sich gewiß, daß Sie ihr dafür nicht spater das Herz brechen werden?

[1]) Ein Freiheitsanerbieten Linas hatte Freiligrath in einem — dem letzten an sie gerichteten, von Gisberte Freiligrath (a. a. O. S. 123 ff) mitgeteilten — Briefe zurückgewiesen. Das Schreiben ist undatiert, fällt aber, seinem Inhalte nach, in den Frühling 1840.

[2]) Auch Gisberte Freiligrath weiß a. a. O., S. 123, von „Schwankungen und Stürmen" zu erzählen, die das Verhaltnis in den letzten Jahren „oft getrübt" hatten.

Werden Sie klar in Sich! und danach handeln Sie. Ist es nöthig, so unterwerfen Sie Sich dem demüthigenden, zerknirschenden Gefühl, einem treu ergebenen Herzen eine tiefe Wunde zu schlagen, dies wird die Zeit noch vernarben, um größerem Übel vorzubeugen aus dem vielleicht keine Rettung mehr wäre. Lina wird, wie sie selbst sagt, sich erheben über ihr Misgeschick; sie wird die Ruhe wieder finden, und ihr Leben soll sie nicht ein verlorenes nennen, wenn auch nur wenige Augenblicke drin kostbar waren. Machen Sie sie nicht durch falsche Güte, die ohne ausdauernde Kraft Schwäche heißt, zum armen Schmerzensopfer. Jetzt kann sie sich noch erheben, und wird es! — — —

Ich habe hart und rauh mit Ihnen gesprochen; habe ich Ihnen weh gethan, lieber Freund? nein, Sie vergeben's mir, denn Sie sehen jetzt, daß es nur Ihr Wohl ist, das mir am Herzen liegt, daß ich keinen eigennützigen Gedanken dabei haben kann. Wenn Sie mir nicht werth und theuer wären, würde ich mich da wohl, auf meinen einsamen Morgengängen, so unverwandt und innig mit Ihren Interessen beschäftigen? aber ich will nicht, daß die stolze Welle, die sich so kühn erhoben hat zum Himmel, so armselig im Sande verrinne! Oh werden Sie das, was Sie sein können; Sie haben größere Gaben empfangen von den Unsterblichen, als die andern armen Menschen, die mit der Stirne im Staub kriechen müssen, darum haben Sie aber auch für mehr Rechenschaft abzulegen, als die Andern; wie die Verantwortlichkeit eines Königs ja nicht zu vergleichen mit der seiner Unterthanen. Wenn Ihr Name einst rühmend und ehrend genannt wird, wenn Dichter und Mensch auf gleicher Höhe stehen, und man bewundernd zu Ihnen aufblickt, dann freuen sich die Herzen im Stillen; ich zeige Sie Lina und sage ihr: sieh', das ist auch Dein Werk. Ach, muß mir die dumme Emerentia[1]) mit ihren Schutzengelideen auch grade einfallen und mir in Mitten meiner Begeisterung den Mund zum Lachen verziehen. Pfui, es ist kalt wie Wasser, das haben Sie davon, daß Sie mir solche Bücher geben. Zuletzt werde ich mir selbst noch lächerlich. Adieu, ich muß mich erst von dem kalten Bade erholen! — — —

Wundern Sie Sich nicht, über das sonderbare Gemisch von Ernst und unzeitigem Scherz; das haben mir die Menschen mit ihrem ironischen Lächeln schon angethan, daß ich mich jeder begeisterten Aufwallung schäme, und mich selbst drüber lustig zu machen suche, und doch ärgert's mich wieder! — — —

Ich sah, und traf Sie heute in Linz, und freute mich Ihrer unerwarteten, lieben Erscheinung. Argenfels war also doch ein Luftschloß, so luftig wie irgend eine von Münchhausen's Luftverdichtungsactiencompagnie. Sie sprachen von Paris und London; ja gehen Sie dahin, wenn Sie's können. So leid mir's ist, der schönen Aussicht eines wöchentlichen Besuchs und Briefes, und der köstlichen Producte von einsamen Stunden zu entsagen, so fühle ich doch, daß es gut für Sie ist, wenn Sie die Gegend etwas verlassen, wenn Sie Sich aus Manchem reißen — — — was Sie darnieder hält. Aber nicht nach Cöln![2]) bitte, bitte, nicht! Oh my dear Mr. Freiligrath, you know so well, what is noble, right & good — — — only a little more firmness & stability in your actions, I implore! Are you offended by this liberty I take? oh you would not, could you see the tears in my eyes! Mein Vorgefühl täuschte mich doch nicht, als ich Ihnen sagte, mir wäre zu Muthe, als müßte ich Abschied von Ihnen nehmen. Bald werden wir recht weit von einander sein! aber das soll uns nicht entfremden, und ich hoffe, alles was Sie mir Liebes und Schönes zugedacht, wird mich in der Ferne auch finden und doppelt erfreuen. Ehe Sie fortgehen, geben Sie mir, bitte, Ihre Gedichte, ich mag sie nur von Ihnen selbst haben, ebenso wie das neue Portrait, welches so sprechend ähnlich

[1]) Das Fräulein aus Immermanns „Münchhausen", der kurze Zeit zuvor (1838) erschienen war.

[2]) Wohl in Erinnerung an den Karneval 1840, auf dem Freiligrath, „Ein närr'scher Kerl in Knappentracht", ein wenig über die Stränge geschlagen hatte.

sein soll[1]). Habe ich garnichts, was Ihnen als Andenken von mir lieb sein könnte? Besinnen Sie Sich und sagen Sie's mir. Ich wußte neulich nicht recht, sollte ich Sie bitten, Sich in mein Album zu schreiben, oder nicht. Ich betrachte es wie ein Gesellschaftszimmer, und Sie gehören ja, als Freund, in mein trauliches Stübchen, und doch möchte ich gerne mit Ihnen prahlen in meinem Album; ich überlasse es ganz Ihrer Meinung und Ihrem Wunsche. Sie wären ja auch nicht der einzige Freund drin, und jener hat bewiesen, wie man, auch in Gesellschaft, ein ernstes, feierliches Wort sich sagen kann. Sonderbar daß wir uns bei Gelegenheit des Gedichts „Liebe und Tod" beide verstellten, und ich weiß noch nicht warum. Ich wunderte mich im Stillen darüber, daß Sie dem nicht den Vorzug gegeben und konnte doch mein Verwundern nicht laut werden lassen. Ja wenn Sie ihn doch kennten! In seiner Gegenwart lernt man das Leben erst in seiner ganzen geistigen Bedeutung kennen; man fühlt sich wie entlastet von so manchen drückenden Banden, und erhaben über das Schicksal. Es ist ein wunderbarer herrlicher Mann.

Daß Sie mir den Brief der Frau Tappe mit einlegten, war recht schön, ich wollte nur, sie hätte noch mehr von dem kleinen Ferdinand erzählt. Ich habe eine russische Sprachlehre von einem Dr. August Wilhelm Tappe, der mit unserm Dichter[2]) zusammen in Finland und Petersburg war. Ist das vielleicht gar der Mann von Ihrer Freundin?

Was Ihr strenges Examen über meine neulich steckengebliebene Rede anbetrifft, so laß ich es nicht gelten; Neugierde ist eine häßliche Untugend. Es ist mir die langwierige Gouvernante ein Bischen zur anderen Natur geworden, darum würde ich Ihnen eine große Lection halten, wäre das Papier nicht eben zu Ende, und müßte ich nicht schnell in den Garten, wo ich Sie zu sehen hoffe.

Guten Morgen, lieber Freund! J. M.

II. Ferdinand Freiligrath an Käthe Kroeker-Freiligrath.

Wir treten nunmehr in das freundliche, von Grün umgebene, auf der Anhöhe von Forest Hill gelegene Heim, Cedar Lodge. Erkennen wir in der hohen Gestalt und den edlen Zügen der ehrwürdigen Greisin, die sich vom Lehnstuhl erhebt, um uns zu bewillkommnen, diejenige wieder, die wir als Dreiundzwanzigjährige im vorigen Abschnitt verlassen haben? Sie ist jetzt der Altersgrenze nahe, die der Psalmist als die höchste bezeichnet. Sie ist die Witwe Ferdinand Freiligraths, die seit einigen Jahren hier, bei ihrer gleichfalls verwitweten Tochter Käthe Freiligrath-Kroeker lebt.

Seit ihrem vierzehnten Jahre, als Kind in ihres Vaters Haus „an der Weltstadt nördlichem Saum", haben wir Frau Käthe gekannt, und sie ist uns immer eine gute Freundin geblieben, bei der wir heute zu Gaste sind. Auch Frau Wiens mit den Kindern kommt herüber, und noch einmal — zum letztenmal — feiern wir liebe, alte Erinnerungen.

Sie sind jetzt beide dahin: Frau Ida Freiligrath starb hochbetagt am 6. Februar 1899, und Frau Käthe Kroeker ist ihr vorzeitig am 12. April 1904 gefolgt; doch auch ihrer wird nicht vergessen werden, solange man noch Ferdinand Freiligraths gedenkt.

[1]) Das von Karl Hübner; Buchner a. a. O., S. 332 und S. 347: „Hübner hat mich gemalt, als wär ich ein Löwe" (Brief an Levin Schücking, 1. März 1840).

[2]) Pastor Thieme, in seinen jüngeren Jahren Erzieher in dem v. Daehnschen Hause, in dem später Ida Melos Stellung fand.

Käthe Freiligrath-Kroeker war die Lieblingstochter ihres Vaters, von dessen Genius sie schon in ganz jungen Jahren eine Ahnung hatte: „er sprach so selten von seinen Gedichten . . ., daß ich ihre Schönheit selbst herausfinden oder der Bewunderung Fremder entnehmen mußte", — so erzählt sie in einem Aufsatze, den (im Juli 1898) die Zeitschrift „Cosmopolis" brachte. Und in einem schönen Gedichte widmet sie ihrem Vater die von ihr herausgegebene Sammlung seiner ins Englische übertragenen Dichtungen[1]), unter deren Übersetzern sich Englands und Amerikas größte Namen finden:

These songs you gave me whilst as yet a child —
I pondered o'er their scenes of nature wild,
But half their beauty dimly understanding;
It was a book of wondrous lore to me,
What thine own Picture Bible was to thee,
When as a boy before its glories standing.

Mit vollkommener Sicherheit beherrschte Käthe Freiligrath-Kroeker beide Sprachen, das Englische wie das Deutsche, und außer mehreren Bändchen eigener Kinderbücher (Alice and other Fairy Tales, 1877—1886) und „A child's history of Germany", hat sie Märchen von Clemens Brentano (mit Illustrationen von Sir F. Carruthers Gould, 1885—87), ausgewählte Gedichte von Heine (1887), und zwei Bände Novellen von Gottfried Keller ins Englische übersetzt (1891—94). Ebenso hat sie aus dem Englischen ins Deutsche Dichtungen übertragen von Keats (La belle dame sans merci), von George Meredith (The shaving of Shapgat) und Alfred Lord Tennyson (The snowdrop). Unveröffentlicht in ihrem Nachlaß fanden sich Übersetzungen von Goethes „Iphigenia" und Kleists „Prinz von Homburg", und unvollendet blieb eine Biographie ihres Vaters, zu der sie jahrelang ein reiches Material gesammelt, das vielleicht später noch einmal an die Öffentlichkeit gelangen wird.

Wir lassen nunmehr einige der Briefe folgen, die Freiligrath an seine Tochter Käthe gerichtet hat. Ein inniges Verhältnis verband das Elternpaar, dem im schwäbischen Lande noch eine Reihe freundlicher Jahre geschenkt waren, mit dem in London angesiedelten Zweig der Familie. Freud und Leid teilt der Dichter mit ihr aus der Ferne: den Töchtern widmet er innig empfundene Hochzeitsgesänge, den Enkeln scherzhafte Lieder. Dem stillen Abendfrieden, den diese Dichtungen spiegeln, fehlt wohl auch der Schatten nicht —

Bei Stuttgart zwischen den Stäben
Da liegt ein stilles Grab —

Doch immer wieder, so oft er sich an „die lieben Foresthiller" wendet, bricht die angeborene Heiterkeit der Seele durch, die Treue für das, was war, die warme Teilnahme für das, was ist; und so möge man diese Briefe lesen.

I. 19./10. 68

Gestern war ich in Tübingen beim alten (83jährigen) Karl Mayer, dem Freunde Uhlands und Kerners, dem letzten Genossen und Zeugen einer mit ihm zu

[1]) Poems from the German by Ferdinand Freiligrath. Edited by his daughtor. Second edition. Leipzig, Bernhard Tauchnitz (Collection of German authors). 1871.

Grabe gehenden Periode schwäbischen Gesangs. Der alte Mann lebt idyllisch und friedlich in einem das Neckarthal überschauenden, hochgelegenen Hause, besorgt und liebevoll tyrannisirt von zwei unvermählten Töchtern. Er ist noch immer frisch und rüstig, körperlich wie geistig und sprudelt über von Erzählungen aus der alten, längstverflossenen Jugendzeit. Vor Tisch machte er noch einen zweistündigen Spaziergang mit uns über den steilen Oesterberg nach Lustnau und von da zurück nach Tübingen, und wurde nicht müde, mich auf die schönsten Ausgangspunkte zu führen und auf alles Bemerkenswerthe hinzuweisen[1]). Vor dem Scheiden gab er mir noch sein Bild und einen rasch aufs Papier geworfenen Scheidegruß. Es ist etwas Rührendes um ein so mälig verlöschendes Sein, — — — um das stille, milde dem Grabe-Entgegengehn eines guten Mannes.

Frau Uhland war leider verreist, hatte aber zu meinem Empfange einen Krug neuen (süßen) Weines aus ihrem eigenen Rebgarten vor ihrer Abreise noch zu Mayers herübergeschickt.

Ich schickte Dir vorgestern noch den Beobachter und die Wochenausgabe der A. A. Z. — — — In letzterer mache ich Dich auf einen interessanten Aufsatz über Dante aufmerksam.

II.

Stuttgart, 13. Mai 69.

In diesem Sommer werden es 7 Jahre, daß wir mit Moliques[2]) in Littlehampton waren und den guten alten Herrn über die unartigen Jungen lächeln sahen. Und nun haben wir ihn gestern in Cannstatt auf dem schön und herrlich von den Neckarhügeln umstandenen Friedhofe der kleinen „Ufkirche" begraben. Es war ein wonniger Nachmittag; Alles grün und in Blüthe; prächtige Wetterwolken drohend am Himmel, und dazwischen das tiefe klare südliche Blau. Dazu schlug die Amsel und zwitscherten die Meisen und Finken, und „deutsche Männer machten Musik", wie Du damals als Kind zu Emmerich sagtest. Es war eine stillernste Feier; wir haben dem guten Manne, den wir in die keimende, sprossende, grünende Frühlingserde versenkten, von ganzem Herzen eine sanfte Rast gewünscht. Das Leichengefolge war sehr zahlreich; besonders aus Stuttgart, früher dem langjährigen Wirkungskreise des Verstorbenen, hatten sich viele Freunde, zumeist Künstler, eingefunden. Auch Berthold Auerbach und Karl Beck, die beide vorübergehend in Cannstatt weilten, hatten sich auf meine Aufforderung angeschlossen.

Auerbach macht jetzt seinen im Feuilleton der Wiener „Presse" erschienenen neuen Roman: „Ein Landhaus am Rhein" für die bei Cotta erscheinende Buch-Ausgabe druckfertig. Er verändert Vieles, und kürzt namentlich die, wie er sagt, zu langen und zu häufigen Gespräche und Reflexionen. Nach dem Begräbniß tranken wir gestern (auch Mama und Luise, die der Feier zugesehen hatten) den Kaffee bei ihm, wobei er und ich, abwechselnd, die drei ersten Kapitel des Buches vorlasen, und er sich unsern Rath über diese und jene beabsichtigte Aenderung erbat. Auerbach ist ganz der Alte, ein lieber prächtiger Mensch, anhänglich seinen Freunden, treu wie Gold.

III.

Bregenz, 18. Juni 70.

Also richtig „a Sexagenarian!"[3]) Die Schatten werden länger und länger, und der Abend rückt rasch heran. Doch will ich nicht klagen! Ich habe viel Gutes und viel Liebe genossen diese sechs Jahrzehnte hindurch, und habe nur Ursache, froh

[1]) Vgl. das Gedicht „Zu Karl Mayers dreiundachtzigstem Geburtstag" (22. März 1869):

. . . Des herbstlich schönen Tages
Gedenk ich für und für . . .

[2]) W. B. Molique, ein seiner Zeit berühmter Violonist und Komponist, geboren 7. Oktober 1803, gestorben 10. Mai 1869 zu Cannstatt, wohin er sich 1866 aus London zurückgezogen hatte.

[3]) Freiligraths sechzigster Geburtstag am 17. Juni 1870.

und dankbar zu sein. So will ich denn, wie Anakreon, mein Haupt mit Rosen bekränzen (mein Geburtsmonat überschüttete mich ja damit!), bis Ihr mir einst, früher oder später, die letzte Rose aufs Grab pflanzt.

Daß alte, oder alternde, Männer den vicious trick haben, plötzlich zu sterben, hat uns übrigens Charles Dickens wieder einmal gezeigt[1]). It is a most wicked propensity, doch verspreche ich Euch, daß ich, für mein Theil, nach Kräften dagegen ankämpfen will.

Wie tief Dickens' Tod auch mich erschüttert hat, brauche ich Dir nicht zu sagen, liebes Kind! Ich empfand Aehnliches, als, vor dreißig Jahren jetzt, die plötzliche Kunde von Immermann's Tode mich betäubte. Es war in einer sonnigen Laube zu Rheinbreitbach, das Siebengebirge lag vor uns, da trat Simrock herein, und meldete, was sich zu Düsseldorf begeben hatte. Auch Dickens' Tod erfuhr ich so inmitten der sonnigsten, lachendsten Landschaft. Ich saß mit der Mama auf dem Molo, der See blitzte zu unsern Füßen, rundum die schönen lieben Berge, — — — da kam Tante Gisberta mit der Allgemeinen Zeitung und dem verhängnißvollen Telegram darin. In solchen Momenten ist's, als legte sich ein dunkler Schleier über Alles, was uns eben noch so hell und strahlend ansah.

Welcher Unterschied aber zwischen dem Eindrucke, den Immermann's Tod auf Deutschland machte, und demjenigen, welchen Dickens' Tod auf England und die Welt macht! Jener berührte fast nur die Literaturkreise, während dieser ein ganzes großes Volk in allen seinen Schichten schmerzlich ergreift. Und mehr als nur dies Eine Volk! Dickens' Tod ist in der Tat mehr, als bloß „a national calamity".

Ich werde Dir wahrscheinlich in diesen Tagen 2 Nummern der Allgem. Zeitung mit einem warmen Artikel über die auch kürzlich gestorbene Talvj[2]), die erste und beste Uebersetzerin der Serbischen Volkslieder, schicken.

IV.

Stuttgart, 9. Mai 71.

Daß Ihr einen so schönen Osterausflug gemacht habt, hat uns innig gefreut, und wir haben Deine hübsche und lebendige Schilderung Eurer Zigeunerei mit großem Vergnügen gelesen. Euer Farm-Häuschen mit all' seinen rural sights and sounds, mit seinen blendend weißen Betten, mit seinen diamond panes, seinem lavender Duft und seiner famosen Küche, muß ja wirklich allerliebst gewesen sein, und ich kann mir denken, wie Eure lustige Gesellschaft, nach allem Herumschweifen in Wald und Feld, sich traulich und behaglich drin eingerichtet hatte. Ihr mögt was Rechtes zusammen gelacht und getollt haben! Ich hätte wohl auf eine Viertelstunde zwischen Euch hineinpoppen mögen!

Inzwischen haben nun auch der Liederkranzball und die Friedensfeier stattgefunden. Und heute ist Kindtaufe in Hillside Villa[3]). Ueber all' diese Haupt- und Staatsaktionen berichtet uns wohl Dein nächster lieber Brief. Die Friedensfeier fanden wir schon (aus Dr. Schlesinger's Feder)[4]) in deutschen Zeitungen beschrieben. Es ist jedenfalls recht schön gewesen.

Mörike's Mozart[5]), liebes Kind, ist nicht bloß „allerliebst geschrieben", — — — der tiefere Reiz der Dichtung liegt in dem Vorgefühl von Mozart's frühem Tode, welches sich, nur angedeutet wie ein Hauch, möchte ich sagen, durch das Buch hindurchzieht, und am Schluß, in den Thränen Eugeniens, als sie das in seiner

---

[1]) Dickens war am 9. Juni 1870 gestorben.

[2]) Pseudonym aus den Initialen ihres Mädchennamens „Therese Albertine Luise von Jakob". Sie war mit dem amerikanischen Professor Robinson vermählt.

[3]) Das Haus der Familie Wiens.

[4]) Max Schlesinger in London war jahrelang Herausgeber der „Englischen Korrespondenz", die in vielen deutschen Zeitungen abgedruckt wurde.

[5]) „Mozart auf der Reise nach Prag".

Einfachheit wunderbar rührende und ergreifende böhmische Volksliedchen in die Hand nimmt, seinen tiefsten und erschütterndsten Ausdruck findet. „Passing away!“ Das ist's! Der Schatten des Todes fällt auf all' das glückliche, heitere Leben, das der Dichter vor uns aufrollt, und darum ergreift er uns so! — — — — — —

V.

Stuttgart, 10./2. 72.

Die Tage, die ich in Soest verlebte, waren recht ernst und recht schwer. Der Tod der lieben Mutter war freilich bei ihrem hohen Alter vorauszusehen und unabwendbar: was ihn so unendlich traurig machte, war das ihm vorausgehende wochenlange Leiden. Ihr liebes frommes Gesicht, als ich es zuletzt, von Blumen umgeben, im Sarge sah, war ruhig und voll Friedens; kein Zug verrieth den bittern Kampf, den sie bestanden hatte. Möge ihr die Erde leicht sein, der guten lieben Frau! Die Nachmittagssonne des 27. Januar schien mild und freundlich auf uns herab, als wir sie neben dem guten seligen Vater und ihren beiden Söhnen, meinen Brüdern Carl und Otto, der Erde übergaben. Ich habe ihr stillbewegt einen treuen Dank in's Grab nachgerufen. Sie war nicht meine eigene Mutter, aber sie hat mich, den mutterlosen achtjährigen Knaben, liebevoll in ihre Hut genommen, und meine Kindheit beschützt und überwacht, als wäre ich ihr eigenes Kind gewesen. Und dafür bleibe ich ihr dankbar und segne *ihr Andenken* jetzt und immerdar.

Von einer schönen deutschen Sitte muß ich Dir doch erzählen. Als der Leichenzug (der Onkel und ich als nächste Leidtragende gleich hinter dem Sarge) über den Markt bei der Hauptwache vorbeiging, trat die ganze Wache, 20 bis 30 Mann, salutirend ins Gewehr. So, hör' ich, ist es in Preußen, und jetzt also auch wohl überall in Deutschland, bei *jeder* Leiche vom Fürsten herab bis zum Bettler. Und das ist schön! Eine Huldigung, dargebracht der Heiligkeit des Todes! Es durchschauerte mich ordentlich, dieses Antreten der Mannschaft und dies Klirren der Gewehre, als wir langsam vorüberschritten mit der Hülle der stillen, einfachen, nie nach Auszeichnung und äußerer Ehre begehrenden Frau.

Gestern, liebe Käthe, hab' ich Dir unter Streifband die beiden ersten Nummern des von Paul Lindau gegründeten neuen Journals „Die Gegenwart“ zugeschickt, und denke mir, daß es Dir eine angenehme Ueberraschung sein wird, in der 2ten Nummer einige Gedichte Bret Harte's von mir übersetzt und weitere Uebersetzungen sammt einem biographisch-kritischen Essay angekündigt zu finden! Es fehlt freilich noch viel, um sie der Schönheit der Originale gerecht werden zu lassen, — — — die Gedrängtheit der Sprache, der unübersetzbare (und manchmal, ehrlich gesagt, sogar nicht ganz von mir verstandene) californische Slang — — das und Anderes bot zuweilen kaum überwindliche Schwierigkeiten dar. Doch hab' ich's eben gemacht, *so gut ich's konnte*, wie Du vor 18 oder 20 Jahren hinter (oder unter) die Krakelfüße, den „Kriebeskraebes“, deiner Unterschrift entschuldigend zu bemerken pflegtest.

VI.

Stuttgart, 16. 11. '72.

Inliegend meine Übersetzung des Euch im Original noch unbekannten „Idyll of Battle Hollow“. Möge sie Euch gefallen! Ist die Geschichte nicht wieder allerliebst? Ein solches haarscharfes Hinstellen einer Situation, NB. *in so engem Rahmen*, soll dem Bret Harte erst noch nachgemacht werden! Das ist eben eine seiner bewundernswürdigen Specialitäten! In der Form ist er weniger originell (mit Ausnahme natürlich der Gedichte à la *Jim*[1]) etc. etc.), und so erinnert denn auch dieses Idyll an Robert Browning's „Cavalier Tunes ‚Marching along‘“: — — „Kentish Sir Byng Stood for his King, Bidding the crop-headed Parlia-

[1]) Im Dialekt.

ment swing" u. s. w. — — Aber darauf kommt es ja auch nicht an. Bret Harte zieht wohl zuweilen einen fremden Rock an, aber in dem fremden Rocke ist er trotz alledem immer er selbst — — Francis Bret Harte von Gottes Gnaden!

Die Tauchnitz-Edition von Bret Harte's „Prose and Poetry" enthält, außer dem „Idyll of Battle Hollow" auch sonst noch Einiges, was sich in den Drucken von Hotter, Routledge ꝛc. ꝛc. nicht findet. So u. A. eine spanisch-russische Liebesgeschichte aus Californien: „Concepcion de Arguello", die, in einer langen Reihe von Strophen erzählt wie diese:

> Looking seaward o'er the sandhills stands the fortress, old and quaint,
> By the San Francisco friars lifted to their patron saint, — — —

die Bekanntschaft des Dichters mit Longfellow's „Nüremberg" und Tennyson's „Locksley Hall" nicht verleugnen kann. Vielleicht findet Ihr diese Euch noch unbekannten Sachen auch in der, wahrscheinlich autorisierten und vollständigen, Ausgabe von Bret Harte's Gedichten, die kürzlich, laut Advertisement, bei Trübner erschienen ist.

Noch eins: Der Buschklepper von Battle Hollow heißt im Original: Cherokee Hall. Für nicht des Englischen kundige Leser hab' ich das erste Wort Tscherokih geschrieben, und lasse das zweite, nach kurzer deutscher Aussprache, auf Fall und Wall reimen[1]). Das dumpfe englische A paßt nicht in ein deutsches Gedicht, und wir haben im Deutschen keinerlei Reim solchen Klanges auf das dumpfe engl. Hall. Auch Uhland, im „Glück von Edenhall" läßt das hall deutsch klingen. „Cherokee Hall" wäre wohl am Besten mit Tscherokesen-Hall wiederzugeben gewesen, wie man ähnliche Benennungen ja bei Immermann, Auerbach ꝛc. ꝛc. findet, als da sind: Patrioten-Kaspar, Franzosen-Peter u. dgl. Alles Benennungen, wie sie sich in Dörfern, kleinen Städten dieser und jener sich bemerklich machenden Persönlichkeit, nach deren zufälligen Eigenschaften, anheften.

Nun aber genug von Bret Harte und dem Tscherokesen-Peter! Und dafür lieber ein Wort herzlicher Anerkennung für Deine schöne und gelungene Übersetzung von Klaus Groth's „Gruli Hus"! Sie ist wirklich ausgezeichnet; treu und dabei auch poetisch durchhaucht; wir haben uns sehr darüber gefreut. Nur das Wort „Corridor" in der 2ten Strophe stört mich. Es ist nicht im Costüm, es paßt nicht zu einem Klaus Groth'schen Bauernhause! Zudem ist hall and corridor fast eine Tautologie. Du wirst dies gewiß leicht ändern und für das einfache plattdeutsche „Del" ein entsprechendes englisches Wort (the homelier, the better!) finden können. Im Übrigen, wie gesagt, scheint mir die Version sehr glücklich. Die Beschreibung des Spuks erinnert allerdings, wie Du richtig vermutheſt, ein wenig an unsre Darmstädter Spukgeschichte vor 36 Jahren[2]); nur das letztere in 5 Minuten sich fix und fertig abgespielt hatte, während es im „Gruli Hus" die ganze Nacht schlurrt und schlarft.

VII.

Stuttgart, 15./2. 73.

Heute nur wenige Zeilen, die Euch für Eure letzten lieben Briefe und für Mrs. Skaggs' „Husbands"[3]) recht herzlich danken sollen. Für letztere, o Käthe, verspreche ich Dir als Extra-Revanche Brentano's „Gockel, Hinkel und Gackeleia" (das ausführliche Märchen als Buch), und soll es Dir mit nächster Gelegenheit, nicht per Post, zu Eurem gemeinsamen Gaudium zugesandt werden. In dem Bret

---

[1]) Ein Gewehr war's — ich wußt es — und auf hinterm Wall
Stieg das Antlitz des Buschkleppers Tscherokih Hall!

[2]) Bezieht sich auf die von Buchner a. a. O., Bd. I, S. 400, erzählte Episode.

[3]) An Heiress of Red Dog and other stories. By Bret Harte. In der Tauchnitz-Edition 1879.

Harte'schen Buche ist doch viel Schönes; besonders das „After the Accident" ist ergreifend, und ich habe mich auch schon an die Uebersetzung gemacht. Aber die ist schwer!

Mrs. Skaggs' Husbands ist dennoch nicht ohne redeeming feature, liebes Käthchen! Blanche ist ja, wie man zum Schlusse erfährt, Johnson's Tochter, und daß sie und Tom Islington (Johnson's Erbe) sich lieben und ein Paar werden, ist ja eben das Versöhnende in der sonst allerdings etwas wirren Geschichte. Die beste Skizze, darin stimme ich mit Euch überein, ist allerdings „Santa Claus", doch „The Princess Bob" und das etwas mystische „The Christmas Gift that came to Rupert" sind rührend und ergreifend. Das kleine Ding „A venerable Impostor" hab' ich einfach nicht verstanden. Habt Ihr's? Wer ist denn der „Impostor".

Vorgestern schickt' ich Euch ein Streifband mit 2 Abzügen des „Idyll von Battle Hollow" (endlich gedruckt in „Ueber Land und Meer").

VIII.

Stuttgart, 4. Nov. 1873.

Durch einen Zufall (Vollmer[1]) schenkte mir nämlich die seltene 1ste Ausg. des Buchs) lese ich jetzt wieder einmal nach langen Jahren die „Kronenwächter" von Achim von Arnim. Zum Theil sehr verrückte Romantik, aber trotz alldem und alledem ächte Poesie und Schönheiten, die Einen nicht wieder los lassen. Dabei ein Reichthum der Erfindung, der staunenswerth ist. Ich schreibe hier noch einen Reimspruch aus dem Buche ab, der mir und der Mama in seinem Frieden und seiner Stille von Herzen wohlgethan hat:

Gib Liebe mir und einen frohen Mund,
Daß ich dich Herr der Erde thue kund,
Gesundheit gib bei sorgenfreiem Gut,
Ein frommes Herz und einen festen Muth:
Gib Kinder mir, die aller Mühe werth,
Verscheuch die Feinde von dem trauten Heerd:
Gib Flügel dann und einen Hügel Sand,
Den Hügel Sand im lieben Vaterland,
Die Flügel schenk dem abschiedsschweren Geist,
Daß er sich leicht der schönen Welt entreißt.

Und damit will ich schließen!

IX.

Cannstatt, 9./9. 74.

Dein Goethe-Duell bei Wilson's[2]) hat mich sehr amüsirt, liebe Käthe! Du bist noch jung und feurig; bist Du einmal so alt, wie ich, so wirst Du einsehn, daß es vergebene Mühe ist, mit Leuten zu streiten, deren Augen und Fühlfäden total anders construirt sind, als die unsrigen. Solch Volk hört man an, macht ein Schafsgesicht dazu, und fragt sie zum Schluß höchstens (wie der in Gott ruhende Heimann[3]), dessen Tod ich herzlich bedaure): Sind Sie glücklich? Oder auch: Sie sagen es nicht! D. h. so mache ich es! So ein junges Blut wie Du ist natürlich nicht so geduldig und so weise.

[1]) Dr. Wilhelm Vollmer, ausgezeichneter Literaturkenner, gab (1876) den Briefwechsel „Schiller und Cotta", dann (1881) die neue Ausgabe des „Briefwechsel zwischen Schiller und Goethe" heraus; er war der literarische Berater der Cottaschen Buchhandlung und ein intimer Freund des Freiligrathschen Hauses.

[2]) E. D. J. Wilson, einer der Subeditors der „Times" war mit Frau Käthe befreundet.

[3]) Professor an der Londoner Universität, der durch den ungewollten Humor seiner Übersetzungen der englischen Phrasen „Are you happy" und „You don't say so" Freiligrath und seinen jungen Freunden manchen Anlaß zu gutmütigem Lachen gab.

Ich schicke Dir heute unter Streifband ein allerliebstes plattdeutsches Büchelchen, damit Ihr Alle auch eine der verschiedenen Nuancen meines lieben westphälischen Platt kennen lernen und Euch an den darin erzählten lustigen Geschichten erfreuen mögt. In Soest und der nächsten Umgebung spricht das Volk schon wieder etwas (nicht viel) anders: doch kamen die Sauerländer Bauern, Jäger, Holzfäller, Krämer ꝛc. ꝛc. täglich nach Soest und in Schwollmanns Geschäft, und das Büchlein klingt mir drum ganz vertraut und heimathlich. Der Verfasser, Grimme, ist katholischer Geistlicher (jedenfalls einer von der guten alten lustigen Sorte), und lebte (wenigstens vor Kurzem noch) als solcher zu Soest. Er ist ohne Frage ein bedeutender Humorist (der auch gelegentlich den Herren Confratribus eins abgibt), und darf sich in diesen kleinen Sachen dreist neben den ihm geistesverwandten Fritz Reuter stellen. Größere Schöpfungen, wie „Ut mine Stromtid", „Ut de Franzosentid" ꝛc. ꝛc. hat er bis jetzt freilich nicht gebracht. Aber sind nicht Dinger, wie „De graute Schlacht by Königsgrötz" (S. 73), „'ne netten Ackordd" (S. 80), „Geschaidte Line meine ollen Testemente" (S. 86) ganz vortrefflich? [1])

Ich lege auch Payers interessanten Bericht im „Schwäb. Merkur" bei. Diese famosen Polarmenschen! Ihr werdet freilich Alles schon in den engl. Blättern gelesen haben.

X.

17./1. 76.

Alles bestens empfangen, liebe Briefe, Postkarten, „Hail to the Chief", Blackmore's [2]) Advance Sheets ꝛc. ꝛc. — Tausend, tausend Dank! Aber außer diesem Dank nur noch einige Worte sonst, denn das Schreiben fällt mir immer noch sehr schwer, und ist mir überdies vom Arzt untersagt. Die Hand zittert mir, es ist ein Elend. Im Allgemeinen glaube ich doch, daß es langsam voran geht.

Haben Dir denn die Gedichte des armen Nicolas Müller [3]) nicht auch Freude gemacht? Auch Schwab's Einleitung und die Autobiographie des Dichters sind interessant. Das Buch ist jetzt sehr selten und ich verdanke es nur einer besondern Courtoisie der Cotta'schen Buchhandlung, daß ich dies Exemplar noch bekommen habe. Ich dachte, auch Eduard [4]), der den Alten ja auch bei uns kennen lernte, würde sich darüber freuen.

Nur noch wenige Monate, und die Feder ist der Hand, die diese Zeilen mühsam geschrieben hat, für immer entsunken: am 18. März 1876 ist Ferdinand Freiligrath in Cannstatt gestorben. Aber zu dem nahenden Zentenartag seiner Geburt hätte keine ansprechendere literarische Gabe geboten werden können als die Publikation der Briefsammlung, welche die Tochter dem Andenken des Vaters widmet.

---

[1]) Das Büchlein, das Freiligrath seinen Töchtern schickt, sind die (1872) bei Ferdinand Schöningh in Paderborn erschienenen „Schwänke und Gedichte in sauerländischer Mundart von F. W. Grimme. I. Sprickeln und Spoene. II. Spargitzen. Mit einer Einleitung über die Eigentümlichkeiten des sauerländischen Dialektes". Noch mehrere andre Schriften desselben Verfassers in gleicher Mundart, darunter ein Lustspiel „De Musterung", besaß Freiligrath.

[2]) Richard Doddrige Blackmore (1825—1900), dessen bekanntester Roman „Lorna Doone".

[3]) Ein kleiner Band von 238 Seiten: „Lieder von Nicolas Mueller, Buchdrucker in der Offizin der J. G. Cottaschen Buchhandlung. Eingeleitet von G. Schwab. Mit Selbstbiographie". (Stuttgart, Cotta. 1837.) Mueller, 1809 geboren, war der Sohn eines armen Handarbeiters.

[4]) Eduard Kroeker, der Gemahl Käthes.

Geisteskrankheit und Kultur.

Von
Professor Dr. L. W. Weber-Göttingen.

Von der Zunahme geistiger Störungen ist im Publikum so oft die Rede, wird von der Tages- wie von der Fachpresse und in der Literatur so viel geschrieben, daß man damit als mit einer sicheren Tatsache rechnet, und nur noch die Gründe dieser Erscheinung erörtert. Und da ist es in erster Linie unser heutiges Leben, das man anschuldigt, die verschärften Bedingungen des Daseinskampfes, die dadurch wieder bedingte Steigerung der Genußsucht, kurz eine außerordentliche Anspannung aller Lebenskräfte bei den auf der Höhe der Zivilisation stehenden Völkern, die zwar zu glänzenden Resultaten, aber auch zu einem frühzeitigen Verbrauch der Leistungsfähigkeit des Nervensystems führen soll.

Diese Momente hängen eng zusammen mit dem, was wir unsre heutige „Kultur" nennen, die Art, wie der moderne Mensch — immer in seiner Repräsentation durch den Typus eines hochstehenden Kulturvolkes, nicht einzelner Individuen gedacht — heute seine Beziehungen zu der von ihm bewohnten Welt und ihren Geschöpfen auffaßt und ausübt.

Wollen wir erwägen, ob wirklich die Höhe und Art unsrer kulturellen Betätigung so verderbliche Folgen hat, daß sie zu einer nachweisbaren Vermehrung der Geisteskrankheiten und damit zu einer Verschlechterung der Rasse führt, so können wir eine zweite Frage nicht von der Hand weisen, nämlich die nach der Umkehrung dieses ursächlichen Verhältnisses: die Frage, ob nicht durch sie die weiteren Fortschritte der geistigen Entwicklung gerade unter den hervorragendsten Kulturvölkern erheblich bedroht und in Frage gestellt werden. Dieses doppelte Verhältnis von Ursache und Wirkung zweier Vorgänge aufeinander wäre ja an sich kein Unding; wir begegnen ihm bei vielen Naturerscheinungen. Es handelt sich also darum: einmal: sind unsre heutigen Kulturbedingungen an einer Zunahme der Geisteskrankheiten schuld? andrerseits: ist von diesem Anwachsen der Geisteskrankheiten bei den wesentlichsten Trägern dieser Kultur ihre Gefährdung zu befürchten? Unter der „heutigen Kultur" verstehen wir dabei die Lebensformen und Betätigungen der menschlichen Kräfte, wie sie sich etwa in den letzten achtzig Jahren bei unsern Kulturvölkern ausgebildet haben. Denn es ist klar, daß gerade diese Epoche, das Zeitalter des

Dampfes, der Elektrizität, der Maschinenanwendung gegen frühere Kulturperioden in der uns interessierenden Weise scharf abgehoben ist. Wir können sogar den Zeitabschnitt für unsre deutschen Verhältnisse noch enger umschreiben mit den letzten vierzig Jahren, in denen sich bei uns, Hand in Hand mit einer starken Bevölkerungszunahme, die Umwandlung Deutschlands von einem im wesentlichen landwirtschaftlichen in einen industriellen und exportierenden Staat vollzogen hat. Bei andern Kulturvölkern, z. B. bei den Engländern, ist dieser Zeitpunkt etwas früher eingetreten.

Weiter dürfen wir nicht die geistige Entwicklung einzelner, besonders genialer Menschen, als Maßstab für die Geisteskultur nehmen, sondern müssen das Durchschnittsniveau der Kulturvölker, ihrer Leistungsfähigkeit, ihrer Lebensführung ins Auge fassen.

I.

Zunächst muß hier eine theoretische Erwägung angestellt werden.

Jede Geistestätigkeit, und damit jede menschliche Leistung überhaupt, ist — ich will nicht sagen bedingt — aber geknüpft an die Funktion des Gehirns. Und wir wissen ferner: je höher auf der geistigen Entwicklungsstufe ein lebendes Wesen steht, um so vielseitiger und reicher organisiert ist der Bau seines Zentralnervensystems. Es ist nachgewiesen, daß das Gehirn selbst der höchstentwickelten Tiere, ferner das Gehirn einzelner Naturvölker sich im äußeren Bau, vor allem aber in der Zahl und Anordnung bestimmter feiner Elemente, wesentlich unterscheidet von dem Gehirn der Kulturvölker. Und denselben Gang, den uns die Stammesentwicklung im großen zeigt, weist die Entwicklung des einzelnen menschlichen Individuums auf: eine materielle Ausgestaltung des Gehirns läßt sich mit der Steigerung seiner Leistungen von der Kindheit bis weit über das fünfzigste Lebensjahr hinaus verfolgen; wir haben sogar Befunde dafür, daß das Gehirn besonders begabter Menschen sich durch einen größeren Faserreichtum an bestimmten Stellen von dem Gehirn geistig weniger leistungsfähiger Menschen, selbst der gleichen Rasse, unterscheidet. Das sind, wenn auch mit dem Mikroskop gewonnen, immer noch sehr grobe Feststellungen, die aber den Schluß gestatten, daß auch die allerfeinsten, unsrer Beobachtung wohl nie zugänglichen wirklichen Träger der geistigen Tätigkeit im Gehirn in der gleichen Weise verschieden sind.

Wenn wir den so oft herangezogenen Vergleich des menschlichen Gehirns mit einem fein gebauten Instrumente aufnehmen, würde damit gesagt sein, daß dieses Instrument, je komplizierter es mit der höheren geistigen Entwicklung wird, je feiner es auf alle Reize der Umwelt reagiert, auch um so empfindlicher, um so widerstandsunfähiger gegen alle Schädlichkeiten wird, um so schneller sich abnützt oder versagt. So würde jeder Fortschritt der Geisteskultur zu einer immer komplizierteren, aber auch schwächeren Hirnorganisation führen, die den Stürmen des Lebens leichter unterliegt. Damit würde ein theoretischer Beweis für den Einfluß der Kultur auf die Häufung geistiger Störungen geliefert. Aber das ist nur scheinbar richtig.

Die Mehrleistung eines an sich gesunden Organes, seine funktionelle Ausbildung, ist immer verbunden mit einer stärkeren Entwicklung seiner

funktionierenden Elemente. Am bekanntesten ist dies vom Muskel, der infolge regelmäßigen Gebrauchs, infolge der Übung eine Zunahme der Fasern erfährt. Damit ist aber nicht ohne weiteres eine geringere Lebensdauer dieses Organs bedingt; diese kommt erst zustande, wenn die Inanspruchnahme eine ununterbrochene wird, die dem Organ keine Gelegenheit zur Erholung gibt, oder wenn das Organ von vornherein abnorm schwach angelegt ist.

Wir dürfen den Analogieschluß ziehen, daß die viel komplizierteren Verhältnisse des Gehirns denselben physiologischen Gesetzen unterliegen. Und die Tatsache, daß das Gehirn eines geistig hochstehenden Menschen an bestimmten Stellen einen größeren Faserreichtum und wohl auch andre, unsrer Beobachtung nicht zugängige Unterschiede aufweist gegenüber dem eines Fellahs oder Buschmanns, besagt noch nicht, daß das Gehirn des Kulturmenschen widerstandsunfähiger ist. Auch die Kolonisationsgeschichte zeigt, wie überall die Naturvölker der zivilisierten, mit dem höher entwickelten Gehirn versehenen Rasse unterlegen sind, nicht weil sie an Körperkräften untauglich waren, sondern infolge ihrer Hirnorganisation. Es kommt aber noch ein andres Moment hinzu: Unsre gegenwärtige Geisteskultur ist das Resultat der Arbeit vieler Generationen und die Schöpfung vieler hervorragender Menschen; sie wird auch heute nicht durch ein einziges Gehirn in ihrer Gesamtheit beschlossen und erfaßt. Polyhistoren, die auch nur mehrere Gebiete der Geistestätigkeit beherrschen, kennen wir seit Goethe und A. v. Humboldt nicht mehr. Die Mehrleistung für das Gehirn eines modernen, geistig hochstehenden Menschen ist also, wenigstens in intellektueller Beziehung, gar keine so bedeutende, als es zunächst den Anschein hat. Namentlich das Gedächtnis wird heute sicher weniger in Anspruch genommen als früher, da zahlreiche technische Fortschritte eine viel raschere Bekanntgabe und weitere Verbreitung aller Erfahrungen ermöglichen und da der Buchdruck, die Reproduktionstechnik, die Schaffung von Sammelwerken, Museen, Lehrsammlungen und Schaustellungen jedem Interessenten gestatten, sich jederzeit das für ihn Wissenswerte ohne besondere Gedächtnisleistung wieder vorzuführen.

Man wird einwenden: Bei der Bewältigung der modernen Kulturwerte durch das Gehirn handelt es sich gar nicht um eine Mehrleistung des Verstandes und Gedächtnisses, sondern um eine gesteigerte gemütliche Inanspruchnahme, um größere und häufigere Ausschläge des Lust- und Unlustgefühls; die Hoffnungen, die Zweifel, die Erwartung, die Sorge, die Verantwortungen der modernen Menschen bei allen Erlebnissen, nicht zum wenigsten die des Forschers bei den Problemen seiner Wissenschaft, sind größer als früher. Auch das möchte ich bezweifeln. Nicht umsonst hat man vor etwa hundertundfünfzig Jahren eine Kulturperiode als das Zeitalter der „Empfindsamkeit" bezeichnet; alle Gebildeten standen damals viel stärker unter dem Einfluß ihres Gefühlslebens als wohl gegenwärtig.

Gewiß treffen wir heute, zumal in der darstellenden Kunst, in der Literatur und vor allem in der Musik eine Anzahl von Persönlichkeiten, die sich durch eine besondere mimosenartige Empfindlichkeit ihrer gemütlichen Reaktion auszeichnen; das sind aber Ausnahmen, die trotz der besonderen Leistungen der pathologischen Züge nicht entbehren; und solche hat es in allen

Zeiten gegeben. Aber auch, wenn wir von diesen absehen: sicher haben Sophokles oder Shakespeare das tragische Geschick ihrer Helden ebenso tief empfunden wie Hebbel oder Ibsen; sicher rangen der Schöpfer des Laokoon und Michelangelo ebenso schmerzvoll um ihre künstlerische Idee mit dem harten Stein, wie heute Klinger oder Rodin, und die Gefühle, die die Liebeslyrik der Griechen oder die Sonette Petrarkas erweckten, haben der Wirkung unsrer heutigen Dichter weder an Art noch Intensität nachgestanden.

Also eine wirkliche Weiterentwicklung des menschlichen Gehirns in dem Sinne, daß es komplizierter und damit widerstandsunfähiger gegen Schädlichkeiten geworden ist, kann nur angenommen werden, wenn wir die Menschheit auf ihrer Kindheitsstufe, im Anfang ihrer Entwicklung mit uns vergleichen, nicht innerhalb der Kulturepochen, die uns hier interessieren. Innerhalb dieser Epochen kann von einer besonders komplizierten Ausgestaltung des Organs bloß bei einzelnen hervorragenden Menschen die Rede sein, die wohl große Kulturwerte geschaffen haben, aber für die Beurteilung der psychischen Widerstandsfähigkeit der Kulturvölker nicht in Frage kommen.

Damit haben wir das eine konstatiert, daß das Organ, in dessen Funktion geistige Gesundheit und Krankheit beschlossen ist, heute sich — immer bei dem Gros der Menschen — nicht anders verhält als vor hundert oder zweihundert Jahren.

II.

Wir müssen diese theoretischen Erwägungen verlassen und die Tatsachen selbst ins Auge fassen. Da ist zunächst die Frage zu prüfen, ob wirklich einwandsfrei eine Zunahme der Geistesstörungen in den letzten fünf Jahrzehnten zu konstatieren ist; hier wenden wir uns an die Statistik, die für sich den Ruhm der objektivsten Forschungsmethode beansprucht. Einwandsfrei sagt sie nur, daß jedenfalls eine Zunahme der in Anstalten untergebrachten Geisteskranken eingetreten ist, und dasselbe sieht ja auch jeder Laie an der Vermehrung der öffentlichen Anstalten; er empfindet es fühlbar in seiner Eigenschaft als Steuerzahler. Bei uns in Deutschland dürfen wir heute auf 650 Einwohner einen Anstaltskranken rechnen. In Preußen hat sich die Zahl der Anstaltskranken von 25000 im Jahre 1880 auf 70000 im Jahre 1900 vermehrt. Aber diese Tatsache bedeutet an sich noch keine Zunahme der Geisteskranken im allgemeinen. Zweifellos ist die Vermehrung der Anstalten zum Teil eine Folge unsres Kulturfortschrittes, ein Ausdruck der gesteigerten Fürsorge für alle Leidenden; das geht schon daraus hervor, daß speziell in Preußen sich diese Zunahme besonders an das Gesetz vom Jahre 1891 über die Fürsorge für hilfsbedürftige Geisteskranke, Epileptiker und Idioten angeschlossen hat. Aber unabhängig von diesen humanitären Motiven wird die Vergrößerung der Anstalten auch dadurch bedingt, daß heute bei der höheren Bewertung jeder einzelnen gesunden Arbeitskraft, bei der Anspannung aller wirtschaftlichen Hilfsmittel die Familien viel weniger als früher ihre geisteskranken Angehörigen im Hause lassen können, wo sie nicht nur selbst keine wirtschaftlichen Werte zu produzieren imstande sind, sondern für ihre Pflege und Beaufsichtigung auch noch die Arbeitskraft eines andern gesunden Familien-

mitgliedes in Anspruch nehmen. Und erleichtert wird diese Verbringung in die Anstalt dadurch, daß doch, wenn auch langsam, Mißtrauen und Scheu gegen die öffentlichen Anstalten in demselben Grade schwinden, wie diese in Bau und Betrieb den alten gefängnisartigen Charakter ablegen und offene, lediglich der Behandlung und Pflege dienende Krankenhäuser werden. Also die Zunahme der Anstalten und ihrer Insassen kann nicht ohne weiteres als Maßstab für die Vermehrung der Geisteskranken im allgemeinen gelten.

Die Gesamtmenge der Geisteskranken aber im Vergleich zu früheren Zeiten zahlenmäßig festzulegen, ist der Statistik, so überraschend dies zunächst klingt, noch nicht gelungen. Nicht nur, weil im Publikum eine begreifliche Scheu besteht, eine Geisteskrankheit ihrer Angehörigen zuzugeben, solange diese noch nicht in grober Weise auffällig wird. Es ist auch der Begriff der Geisteskrankheit bei weitem nicht so präzis zu fassen, als dies bei gleich schweren chronischen Erkrankungen andrer Körperorgane möglich ist. Wer eine schwere Lungen-, Herz- oder Darmerkrankung hat, der wird gewöhnlich, ganz unabhängig von äußeren Einflüssen, lediglich infolge dieser Krankheit arbeitsunfähig und hilfsbedürftig. Nicht so bei den Geisteskrankheiten. Da können schwere, im wissenschaftlichen Sinne unheilbare Kranke jahrzehntelang draußen leben, Amt und Beruf versehen, solange ihre Umgebung dementsprechend ist, und erst wenn ungünstige äußere Umstände eintreten, kommt es zu Konflikten, die die Invalidität dieses Gehirns erkennen lassen. Daher auch die viel mannigfaltigeren Abstufungen zwischen geistiger Gesundheit und Krankheit, als bei den körperlichen Leiden, Abstufungen und Unterscheidungen, die den Begriff geistiger Krankheit anders formulieren lassen im medizinischen, im bürgerlichen und sozialen Sinne, die selbst in forensischer Hinsicht eine verschiedene Beurteilung verlangen in zivil- und in strafrechtlichen Fragen. Es ist nötig, auf diesen Unterschied zwischen den Erkrankungen des Gehirns und andrer Körperorgane, auf diese Abhängigkeit der geistigen Störungen von dem Verhalten der Umgebung, auch einmal in Laienkreisen hinzuweisen. Und weiter: Ein Körperorgan, eine Lunge, ein Herz ist entweder gesund oder krank. Aber es gibt keine scharfen Grenzen zwischen der geistigen Störung und den Zuständen geistiger Gesundheit. Zahlreiche Übergangsformen, die sogenannten Grenzzustände, verwischen diese Linie und werden je nach ihrer jeweiligen Reaktionsweise auf die Umgebung bald zu der einen bald zu der andern Seite zu rechnen sein.

Alle diese Momente erschweren eine einigermaßen genaue Feststellung der Zahl der Geisteskranken außerhalb der Anstalten, und aus früheren Zeiten liegen überhaupt keine derartigen Zählungen vor.

In einer europäischen Landschaft, die nach dieser Richtung eine seit vielen Jahrzehnten sehr gut entwickelte Organisation und gleichzeitig eine gewisse Abgeschlossenheit besitzt, in Schottland, hat man durch sorgfältige Zählungen seit dem Jahre 1858 festgestellt, daß seit dem Jahre 1900 eine wesentliche Vermehrung der Geisteskranken nicht mehr eingetreten zu sein scheint. Dazu ist zu bemerken, daß in Schottland eine ganz ausgedehnte Anstaltsfürsorge besteht; es sind viel mehr Geisteskranke als bei uns in Anstalten oder in

geeigneter Fürsorge untergebracht. Das läßt den Vermutungsschluß zu, daß die jetzige scheinbare Zunahme der Geisteskranken bei uns aufhören wird, sobald alle jetzt hilfsbedürftigen Kranken ähnlich untergebracht sein werden.

III.

Unter Berücksichtigung dieser Momente wird man aus der jetzt zu ermittelnden Zahl der Geisteskranken und geistig Defekten den Nachweis von einem Einfluß der heutigen Kulturverhältnisse auf die Entstehung und Zunahme der Geistesstörungen nicht führen können. Man muß die Wirkung der Kultur selbst ins Auge fassen und fragen, ob sie geeignet ist, die geistige Leistungsfähigkeit in so schwerwiegender Weise zu beeinflussen. Aber das, was wir unsre heutige Kultur nennen, ist gar kein einheitliches Moment, das wir in seiner Gesamtheit positiv oder negativ in Rechnung stellen können. Da finden sich so viele in entgegengesetztem Sinne wirkende Faktoren, daß man immer nur einzelne herausgreifen kann. Denn zweifellos wirken Errungenschaften der Zivilisation, wie die Erhöhung der Rechtssicherheit des Einzelnen, die hygienischen Fortschritte, die Heranziehung von Naturkräften statt der Menschenarbeit günstig und gegen eine Schädigung des Nervensystems.

Für die Entstehung von Geisteskrankheiten aber können wir nur sehr selten eine einzige Ursache anschuldigen; meist handelt es sich um das Zusammenwirken mehrerer Schädlichkeiten, von denen einzelne den Boden vorbereiten, die Disposition schaffen, und andre den äußeren Anstoß zum Ausbruch des Leidens geben; dabei sind die letzteren oft gerade die unbedeutendsten, und doch fällt, wenigstens dem Laien, ihre Wirkung am meisten ins Auge.

So können wir auch hier nicht einzelne Begleiterscheinungen unsrer Kultur allein für das Zustandekommen geistiger Störungen verantwortlich machen; sie sind oft nur eines der Momente, das neben und im Verein mit andern, von äußeren Einflüssen ganz unabhängigen inneren Anlagen des Individuums die Geisteskrankheit hervorruft.

Das sehen wir z. B. bei den so oft der modernen Kultur in Rechnung gesetzten Schädlichkeiten des Alkoholismus und der Infektionskrankheiten, insbesondere der Syphilis. Es ist sicher, daß der übermäßige Alkoholgenuß ganz erheblich an der Entstehung der Geistesstörungen beteiligt ist. Aber es ist nicht richtig, nach den Ergebnissen der Statistik zu behaupten, daß 30—40% aller Anstaltsinsassen dem Alkohol ihre Geistesstörung verdanken.

In den meisten Fällen ist eben der Alkoholkonsum des Betreffenden nur einer der Faktoren gewesen, der ihm zu seiner Krankheit verholfen hat.

Viel wichtiger ist es, daß gerade solche Schädlichkeiten, wie Alkohol und Syphilis, sich in außerordentlich mannigfaltiger Weise als Mitursache von Geistesstörungen betätigen können. Sie kommen hier nicht nur mit einer direkten Wirkung in Betracht, indem sie bei dem Betreffenden eine Psychose hervorrufen. Viel häufiger ist ihr indirekter und deshalb um so schwerer faßbarer Einfluß, durch den sie die Nachkommenschaft des Trinkers, des Syphilitikers schädigen oder widerstandsunfähiger machen gegen die Stürme des Lebens, die ein gesundes Gehirn ohne Nachteil vertragen kann. Aber Alkoholismus und Syphilis sind nicht Produkte der modernen Kultur; ich möchte daran

erinnern, daß man das 14. und 15. Jahrhundert direkt als die „Saufjahrhunderte" bezeichnet und daß die Syphilis zu keiner Zeit entsetzlicher gewütet hat als im 16. Jahrhundert nach ihrem ersten Auftreten in Europa. Unsre, gerade die neuste Kultur, ist in einen energischen Kampf gegen diese beiden Volksschädlichkeiten eingetreten, vor allem indem sie ihre Wirkungsweise klar gestellt hat und ihren Opfern Hilfe angedeihen läßt, und es ist zu hoffen, daß die segensreichen Folgen dieses Vorgehens, wenn nicht an der heutigen Generation, doch an den späteren wahrnehmbar sind.

Interessant liegen die Verhältnisse bei einem andern Krankheitsfaktor, der groben mechanischen Schädigung des Menschen durch Verwundungen und Verletzungen. Solche Schädigungen hat es zu allen Zeiten gegeben; fordern heute die maschinellen Betriebe, die Beschleunigung der Verkehrsmittel ihre Opfer, so war der Einzelne vor Jahrhunderten gegen brutale Gewalttat, gegen die technischen Unvollkommenheiten zu Hause, auf der Straße, auf Reisen, weniger geschützt. Dazu kommt, daß grobe Verletzungen, selbst des Gehirns, für sich allein nur selten zu Geisteskrankheiten führen. Und doch sehen wir heute ungemein häufig nach Verletzungen und Unfällen einen Komplex von nervösen und psychischen Symptomen auftreten, den man früher jedenfalls lange nicht in dem Umfang gekannt hat. Hier dürfen wir mit einigem Recht die Einflüsse der heutigen Zivilisation mit verantwortlich machen. Die von ihr geschaffene Unfallversicherung hat für einzelne, allerdings von vornherein abnorme Individuen zu so unerwarteten Wirkungen geführt. Das Bewußtsein, Anspruch auf eine Unterstützung zu haben, der „Kampf um die Rente," ruft bei ihnen einen lediglich durch psychische Vorgänge bedingten Krankheitszustand hervor. Das ist eine unerwartete und ungewollte Begleiterscheinung einer humanitären Einrichtung, die aber gering anzuschlagen ist im Verhältnis zu den Vorteilen, die diese soziale Fürsorge weiten Kreisen unsers Volkes gebracht hat.

Das moderne Leben enthält, namentlich in den Großstädten, genug andre im Gefolge unsrer Kulturerrungenschaften auftretende Momente, die schädigend auf das Nervensystem wirken können. Da sei nur auf die häufig in Verbindung mit dem Alkoholismus vorkommende Unterernährung, auf das Wohnungselend der Großstädte und die dadurch verursachte physische und moralische Schädigung des heranwachsenden Geschlechtes hingewiesen.

In einem geistreichen, wenn auch etwas übertreibenden Essay kämpft neuerdings Th. Lessing gegen den Lärm als nervenzerrüttendes Übel. Und er meint sehr zutreffend damit nicht nur den Lärm, der vom Straßenverkehr, vom häuslichen Leben, von der übertriebenen, dilettierenden Musikausübung unser Ohr und die akustischen Zentren unsers Gehirns trifft, er meint damit all das schreiende, gellende, aufdringliche Wesen, das bei dem Verkehr, beim Arbeiten, beim Konkurrenzkampf und bei den Vergnügungen des Großstadtmenschen alle Sinne und alle Aufmerksamkeit ständig in Anspruch nimmt, von einem Extrem ins andre stößt, beleidigt; er meint schließlich auch die brutale, schreiende Art, womit jeder, der zur Geltung kommen will, in der Öffentlichkeit, in der Tagespresse, wie in der Publizistik sich durchzusetzen sucht. Das alles sind Momente, geeignet, nicht zwar eine vollentwickelte Geistes-

störung hervorzurufen, aber einzelne empfindlichere Menschen ihrer Erholung, des Ausruhens zu berauben, zu erschöpfen und vor der Zeit leistungsunfähig zu machen.

Hier sind diese zunächst äußeren materiellen Schädigungen bereits mit einem psychischen Moment verknüpft. Daneben gibt es eine Reihe rein psychischer Faktoren, die ganz besonders der Schuld an der Zunahme der Geisteszerrüttung bezichtigt werden. Das ist das Plus des modernen Lebens an Sorge, Verantwortungsgefühl, Aufregungen und seelischen Erschütterungen. Denn daß nicht körperliche Mehrarbeit den modernen Konkurrenzkampf auszeichnet, leuchtet ein, wenn man die Maschinenhilfe, die Regelung der Arbeitszeit durch Gesetze, die erleichterten Verkehrsbedingungen berücksichtigt.

Wir dürfen aber die oben genannten psychischen Faktoren nicht allzu hoch anschlagen. Denn sicher sind seelische Erschütterungen, namentlich wenn sie einmal und plötzlich eintreten, viel seltener, als der Laie denkt, Ursachen geistiger Störungen. Eher noch die dauernde Inanspruchnahme des Gemüts durch Kummer und Sorgen oder durch immer wiederholte Aufregungen: Furcht und Erwartungsaffekte. Aber diese Momente haben auch ehemals nicht gefehlt. Es darf erinnert werden an die Rechtlosigkeit großer Massen unsres Volkes in früheren Jahrhunderten, an die unsichere Rechtslage auch der Gebildeten und Besitzenden, an die Willkür der zahllosen kleinen Territorialherren bei uns in Deutschland, die selbst auf dem ureigensten Gebiet des Menschen, seinem religiösen Bekenntnis, dem einzelnen einen unerhörten Gewissenszwang auferlegte; an die ganze Unsicherheit der Zeit, die kleinen und großen Kriegsereignisse, die den Besitzenden in steter Sorge um sein Eigentum, den Armen um sein kümmerliches Leben, seine Freiheit, seine Familie hielten. Daß dies alles nicht etwa nur heute unserm verfeinerten Empfinden so schrecklich erscheint, lehren uns die beweglichen Klagen in den literarischen Dokumenten jener Zeit. Man muß sich dem gegenüber einmal vor Augen halten den Rechtsschutz, den heute selbst der Ärmste neben einem großen Maß individueller Freiheit genießt, die eminente Wohltat, die jedem durch die Ausdehnung des Versicherungswesens gegenüber Schicksalstücken zugängig ist, wenn man immer wieder von den heutigen Aufregungen und Sorgen spricht, die ja sicherlich auch nicht spurlos an der Psyche vorübergehen.

Wenn psychische Momente überhaupt einen nachhaltigen Einfluß auf Widerstandsfähigkeit und Leistungen des Gehirns auszuüben vermögen, dann ist dieser Einfluß zweifellos am stärksten bei dem wachsenden und eindrucksfähigen Gehirn des jugendlichen Individuums. Und wir müssen unter dem Namen „Erziehung" eine Anzahl hauptsächlich psychischer Momente zusammenfassen, die im Kulturleben der Gegenwart eine wichtige Rolle spielen. Man hat viel gesprochen und geschrieben von Überbürdung der Schuljugend und den schädlichen Folgen auf die geistige Entwicklung. Nun, ganz abgesehen davon, daß die neuste Entwicklung allenthalben auf die Leistungsfähigkeit des jugendlichen Gehirns Rücksicht nimmt, muß auch hier wieder darauf hingewiesen werden, daß speziell unsre Gelehrtenschulen früher viel höhere Ansprüche an Aufmerksamkeit, Gedächtnis und Arbeitskraft der

Schüler stellten, während die hygienischen Verhältnisse der Schule, die Verteilung von Arbeit und Erholung viel weniger geschickt waren. Vielleicht wurde dadurch eine schärfere Auslese erreicht, und verhindert, daß Leute von geringer geistiger Leistungsfähigkeit einem hauptsächlich Kopfarbeit erfordernden Beruf zugeführt wurden.

Ungünstiger gegenüber den früheren Verhältnissen stellt sich die moderne höhere Schule weniger durch das absolute Maß an geforderter Arbeit als durch die Mannigfaltigkeit ihres Lehrplans. Denn wir haben ja kein streng humanistisches Gymnasium im alten Sinne mehr. Wir haben ein Gymnasium, dem man durch Aufpfropfen naturwissenschaftlicher, mathematischer Fächer einen modernen Anstrich geben wollte. Die Zusammenhäufung so mannigfaltigen und unter sich verschiedenen Bildungsstoffes gerade in den Jahren der Pubertät stellt aber größere Ansprüche an das Gehirn als eine an und für sich gründlichere und strengere Schulung in einem einheitlicheren Bildungsgebiet. Man wird diesen Mißstand nur beheben können, indem man unter Anerkennung der vollkommenen Gleichberechtigung der humanistischen und naturwissenschaftlichen Bildung beiden entsprechende Lehrstätten schafft.

Aber die moderne Erziehung im weiteren Sinne, abgesehen von der Schulerziehung, birgt noch eine andre Gefahr für die geistige Intaktheit: das ist die zu weit getriebene Neigung zur Individualisierung. Es ist sehr schwer, hier das rechte Maß zu treffen. Zum Wesen der Erziehung gehört Unterordnung unter die für einen gewissen Durchschnitt als zweckmäßig gefundenen Maßregeln. Eine übermäßige Berücksichtigung der individuellen Eigenart erzieht ein nachgiebiges, weichliches Geschlecht, das den Stürmen des Lebens nicht gewachsen ist. Gewiß können pathologische Züge, die oft schon in den Jugendjahren sich zeigen und angeboren sind, nicht durch Erziehungsstrenge beseitigt werden; aber sie sind nicht unbeeinflußbar und können sicher gebessert werden. Wo das aber nicht möglich ist, erscheint uns das Bestreben verfehlt, solche pathologische Charaktere durch Fernhalten jeden Zwanges und weitgehende Erleichterung des Erziehungsweges unter allen Umständen in dem höheren sozialen Milieu zu halten, dem sie häufig zwar entstammen, in das sie aber ihrer Anlage nach nicht hineingehören. Vielmehr müßte man sie von dem Eintreten in Berufe abhalten, in denen solche abnorm reagierende Individuen ein Maß von Verantwortung tragen sollen, dem sie nicht gewachsen sind, und dadurch eine Gefahr für ihre Mitmenschen und für das Ansehen ihres Standes und Berufes werden. „Sich anstrengen, sich etwas versagen, gehorchen lernen," sagt Paulsen, „das sind Erfordernisse, die jeder für das moderne Leben braucht; dann wird es ihn mit all seinen Stürmen und Verführungen auch nicht überwältigen."

Alle Bemühungen und die Bestrebungen der modernen Schulhygiene, so wertvoll sie sonst sind, werden aber die Tatsache nicht aus der Welt schaffen: wenn die Kinder etwas lernen sollen, so läßt sich das nur durch Anstrengung von Körper und Geist erreichen und das tut weh; und fünf Stunden täglich in der Schule sitzen zu müssen, ist weniger angenehm und auch weniger gesund, als fünf Stunden täglich in Feld und Wald spazieren gehen oder spielen.

IV.

Wenn somit weder theoretische Erwägungen noch die Ergebnisse der Statistik mit Sicherheit eine Vermehrung der Geisteskrankheiten infolge unsrer heutigen Kulturbedingungen erweisen konnten, so zeigt andrerseits das Eingehen auf einige dieser Kulturbedingungen, daß sie wohl geeignet sind, starke Inanspruchnahme des Gehirns zu erzeugen und damit den Boden für das Entstehen einer Geistesstörung vorzubereiten.

Aber wir sehen auch, daß man diesen ursächlichen Einfluß nicht überschätzen darf; denn einmal hat das Leben früherer Kulturperioden ähnliche Momente enthalten, und zweitens weist unsre Kulturentwicklung zahlreiche, diese üblen Einflüsse paralysierende Faktoren auf.

Wenn dennoch heute auf allen Gebieten des öffentlichen und privaten Lebens Geisteskrankheit und geistige Minderwertigkeit so auffällig in Erscheinung treten, so ist der Grund zum großen Teil auch in folgendem zu suchen: Zweifellos ist das moderne Leben komplizierter, der Kampf ums Dasein verwickelter geworden. Die Zahl der Menschen, die sich lediglich durch ihrer Hände Arbeit erhalten können, hat sich — wenigstens in den Kulturländern — verringert; auch der industrielle Arbeiter bedarf heute, wenn er vorwärts kommen will, eines gewissen Grades von Intelligenz, Gewandtheit und Verantwortlichkeitsgefühl. Ferner stellt die Elementarschulbildung, der Heeresdienst heute bei uns eine öffentliche Pflicht dar, der sich niemand entziehen kann und deren Ableistung ebenfalls an ein Mindestmaß von Geisteskräften geknüpft ist. Endlich hat die Bevölkerungszunahme, wenigstens in den modernen Großstädten, viel zahlreichere Berührungsflächen geschaffen, Gelegenheiten zu Reibungen und Konflikten für empfindliche, erregbare Individuen. Der einzelne Mensch ist heute in mancher Beziehung abhängiger als früher, sei es als Beamter vom Staat, als Geschäftsmann vom Publikum, als Kopf- oder Handarbeiter von einer freiwillig auferlegten Standesorganisation, der er sich nicht entziehen kann.

Alle diese Momente und Einrichtungen sind ebensoviele Prüfsteine der geistigen Leistungsfähigkeit, und sie sind Veranlassung, daß zahlreiche nicht völlig intakte Individuen, die in früheren einfacheren Verhältnissen völlig unbehelligt und unerkannt durchs Leben gingen, Schiffbruch erleiden, in Konflikte geraten und dadurch erst ihre geistige Invalidität erkennen lassen. Aber sie gehen nicht wie früher völlig zugrunde; sie sind nur aus ihrer Bahn geschleudert. Das Schicksal jedes einzelnen wird heute genau registriert. Die Welt ist kleiner geworden: unbekannte Erdteile, herrenlose, der Zivilisation entrückte Länder und Meere, abenteuerliche Entdeckungsfahrten, Kreuzzüge als Zuflucht für Leute, die der Kulturwelt den Rücken zukehren wollen, gibt es nicht mehr. Und sicher waren bei diesen Unternehmungen früher zahlreiche psychopathische Individuen beteiligt, ebenso unter denen, die flüchtig und ausgestoßen aus jeder bürgerlichen Gemeinschaft auf der Landstraße, in abgelegenen Schlupfwinkeln ihr Schicksal vollendeten, dessen innere Ursachen aufzuklären, sich niemand veranlaßt sah. Wem seine psychische Eigenart die Weltflucht geraten erscheinen läßt, dem bleibt heute, außer dem Selbstmord, eigentlich

nur noch Kloster oder Irrenanstalt übrig. Und es ist bezeichnend, daß Möbius bei seiner Empfehlung von Nervenheilstätten wieder an den alten Klostergedanken anknüpft.

Diese Momente bedeuten also nicht eine absolute, zahlenmäßige Zunahme der geistig defekten Individuen gegen früher, wohl aber eine schärfere Auslese infolge eines strengeren Maßstabes für die geistige Gesundheit, der zu einer weiteren Ausdehnung des Begriffes der geistigen Abnormität und zu einer genaueren Feststellung der daran Leidenden geführt hat.

V.

Wenn ich nun noch kurz auf die zweite Frage eingehe, die eine Umschreibung der ersteren darstellt: ob die jetzt so stark in Erscheinung tretende geistige Invalidität nicht den Fortschritt unsrer Kultur hemmt und schließlich zu ihrem Untergang führt, so möchte ich nur auf zwei Punkte hinweisen.

Von den eigentlich schwer Geisteskranken haben wir nach dieser Richtung sicher nichts zu fürchten. Sie sind durch ihre Krankheit unschädlich gemacht. Und gerade die humanitäre Bewegung geht ja darauf hinaus, sie dem öffentlichen Leben zu entziehen, sie in Anstalten zu bringen oder in sonstige Fürsorge zu geben. Man muß sich hüten, die insozialen, Kulturwerte vernichtenden Handlungen Geisteskranker zu überschätzen. Unglücksfälle, Katastrophen, die durch Geisteskranke verschuldet werden, sind an Schwere und Zahl weit geringer als die auf anderm Weg durch Verbrechen, Fahrlässigkeit usw. zustande gekommenen. Und hier ist auch der Platz, gegen die Entrüstung Front zu machen, die sich jedesmal erhebt, wenn ein wirklich Geisteskranker vor Gericht infolge eines Sachverständigengutachtens frei gesprochen wird. Es ist zweifellos besser, wenn ein derartiger Kranker zur sachgemäßen Behandlung seines Leidens einer Anstalt überwiesen, als wenn er nach kürzerer oder längerer Strafhaft ungebessert oder noch schwerer krank wieder auf die Menschheit los gelassen wird. Daß nicht zu viel Menschen wegen Geisteskrankheit einer unverdienten Strafe entzogen werden, das beweist die große Anzahl der nachträglich noch in der Strafhaft als geisteskrank erkannten Individuen. Bedrohlicher scheint für unsre Kultur die große Schar der geistig Minderwertigen, der psychopathischen Individuen, der Degenerierten, oder wie man die Grenzzustände nennen will, und die Rolle, die sie im öffentlichen Leben spielen.

In der Politik, in der Literatur und Kunst, in der Wissenschaft, in der Rechtsprechung und in der wirtschaftlichen Bewegung unsrer Tage hört man den Schrei nach Individualität und nach unbeschränktem „Ausleben" der Persönlichkeit. Aber was hier Persönlichkeit und Individualität genannt wird, ist häufig nur Unerzogenheit oder eine Abnormität, mit deren Krankhaftigkeit noch kokettiert wird.

Unter den Wortführern dieser Bewegung finden sich — das bestätigt jeder Sachverständige — zahlreiche pathologische und zahlreiche noch im jugendlichsten Alter stehende Elemente. Sie sind die Träger einer abnormen Geschmacksrichtung in der Kunst und Literatur — man denke an die in

unsern Tagen zu Tode gehetzte Salome-Idee — und die Vertreter einer scheinbaren individual-psychologischen Methode in der Wissenschaft, wozu ich namentlich auch die bis zum Ekel getriebene sogenannte psychologische Analyse des Sexuallebens und angeblicher sexueller Abnormitäten rechnen möchte. Sie tragen uns aber auch eine falsche Ethik vor: Statt Kants kategorischen Imperativs der Pflicht steht an ihren Fahnen der krasse Egoismus Stirners und das falsch verstandene Übermenschentum Nietzsches. Und sie sind nur in Worten fanatisch, in Phrasen genial. Wo es sich um ernstes, heißes Ringen mit dem Stoff, um Bekämpfung von Widerständen und Widrigkeiten des Lebens, um wirklich mannhaftes Festhalten an einer Ansicht handelt, da versagen sie. Für was würden die wohl „das Schafott besteigen?" (Th. Lessing).

Das, was diese Bewegung so besonders kulturfeindlich macht, ist ihr suggestiver Einfluß auf die psychisch bestimmbaren Massen, namentlich auch auf die Jugend. Diese Wirkung der Massensuggestion sehen wir bei allen auffallenden Bewegungen unsrer Tage, vom Dreyfußhandel und der Burenschwärmerei bis zur Begeisterung für den Hauptmann von Köpenick und zum Hau- und Hardenprozeß: ein maßloses Überschätzen momentaner Tagesgrößen und Tagesereignisse, ein absoluter Mangel an Kritik in der Beurteilung des kulturellen und ethischen Wertes einer Persönlichkeit, eines Motivs oder einer politischen Frage. Und in dem Punkt ist sich die Welt ebenfalls gleich geblieben: Wie im Mittelalter ist auch heute noch der Kern dieser Massenbegeisterung, dieser psychischen Epidemien oft gebildet durch eine phychopathische Persönlichkeit der oben angedeuteten Art, die das Stichwort ausgibt und, manchmal, ohne es selbst so zu wollen, durch ihr schrankenloses Einsetzen eine Suggestion auf das Publikum ausübt.

Wir haben oben gesehen, daß die Entstehung dieser psychopathischen Charaktere durchaus nicht ausschließlich in den Schädlichkeiten der modernen Kultur zu suchen ist. Ich glaube vielmehr, daß sie zu allen Zeiten vorhanden waren, im Mittelalter vielleicht noch in größerer Anzahl als heute, und daß das moderne Leben sie nur schrankenloser und ungehinderter sich entwickeln läßt. Deshalb darf man in ihrem Auftreten nicht etwa eine Alterserscheinung der Kulturvölker erblicken; diese sind noch gar nicht so alt und zeigen in breiten Massen der Bevölkerung noch Lebenskraft genug.

Soweit aber moderne Kulturverhältnisse das Auftreten solcher Charaktere begünstigen, muß man bedenken, daß wir augenblicklich in einer Übergangszeit stehen. Niemals hat sich ein so totaler Umschwung aller Lebensverhältnisse in kürzerer Zeit vollzogen als bei uns in Deutschland in der zweiten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts.

Wie für die materiellen Lebensverhältnisse müssen auch für die Weltanschauung dieser modernen Menschen, für ihre Stellungnahme zu ethischen Fragen erst neue Normen geschaffen werden. Und in dieser Übergangszeit, in der es gärt und arbeitet und nach Form und Gestaltung ringt, nicht in einer Dekadenzzeit stehen wir eben.

Michelangelos Tod.

Von

Ernst Steinmann.

Auch von des höchsten Gebirgs breisten, zackigen Gipfeln
Schwindet Purpur und Glanz scheidender Sonne hinweg.
Goethe.

„Diesen Abend ist der ausgezeichnete Mann, jenes Wunder der Natur, der sich Michelangelo Buonarroti nannte, aus diesem zu einem besseren Leben hinübergegangen. Ich habe mit andern Ärzten seiner Krankheit beigestanden und war Zeuge seines Wunsches, daß sein Körper nach Florenz gebracht werden solle. Weil er nun hier keine Verwandten hinterlassen hat, und weil er, wie ich glaube, gestorben ist, ohne ein Testament hinterlassen zu haben, so schien es mir geboten, Ew. Erlaucht sofort zu benachrichtigen. Denn ich weiß, wie teuer Ihnen die seltene Größe dieses Mannes gewesen ist, und wie sehr Ihnen daran liegen wird, des Toten Willen zu erfüllen, damit auch Ihre herrliche Stadt geehrt werde als Ruhestätte des größten Mannes, den die Erde je getragen hat." [1])

Mit diesen Worten verkündete der Arzt Gherardo Fidelissimi am 18. Februar 1564 dem Herzog Cosimo I. in Florenz den Tod Michelangelos. Am folgenden Tage berichtete auch der Florentiner Gesandte Averardo Serristori, dem Herzog Cosimo schon vor Monaten die heimliche Überwachung des Hauses am Macell de' Corvi übertragen hatte, in trockenem Geschäftsstil das Ereignis nach Florenz: Wenig Hausrat und noch weniger Zeichnungen habe man gefunden. Einen versiegelten Kasten mit dem Gelde habe der Gouverneur von Rom im Beisein des Tommaso del Cavaliere und des Daniello da Volterra geöffnet. Alle Zeichnungen, so sage man, habe Michelangelo noch selbst vor seinem Tode verbrannt.

Dem Schreiben des Gesandten lag — charakteristisch genug — ein Gesuch des Nanni di Baccio Bigio bei, der sich dem Herzog angelegentlichst als Nachfolger Michelangelos in der Leitung des Baues von St. Peter empfahl. So hatten sich die Augen des Gewaltigen kaum geschlossen, als schon sein

[1]) Gaye, Carteggio III, S. 126.

tödlicher und verächtlichster Feind das Haupt erhob und das reichste Erbe an sich zu reißen versuchte, das der Dahingegangene der Welt hinterlassen hatte [1]).

Das Geheimnis des Todes hatte sich endlich dem fast Neunzigjährigen offenbart. Dieser unbarmherzige Feind, der ihm fast alles entrissen, was einst sein großes Herz mit Liebe umfaßt hatte, war ihm endlich selbst als Freund und Erlöser genaht. Und lange, lange hatte Michelangelo um seine Gunst geworben. Schon im Mai d. J. 1557 hatte er dem Herzog von Florenz die Absicht kundgegeben, Rom zu verlassen, um in der Heimat im Tode Ruhe zu finden. „Denn Tag und Nacht versuche ich mich mit dem Tode zu befreunden, damit er mich nicht schlechter behandele als andre Greise“ [2]).

Man kann wohl sagen, daß Michelangelo über eine eiserne Konstitution verfügt hat. Er kannte keine Rücksichten auf seinen Körper, und von Jugend auf war er gewohnt, seine Kräfte aufs äußerste anzuspannen. Eine schwere Krankheit, die ihn im Jahre 1545 überfiel, überwand er im Palast der Strozzi dank der treuen Pflege des Luigi del Riccio. Einige Jahre später konnte der bereits Vierundsiebenzigjährige von sich sagen, er fühle sich genau so, wie er sich mit dreißig Jahren gefühlt habe [3]). Und doch plagte ihn gerade damals ein schmerzhaftes Steinleiden — crudelissimo male — von dem er allerdings bald wieder durch den Gebrauch eines römischen Mineralwassers befreit wurde. „Es geht mir viel besser,“ schrieb der Wiedergenesene am 25. April 1549 an den Neffen Lionardo, „worüber viele erstaunt sind. Denn ich wurde für sterbend angesehen, und so schätzte ich mich selbst ein. Ich habe einen guten Arzt gehabt, aber mehr als an alle Medizin glaube ich an Gebete.“ Wie sehr aber der greise Meister trotz alledem den Ernst des Alters und seine Leiden begriff, beweist jenes seltsame Spottgedicht auf seinen eigenen kläglichen Zustand, das jedenfalls noch in den vierziger Jahren entstanden ist, und mit Worten unsäglicher Wehmut ausklingt:

Gepriesʼne Kunst, die einst mich groß gemacht,
Sie hat mich nun zu diesem Ziel gebracht.
Arm, alt, ein Sklave feindlicher Gewalten,
Ruf ich den Tod, das Leben zu erhalten [4]).

Ja, ihm bedeutete der beständige Gedanke an den Tod eine Stärkung seiner Lebenskraft und ein nie versagendes Mittel, die Intensität der Lebensarbeit zu steigern und neu zu beleben. In goldenen Worten hat er diesen höchsten Schluß seiner Lebensweisheit in jenem berühmten Dialog des Donato Gianotti niedergelegt, dessen würdiger Schauplatz die Trümmerstätten des alten Rom gewesen sind, die zwischen Forum und Lateran sich ausbreiten. „Ich erinnere euch daran,“ so sprach er zu den Freunden, „daß man nicht so viele Freuden und so viele Zerstreuungen aufsuchen soll, wenn man sich selbst finden und seiner selbst froh werden will, sondern man soll beständig des Todes eingedenk sein. Denn dieser Gedanke ist es allein, der uns zur Selbsterkenntnis führt und uns in uns selbst gefestigt zusammenhält. Er bewahrt uns davor, daß die Verwandten, die Freunde, die großen Herren,

[1]) Gaye a. a. O. III, S. 129.
[2]) Milanesi, Lettere, S. 543.
[3]) Milanesi Lettere, S. 242.
[4]) Frey, Dichtungen, S. 88.

der Ehrgeiz, die Habsucht und alle die andren Laster, die den Menschen rettungslos zugrunde richten, sich unsrer bemächtigen und uns unser bestes Teil rauben. Und so wird uns der Tod, der seiner Natur nach alle Dinge vernichtet, ein wunderbarer Erhalter, der alle die, welche seiner eingedenk sind, vor allen menschlichen Leidenschaften beschützt. So habe ich mich selbst einmal in Versen ausgedrückt in einem Madrigal. Hier sprach ich von der Liebe und suchte zu beweisen, daß nichts uns sicherer vor Amors Pfeilen schützt als der Gedanke an den Tod:

Der Tod, ja schon die Todesfurcht kann retten
Aus strenger Schönheit Ketten,
Kann vor der Stolzen Waffen mich beschirmen;
Ja, in den Liebesstürmen,
Die mehr denn je die Glut in mir entzünden,
Werd ich nur Hilfe finden,
Wenn ich sein Bild ins tiefste Herz mir präge,
Denn Amor flieht des Todes dunkle Wege" [1]).

So wurde in Michelangelos Phantasie der Gedanke an die Allgegenwart des Todes der schützende Schild gegen die Gefahren des Lebens. Auch von dem Alter begann er früh zu reden, als Leib und Seele in diesem unverwüstlichen Organismus noch jung waren. Er verlangte stürmisch für das Alter das Recht, empfinden und lieben zu können wie die Jugend, aber er schützte gerne seine Jahre vor, trat man mit Wünschen oder Zumutungen an ihn heran, die ihm unbequem waren. Dem Neffen betonte er immer wieder, welch eine Mühsal ihm das Briefschreiben sei, und den in Aussicht gestellten Besuch suchte er immer aufs neue hinauszuschieben: „Es fehlte mir gerade noch, daß ich für dich kochen müßte!" Auch den Großen dieser Erde gegenüber, die an die Kunst des Unvergleichlichen immer neue Anforderungen stellten, bediente er sich des Alters als Schutz und Abwehr. Schon im Jahre 1546 schrieb er an den König von Frankreich, er habe nur noch kurze Zeit zu leben. Diese aber wolle er gerne anwenden, dem Könige zu dienen, sobald er ältere Verpflichtungen erfüllt habe. „Und sollte der Tod diesen meinen Wunsch vereiteln, und sollte man auch in einem andern Leben meißeln und malen können, so werde ich Euch dort dienen, wo man nicht mehr alt wird" [2]).

Eine alte Überlieferung, die bis ins sechzehnte Jahrhundert hinaufreicht, erzählt, daß Michelangelo in späteren Lebensjahren völlig erblindet sei. Man wußte die rührende Legende zu erzählen, der Greis habe den Torso des Belvedere, seinen Liebling unter den römischen Antiken, mit zitternden Händen betastet, um wenigstens fühlend die Schönheit zu ahnen, die er schauend nicht mehr genießen konnte [3]). Daß Michelangelo seine Augen schon beim Malen der Sixtinadecke maßlos überanstrengt hatte, erzählt er selbst, und daß er sich gelegentlich auf den Gebrauch von allerhand Heilmitteln angewiesen sah, beweist die eigenhändig von ihm geschriebene Sammlung von Augenrezepten,

[1]) Donato Giannotti, Dialoghi. Firenze 1859. S. 34.
[2]) Milanesi, Lettere, S. 519.
[3]) C. Ripa, Iconologia. Dritte Auflage. Siena 1613. S. 216.

welche die Vatikanische Bibliothek bewahrt[1]). Er entschuldigte dem Neffen gegenüber auch wohl sein langes Schweigen mit der schwindenden Sehkraft, und einen Brief an Ammanati von 1559 schloß er mit den Worten: „Ich bin ganz der Eurige, alt, blind, taub und völlig untauglich, noch irgend etwas zu leisten“ [2]). Mit jenem unerbittlichen Wahrheitssinn und jener unnachsichtlichen Kritik, die ihm im Leben so viele Feinde gemacht hatte, beurteilte Michelangelo eben auch seinen eigenen Zustand:

Ich gehe langsam meinen Weg bergab!
Die Sonne schwindet; stündlich wächst der Schatten;
Krank bin ich, müde! Vor mir gähnt das Grab!

Aber das furchtbare Schicksal der Blindheit ist dem Manne erspart geblieben, dessen leuchtende Augensterne einst so sehnsuchtsvoll zur Schönheit emporgeblickt hatten[3]). Schon die Tatsache, daß Michelangelo bis zuletzt die volle Verantwortlichkeit für den Bau der Peterskirche trug, bestätigt Vasaris Behauptung, daß alle seine Sinne ihm bis zum neunzigsten Lebensjahre treue Diener geblieben sind. Wir wissen überdies, daß er den Meißel erst wenige Tage vor seinem Tode aus der Hand legte, und daß er noch kurz vor seiner letzten Krankheit allein zu Fuß und zu Pferde in den Straßen Roms gesehen wurde.

Am 3. Dezember 1555 war Urbino gestorben. Kein Schlag hätte den Vereinsamten schmerzlicher treffen können als dieser Verlust des unzertrennlichen Hausgenossen: „Sechsundzwanzig Jahre lang hat er mir gedient,“ schrieb Michelangelo einige Monate später an Vasari, „und stets habe ich ihn loyal und treu erfunden. Ich habe keine andre Hoffnung als die, ihn im Paradiese wiederzusehen. Und dafür hat mir Gott selbst eine Bürgschaft gegeben durch sein seliges Hinscheiden. Viel mehr als zu sterben quälte ihn der Gedanke, mich lebend zurückzulassen, allein mit so viel Mühsal in dieser verräterischen Welt. So ist der bessere Teil von mir mit ihm dahingegangen, und mir bleibt nichts übrig als unsägliche Verlassenheit.“

Aber noch immer wachten treue Augen über dies kostbare Leben. Tommaso Cavalieri, der edle Sproß aus alter römischer Familie, war dem Freunde nicht nur durch die Gemeinsamkeit der Interessen, sondern auch durch das geheiligte Andenken einer unermeßlichen Zuneigung verbunden. Und diese große Freundschaft, die einst durch die stürmische Hingabe des Greises und die scheue Zurückhaltung des Jünglings manche Trübung erlitten hatte, muß über den Lebensabend Michelangelos den milden Glanz wehmütiger Glückserinnerung gebreitet haben. Und zu Cavalieri gesellten sich als treue Hausfreunde die Bildhauer Tiberio Calcagni, Diomede Leoni und Daniello da Volterra. Urbino selbst aber hatte noch bei Lebzeiten für einen tüchtigen Ersatz seiner schwindenden Kräfte gesorgt. Schon mehrere Jahre vor seinem Tode war ein Landsmann Urbinos aus Casteldurante, Antonio di Gianmaria del Francese,

---

[1]) Der Augentraktat Michelangelos wurde herausgegeben von A. M. Berger. München 1897.

[2]) Milanesi, Lettere, S. 550.

[3]) I' son colui che ne' prim' anni tuoi
Gli ochi tuo' infermi volsi alla beltade

schreibt er selbst. Frey, Dichtungen, S. 51.

als Diener in das Häuschen am Macell de' Corvi eingetreten. Er hat sich als Nachfolger Urbinos glänzend bewährt.

Wie Michelangelo treue Diener zu belohnen verstand, bezeugen zahlreiche Dokumente. Nachdem er Urbino reich gemacht, hat er auch noch für seine Witwe und seine Söhne väterlich gesorgt. Er hat diese beiden Kinder, von denen das eine seinen Namen trug, sogar gemalt, eine Ehre, deren sich nicht einmal die Päpste rühmen konnten. Auch Antonio del Francese wurde für seine Treue fürstlich belohnt. Im August 1561 wurde ihm in besonderem Dokument die Schenkung zweier unvollendeter Skulpturen, Christusbilder darstellend, bestätigt. Zwei Jahre später bekannte Michelangelo, daß er seinem Diener, den er wie einen Sohn betrachte, im Laufe der Jahre 2000 Scudi als Eigentum überwiesen habe. Dafür versprach Antonio seinem Herrn, auch für eine Schwester zu sorgen, die sich gleichfalls seit einigen Jahren im Dienst Michelangelos befand. Er gelobte ferner, für das Seelenheil des Meisters fromme Gebete und Stiftungen darzubringen. Zeit seines Lebens verpflichtete er sich endlich am 6. März, dem Geburtstage Michelangelos, und ebenso an seinem Todestage dreizehn Arme zu speisen[1]). Von allen Feiern, die je im Laufe der Jahrhunderte zu Michelangelos Gedächtnis begangen worden sind, ist diese Speisung der Armen am 6. März und am 18. Februar vielleicht die sinnigste zu nennen, weil am meisten im Geiste des Dahingeschiedenen, der so oft der Armut die Hand geöffnet und es so wohl verstanden hatte, das Gute, das er tat, vor den Augen der Menschen zu verbergen.

So rüstig auch der Greis erschien, so unentwegt er auch die schwere Last des Petersbaues trug, an ernsten Mahnungen, daß es Zeit sei, das Haus zu bestellen, hat es ihm nicht gefehlt. Schon Ende August des Jahres 1561 hören wir von einem tiefen Ohnmachtsanfall. Tiberio Calcagni berichtete darüber ausführlich nach Florenz und verrät uns bei dieser Gelegenheit allerlei Intimes aus dem stillen Hause bei S. Maria di Loreto[2]). Buonarroti hatte sich am Morgen noch in bester Gesundheit erhoben und barfuß drei Stunden lang, ohne aufzuhören, gezeichnet. Dann war er plötzlich ohnmächtig geworden und zu Boden gestürzt. Antonio, der herbeigeeilt war, fand seinen Herrn so verändert, daß er sofort Tommaso Cavalieri und jenen Francesco Bandini rufen ließ, der einst in Florenz als Freund des Volkes und Gegner der Medici eine politische Rolle gespielt hatte. Als sie anlangten, fühlte sich der Kranke schon erleichtert; er wollte nicht gestört werden und bat, man solle ihn schlafen lassen. Eine tiefe seelische Depression blieb anfangs noch zurück; doch auch diese verschwand nach einigen Tagen. „Und jetzt reitet er wieder," schloß Calcagni seinen Bericht, „und beschäftigt sich mit den Zeichnungen für die Porta Pia."

Man begreift, daß sich Michelangelo, von solchen Freunden und Dienern umgeben, wohl versorgt fühlte, und daß seine Sorgen für den Bau von St. Peter ihm überhaupt keine Zeit ließen, körperlichen Leiden länger nachzudenken, als er sie eben empfand. Er wurde mürrisch, wenn man ihn mit

[1]) Vgl. Arch. stor. dell' arte I. 1888. S. 76 ff.

[2]) Daelli, Carte Michelangiolesche inedite S. 34.

unnötigen Besorgnissen quälte, und er geriet in Zorn, wenn man sich ungefragt in seine häuslichen Angelegenheiten drängte oder gar seine treuerprobten Diener zu verdächtigen suchte. Ein Brief vom 21. August 1563, den die Pietät des Neffen aufbewahrt hat, zeigt uns den Neunundachtzigjährigen so urwüchsig in seiner Grobheit, so selbständig in seinen Entschlüssen, so schroff in seiner Ablehnung, daß es unmöglich ist, ein schlagenderes Dokument zu finden, des Hochbetagten physische und psychische Gesundheit zu erhärten: „Lionardo! Ich sehe aus Deinem Schreiben, daß Du gewissen neidischen boshaften Leuten Glauben schenkst, die Dir eine Menge Lügen schreiben, da es ihnen nicht gelingt, mich zu bestehlen und nach ihrem Willen mit mir umzugehen. Sie sind eine Bande von Räubern, und Du selbst bist so dumm, ihnen alles zu glauben, was mich betrifft, als wenn ich kindisch geworden wäre. Halte sie Dir vom Leibe, denn sie sind skandalsüchtig, neidisch und haben ihr Lebenlang nichts Gutes getan. Über die Führung meines Haushaltes habe ich Dir folgendes zu sagen. Ich sage Dir, es könnte mir nicht besser gehen, ich könnte nicht treuer bedient und besser behandel werden, als ich es bin. Was nun das Bestohlenwerden betrifft, auf das Du anzuspielen scheinst, so kann ich Dir sagen, daß ich so treue Leute im Hause habe, daß ich in Frieden leben kann. So rate ich Dir, Dich mit Deinen Angelegenheiten zu beschäftigen, und an meine nicht zu denken. Denn ich kann mich, wenn es notwendig ist, selbst beschützen, und ich bin kein kleines Kind. Bleibe gesund!“ [1])

Es ist für Michelangelos Eigenart höchst charakteristisch, wie er auch noch in spätesten Lebensjahren energisch Front macht gegen jede Bevormundung durch seine Blutsverwandten. Das Mißtrauen gegen die Familie, die ihm von jeher alles abverlangt und nichts geboten hatte, hat Michelangelo trotz eines starken angeborenen Familiensinnes bis zu allerletzt nicht zu überwinden vermocht. Als Buonarroti Simoni hielt er auf die Ehre und den Glanz des alten Namens. Als Mensch aber wie als Künstler hielt er sich schon aus dunklem Selbsterhaltungstrieb die Angehörigen so fern wie möglich. Nur den Vater hat er wirklich geliebt, aber selbst ihm gestattete er niemals einen Einblick in seine persönlichen Angelegenheiten, vergönnte er nie einen Einfluß auf seine Entschlüsse und auf seine Kunst. Auch von seinem Hause hatte er einst die Brüder und später den Neffen bis zuletzt fernzuhalten gewußt. Er sorgte für sie alle, weil sie seinen Namen trugen; aber persönlich zog er es vor, sich mit Männern zu umgeben, die ihm geistig nahe standen. Treue Freunde und treue Diener haben seine Zuneigung besessen. Der einzig übriggebliebene Neffe fehlte am Sterbebett des Oheims. Tommaso Cavalieri drückte dem Toten die Augen zu.

Den Beweis, daß er stark genug war, sich selbst zu beschützen, und daß er nichts weniger als kindisch geworden, wie Pirro Ligorio seit Jahren in Rom herumtrug, hat der fast Neunzigjährige gerade damals mit Glanz geführt. Der Neubau der Peterskirche und ihrer majestätischen Kuppel war

[1]) Milanesi, Lettere, S. 371.

Michelangelos letzte große Liebe und seine letzte große Last. Und weil er wie immer rücksichtslos und ohne irgendwelche Zugeständnisse zu machen auf sein Ziel losging, so lag er bis zuletzt, ja bis zu allerletzt in heißer Fehde mit seinen Gegnern. Man kann sagen, daß er wie ein tapferer Feldherr auf der Bresche gestorben ist, von Feinden bestürmt, von Freunden beschützt, den blanken Schild der Wahrheit in der erhobenen Rechten. Nanni di Baccio Bigio, der die gierigen Hände sofort nach des Meisters künstlerischer Hinterlassenschaft ausstreckte, nachdem er schon früher vergeblich gesucht, ihn zu verdrängen, eben jener ehrsüchtige, hämische Streber hat noch die letzten Lebenstage Michelangelos verbittert. Wie heiß der Kampf um St. Peter entbrannt war, beweist die Tatsache, daß Buonarrotis Stellvertreter Cesare da Castelduranto Anfang August 1563 auf dem Bauplatz selbst durch drei Dolchstiche getötet wurde. Als Ersatz bestimmte Michelangelo sofort seinen Hausgenossen, den jungen Architekten Pierluigi Gaeta, der gerade damals das Mißgeschick hatte, verhaftet zu werden, weil er, einige alte Münzen für Michelangelo wechselnd, für den Dieb eines Schatzes gehalten wurde, der in der Vigna Muti entdeckt worden war[1]).

Die Parteigänger Nannis aber sandten Pierluigi nach Hause, und Michelangelo war darüber so aufgebracht, daß er überhaupt nicht mehr in St. Peter erschien. Er hätte seinen Gegnern nicht besser dienen können. In wenigen Tagen war in ganz Rom das Gerücht verbreitet, Michelangelo sei alt und krank und habe die Leitung von St. Peter für immer aus der Hand gegeben. Daniello da Volterra aber, dessen Anerkennung als Stellvertreter man dem Greise feierlich zugesichert hatte, konnte sich ebensowenig in St. Peter behaupten wie Pierluigi. Nanni di Baccio Bigio triumphierte. Er nahm, gestützt auf eine Clique einflußreicher Anhänger, ohne weiteres von der Bauhütte Besitz und widerrief Buonarrotis Verfügungen.

Da zeigte der alte Löwe noch einmal seine Zähne, und das Kapitol — seit Jahren der Schauplatz seines genialen Schaffens — sollte der Zeuge seines letzten irdischen Triumphes werden[2]). Hier oben empfing ihn Papst Pius IV. aus dem glorreichen Geschlecht der Medici. „Heiliger Vater," hub Michelangelo an, „die Deputierten haben als meinen Stellvertreter einen Menschen eingesetzt, von dem ich nicht weiß, wer er ist. Wenn sie nun meinen und auch Ew. Heiligkeit der Ansicht sind, daß ich entbehrt werden kann, so bin ich bereit, noch heute nach Florenz zu gehen, wohin mich mein Fürst mehr als einmal eingeladen hat. Ich werde dort mein Leben in meinem eigenen Hause beschließen und bitte Ew. Heiligkeit um einen gnädigen Abschied." Es gelang dem Papst, den Erzürnten zu beruhigen, und er berief noch für denselben Tag unter seinem eigenen Vorsitz eine Versammlung der ganzen Kommission von St. Peter nach Aracoeli. Hier widerlegte Michelangelo in längerer Rede alle Anklagen, die gegen ihn laut geworden waren. Er entlarvte seine Feinde, und Nanni selbst wurde bedeutet, er könne gehen, und solle es sich niemals wieder in den Sinn kommen lassen, einen Mann wie den großen Buonarroti

[1]) Vgl. Thode, Michelangelo. Bd. I, S. 473. (Regesten.)
[2]) Vasari ed. Milanesi. Bd. VII, S. 265.

zu verleumden. Der Papst aber erneuerte seine Bitten, Michelangelo möge wie seit siebenzehn Jahren zur Ehre Gottes und zur eigenen Ehre die Geschicke der Peterskirche leiten wie bisher und den Stellvertreter ernennen, der ihm genehm wäre.

Pius IV. und sein Nachfolger Pius V. haben das Vermächtnis des Meisters treu verwaltet. Mit unerbittlicher Strenge befahlen sie den Architekten von St. Peter, bis in alle Einzelheiten an Michelangelos Entwürfen und Modellen festzuhalten. Diesen beiden Päpsten ist es vor allem zu danken, daß die Peterskuppel die wunderbare Bogenspannung erhielt, die noch bis heute auf der weiten Erde nicht ihresgleichen gefunden hat.

So verließ Michelangelo als Sieger die historische Stätte, und wir stellen uns ihn gerne vor, wie er schweigend und ernst mit Tommaso Cavalieri, der ihm auch in dieser Stunde beigestanden hatte, die hohe Treppe von Aracoeli hinabschritt. Er, der nach Vasaris schönem Ausdruck gewohnt war, alle seine Handlungen mit dem Bilde des Todes zu prägen[1]), er wird nach einer solchen Stunde besonders feierlich gestimmt gewesen sein. Er mußte empfinden, daß er soeben sein Testament vor Freunden und Feinden in die Hände des Papstes gelegt hatte. Er mußte fühlen, daß mit diesem Akt sein höchster Ruhmestitel als Architekt von St. Peter vor aller Welt versiegelt und bestätigt war. Wie ein Mann, der den letzten vollen Trunk aus dem goldenen Becher des Lebens getan hat, kehrte er gelassen in sein stilles Haus zurück, wo ihn der Tod erwartete.

Am 28. Dezember schrieb der Greis zum letztenmal mit zitternder Hand an seinen Neffen: Die gesandten Märzkäse seien schön und gut gewesen. Auch zwei Briefe seien angelangt. Er habe sie aber nicht beantworten können, weil die Hand den Dienst versage. Er werde in Zukunft diktieren müssen und nur noch selbst unterschreiben[2]).

Das war der Tod, der seinem Kommen einen Boten nach dem andern vorausſandte. Aber Michelangelo hatte vor dem Unerbittlichen nur gezittert, wenn er ihm mit mörderischer Hand die Freunde entriß. Ihm selbst schien der Tod nicht schwerer als das Leben, und festen Blickes sah er dem Unvermeidlichen ins Auge. Als er einmal mit einem seiner Freunde über den Tod philosophierte, meinte dieser, das Sterben müsse ihm schwer fallen, weil er das Leben noch kaum genossen und alle Daseinsfreuden ihm verwehrt geblieben seien. Aber Buonarroti antwortete einfach: „Das bedeutet nichts. Wenn uns das Leben gefallen hat, so darf der Tod uns nicht mißfallen, denn beide kommen aus der Hand desselben Meisters.“[3])

Lesen wir Senecas Briefe an Lucilius, so finden wir dort die Frage: „Weißt Du nicht, daß das Sterben auch eine von den Pflichten des Lebens ist?“ Ganz ähnlich wie Michelangelo hat auch der römische Stoiker sich immer aufs neue in die Betrachtung des Todes versenkt; der Christ wie der Heide haben beide die Furcht vor dem Tode als menschenunwürdig mit allen Mitteln bekämpft. Im Hause Buonarrotis in Rom war nach den Auf-

[1]) Vasari VII, S. 245: Non nasceva pensiero in lui che non vi fussi scolpita la morte. [2]) Milanesi, Lettere, S. 372. [3]) Vasari VII, S. 278.

zeichnungen seines Großneffen ein Skelett mit einem Sarge auf der Schulter im Treppenhause gemalt, und darunter hatte Michelangelo die Worte geschrieben:

Ich sage euch, die ihr der Welt geweiht
Die Seele und den Körper und das Leben,
Dies schlechte Holz wird euch die Ruhe geben.

Und Seneca warnte davor, Pläne zu machen auf das ganze Leben hinaus, da wir doch nicht einmal Herren des kommenden Tages seien. „Von der Zukunft", so mahnte er, „darf man sich gar nichts versprechen; was man schon in der Hand hat, entschlüpft wieder, und die Stunde, die wir festhalten wollen, schneidet ein Zufall ab. Wozu dieses schnöde Betteln um das Leben?" Seneca nannte das Leben einen Gang zum Tode, und Michelangelo schrieb: Ich lebe, indem ich sterbe [1]). Und dasselbe, was Michelangelo in jenen Dialogen des Donato Gianotti vom Tode als dem Erhalter des Lebens sagte, das hatte schon Seneca von der Philosophie gerühmt: „sie erhält den Menschen aufrecht auch bei den Gebrechen des Leibes; sie macht heiter und froh im Angesicht des Todes und läßt den Menschen nicht versinken, wenn auch seine Kräfte schwinden." Wie schon die Zeitgenossen in Michelangelos Aussprüchen und Dichtungen über die Liebe Ideen Platos wiederzuerkennen glaubten, so könnte man behaupten, der Meister habe sich in seiner Philosophie über den Tod an Seneca angeschlossen. Aber weder Plato noch Seneca dürfen im letzten Grunde als Ursprung einer Lebensanschauung angesprochen werden, die ein allumfassender Geist aus den Abgrundtiefen des eigenen Daseins schöpfen konnte. Der Genius der Liebe und der Genius des Todes hatten vereint diesem trotzigen, sehnsuchtsvollen Herzen den dornenvollen Weg zu den kristallenen Quellen der Weisheit gewiesen.

Am Sonnabend, den 12. Februar arbeitete der Unermüdliche zum letztenmal in seiner Werkstatt. Stehend meißelte er noch an einer Pietà, die man unvollendet in seinem Nachlaß vorfand. Zwei Tage später hieß es in Rom, der Meister sei schwer erkrankt. Tiberio Calcagni, jener Lieblingsschüler und Landsmann, der einst die Pietà zum Geschenk erhalten hatte, mit der Michelangelo sein Grabmal zu schmücken gedachte, eilte sofort zum Macell de' Corvi. Obwohl es regnete, begegnete er dem Alten draußen auf der Straße. „Was willst du, das ich tun soll," entgegnete er auf Calcagnis Vorstellungen. „Ich bin krank und kann nirgends Ruhe finden" [2]).

Noch an demselben Tage sandte er nach Daniello da Volterra: „Es geht zu Ende mit mir, Daniello," rief er dem Eintretenden entgegen. „Nimm dich meiner an. Laß mich nicht allein!" Dann diktierte er noch einen Brief an den Neffen, in dem er ihm zu kommen befahl, und setzte selbst noch seinen Namen unter das Schriftstück. Dies Dokument mit Michelangelos letzter Namensunterschrift ist, wie es scheint, der Nachwelt verloren gegangen.

Auch über Michelangelos Ergehen am folgenden Tage, Dienstag, den 15., ist uns ein Bericht des Diomede Leoni erhalten, der die Liebe bezeugt, die

[1]) „A memorendo vivo." (Frey, Dichtungen, S. 17, Nr. XXV.) „Vivo della mie morte." (Frey, S. 31, Nr. XLI.) [2]) Daelli a. a. O., S. 41.

den Scheidenden umgab[1]). Tommaso del Cavaliere, Daniello, Antonio und Diomede Leoni waren beständig in seiner Nähe. „Über seinen Zustand will ich nur berichten," schrieb Leoni nach Florenz, „daß ich ihn vor kurzem außer Bett, völlig bei Bewußtsein und ohne Schmerzen verlassen habe. Nur fühlt er sich durch eine große Schläfrigkeit bedrückt, und um sie los zu werden, wollte er durchaus noch zwischen 4 und 5 Uhr zu reiten versuchen, wie er allabendlich bei gutem Wetter zu tun pflegte. Aber die Kälte der Jahreszeit und die Schwäche in Kopf und Beinen zwangen ihn, den Versuch aufzugeben. Und so kehrte er zu seinem Feuer zurück, wo er bequem in einem Sessel ruht, der ihm viel lieber ist als das Bett." Das Pferdchen, das Michelangelo noch drei Tage vor seinem Tode zu besteigen versuchte, wird auch ausdrücklich im Inventar seines Nachlasses genannt. Er war ein großer Pferdeliebhaber und als guter Reiter in den Straßen Roms überall bekannt. Es wird noch heute in der Albertina eine Zeichnung des Taddeo Zuccari bewahrt, die den alten Michelangelo zu Pferde zeigt, wie er der Arbeit einiger Maler zuschaut, die eine Palastfassade mit Fresken schmücken.

Am nächsten Tage konnte Michelangelo das Bett nicht mehr verlassen. Er ruhte unter einem Bettzelt aus weißer Leinwand mit einigen Wolldecken und einem weißen Lammfell zugedeckt. Hier empfing er noch den Besuch seines alten Freundes, des Kardinals Salviati: „Ich bedaure nur zwei Dinge," sagte er zu ihm: nicht besser für mein Seelenheil gesorgt zu haben und sterben zu müssen, wo ich eben anfange, in meiner Kunst die ersten Worte zu stammeln"[2]).

Am Donnerstag ging noch eine letzte Botschaft nach Florenz, die aber den bereits nach Rom abgereisten Neffen nicht mehr erreichte: „Beschleunigt Euer Kommen, so sehr Ihr nur könnt," bat Tiberio Calcagni: „Euer Michelangelo will uns in der Tat verlassen. Möchte er doch noch die Freude haben, Euch zu sehen!" Erst am 21. Februar traf Lionardo in Rom ein. Bereits am 18., als die Glocken Roms das Ave Maria läuteten, nachmittags gegen 5 Uhr, war Michelangelo entschlafen. Er war als „vollkommener Christ" gestorben und hatte bestimmt, in Florenz begraben zu werden neben dem Vater, dem er ein so treuer Sohn gewesen war. Ein geschriebenes Testament fand sich nicht vor; einen Entwurf, den er früher gemacht, scheint er vernichtet zu haben. Er übergab in seinem letzten Willen den Leib der Erde, die Habe den Verwandten und die Seele Gott[3]).

Der Rest ist Schweigen! Ein undurchdringlicher Schleier des Geheimnisses ruht über diesen letzten Stunden des Abschieds und über dem Sterbebett des Unvergleichlichen. Wir wissen nicht, was seine Seele mit dem Tode gesprochen hat[4]), wir wissen nicht, wem sein letzter Blick, sein letztes Wort, sein letzter

[1]) Gotti, Vita di Michelangelo Buonarroti I, S. 353.

[2]) Die Begebenheit hat uns Bernini überliefert. Vgl. L. Lalanne, Journal du voyage du Chevalier Bernini en France. Gazette des B. Arts XXI. 1880. S. 388.

[3]) Vasari VII, 268.

[4]) L'anima mia, che con la morte parla
E secho di se stessa si chonsiglia.

Den schönen Ausdruck hat er selbst in einer seiner Dichtungen geprägt. Vgl. Frey, Dichtungen, S. 209.

Händedruck gegolten. Es muß uns genug sein, zu erfahren, daß Messer Tomao an diesem Sterbebett gestanden hat, der einzig überlebende Zeuge glücklicherer Tage, der Auserlesene, der dieses Mannes Herzensneigung mit Vittoria Colonna teilen durfte. „Das war jener Michelangelo," schrieb Ammirato, als er in seinen Florentiner Geschichten unter dem Jahre 1564 Buonarrotis Tod anmerkte, „das war jener Michelangelo, der, geehrt von den mächtigsten Fürsten der Christenheit, in unsren Tagen die Werte vergangener Jahrhunderte erneuert hat. Das war er, ein Mann von so gewaltiger Kraft des Geistes, daß er nicht hoch genug gepriesen werden kann. Das war er, der 90 Jahre lang gelebt, und dem in so langen Jahren, bei so vielen Gelegenheiten zu sündigen niemand mit Recht in seinen Gewohnheiten und Sitten irgend etwas Böses nachzusagen vermocht hätte"[1]).

Bereits am folgenden Tage hat Michelangelo das Häuschen, um dessen Besitz er einst mit den Erben Julius' II. so heiß gekämpft, und das er dann mehr als ein halbes Jahrhundert sein eigen nennen durfte, für immer verlassen. Die ernsten Männer der „Misericordia" erschienen in ihren langen, dunklen Gewändern, Brüder jener Bruderschaft von San Giovanni Decollato, deren Kirche und Oratorium wir noch heute in Rom besuchen können. Auch Michelangelo hatte der „Misericordia" angehört, in die damals nur Kinder Florentiner Bürger aufgenommen wurden. So waren es denn Florentiner, die den größten Sohn von Florenz in feierlichem Zuge mit brennenden Kerzen und eintönigen Gebeten aus seiner stillen Werkstatt in die nahe Kirche von SS. Apostoli trugen. Hier, wo im Chor Melozzos Meisterhand das Wunder der Himmelfahrt als ein Wunder höchster Kunst gestaltet hatte, wurde des Unsterblichen sterbliche Hülle prunkvoll aufgebahrt. Hier fand der Neffe den toten Oheim wieder, der seines Hauses Glanz und Glück begründet hatte.

In dem verwaisten Hause aber wurde noch an demselben Tage das Inventar des Nachlasses aufgenommen, ein Dokument von unschätzbarem Wert für Michelangelos Lebensgewohnheiten und persönlichen Charakter. In diesem Hause war die Arbeit das Gesetz des Lebens gewesen. Hier hatte man in klösterlicher Einfachheit gelebt. Nichts, auch gar nichts von den Dingen, die das Leben schmücken, war über diese Schwelle getragen worden[2]).

Auch der künstlerische Nachlaß entsprach den Erwartungen nicht. Im Kaminfeuer, an dem sich der Meister noch zuletzt erwärmte, waren die unermeßlichen Werte seiner Zeichnungen zugrunde gegangen. Die Nachwelt sollte nie erfahren, wie unablässig er gearbeitet, ehe er der Mann geworden war, der sie alle meisterte. Über einen Teil der vorhandenen Kartons und Statuen hatte Buonarroti bereits bei Lebzeiten verfügt. An begonnenen Statuen fanden sich in der Werkstatt nur: eine Statue des h. Petrus; ein Christus mit einer andern Figur darüber; ein andrer Christus mit einem Kreuz auf der Schulter. Im Wohnzimmer Michelangelos dagegen fand man mehrere Kartons: Pläne und Zeichnungen für St. Peter, eine Pietà mit

[1]) Istorie Fiorentine. Firenze 1641. S. 538.

[2]) Das Inventar des Hauses Michelangelos ist mehrfach abgedruckt worden bei Gotti, Fanfani, im Buonarroti usw.

neun Figuren (unvollendet); einen andern Karton mit drei Figuren und zwei Kindern; einen dritten Karton mit einer Figur allein; einen vierten Karton mit den Figuren Christi und der Madonna. Dieser letzte Karton wird uns näher beschrieben in einem Briefe Daniellos an Vasari; er stellte Christi Abschied von seiner Mutter vor. Michelangelo hatte ihn einmal an Vasari schenken wollen und dann als letzte Gabe dem Tommaso Cavalieri vermacht. Früher schon hatte Antonio von seinem Meister den toten Christus und den Christus mit dem Kreuz erhalten. Ein großer Teil dieser Hinterlassenschaft ist verloren gegangen. Aus der Petrusstatue meißelte Cordieri später den h. Gregor, den wir heute noch im Oratorium von S. Gregorio Magno auf dem Celio finden. Der tote Christus mit der Figur darüber gelangte — wir wissen nicht, auf welche Weise — in den Palazzo Rondanini. Der kreuztragende Christus aber ist nicht mehr nachzuweisen.

Das gleiche gilt von sämtlichen Kartons, die ja der Zerstörung besonders ausgesetzt waren. Alle Zeichnungen und Kartons, die Cavalieri von Michelangelos Hand besaß — darunter auch sein eigenes wundervolles Bildnis — wurden von pietätlosen Erben im Jahre 1587 an den glänzendsten Mäcen des späten Cinquecento, den Kardinal Alessandro Farnese für 500 Scudi verkauft. Und von diesen Blättern hatte Cavalieri einst an den Herzog Cosimo geschrieben, sie seien ihm teuer wie seine eigenen Söhne [1]). Allerdings konnten diese Schätze nach menschlichem Ermessen nicht in bessere Hände fallen. Denn in einem Testament bestimmte Alessandro Farnese ausdrücklich, daß seine Sammlungen die Stadt Rom und den Palast der Familie niemals verlassen sollten. Dessenungeachtet gelangte die Farnesesammlung durch Erbschaftsteilung nach Neapel, und hier sind auch die Kartons Michelangelos verschollen.

Ein Todfeind aller Äußerlichkeiten und jeglichen Prunkes ist Buonarroti sein Lebenlang gewesen — auch darin ein Fremdling unter den Menschen, die ihn umgaben, ein Unverstandener in jener prachtliebenden Zeit, der er angehörte. Aber er konnte nicht verhindern, daß sich die Nachwelt sofort seiner Größe bemächtigte, dem Toten die Ehren zu erweisen, die der Lebende so stolz verschmähte. Ein Leichengepränge wie das, welches die Akademie der schönen Künste ihrem ehrwürdigen Haupte in San Lorenzo veranstaltete, hatte Florenz noch nicht gesehen [2]). Es gab damals in Florenz und Rom keinen Maler, Bildhauer oder Architekten, der ihn nicht als Meister aller Meister anerkannt hätte, es gab in Italien keinen Dichter, der Buonarrotis Tod nicht besungen hätte. Der Hingang Michelangelos zeitigte eine eigene Literatur. Die Sonette und Madrigale wurden gesammelt und gedruckt, ebenso wie die Leichenreden Varchis und Salviatis. Eine Beschreibung der großen Feier von San Lorenzo, in der sich die künstlerischen Traditionen von Florenz noch einmal glorreich offenbarten, wurde mit großer Sorgfalt in einem besonderen Büchlein ediert. Die Epigonen glaubten es wagen zu

[1]) Vgl. Repert. f. Kunstwissenschaft XXIX, S. 443 und 444 Anm. 2.

[2]) „Non dico magnifiche, ma poco meno che reali" sagt Vasari (VI, S. 659) von diesen Exequien.

dürfen, ihrer eigenen Zeit in rauschender Apotheose die gewaltige Größe dieses Mannes als Spiegel vorzuhalten.

Michelangelo hatte früher einmal den Wunsch geäußert, in S. Maria Maggiore begraben zu werden, wo er sich oft an den Bildern Masaccios gefreut [1]), und wo er selbst noch die glänzende Fassade der Sforza Kapelle entworfen hatte, die heute zerstört ist. Hier wollte er ruhen, zu Füßen der Pietà, die er sich selbst gemeißelt und dann zerschlagen hatte. In späteren Jahren aber wurde seine Sehnsucht nach Florenz immer heftiger, und so verfügte er, man solle ihm sein Grab in Santa Croce richten, wo sein Vater ruhte, und wo er vor langen Jahren einmal dem Geschlecht der Buonarroti eine Grabkapelle hatte errichten wollen [2]).

Sein letzter Wunsch ging in Erfüllung, obwohl die Römer den Leichnam nicht hergeben wollten. Heimlich schaffte Lionardo den Sarg, der Michelangelos Sterbliches barg, in einem Warenballen nach Florenz und errichtete in Santa Croce das Denkmal, das, wie Vasari bemerkt, wohl seinem Können und Vermögen entsprach, der Größe Michelangelos aber nicht gerecht geworden ist. Auch Cosimo di Medici äußerte die Absicht, dem großen Künstler im Dom von Florenz ein Ehrendenkmal zu setzen, und der Papst beschloß in St. Peter dasselbe zu tun [3]). Keines dieser Monumente aber ist zur Ausführung gelangt, und während Florenz in neuerer Zeit das Andenken Michelangelos durch Piazzale und Denkmal bei San Miniato geehrt hat, ist diese große Ehrenschuld in Rom bis heute noch nicht eingelöst worden.

Aber man vermißt ein modernes Denkmal des Meisters nicht sonderlich an einem Ort, wo uns die Erinnerungen an ihn ohnehin auf Schritt und Tritt begleiten. Der Leib Michelangelos ruht in heimischer Erde in Florenz, sein Geist scheint im Zauberbann der ewigen Stadt zurückgeblieben zu sein. Die einsame Größe dieses Genius erscheint für alle Zeiten unauflöslich mit dieser Stadt der größten historischen Erinnerungen verknüpft.

Und diesen Erinnerungen nachzugehen, Totes zu wecken, verwehte Spuren aus des Meisters Erdentagen wiederaufzufinden, gewährt in Rom einen eigenen, unendlichen Reiz. Denn nicht nur in der Peterskirche und auf dem Kapitol, nicht nur im Palazzo Farnese und in der Sixtinischen Kapelle, nicht nur im Moses von San Pietro in Vincoli und in der Pietà von St. Peter ist Michelangelos Geist und Name noch heute am Tiber lebendig. Sein Genius waltet noch an mancher stillen Stätte, und der Zauber seines Namens klingt noch oft und unvermutet in römischen Kirchen und Palästen an unser Ohr. Und selbst seinen wohlvertrauten Zügen begegnen wir in Rom häufiger als in Florenz. Schon Jacopo del Conte malte das Porträt Michelangelos im Oratorium der Misericordia neben dem Kirchlein der Florentiner Kolonie in San Giovanni Decollato. Vasari brachte einige Jahre später das Bild des Freundes in den Fresken der Cancelleria an, und noch viel später malte ihn Daniello da Volterra in seiner heute halbzerstörten Himmelfahrt Mariae in

[1]) Heute im Museum zu Neapel.

[2]) Varchi, Orazione funerale . . . Firenze. Giunti 1564. S. 38.

[3]) Vgl. Repert. f. Kunstwissenschaft XXIX, S. 413 ff.

S. Trinità de' Monti. Demselben Künstler schreibt man auch die Bronzebüste im Capitolinischen Museum zu, wo außerdem noch eins der besten Ölporträts des Meisters von unbekannter Hand bewahrt wird.

Ganz in der Nähe oben in Aracoeli sieht man auch noch heute das jahrhundertelang völlig vergessene Marmordenkmal des Cecchino Bracci, das Buonarroti selbst für einen seiner getreuesten Freunde, Luigi del Riccio, entworfen hatte. Es ist vielleicht die letzte größere Denkmalkomposition, für die man dem Vielbeschäftigten Zeichnungen und Pläne abgerungen hatte. Und, ach, die fremden Hände, die den Stein behauen haben, konnte der Gewaltige nicht mit seinem Geist beseelen! In der Strozzikapelle in S. Andrea della Valle wird nicht nur der Entwurf für die edle Gliederung der Wände Buonarroti zugeschrieben; hier sind auch Bronzekopien seiner schönsten Marmorstatuen zum Schmuck der Nischen verwandt.

In der Sakristei von St. Peter und in S. Maria del Monte finden wir wenig bekannte Ölgemälde nach jener Pietà, die Michelangelo ursprünglich zum Schmuck seines eigenen Grabmals bestimmt hatte. Lange Jahre hat diese Marmorgruppe in der Vigna der Bandini auf dem Monte Cavallo gestanden, bis sie endlich im Jahre 1722 in den Florentiner Dom gelangte, wo hinter dem Hochaltar Bandinellis Paar der ersten Eltern dem Werk des großen Rivalen Platz machen mußte. Kopien in Marmor und Bronze einer andren Pietà — jener berühmten Komposition, die Michelangelo für Vittoria Colonna entwarf — sieht man in der Bibliothek des Vatikans und in der Sakristei von S. Maria in Monserrato. Zahllose Kopien der wenigen Kompositionen, die Michelangelo für Tafelbilder gezeichnet hat, findet man überall in den Kirchen und Galerien Roms, im Lateran, in S. Caterina de' Funari, in S. Francesca Romana, im Palazzo Doria und in der Galerie Corsini. Und wer würde nicht oben in S. Pietro in Vincoli vor den Marmorbildern Ammanatis und den Fresken des Sebastiano del Piombo Michelangelos Formensprache in den Gestalten seiner Nachahmer wiedererkennen?

Wenige, allzuwenige besuchen heute in Rom den stillen Hof des Palazzo Rondanini am Corso. Dort steht an einen Pfeiler gelehnt des Meisters letztes Werk, jene verstümmelte Pietà, die man nach seinem Tode in seiner Werkstatt vorfand. An diesem Marmor sind zum letztenmal die wuchtigen Meißelschläge Michelangelos erklungen. Er ging zum Sterben, als er vor diesem Marmor das vertraute Werkzeug seines Ruhms für immer aus der Hand legte. Stünde dies Fragment in einem stillen Winkel einer der unzähligen Kirchen Roms, man würde niederknien und sich hier in ernster Andacht sammeln. Seltsam! Mit jener Pietà in St. Peter, auf deren breitem Brustband des jungen Künstlers Name prangt, begann er im Jahre 1499 seine glorreiche Laufbahn in Rom. Mit dieser Pietà im Palazzo Rondanini, die uns nur wie ein Trümmerstück, nur wie ein letztes schwerverständliches Stammeln erscheint, hat er sie mehr als zwei Menschenalter später im Jahre 1564 beschlossen! Welch ein weiter, welch ein mühevoller Weg liegt zwischen diesen beiden Marmorbildern! Der sieghafte Glanz einer Jugend, der alles gelingen mußte, weil sie an alles glaubte, verklärt das Bild in St. Peter; der dunkle

Schleier des Todes beschattet das rührende Fragment im Palazzo Rondanini. Dort scheint das höchste Ziel erreichbar und erreicht zu sein; hier ist alles Frage, Rätsel, schweigendes Geheimnis. Ob Michelangelo selbst die erschütternde Tragik dieses Geständnisses geahnt hat, das er dem letzten Marmor anvertraute, den seine einst so starke, jetzt so müde Hand berührt hat?

So verhängnisvoll der Zauber war, den des großen Florentiners Kunst und Name auf Bildhauer und Maler der nächsten Generationen ausgeübt hat, am nachhaltigsten hat er doch als Architekt in Rom gewirkt. Was er hier im Vatikan, im Castel Sant'Angelo, in S. Maria Maggiore, in S. Giovanni de'Fiorentini, in S. Maria degli Angeli und auf dem Kapitol entworfen und zum Teil noch selbst vollendet hat, ist eine wahrhaft monumentale Hinterlassenschaft zu nennen. Auch das Problem der Porta Pia hat ihn noch bis zuletzt beschäftigt, und dieses Tor wiederum ist vorbildlich geworden für die Portalarchitektur in den Palästen und Villengärten Roms. Wer wollte überhaupt den Einfluß abgrenzen, den Michelangelo auf die tüchtigsten Architekten Roms im ganzen Seicento ausgeübt hat? Noch Baglioni nannte den großen Buonarroti den Vater aller Architektur, und selbst ein so origineller Geist wie Lorenzo Bernini stand noch so völlig unter seinem Bann, daß er sich gerne seinen Schüler nannte und den Namen Michelangelos fortwährend im Munde führte.

So mag man denn auch den unwiederbringlichen Verlust des Hauses am Macell de'Corvi verschmerzen und ohne Bitterkeit auf dem öden Platz über dies entweihte Heiligtum dahinschreiten. Es war ja schließlich nur der sterbliche Mensch in diesen engen Mauern zu Hause, und wir würden an dieser Stätte nur das gefunden haben, was ihm an menschlicher Beschränkung mit den Menschen gemeinsam war. Wie er selbst seine Zeichnungen vernichtete, intime Äußerungen seiner Kunst, auf die die Nachwelt keinen Anspruch hatte, so würde er sich selber sicherlich geweigert haben, jemals den armseligen Schauplatz seines häuslichen Lebens profanen Augen preiszugeben. Wie unzugänglich war dies Haus in seinen späten Lebensjahren! Als einige deutsche Edelleute im Jahre 1557 hier von dem berühmten Greise empfangen wurden, galt es als eine so seltene Gunst und Auszeichnung, daß Pier Vettori über diesen Vorgang nach Florenz berichtete.

So können wir auf das Menschliche und Vergängliche verzichten, weil wir das Unvergängliche besitzen. Wir können uns vorstellen, sein Geist habe selbst diese Hütte gesprengt, als er den Körper verließ. Man meint, die Spuren seiner Menschlichkeit hätten zerstört werden müssen, damit der Unsterbliche uns allgegenwärtig werde in dieser Stadt, die stolz war, ihm ihr Bürgerrecht zu schenken. Und ein Zeichen seiner Allgegenwart wird uns in Rom die Peterskuppel, auf deren Ausbau er die letzten zwei Jahrzehnte seines Lebens gewandt, die uns wie ein siegreiches Symbol der Unüberwindlichkeit des Genius von allen Höhen und aus allen Fernen grüßt.

Die stillen Gewalten.

Erzählung

von

Ernst Zahn.

I.

In St. Felix sind noch viele enge Straßen, und sie haben ebenso ihre Schönheiten wie jene breiten und vornehmen andern, die durch die neuen Quartiere leiten. Da ist die Staffelgasse. Nie rasselt ein Wagen, nie klappern Pferdehufe, nie können sie dort eine Straßenbahn schnurren lassen; denn sie ist zu steil, und sie hat sechzig wohlgezählte, breite Stufen. Sie ist eine verlassene, altmodische, sonntägliche Gasse, sauber und holprig, uneinträglich und unbequem. Sauber, weil die zwölf Bürgerfrauen, die daran wohnen, jede und jeden Morgen ziemlich genau ihre bestimmte Zahl Stufen kehrt; uneinträglich, weil kein Wirtshaus je gewagt hat, sich in dem schweigsamen Gäßlein aufzutun. Die hohen, alten, schmucklosen Häuser nehmen der Gasse viel Sonne. Das ist aber eher ein Vorteil; denn in den schwülen Sommertagen ist es da oben noch kühl, und wenn die Sonne wirklich kommt, wenn ihr Gold immer tiefer an den Mauern niederrinnt, bis es endlich eine Weile köstlich auf den ausgetretenen Stufen liegt, dann steigt man diese mit einer dankbaren Freude hinauf, hat wieder einmal den guten Gedanken, der den Menschen ungewohnt zu werden droht, daß, was man selten hat, einem um so lieber wird, in der Beschränkung also der Genuß liegt. Diesen und ähnliche Gedanken trug in seinem lichten und verständigen Gemüte auch Herr Severin Nägeli, der Zuckerbäcker, einer von den Anwohnern der Staffelgasse. Sein Haus stand unten an der Ecke, wo die Gasse aus der breiteren Münsterstraße sich löst. So wohnte er eigentlich an zwei Straßen. Nach vorn hinaus ging sein kleiner, sauberer Laden, durch dessen fast immer offene Tür es den Leuten verlockend in die Nase roch. Nach der Staffelgasse hin war das Fenster der Backstube gelegen. Es hatte ein breites und niedriges Gesimse, und wie andernorts die Spatzen um Futter bettelnd an die Fenster fliegen, hockten da zu mancher Stunde am Tage die Schulkinder, so lange der Arbeit Nägelis und seiner zwei Gesellen zusehend, bis sie entweder etwas Schleckbares oder aber von Seite eines unwirschen Arbeiters einen barschen Verweis für ihre Dreistigkeit bekamen.

Meister Severin Nägeli hantierte an einem Sommerabend allein in der Backstube. Es wurde in der Stadt ein mehrtägiges Fest gefeiert, und die beiden Gesellen hatten vor einer Stunde frei bekommen, um sich den Festplatz ansehen zu können. Der Zuckerbäcker trippelte eifrig zwischen dem Ofen und einem in der Nähe des Fensters stehenden Tische hin und her, schwarze, mit Backwerk belegte Bleche vom Feuer nehmend. Er hatte die weiße Jacke und Schürze an, und auf dem Kopfe saß ihm die gestärkte, weiße Mütze. Herausfordernd und straff stand ihm das blonde Knebelbärtchen vom Kinn ab, und in den kleinen, braunen Augen war ein scharfes, freundlich funkelndes Licht. Er sah so sauber aus wie seine Arbeitsstube, die Gasse, an der sie lag, und der zu Ende gehende Tag, an dem kein Wölklein war. Zuweilen verweilte der Meister ein wenig an seinem Fenster und genoß des freundlichen Abendscheins, der hell die nahe Mauer des Nachbarhauses beschien. Da hielt eine Gestalt seinen Blick fest.

Ei, ei!

Die Neugier des Kleinbürgers fehlte auch Meister Nägeli nicht. Er kramte die Brille aus der Tasche. Die Gasse herauf kam die neue Nachbarin, die seit vierzehn Tagen im Hause gegenüber mit ihrem Sohne Wohnung genommen. Man redete an der Staffelgasse eifrig von ihr, weil sie einem Patriziergeschlechte der Stadt angehörte, einer jener alten, angesehenen Familien, die noch ihre von Gärten umschlossenen einfachen Häuser inmitten der neumodischen Paläste und Spekulationsbauten bewohnen, und mit einer stummen Hartnäckigkeit und Würde an Überlieferungen, alten Sitten und Gebräuchen wie an ihren schlicht vornehmen Wohnsitzen festhalten. Frau Klementine Brun kam langsam die Stufen heraufgestiegen. Ihr Gang war lautlos, und geräuschlos öffnete sie die braune Tür mit dem gelben Messingknopf, die ihr Einlaß in ihre Behausung gab. Sie verleugnete ihre Herkunft nicht, obwohl sie in ein so bescheidenes Quartier umgezogen war. Meister Severin sah sie mit Wohlgefallen. Er hatte eine Vorliebe für dergleichen altmodisch vornehme Menschen, hatte die heimliche Verehrung der Kleinbürger für die Patrizier. So richtete er, als sie verschwunden war, die Augen auf Frau Bruns im ersten Stock gelegenes Wohnstubenfenster, wo sie, wie er wußte, im nächsten Augenblick sichtbar werden mußte. In der Tat sah er bald, wie die schlanke, schwarzgekleidete Dame, die eine etwas verschlissene und aus der Mode geratene Mantille trug, erschien. Ihr schneeweißes, starkes Haar leuchtete durch das Fenster, und das scharf geschnittene, feine und bleiche Gesicht mit der langen eigentümlichen Nase war dem Spähenden zugekehrt. Meister Nägeli ließ sich die Lebensgeschichte der Nachbarin durch die Gedanken gehen, wie sie die Staffelgasse letztlich beschäftigte, und auch zu ihm gedrungen war. Sie hatte ein doppeltes Anrecht, sich den St. Felixer Patriziern zuzuzählen, war sie doch eine Tochter des verstorbenen Säckelmeisters Brennwald und durch ihre Heirat in die Familie der Brun gekommen. Meister Nägeli erinnerte sich ihres Mannes, des verstorbenen Major Brun, noch sehr wohl. Er war ein flotter Offizier gewesen, nur in seinen Lebensgewohnheiten so ganz anders als seine schlichte, ehren- und geldmittelfeste Verwandtschaft.

Er hatte als Kaufmann weniger Geschick gezeigt denn als Soldat, und nicht nur sein eigenes Vermögen, sondern auch das seiner Frau verunschickt. Eine Zeitlang hatten Angehörige ausgeholfen, als aber Kaspar Bruns Faß gar keinen Boden zeigte, ließen sie gehen, was ging, und wollten oder konnten nicht hindern, daß einer der ihren im Amtsblatt als zahlungsunfähig bekannt gegeben wurde. Kaspar Brun tat, was ihn seine Soldatenehre hieß; er nahm sich das Leben, noch ehe der Konkurs über ihn verhängt wurde. Damit rettete er sich selbst wohl vor der Schande, seiner Frau und seinem einzigen Sohne aber ließ er ein böses Erbe zurück: Armut, verlorenes Ansehen und den Zorn der Verwandtschaft, die der Frau unwillkürlich Mitschuld an dem Mißgeschick ihres Mannes beimaß. Es war jedoch nicht zu leugnen, daß Frau Klementine sich mit einer schönen Fassung und Entschlossenheit in ihr Schicksal fügte. Sie flüchtete sich mit dem zweiundzwanzigjährigen Sohne Kaspar und den kargen Resten ihres Hausrates in die kleine Wohnung an der Staffelgasse. Der Sohn hatte das teure Studium, dem er obgelegen, schon vor zwei Jahren an den Nagel hängen müssen, und seine Abstammung von einem der führenden Geschlechter der Stadt hatte ihm zu einer bescheidenen Stelle als Schreiber auf einem städtischen Amt verholfen. Seine Mutter holte sich Arbeit in einem Stickereigeschäfte und begann, was ihre feinen Finger bisher zum Zeitvertreib gepflegt, als Nährberuf zu üben.

Würdig fügte sie sich in ihr Schicksal, wiederholte sich Meister Nägeli in Gedanken, ließ sich darnach die Vergänglichkeit alles Irdischen überhaupt durch den verständigen Sinn gehen und erinnerte sich im Vorbeigehen mit einem vergnüglichen Empfinden seines eigenen wachsenden Wohlstandes. Dann machte er sich wiederum an seine Arbeit und vollendete sie bald. Nach einer Weile begab er sich in den nach vorn gelegenen Laden. Mit derselben peinlichen Sauberkeit und Appetitlichkeit war hier das Backwerk aller Art, das im Arbeitsraum nebenan entstanden war, zum Verkauf ausgestellt. Die weißbemalten Wände, der blankgewichste Boden, die Marmorplatte des Ladentisches, alles stimmte zu der verlockenden Verkaufsware und zu Meister Nägeli selbst, aber auch zu Jungfer Appert, der Verkäuferin, die seit einer unendlichen Reihe von Jahren hier die städtische Kundschaft bediente und so bekannt war wie der Zuckerbäcker und seine Erzeugnisse selbst. Sie stand eben hinter dem Ladentisch und wog Tee in eine Düte für einen Kunden, in dem Meister Nägeli Kaspar Brun, den jungen Schreiber und Nachbarn, erkannte. Mit umständlicher Freundlichkeit bediente die hagere, noch zwei Schmachtlocken an den Schläfen tragende Jungfer den jungen Mann. Dieser aber drehte sich gerade, als Meister Severin eintrat, vom Ladentisch ab und richtete ein paar Worte an die kleine, zierliche Kordula, die Tochter des Hauses, die vorhin gleichzeitig mit ihm von außen in den Laden getreten, und mit der ihn der Zufall vor ein paar Tagen bekannt gemacht hatte.

Meister Nägeli trat auf den Kunden zu und begrüßte ihn mit ein paar naheliegenden Bemerkungen. Der sonst wortkarge und zurückhaltende junge Schreiber war von des alten Mannes ruhiger Heiterkeit sichtlich angenehm berührt. Es entspann sich eine Unterhaltung, die auf die Staffelgasse und ihre

Anwohner Bezug hatte. Nägeli und Brun hatten den Hauptanteil daran, aber manchmal schob auch Kordula eine Äußerung dazwischen, und jedesmal, wenn ihr helles Wort in diejenigen der Männer fiel, war es, als ob ein Glöcklein fröhlich dazwischen klinge. Kaspar Brun fuhr dabei manchmal aus der fast lächerlich steifen Körperhaltung auf, und über seine scharfen Züge, die mit der langen nach unten gebogenen Nase stark denen der Mutter ähnelten, glitt ein spärliches Lächeln. Er war sonst ein wenig umgänglicher Mensch, war selbst während seiner Studienzeit meistens eigene Wege gegangen. Er hatte ein reiches Innenleben, das ihn gefangen hielt und äußeren Einflüssen verschloß. Er war ehrgeizig. Große Pläne beschäftigten ihn manchmal. Sein Gesicht mit dem kleinen, schwarzen Schnurrbart und den beiden gleichfarbigen Bartansätzen an den Ohren hatte einen zugleich entschlossenen und doch wieder nachdenklichen und in sich gekehrten Ausdruck. Dieser Nachdenklichkeit entriß ihn jetzt Kordulas glockenhafte Stimme mit einer belustigenden Häufigkeit.

Das Gespräch war indessen bald erledigt. Der junge Patrizier verließ den Laden und bog um die Ecke nach der Wohnung der Mutter. Meister Nägeli war ihm mit den Blicken gefolgt, wie er in seinem schwarzen, etwas zertragenen Anzug straffen Ganges hinwegschritt.

„Sie können die Zöpfe nicht verleugnen," sagte der Meister zu seiner Gehilfin; „er nicht und seine Mutter nicht."

Er stellte sich in die Ladentür, und Jungfer Appert trat neben ihn. Auch Kordula gesellte sich zu ihnen. Die Leute redeten, meinte sie, der junge Mann werde doch noch ein großer Herr werden, wenn er jetzt auch in spärlichen Verhältnissen lebe.

Der Meister sagte verständig, daß ein alter Name wohl ein guter Boden für künftiges Vorwärtskommen sei, doch schienen die Bruns in einer recht üblen Patsche zu sitzen.

Sie fuhren fort, die Verhältnisse der Nachbarn zu besprechen nach Art kleiner Leute, die aus Nichtigkeiten gerne ein Langes und Breites machen. Insbesondere war es die junge Kordula, die das Gespräch immer wieder auf die Bruns lenkte, ja so lange nicht mit den Gedanken von diesen abkommen konnte, daß Meister Nägeli erstaunt auf sein Töchterlein blickte. Zum ersten Male seit langer Zeit fiel dabei ein Gedanke in des Witwers ruhige und zufriedene Seele, der ihm zu schaffen machte. Als er bald darauf mit Kordula in die über dem Laden gelegene Wohnstube stieg und sich hinter seine Zeitung setzte, während das Mädchen sich mit einer Handarbeit am Fenster niederließ, ging sein Blick immer wieder über Brille und Zeitungsblatt hinaus nach der sich über ihr Weißzeug bückenden Tochter.

Kordula hatte einen großen Anteil an seiner, Meister Nägelis, Seelenbeschaffenheit. Sie war sein einziges Kind und seit dem vor acht Jahren schon erfolgten Tode seiner Frau seine vornehmste Lebensfreude. Sie hatte sich so durch die Schuljahre heraufgewachsen, von ebenso lieblichem Äußern wie von wackerem Charakter. Zwar hatte sie nie durch besondere Begabung, durch irgendein Talent geglänzt. Sie war, wie Meister Nägeli sich oft

lachend ausdrückte, „ein braves Mittelmenschlein", aber vielleicht war es gerade die mangelnde Eigenart, die Kordula zu einer so erfreulichen Erscheinung machte. Sie war so wie ein bißchen Helligkeit, das ohne Aufhebens in einer Stubenecke weilt, an das niemand groß denkt und über das doch jedermann froh ist. Ihre Art hatte etwas zugleich Weiches und Liebreiches und doch Emsiges und Fürsorgliches. Sie lachte nicht laut, aber in jedem ihrer Worte war Heiterkeit. Dieses schöne Gleichmaß ihres Wesens gelangte gleichsam in ihrer äußeren Erscheinung zum Ausdruck. Sie hatte dunkelblondes, weiches Haar, ein liebliches Gesicht, dem vor allem der innige und helle Blick der braunen Augen eine herzbewegende Anmut gab. Sie war nicht groß, aber ihre zierliche Gestalt hatte ebenmäßige, gefällige Formen. Es war eine Freude, die feinen, weißen, blaugeäderten Hände die Nadel handhaben zu sehen. In diesen Händen lag vielleicht trotz allem eine Besonderheit Kordulas. Sie sahen aus, als bärgen ihre feinen Glieder eine heimliche Kraft, und wiederum fragte sich, wer sie sah, unwillkürlich, ob irgendwo in Kordulas Leben ein Leid gewesen sei. Sie selbst würde freilich über diesen Gedanken gelacht haben; denn sie hatte nie eine tiefere Sorge gekannt.

Meister Nägeli betrachtete sein Kind, das ihm bis jetzt immer noch auch den Jahren nach ein Kind gewesen war. Er sagte sich, daß Kordulas Interesse für Kaspar Brun, den jungen Nachbarn, ein höchst unschuldiges, weiblicher Neugier entsprungenes war; aber — aber — es war merkwürdig — heute zum ersten Male bemerkte er und überlegte sich's, daß seine Tochter in die Heiratsjahre kam.

II.

Frau Klementine Brun und ihr Sohn lebten sich an der Staffelgasse ein. Sie waren stille Leute, machten kein Aufsehen, und so gaben sie auch schon nach den ersten Wochen den Mitanwohnern der Gasse keinen weiteren Anlaß zum Reden. Scheinbar gleichförmig vergingen die Tage, Wochen und Monate. Gleichförmig war das Leben der Mutter, die wenig ausging, an ihrem aussichtslosen Fenster saß und stickte, und ebenso ebenmäßig verlief Kaspars Zeit, die sich in seine Gänge von und nach seinem Amt, in seine Stunden über den Schreibereien und seine Abendfristen daheim teilte. Im Amte war Kaspar Brun ein pflichttreuer, seine Arbeitszeit peinlich scharf innehaltender Angestellter. Seine Genauigkeit im Dienst grenzte an Kleinlichkeit, zu Hause aber zeigte er einen eisernen Fleiß, der ihn bis in die Nacht hinein über allerlei Studien sitzen ließ. Von der Vergangenheit sprachen Kaspar und seine Mutter nicht, wie man an eine schmerzende Wunde nicht rühren mag; und weil ihre Aussichten so klein waren, ihr Leben gleichsam in eine Sackgasse geraten, konnten und mochten sie auch von der Zukunft nicht sprechen. So waren sie zwei schweigende Genossen, die nur dann und wann in ihrer Sorge um das gegenseitige leibliche Wohl sich noch die tiefe Liebe zeigten, die sonst zwischen ihnen lebendig war. Je mehr Zeit über sie hinging, um so stiller wurden sie. Es kam allmählich in ihre Schweigsamkeit eine Bitterkeit, ein versteckter Groll gegen das Schicksal. Weil sie aber von

Jugend auf gewohnt gewesen, ihre Gefühle zu bemeistern und nach außen nichts von dem zu verraten, was sich in ihren Seelen regte, so verbargen sie anfangs auch diese Herbheit voreinander und vor den wenigen, mit denen sie Umgang pflogen, Kaspar, als der jüngere und heißere, hatte am meisten mit der inneren Unzufriedenheit zu kämpfen. Ihm, dem heimlich Hochstrebenden, war die eintönige Arbeit der Amtsstube bald ein Greuel. Er sah, daß er wohl ein karges Lebensbrot gewonnen hatte, aber nie viel weiter kommen werde. Er hatte das anständige, der Familienüberlieferung entsprechende Amt und Auskommen, aber er konnte darin ein alter, rostiger Mann werden, und die Zukunft hatte für ihn nichts als Eintönigkeit und Langeweile. Eines Tages entrann ihm wider Willen das erste Wort, das der Mutter einen Einblick in seine innere Zerfallenheit gab. Er kam an einem Sonntagabend von einem einsamen Spaziergang zurück. Frau Brun saß an ihrem Fensterplatz in der Wohnstube. Es war noch etwas Licht in den freundlichen, grauvertäfelten vier Wänden, denn der Tag war hell und sonnig gewesen. Die Stube hatte etwas Gediegenes. Vielleicht ging es von der großen, schwarzgekleideten Frau am Fenster selber aus, vielleicht von der spärlichen Ausstattung, die daran erinnerte, daß sie einst in den Räumen eines reichen Hauses gestanden hatte. Kaspar hatte Hut und Stock im Flur gelassen und trat mit einem Gruß zur Mutter, die in einem Buche las. Er ließ sich auf einen der geschnitzten schweren Stühle nieder, die an dem ebenfalls gewichtigen und unhandlichen Speisetisch standen. Sie wechselten einige Worte über das Wetter und den Gang, den Kaspar getan. Es sei ein wirklich sonntäglicher Abend, bemerkte Frau Brun mit einem Blick nach dem winzigen Stück blauen Himmels, das sie von ihrem Fenster aus noch zu erspähen vermochte.

Da sagte Kaspar plötzlich: „Heute bin ich am Lindenberg vorbeigegangen."

„So?" antwortete Frau Klementine trocken.

„Es ist eben doch ein schönes Gut," bemerkte nach einer Weile Kaspar wieder.

Sie hatten inzwischen jedes nachdenklich vor sich hingesehen, und wieder fielen sie dann in Schweigen. Aber allmählich in großen Pausen und in abgebrochenen Sätzen sprachen sie von dem Gute Lindenberg weiter und zeigten damit, wie sie mit ihren Gedanken nicht davon loskommen konnten.

„Hast du niemanden gesehen?" fragte zum Beispiel Frau Klementine.

„Doch," antwortete Kaspar, „der Onkel war im Garten und sah nach seinen Blumen."

„Er hat dich nicht bemerkt?" fragte die Mutter wieder.

„Vielleicht nicht, vielleicht nicht gewollt," war die Antwort.

Nachher erzählte er, daß in Lindenberg der Flieder dieses Jahr besonders schön blühe.

Frau Brun wollte darauf wissen, ob das Haus neu gemalt sei.

Es war kein Neid in ihren Worten, nur eine versteckte, heiße Sehnsucht nach etwas Unerreichbarem.

Lindenberg, von dem sie sprachen, war das Vaterhaus der Frau Brun. Ihr einziger Bruder saß mit Frau und zwei Söhnen darin, schwerreiche Leute; denn was der Major Brun verunschickt hatte, das ausgiebige Erbe seiner Frau, das hatte in seinem Teile Herr Georg Brennwald zusammenzuhalten und zu vermehren gewußt. Zudem hatte dieser das väterliche Geschäft, seine Seidenfabrikation, zu hoher Blüte gebracht. Seine Söhne standen im Begriff, in dieses Geschäft und in die Nachfolgschaft ihres Vaters sich einzuleben. Der Verkehr aber zwischen diesen Verwandten und den Bruns war vollständig abgebrochen. Herr Georg Brennwald war streng und ein Sonderling. Er hatte zweimal den Ruin des Schwagers aufzuhalten gesucht, dann aber plötzlich und für ganz seine Hand von ihm abgezogen und war unversöhnlich auch der Schwester gegenüber.

„Das Ansehen der Firma Brennwald wächst immer noch mehr," sagte Kaspar jetzt wieder aus tiefen Gedanken heraus.

Frau Brun schwieg.

„Ich kann es beurteilen," fuhr er fort. „Wir auf dem Steueramt haben Gelegenheit, das Wachsen zu verfolgen."

„Es wäre wohl auch für mich da noch Platz gewesen," stieß er dann wieder heraus.

Frau Klementines weißer Kopf richtete sich stracks in die Höhe. An ihrem knappen Kinn zuckte etwas, als hätte sie einen Augenblick ganz fest die Lippen zusammengedrückt. Sie ließ sich sonst weder in ihre Freude noch in ihren Kummer sehen. In dem Zucken lag eine Geschichte. Sie hatte nicht nur unter dem Zusammenbruche ihres eigenen Glückes gelitten. Sie hatte auch für den Sohn vieles getragen: Ehrgeiz und Hoffnung, daß der Bruder ihm Wege ebene; Gram alsdann, daß diese Hoffnung trog, innere Qual und Zerworfenheit jetzt, weil der Gedanke ihr noch immer nicht aus dem Sinn wollte, und der Stolz doch nicht zugab, daß sie ihn immer noch festhielt.

„Laß uns nicht mehr davon reden," sagte sie zu Kaspar. „Es wird keines von uns beiden den Onkel bitten wollen. Oder möchtest — du?"

Jetzt versagte Kaspar die Antwort. Die Stille, die ihren Worten folgte, zeigte, wie fern ihnen beiden der Gedanke einer Demütigung vor den reichen Verwandten lag.

Dann aber brach zum ersten Male etwas wie Verzweiflung aus dem jungen Menschen heraus. Er stützte den einen Arm auf die Tischplatte und legte auch noch den andern hinzu, als müsse er sich in seiner ungewohnten Erregung an irgend etwas halten.

„Weißt du, Mutter," brach er los, „daß es mich manchmal packt, als ob ich die Stirn gegen die Wand rennen sollte! Was habe ich vor mir, ich? Keine Zukunft! Was ich jetzt bin, werde ich in fünfzig Jahren noch sein, wenn ich das Leben habe. Mein Amt ist wie ein Hof mit hohen Mauern. Man ist sicher darin, aber man kann nicht heraus. Und wenn ich in fünfzig Jahren über die Straße gehe, werden sie mit Fingern zeigen: ‚Das ist der Amtsschreiber Brun, der Herr Amtsschreiber, ein angesehener Mann.' Und ich werde nichts haben auf der Welt als dieses Ansehen, werde ein

dürrer, verknöcherter Mensch sein, einer, dem seine Familienzugehörigkeit Fußfesseln angelegt hat, daß er nicht frei ausschreiten, nicht auf den Berg Erfolg hinauf hat klettern können wie jeder beliebige Streber aus — aus —"

Er hielt erschöpft inne; nicht daß er laut gesprochen hatte, aber die Worte waren ihm schwer und aus einem aufgewühlten Innern gekommen.

Die Mutter hatte ihm zugehört, die Hände um ein Knie gefaltet und den Oberkörper vorgeneigt. Jetzt sah sie sich nach ihm um und fragte: „Möchtest du denn lieber einer von den -- andern sein, von denen, die, wie du sagst, den Weg freier haben?"

Kaspar Brun ließ den Kopf hängen. Wenn er so in sich zusammengesunken dasaß, war er mit seinem schwarzen Haar und der klugen Stirn ein schöner Mensch.

„Nun?" fragte die Mutter wieder.

„Nein," gab er knapp und dumpf zurück.

Dann stand er mit seinen steifen, gemessenen Bewegungen auf und ging nach dem nebenan gelegenen Schlafzimmer, das ihm gleichzeitig als Arbeitsstube diente.

Das eine Fenster dieses Eckzimmers gab Ausblick auf das unterste Ende der Staffelgasse und auf die größere Münsterstraße. Er stellte sich hin und blickte hinaus, ohne etwas zu sehen, ein Ödegefühl und einen Widerwillen gegen das Leben im Herzen. Es war keine Farbe mehr in den Gassen; der letzte Schein von Sonne hatte sich verloren, und selbst das Blau des Himmels war blasser geworden. So blickte Kaspar Brun in ein eintöniges Grau hinaus, das seiner Stimmung entsprach. Er nagte an seinen Lippen, trommelte mit den Fingern an die Scheiben, tat in nervöser Unruhe allerlei, und wußte nicht, was; nur als der Gedanke ihm kam, daß er morgen früh wieder zur gewohnten Stunde auf dem Wege zum Amt sein werde, schoß es ihm heiß zu Kopf: Herrgott, und das nun Tag für Tag, Jahr für Jahr, ein ganzes Leben hindurch! Plötzlich faßte ihn Müdigkeit. Die Abspannung nach dem innerlichen Kampfe. Er stopfte die Hände in die Taschen und lief ein paarmal im Zimmer hin und her. Was nützte alles Auflehnen! Es war doch alles, wie es war. So hieß es sich darein ergeben!

Er war nun ganz zerhauen und mürbe. Da fiel sein Blick zufällig abermals in die Gasse. Etwas Helles hielt ihn fest. Er blieb unwillkürlich stehen. Unten standen Leute. Unter ihnen eine Frau in weißem Kleid und mit einem gleichfarbigen Sonnenschirm, die ihm auffiel. Jetzt hörte er deutlich ein helles, freundliches Lachen und erkannte die Stimme der Kordula Nägeli. Er konnte es nicht helfen, daß der Wohlklang ihn aus seiner Verstimmung riß. Es war etwas, an dem man sich wohl oder übel freuen mußte. In diesem Augenblicke schloß Kordula ihren Schirm und hob ihr rundes, liebliches Gesicht nach dem Himmel. Dabei streiften ihre Augen sein Fenster, und sie erkannte ihn. Sie errötete und grüßte zögernd, verlegen und unsicher. Auch er nickte unwillkürlich und fühlte ebenso wie er rot wurde. Da trat er ganz verwirrt vom Fenster weg. Er öffnete dann seinen Schreibtisch, ein altes, wertvolles Möbelstück, und setzte sich vor die niedergelassene

Klappe. Was er da wollte, wußte er eigentlich nicht, aber es war nicht die Niedergeschlagenheit von vorhin, die ihm diesmal das klare Denken verwehrte. Er hörte immer noch das anmutige Lachen der Kordula. Es war etwas Behagen Erweckendes in dieser Erinnerung, etwas Sonniges, das gegen die früheren wolkigen Gedanken anstand und sie überwand.

Kaspar Bruns Herzschlag ging vielleicht an diesem Abend um der Nachbarin willen noch nicht rascher, aber allmählich, in den Tagen, die nun folgten, beschleunigte er sich jeweilen seltsam, wenn Kordula seinen Weg kreuzte. Wie von der Sonne gesponnen, so fein flogen die Fäden zwischen dem jungen Amtsschreiber und der Zuckerbäckertochter hin und her. Kaspar Bruns Herz war frei. Er war ohnehin ein Mensch, der nicht leicht aus sich heraustrat, und bis zu den Tagen der über sein Haus hereingebrochenen Katastrophe hatten seine Studien ihn so in Anspruch genommen, daß er für keinerlei Liebeshändel Zeit gefunden. Wie aber oft ein fast bedeutungsloses äußeres Ereignis in der Seele eines Menschen kleine Flämmchen des Zornes, der Eifersucht, der Begehrlichkeit, der Liebe anfachen kann, so hatte der harmlose Zufall, mit der sie einander an jenem Sonntag von Fenster und Gasse aus erblickt hatten, sowohl Kordula als Kaspar Brun aufeinander aufmerksam gemacht. Der Boden war vorbereitet. Kordula hatte ein neugieriges Interesse für die Nachbarn gehegt und teilte die Hochachtung der St. Felixer Kleinbürger für die Patrizier der Stadt. Bei Kaspar Brun fiel die Erkenntnis, was für eine liebliche Nachbarin ihm gegenüber wohnte, in die freudlosen Tage, die ihm seine Unzufriedenheit mit seinem eigenen Schicksal brachte. Gerade weil er für sein eigentliches Lebensgelingen so wenig Hoffnung hegte, und Ehrgeiz und Lebensmut in diesen Tagen scheinbar tot in ihm waren, hatte die freudige Überraschung über die Erscheinung Kordulas in seinem Innern Raum. Wochenlang blieb es eine Überraschung, ein Gefallenfinden. Es äußerte sich darin, daß er manchmal fast unbewußt an sein Fenster trat, um nach dem Mädchen auszusehen, daß er jetzt einen Blick in den Konditorladen warf, wenn er daran vorbeiging, während er sonst achtlos vorübergeschritten war, und daß er ein-, zweimal hineintrat, um einen kleinen Einkauf zu machen, ohne daß er einen solchen vorher beabsichtigt und nur, weil er Kordula im Laden bemerkt hatte.

Allmählich spann sich eine Art Freundschaft zwischen ihnen an. Sie kamen sich näher, so daß sie einander nicht mehr begegnen konnten, ohne einen Augenblick still gestanden und ein paar Worte gewechselt zu haben. Kaspar wurde inzwischen auch mit Meister Nägeli und dem Hausfaktotum, der Jungfer Appert, näher bekannt. Kordula ihrerseits fand dagegen zu Frau Klementine keinen Weg, da diese mit niemandem verkehrte.

Eines Sonntagmorgens traf Kaspar Brun die Nachbarn im St. Felixer Berg, einem waldigen Hügel, der mit seinen sorgfältig gepflegten Spazierwegen ein beliebtes Ausflugsziel der Städter war. Man stand still, ging eine Weile zusammen und gestand sich gegenseitig die Vorliebe für diese Sonntagmorgengänge. Schließlich verabredete man, sich zu diesem Zwecke manchmal zu treffen. Kaspar Brun holte schon am nächsten Sonntag die

Nachbarsfamilie ab. Dabei übersah er einen Vorgang in seinem Innern, der ihn hätte nachdenklich machen können. Ehe er ins Haus des Zuckerbäckers trat, schoß ihm ein Gedanke durch den Kopf: Mit wem stand er im Begriffe sich anzufreunden? Der Gedanke schaffte ihm Unbehagen. Und noch während des Spazierganges überlief es ihn ein paarmal heiß, wenn Leute ihnen begegneten, als ob er sich der Gesellschaft schämte, in der er ging. Schon aber band ihn etwas an die Nachbarn. Die Aussichtslosigkeit seiner Zukunft erschien ihm deutlicher. Er sagte sich, daß er kein Recht habe, Ansprüche zu machen. So kostete er die Freude besser, die ihm der Umgang mit den neuen Freunden gewährte.

Bald nachher ereignete es sich, daß eines Tages sowohl Meister Nägeli als Jungfer Appert verhindert waren, an dem Spaziergang, zu dem Kaspar Brun sie abholen wollte, teilzunehmen. Auch Kordula wollte deshalb zuhause bleiben, allein ihr Vater redete ihr zu, den besonders hellen Morgen zu genießen.

Es hatte die Woche hindurch viel gewittert, und noch in der Nacht war ein heftiger Regen niedergegangen. Nun spannte sich der Himmel blauer und weiter denn seit langem über die Stadt. Es war noch kühl, obwohl die Sonne hoch stand. Kaspar und Kordula machten sich auf den Weg. Der Wald, den sie bald darauf betraten, leuchtete in tiefem, sattem Grün, trug silberne Tropfen an Blättern und Zweigen und empfing sie als eine kühle, köstliche Halle, in der es sich wie in einem festlichen Raume ging. Wohl der Feuchtigkeit der Wege halber trafen sie wenig Menschen an, aber im Walde selbst erwachte ein immer fröhlicheres Leben, je mehr Sonne ins Gestämme drang. Vögel waren in den Zweigen laut, zuweilen blitzten einem wehenden Fähnchen gleich aus den Büschen die bunten Flügel eines Schmetterlings, und auf dem moosigen Grund wurden die ganz kleinen Stimmen lebendig, die dem Walde das Geheimnisvolle, Märchenhafte geben. Auf einmal fiel Kaspar ein, daß er mit dem Mädchen allein war. Der Gedanke verwirrte ihn. Manchmal verhielt er den Schritt, damit er sie von hinten heimlich betrachten konnte, und je öfter er es tat, um so mehr wuchs das an Beklemmung streifende Empfinden, das ihn ergriffen hatte.

Kordula war voll Heiterkeit. Sie trug ihr weißes Kleid und den weißen Schirm, den er damals vom Fenster aus an ihr gesehen hatte. Sie war gesprächig und ließ den schweigsamen Begleiter nicht stumm werden. Manchmal senkte sie den offenen Schirm auf die Achsel zurück und hob das lachende Gesicht frei zu ihm. Dann sah er in ihre hellen Augen und bemerkte, wie schön sie war. Und nach einer Weile fiel ihm das Zarte, Geschmeidige ihrer Gestalt auf. Seine Verwirrung wuchs. Er gab sich Mühe, seine sonstige Zurückhaltung zu überwinden. Mit etwelcher Linkischheit sagte er Kordula diese und jene Schmeichelei.

Sie schritten tiefer in den Wald hinein. Einmal ließen sie sich auf einer Bank nieder. Kordula zog die weißseidenen Handschuhe aus und legte Hut und Schirm beiseite. Der städtische Firlefanz gehöre nicht in diesen freien, kunstlos großen Wald, sagte sie frisch. Es sei ihr, als lachten die Bäume die geputzte Puppe aus.

Das Wort gefiel Kaspar.

Als gleich darauf einer der Handschuhe der Kordula zu Boden glitt, beugte er sich rasch, ihn aufzuheben und legte dabei seine Linke unbewußt auf ihre im Schoß liegenden Hände. Ein Wohlempfinden durchrieselte ihn. Er fühlte die Feinheit ihrer Finger. In diesem Augenblick fiel es ihm wie Schuppen von den Augen. Während er bisher sich selbst getäuscht und gemeint hatte, der Verkehr mit den Nachbarn sei ihm nichts als eine angenehme Abwechslung, eine Unterhaltung in seiner gesellschaftlichen Verlassenheit, sah er jetzt mit jäher Klarheit, daß es Kordula war, die ihn im Grund angezogen. Und nun, noch während er neben ihr saß, kamen ihm allerlei Erwägungen. Sein scharfer Verstand legte dabei gleichsam seinem Herzen Zügel an. Meinte er etwas Ernstes mit diesem Mädchen? War es denkbar, daß er, Kaspar Brun, etwas Ernstes meinen konnte? Ebenso schnell gab er sich Antwort. Warum sollte er nicht? Seine eigenen Kreise waren ihm verschlossen. Niemand von den frühern Freunden und Verwandten kümmerte sich mehr um die Mutter und ihn. Als man es aufgab, ihm zu helfen, stellte man auch den Verkehr ein. So mußte er, Kaspar, sich neue Menschen suchen. Und der Amtsschreiber mit dem Hungersold durfte den Kopf nicht hoch tragen!

Er erwog. Seine Gedanken zwangen ihn so sehr in ihren Bann, daß er die Hand von der Kordulas zu nehmen vergaß. Sie errötete tief und saß in lieblicher Verwirrung wortlos, den Blick am Boden. Eine geraume Weile verging. Kordulas Bedrängnis wuchs immer mehr. Endlich stand sie mit schlecht verhehltem Seufzer auf und meinte, man müsse an die Heimkehr denken. Dabei gewahrte Kaspar erst, wie sonderbar er sich benommen hatte. Er wußte nicht, was er tun sollte. Halb befangen, halb glücklich schritten sie nebeneinander den Weg zurück, den sie gekommen waren.

III.

Kordula Nägeli sah durch die geschlossenen Fensterladen ihrer Wohnung, vom Laden und von der Straße herauf nach den Fenstern der Frau Klementine, die auch die Fenster Kaspar Bruns waren. Sie tat das heimlich, unter gesenkten Lidern hervor, scheu und mit heißen Wangen. Die junge Kordula, deren Leben so glatt und deren Wissen kein großes, war aus dem Gleise gekommen. Sie hatte plötzlich einen Ehrgeiz, und sie hatte vor allem, was sie nicht wußte, in ihrem schlichten jungen Herzen eine heiße Bewunderung. Sie hätte viel darum gegeben, wenn sie manchmal bei der weißhaarigen, einsamen Frau da oben hätte sitzen dürfen, wenn diese sie eines freundlichen Wortes gewürdigt hätte. Die angeborene Würde dieser Frau machte auf Kordula einen tiefen Eindruck, und sie dachte es sich als Vorzug, von einem Menschen wie jene der Freundschaft gewürdigt zu werden. Und — Frau Klementine war Kaspar Bruns Mutter!

Seit jenem Waldspaziergang, der sich bisher nicht wiederholt hatte, dachte Kordula viel über ihren Nachbar nach. War es? War es nicht? Hatte sein Benehmen damals etwas bedeutet? Das Mädchen hatte noch nie an Liebe und Heiraten gedacht. Nun war die Frage auf einmal da, weiß Gott

woher in ihre Seele gefallen. Und Kordula wäre glücklich gewesen, wenn Kaspar Brun ihr gut gewesen wäre.

Darum also konnte sie ihre Augen nicht hindern, immer und immer wieder zu den Fenstern der Brunschen Wohnung hinüberzugehen.

Aber auch Brun verwand nicht, was auf jenem Spaziergang seinen Anfang genommen. Er war damals in die dunkle Wohnung an der Staffelgasse zurückgekehrt, hatte am folgenden Tage seine Amtsarbeit wieder aufgenommen, und je öder ihm beides erschienen war, um so mehr hatte er die Empfindung, als ob ein leiser Sonnenschein in seinem Leben sei, seit er Kordula kannte. Je mehr er überlegte, um so mehr Vorteile entdeckte er an den Nachbarn. Sie waren alte Bürger der Stadt, wohl angesehene Leute, obgleich sie nicht zu den führenden Geschlechtern gehörten. Auch — auch mußte Meister Severin ein hübsches kleines Vermögen beisammen haben! Viel wohltuend Altväterisches war an den Leuten, ihrem Wesen, ihrer Wohnung. Und Kordula — war die einzige Tochter, vielleicht, wenn — wenn — er sie heiratete — ermöglichte ihm — ihr Geld ein Herauskommen aus seinem engen Amte!

Kaspar Brun überlief es heiß. Er schämte sich des Gedankens, daß er von dem Gelde jener Leute Vorteil haben sollte. Dann überlegte er weiter: Wenn er heiratete! Wie kam er plötzlich darauf? War es schon so weit? Er erschrak vor dem Plane und kam doch nicht los davon. Und deutlich sah er Kordula vor sich, freute sich an ihr, immer mehr.

Bald bemerkte er, wie heimlich und oft die Nachbarin herüberspähte. So sorgfältig sie sich verbarg, er erriet es aus tausend geheimnisvollen Ursachen. Da begann er seinerseits auf sie zu warten, nach ihr zu suchen. — Ein lustiges Spiel hob an. Als sie sich einmal von Fenster zu Fenster ertappten, verbargen sie sich nicht mehr voreinander, sondern nickten und lächelten einander zu.

Kordulas Leute wurden zuerst inne, was zwischen den zwei jungen Nachbarn ging. Meister Severin beobachtete. Es war ihm nicht unlieb, was da sich anspann; wenn auch eine leise Ängstlichkeit ihn in allem befiel, was sein einziges Kind betraf. Jungfer Appert dagegen, die gleichsam Mutterstelle an Kordula vertrat, sah besorgt auf das Mädchen, zog die Stirne in Falten und sagte beim Mittagstisch, als nur noch Meister Severin, Kordula und sie selbst über den Resten des Mahles saßen: „Der Amtsschreiber Brun scheint dir zu gefallen, Kordula. Aber ich meine, du solltest an so etwas nicht denken. Die Leute, zu denen Bruns gehören, sind ein Volk für sich. Unsereiner kann sich bei ihnen auf die Dauer nicht wohlfühlen."

Kordula wurde über und über rot. Sie murmelte etwas davon, daß an der Sache wahrlich nichts sei; aber sie verließ gleich darauf die Stube, um jeder weiteren Erörterung auszuweichen.

Meister Severin beschwichtigte die alte Hausgenossin und tat, als lege er der Angelegenheit keine Bedeutung bei. Aber Jungfer Appert mahnte, er werde schon sehen, werde schon sehen. Und von da an trug sie eine ernsthafte Unzufriedenheit zur Schau.

Wie wenig bedeutungslos die Sache war, zeigte sich bald darnach. Kaspar Bruns Besuche wurden häufiger. Das stumme Einverständnis zwischen

Kordula und ihm wuchs zu einer heimlichen Vertraulichkeit. Bald kam der Tag, an dem die Liebe für eine Weile stürmisch die letzten Bedenken hinwegstrich. Die beiden sahen sich in dunklen Hausfluren, im nächtlichen Schatten der beiden Häuser, küßten sich und lebten die selige, sinnverwirrende Zeit des ersten Liebesglückes. Bald wußte die Staffelgasse, die wie jede andre scharfe Augen und Ohren hatte, was über ihre untersten Stufen ging, und Meister Severin nahm sich eben vor, ernstlich mit seinem Kinde und dem jungen Hausfreunde zu sprechen. Da faßte dieser einen Entschluß, sprach mit seiner Mutter und kam feierlich zu Meister Severin herüber, um von ihm die Hand seiner Tochter zu erbitten.

Frau Brun war die einzige gewesen, die nichts von den Vorgängen ahnte. Sie saß in ihrem Fensterplatz und arbeitete, wunschlos, tapfer das Geschick tragend und nur selten bittern Gedanken Raum gebend. Da hatte ihr Sohn ihr von seinem Entschluß gesprochen. Er war mit Kordula eben zusammengewesen. Sein Wesen war noch leise erregt, obwohl er sich nach außen in der Gewalt hatte.

„Ich gedenke mich zu verheiraten, Mutter", hatte er ohne jeden Umweg begonnen.

Frau Klementine ließ die schmalen langen Hände im Schoß ruhen und sah ihn an. Das Blut bewegte sich sichtbar in ihrem Gesicht. Das war das einzige Zeichen ihrer inneren Bewegung.

„Du?" sagte sie erstaunt. Und fügte langsam mit schwerem Ernst hinzu: „Wen, Kaspar?"

Noch während sie fragte, fiel ihr ein, wen er meinen könnte. Und nun erlebte ihre Seele in wenigen Minuten, was dem Sohne wochenlang zu schaffen gemacht hatte: Aller Standesehrgeiz wurde lebendig, und gegen ihn erhob sich die bittere und klare Erkenntnis, wie wenig die jetzige Lage diesem Ehrgeiz Berechtigung gab. Frau Brun sah vielleicht erst in diesem Augenblick ganz, wie klein sie und ihr Sohn geworden waren. Sie klagte nicht. Ihre etwas müden Augen wurden feucht, aber sie ließ die Tränen nicht aufkommen, berührte auch mit keinem Wort das, was ihr im Innersten nagte. Sie wußte, daß auch ihr Sohn darob gelitten haben mußte und kannte ihn zu gut, als daß sie nicht gerade daraus, daß er über seine Bedenken hinweggekommen war, für sich selbst eine gewisse Beruhigung geschöpft hätte.

„Hast du es dir wirklich überlegt?" fragte sie, als Kaspar ihr den Namen der Kordula Nägeli nannte.

„Ja", gab er kurz zurück.

„Du hast mir Freundliches von den Leuten erzählt", fuhr sie nachdenklich fort.

Kaspar ließ sich auf einen Stuhl nieder und begann ruhig auseinanderzusetzen, wie alles gekommen und wie er sich die Zukunft zurecht gelegt habe.

Einmal bestätigte seine Mutter: „Es mag wohl das Richtige sein". Ein zweites Mal sagte sie: „Die Nachbarn sollen wohlbemittelt sein. So könnt ihr euch ein freundliches Heim schaffen."

Als sie das gesagt hatte, überquoll ein tiefes Rot auch ihr Gesicht, gerade wie der Sohn beim gleichen Gedanken errötet war.

In Kaspar hatte die Tatsache, daß die Mutter sich seinem Plane nicht abgeneigt zeigte, ein plötzliches Glücksgefühl erzeugt. Seine Freude an Kordula und seine Liebe zu ihr waren in diesem Augenblicke groß und echt. Und noch in dieser glücklichen Erregung ging er zu Meister Severin hinüber und sprach mit ihm.

Der alternde Mann, als er sah, daß der Nachbar ernste Absichten hatte, machte, da er sich nicht wohl einen den Charaktereigenschaften nach trefflicheren Schwiegersohn wünschen konnte, nicht lange Bedenken. Nach einer halben Stunde schon saß Kordula neben Kaspar Brun auf dem Sofa der Wohnstube, tief verwirrt, vom Vater mit dem Bräutigam allein gelassen. Kaspars Gefallen an dem frischen, jungen Mädchen ließ ihn seine gewohnte Zurückhaltung vergessen. Dennoch aber unterschied sich sein überlegtes und maßhaltendes Wesen von der anschmiegenden und zärtlichen Art Kordulas. Einmal, als seine Lippen die ihrigen suchten, legte sie die Arme um seinen Hals: „O du", sagte sie mit tiefer Bewegung, „ich habe dich sehr lieb."

Kaspar Brun erschrak. Er hätte aber nicht sagen können, ob die verborgene Leidenschaft, die in Kordulas Gebaren oder der Mangel an Zurückhaltung, der in dem, von ihm durch keine Frage herausgeforderten Geständnis lag, sein überfeines Empfinden verletzt hatte.

Nach einer Weile brachte Meister Severin Jungfer Appert in die Stube, damit sie das junge Paar beglückwünsche. Aber so rückhaltlos jener sich der Freude über die Verlobung hingab, so war dieser anzusehen, wie der Meister Mühe gehabt haben mochte, ihr vor ihrem Eintritt über die Überraschung, vielleicht über Widerspruch hinwegzuhelfen. Sie gab sich alle Mühe, freundlich und freudig zu erscheinen, aber ihre Augen maßen Kaspar Brun mit einer heimlichen Spannung, als sie ihm Glück wünschte, und als sie darauf Kordula umarmte, schluchzte sie hörbar. Und es war sonst keine altjüngferliche Rührseligkeit an Maria Appert.

Dem Vollzug der Verlobung im Nägelischen Hause folgte die Vorstellung Kordulas bei Frau Brun. Auch mußte eine Begegnung dieser mit Kordulas Leuten herbeigeführt werden. Auf beiden Seiten war man vom besten Willen beseelt und ging mit einer gewissen freudigen Liebe an das Anspinnen der neuen Verwandtschaft. Frau Brun hatte Kordula von ihrem Fenster aus gesehen, aber sie war überrascht von der Anmut ihrer Erscheinung und angenehm berührt von der warmen Herzlichkeit ihres Wesens. Sie umarmte sie und sprach gütige Worte zu ihr. Dabei war keinerlei Herablassung in ihrem Wesen, sondern viel eher eine leise Wehmut, ein Anklingen an erlittenes Leid. Kordula fühlte ein Zittern in ihrem Herzen, als sie der gemessenen Frau gegenüber stand. Sie empfand, wie sie von ganz anderm Holz geschnitzt war als sie selber, und flüchtig, ihr selbst kaum bemerkbar, kam ihr der Gedanke und erschreckte sie, daß auch Kaspar, ihr Bräutigam, von diesem Holze war. Sie half sich aber über ihre anfängliche Scheu vor Frau Brun hinweg, indem sie sich sagte, daß es längerer Zeit bedürfe, bis

zwei gänzlich verschiedene Menschen einander nahetreten könnten, und es blieb ihr von den ersten Begegnungen mit Kaspars Mutter nichts als ein Empfinden tiefer Verehrung für diese. Eine merklichere Beklemmung zeigte sich im Verkehr zwischen Frau Brun und Kordulas Leuten. Trotz aller willigen Freundlichkeit erwehrten sich weder die einen noch die andern einer gewissen Befangenheit. Frau Klementine erinnerte sich, als sie Meister Severin Nägeli und Junfer Appert bei feierlichem Besuche gegenüber saß, wie sie den kleinen lebhaften Mann täglich in weißer Mütze und Schürze in seiner Backstube hantieren sah, und daß die Jungfer mit dem Runzelgesicht ebenso täglich hinter einem Ladentisch stand und feilbot. Dieser Gedanke schoß Frau Brun ins Rückgrat. Sie wollte nicht und konnte doch nicht anders als jene kühle Miene behalten, mit der sie Leuten, die unter ihr standen, begegnete, und hatte von Anfang an mit einer heimlichen Ungeduld zu kämpfen, die den Besuch möglichst bald hätte beendigt sehen mögen. Daß er nicht übermäßig lang dauerte, zürnten auch Meister Severin und sein Faktotum nicht. Das Mühsame einer erzwungenen Freundlichkeit bleibt nicht leicht verborgen. So fühlten auch diese beiden, daß Frau Bruns steife Herzlichkeit keine frisch quellende war. Maria Appert machte ihr bedenkliches Gesicht. Sie wollte den andern die Freude nicht verderben, aber sie grübelte von da an hin und her, wie sie es anfange, um die kleine Kordula zu warnen. Meister Severin dagegen betrachtete in diesen Tagen mit herzlichem Vergnügen ein Schiebfach seines Schreibtisches und überlegte sich, daß die darin verwahrten Wertschriften ein gutes Gegengewicht für die Vorzüge der Bruns bildeten. Auch beruhigte ihn das Aussehen seiner Tochter genugsam, die von innerem Glück in diesen Tagen förmlich leuchtete.

Dermaßen kamen alle über die ersten Steine auf dem Wege ihres guten Einvernehmens glücklich hinweg. Die Verlobung wurde in der Stadt bekannt, und die Verlobten kauften ihre neuen goldenen Ringe. Zwar konnte Kaspar Brun gerade an dem Tage, als er zum Zwecke des Ringkaufes zum erstenmale mit Kordula sich Arm in Arm auf der Straße zeigte, jenes Unbehagens sich immer noch nicht ganz erwehren, das ihn im Anfang seines Verkehrs mit den Nachbarn manchmal befallen. Er dachte an seine Standesgenossen, und wie diese über seine Verbindung urteilen möchten. Allein bald bezwang er sich. War er nicht ohnehin aus seinen Kreisen verstoßen?

Kordula machte es ihm auch leicht, sie zu lieben. Es war, als verschönere ihr Glück sie noch. Ihr bewegliches Gesicht und ihre Augen hatten eine so herzgewinnende Heiterkeit, daß selbst Frau Brun manchmal mit Wohlgefallen und einer gewissen Vertraulichkeit ihre Hand auf die Schulter der künftigen Tochter legte oder in ihre Stimme ein weicherer Tonfall kam. Das junge Mädchen zeigte sich auch, als die Einkäufe für den jungen Haushalt vorberaten und ausgeführt wurden, als viel selbständiger und entschlossener, als man ihr zugetraut hätte. Sie bewies klaren Willen und soviel verständige und zugleich rührende Fürsorge für das Wohl ihres künftigen Mannes, daß dieser über ihre Tüchtigkeit und die heimliche Kraft ihres Wesens staunte.

Die Hochzeit sollte nicht lange hinausgeschoben werden. Frau Brun wollte ihre Wohnung behalten, Kaspar und Kordula aber sollten einen Stock im Nägelischen Hause beziehen. Besuche hatten die Verlobten wenige zu machen; denn die Nägelis hatten keine Verwandten in der Stadt, und da Hans Georg Brennwald, Kaspars Onkel, auf die Verlobungsanzeige mit keinem Worte geantwortet hatte, also in seinem Groll zu verharren schien, so verzichtete Brun darauf, ihm die Braut zuzuführen.

An einem warmen, schönen Herbsttage, als die Winzer in den Rebbergen jauchzten, läutete die Kirche von Herrlibach, einem Orte am See von St. Felix, einem Landauer entgegen, in dem nur Kordula und Kaspar, Meister Severin und Frau Brun Platz genommen, da Jungfer Appert eines Fußleidens wegen hatte daheim bleiben müssen. Nach einer Stunde führte derselbe Wagen die zwei jungen Leute mit ihren Angehörigen in einen Gasthof am See, und von diesem aus reiste Brun mit seiner Frau, mit der er in jener Kirche zusammengegeben worden war, nach dem Süden, wo sie acht Tage zu verweilen gedachten, während Meister Severin und Frau Klementine in wortkarger Fahrt, jedes in eine Ecke des Wagens gelehnt, nach ihrer Stadt zurückgelangten und sich während der acht Tage, während der die Kinder ihnen fehlten, nicht durch Besuche verwöhnten, sondern nur von Fenster zu Fenster mit halb über ihre Einsamkeit betrübten, halb besonders auf Meister Severins Seite befangenem Grüßen einander zunickten.

Eines Sonntag abends aber begab sich Frau Klementine ins Nachbarhaus und setzte sich in dessen zweitem Stockwerk an ein Wohnzimmerfenster gerade so, wie sie daheim immer saß. Hier wollte sie den Sohn und seine Frau erwarten. Es war eine dunkle, niedere, braun vertäfelte Stube von altertümlichem Ansehen. Ihre beiden Fenster sahen auf die Münstergasse, die an diesem Abend still und leer war; der Verkehr drängte sich an Feiertagen nach den schöneren und breiteren Straßen der Stadt. Frau Brun saß, den einen Arm aufs Gesimse gestützt, und blickte gedankenvoll in die Gasse hinab. Zuweilen hörte sie Fußtritte, die auf dem Pflaster merkwürdig hallten, sah gleichmütig, wie die Menschen heran kamen und vorübergingen, und wechselte je und je ein paar Worte mit Jungfer Appert, die in weiten Zeitabständen die Stube betrat, um immer noch etwas an dem sorglich gedeckten Abendtisch zu ändern, der auf die Neuvermählten wartete.

„Es muß ein böser Wind gehen draußen", bemerkte sie einmal zu dieser gewendet. Eine Staubwolke wirbelte ebenda durch die Gasse.

„Er hat sich gegen Abend eingelassen", entgegnete die andre. Sie war in Unbehagen und Unruhe, meinte, sie müsse der Gastin die Zeit vertreiben und konnte sich doch nicht entschließen, sich zu ihr zu setzen, da sie noch immer keine Brücke von ihrer ehrlichen Gesprächigkeit zu der zurückhaltenden Stille der Nachbarin fand. Sie sah auch ein über das andre Mal auf die Uhr und fand, daß Meister Severin, der dem jungen Paare an den Bahnhof entgegengegangen war, mit den Ankömmlingen unglaublich lange ausbleibe.

Frau Brun hatte sich wieder nach der Gasse gewendet. Jetzt neigte sie sich weiter vor, um schärfer zu sehen. Unten war auf einmal eine auffallende

Lebendigkeit. Mehr Leute tauchten auf. Sie gingen rascher und fast alle nach einer Richtung. Einige rannten. Wieder andre sprachen erregt, und zuweilen stellte ein ihnen Begegnender die Eiligen und tat eine Frage, als wollte er wissen, was es gäbe. Frau Brun wurde aufmerksam. „Es muß irgend etwas geschehen sein", sagte sie zu Jungfer Appert, „die Menschen laufen, als ob es irgendwo brennte."

Maria Appert trat heran und, was die Aristokratin vermied, tat sie in ihrer raschen, neugierigen Art; sie öffnete das Fenster und horchte auf das Eilen der Menge. Einen Augenblick blieb es still; dann kamen erregten Schrittes zwei Männer gegangen, auf die, aus einer Nebengasse kommend, ein Bekannter traf.

„Haben Sie gehört?" fragten die beiden den Dritten.

Dann fing Jungfer Appert ein andres Wort auf: „Alle drei sollen tot sein."

„S i n d tot", schrie einer, der eben an der Gruppe vorüberging.

Den stellte Jungfer Appert und fragte, was vorgefallen sei.

Das Segelschiff des reichen Brennwald sei ganz nahe bei der Stadt gekentert, rief der Mann ans Fenster hinauf. Dabei sei die Frau wie die beiden Söhne ertrunken.

Jungfer Apperts Kopf fuhr in die Stube zurück. „Sind das nicht — —" stotterte sie.

Frau Brun war jäh von ihrem Stuhle aufgestanden, hatte einen Augenblick gelauscht, als ob sie auf die Wiederholung eines entsetzlichen Schreis wartete. Dann senkte sich ihr Kopf in einer edeln, tiefen Trauer. „Unglück hätte ich ihm nicht gegönnt," murmelte sie vor sich hin.

Nach einer kurzen Weile wendete sie sich um und sagte: „Es sind meine Schwägerin und meine beiden Neffen". Und in derselben stillen, hoheitsvollen Weise fügte sie hinzu: „Aber wir stehen einander ferner, als wir sollten".

Jungfer Apperts Mißbehagen steigerte sich. Nun wußte sie in ihrer Schlichtheit erst recht nicht, was sie reden oder tun sollte. Es ergriff sie fast etwas wie Ärger, daß sie so lange mit Frau Brun allein gelassen wurde. Sie murmelte ein paar Worte des Beileids. Da hörten sie die Haustür gehen.

„Wir wollen es ihnen erst später sagen," flüsterte Frau Brun. „Es würde einen Schatten auf ihren Einzug werfen."

Allein, als bald darauf Meister Severin mit dem jungen Ehepaar ins Zimmer trat, wußten sie, daß sie nichts mehr zu verschweigen brauchten. Kaspar Brun war tief erschüttert; seine kleine Frau ließ den Kopf hängen.

„Wir haben es unterwegs erfahren", erzählte Meister Nägeli.

„So ist es wirklich?" fragte Frau Brun.

„Kein Zweifel, wir haben selbst die Schiffe auf dem See gesehen, die nach den Leichen suchten," entgegnete Meister Severin.

Sie hielten dann eine stille Mahlzeit; Kaspar und seine Mutter mochten nicht sprechen, und die andern wagten nicht recht, von andern Dingen als dem Unglück, an dem jene Anteil hatten, zu beginnen. Später erst holte Meister Severin die Heimgekehrten in seiner heiter-freundlichen Art über ihre Reise

aus, und sie kamen unwillkürlich in ein lächelndes Erzählen, das bewies, daß sie glückliche Tage hinter sich hatten. Kaspar zwar behielt seine gemessene etwas feierliche Art. Kordula aber war von ihrer jungen Liebe gänzlich durchwärmt, und ihr glückliches, läutendes Lachen brach immer wieder halb vorwitzig, halb scheu, gleich wieder verstummend und doch zu froh, um beschwichtigt werden zu können, aus der Beklommenheit, die sich über die andern gelegt hatte, hervor.

Bald nach Tisch geleitete Kaspar die Mutter über die Gasse nach Hause. Sie hatten noch keine Gelegenheit gehabt, sie auch nicht gesucht, allein zu sein. Solange sie auf der Straße waren, sprachen sie nicht; aber Kaspar stieg mit nach dem Wohnzimmer hinauf, und hier standen sie einander gegenüber und sahen einander an, einen Augenblick sprachlos, so sehr lag die Schwere der Ereignisse auf ihnen.

„Was wirst du tun, Mutter?“ fragte dann der Sohn. Sie wußten beide, von was sie sprachen, ohne nur des Geschehenen zu erwähnen.

„Nichts! Nicht viel,“ entgegnete sie. „Ich werde, wenn es Zeit ist, dem Onkel einen Brief schreiben. Mehr bleibt uns nichts zu tun. Wir dürfen uns nicht aufdrängen.“

Kaspar stimmte zu. „Es ist furchtbar“, bemerkte er dann. „Es muß Onkel Hans Georgs ganzes Leben verändern.“

„Es ist kaum auszudenken“, erwiderte die Mutter.

Dann schwiegen sie lang. Erst kurz bevor Kaspar sich entfernte, fanden sie noch ein paar Worte über seine Reise und Heimkehr. Die Mutter fragte nicht, ob der Sohn glücklich sei. Sie sah ihn nur forschend an, und er tat, von diesem Blick dazu veranlaßt, den seltsamen Ausspruch: „Kordula ist ein unendlich liebenswerter Mensch.“

Darauf ging er.

Keines hatte davon gesprochen, daß das Unglück, das über das Haus Brennwald hereingebrochen war, auch für ihr Leben tiefe Bedeutung gewinnen könnte. Hans Georg Brennwald auf Lindenberg war plötzlich allein, seine ganze Zukunftshoffnung vernichtet. Es wäre nicht menschlich gewesen, wenn nicht in den Seelen der Frau Klementine und ihres Sohnes der Gedanke aufgeblitzt wäre, daß sie als die einzigen nahen Anverwandten plötzlich in eine ganz andre Stellung gerückt waren. Aber sie hielten sich wohl in Zucht und Gewalt. Keines dachte jetzt an eigenen Vorteil. Das Mitleid verdrängte jedes andre Empfinden.

IV.

Es war kein blinder Lärm gewesen. Alles war wahr. Hans Georg Brennwald, der Seidenfabrikant, hatte auf einer Segelfahrt, die seine Frau mit beiden Söhnen im eigenen Boote machten, diese seine ganze Familie verloren. Die ganze Stadt war eine Weile in Aufregung. Der älteste Sohn war ein vorzüglicher Segler gewesen. Es war ein Verhängnis, daß ein plötzlich aufspringender Sturm das Boot umgeschlagen, daß niemand in der Nähe war zu helfen, daß der Führer des Bootes, durch den fallenden Mast verletzt, sogleich versank und sein jüngerer Bruder wie seine Mutter nicht die

Kräfte besaßen, sich durch Schwimmen zu retten. Es gelang, die Leichen zu bergen, und der reiche Mann begrub sie im stillen. Das war alles, was auch Frau Brun und ihr Sohn erfuhren. Sie sprachen nicht mehr über das Ereignis. Frau Brun hatte einen Brief an den Bruder gesandt, aus dessen gemessenen Worten niemand die tiefe schwesterliche Liebe hätte lesen können, die ihn ihr eingegeben. Kaspar ging wieder auf seine Amtsstube. Wenn er und seine Mutter vielleicht daran gedacht hatten, daß der Vorfall im Brennwaldschen Hause irgendeine günstige Veränderung für sie selbst im Gefolge haben könnte, so vergaßen sie sicherlich ihrer leise aufflackernden Hoffnung sehr bald wieder im gleichmäßigen Lauf ihres Alltags.

Hans Georg Brennwald antwortete nicht auf den Brief der Schwester. Und Kaspar Brun fügte sich wieder in die stumpfe Regelmäßigkeit seines Schreiberamtes. Gemessenen Schrittes ging er durch die Straßen, mit der alten peinlichen Genauigkeit besorgte er seine Arbeit; würdig, ein wenig steif, ängstlich die Liebesungeduld des jungen Ehemannes verleugnend, kehrte er mittags und abends zu seiner Frau zurück. Aber seine Selbstsicherheit und seine Zurückhaltung verließen ihn manchmal, wenn er in Kordulas Gesellschaft war. Sie empfing ihn jeden Tag mit Lächeln und Fürsorge, und mit heiterer Fürsorge ging sie jeden Tag an seiner Seite. Er hatte Scharfblick genug, um zu erkennen, welch eine tiefe, alle Gründe ihres Herzens ausfüllende Liebe er in ihr geweckt hatte. Sie konnte bei Tisch ihm oft gegenübersitzen, und wenn er aufblickte, fand er ihr Auge auf sich ruhen. Die Speisen lagen noch unberührt auf ihrem Teller. In ihrem Blick aber war eine große Innigkeit und Freude. Und wenn er fragte, warum sie nicht esse, seufzte sie tief auf und sagte: „Weil ich so glücklich bin."

Noch mehr aber als aus ihren Worten erkannte er ihr inneres Glück aus ihrem Wesen. Immer fand er Blumen auf seinem Tischplatze, immer hatte sie irgendeine Aufmerksamkeit für ihn und sah ihm jeden Wunsch von den Augen ab. Alles, was sie sagte und tat, atmete eine Art Demut, keine Unterwürfigkeit, mehr eine frohe Dankbarkeit und fast andächtige Verehrung für ihren Mann, als ob sie sagen wollte: Wie soll ich dir vergelten, daß du mich deiner gewürdigt hast.

Kaspar nahm diese Hingebung verschieden auf. Manchmal empfand er tiefe Erkenntlichkeit. Dann war er zärtlich, verlor seinen sonstigen Ernst, ging selbst auf Kordulas manchmal etwas kindische Tändeleien der Verliebtheit ein. Zu andrer Zeit ergriff ihn plötzlich eine Art Schrecken. Mitten in allem Liebesfrieden, den auch er hatte, entdeckte er in sich eine Leere, erschien ihm das Gefühl, mit dem er Kordulas Neigung vergalt, klein, und fragte er sich mit der Gewissenhaftigkeit, die ihm eigen war, immer wieder, ob er verdiene und würdige, was die Lebensgenossin so reich über ihn hinströmen ließ.

Eines Tages, als er zum Mittagbrote nach Hause kam, fand er die Mutter seiner wartend. Schon Frau Klementines Haltung fiel ihm auf. Sie hatte nichts von dem ruhevollen, vielleicht ein wenig müden Sichbescheiden, mit dem sie jeden Tag an ihrem Fenster saß. Etwas von ihrem früheren Lebensmut und Selbstbewußtsein war an ihr.

Kordula verließ das Zimmer, halb aus Taktgefühl, weil sie wußte, daß Frau Brun gekommen war, dem Sohne eine Mitteilung zu machen, halb von einem noch unbewußten Kummer darüber hinausgetrieben, daß jene sie nicht ins Vertrauen zog. Es war aber bezeichnend für Frau Bruns Art, daß sie nicht daran dachte, der Schwiegertochter zu sagen, was sie mit dem Sohne besprechen wollte. Der Gedanke kam ihr nicht. So sehr sie der jungen, niedlichen Frau wohlwollte, und trotzdem nicht ein Hauch von Abneigung oder Hochmut in ihr war, in der ernsten Sache, die zwischen ihr und dem Sohne lag, stand die Dritte ihr außerhalb, beiseite, wie damals, als sie sich noch gar nicht gekannt hatten.

„Onkel Hans Georg war heute morgen bei mir," sagte Frau Klementine, als sie mit Kaspar allein war.

Er nahm einen Brief auf, der auf dem gedeckten Tisch neben seinem Teller lag und betrachtete scheinbar die Adresse. Seine Haltung verriet nicht, wie sehr ihn die Nachricht bewegte; nur die Hand, welche den Brief hielt, zitterte ein wenig.

„Er kam, dir zu danken?" fragte er die Mutter.

„Auch das," gab sie mit Betonung zurück, „und — du sollst ihn heute abend besuchen. Er will mit dir reden."

Nun schaute er sie doch mit einer raschen Neugier an.

„Er ist alt geworden," erzählte sie weiter. „Das Unglück hat ihn schwer mitgenommen."

Kaspar schwieg, stand auf und trat ans Fenster.

„Er sagt," fuhr sie fort, „daß seine Söhne ihm eine Stütze im Geschäft gewesen. Nun habe er nur mit fremden Leuten zu tun. Das behage ihm nicht. Er wolle es noch einmal mit einem aus der eigenen Familie versuchen."

Kaspar Brun wendete sich um und reckte die hagere Gestalt ein wenig, er zog die Manschetten leise aus den Ärmeln und hob die Arme in unwillkürlicher Bewegung in einem weiten Schwung. Sein Blick leuchtete auf, als ob er plötzlich viel weiter sehe.

„Ich werde vom Amte weg nach dem Lindenberg gehen," sagte er.

Als gleich darauf Kordula wieder eintrat, machte er Miene, sich zu Tische zu setzen. „Willst du nicht mithalten, Mutter?" fragte er.

Aber sie lehnte ab. So wenig sie zusammen gesprochen hatten, so war doch für beide die wichtige Angelegenheit erledigt. Kaspar begleitete sie bis an die Haustür. Als er zurückkam, setzte er sich zu Kordula. Aber ein andrer saß am Tisch als sonst. Der Amtsschreiber Brun war ein demütiges Männlein gewesen trotz all seiner Steifheit; er hatte selbst angefangen, manche aristokratische Eigenheit aufzugeben, sich im Verkehr mit der Bürgerfamilie, in die er hineingeheiratet hatte, abzuschleifen, sich daran gewöhnt, ein freies kräftiges Wort ohne Unbehagen anzuhören, zu einem gewagten Scherz zu lachen. Seine eigene zimperliche Art war scheinbar in der ungezwungenen der andern aufgegangen. Jetzt war es, als ob sein Nacken starrer geworden sei. Er saß in sorgsam jede Gebärde messender Haltung am Tisch, und er hatte wieder die Scheu vor allem Unfeinen, die tiefe Empfindsamkeit gegen allen Lärm. Es war keinerlei Ziererei, sondern das Innerste seines Wesens,

das wieder Geltung bekam, weil eine Hoffnung, die in ihm erwacht war, ihm wieder Freiheit gab.

Einmal stand Kordula auf und legte ihm die Arme um den Hals. Es geschah oft, daß sie im Überschwang der Gefühle ihn so umschmeichelte. Heute aber mißfiel es ihm. Er hätte nicht zu sagen vermocht, warum und woher. Es war ihm ein Zuviel der Gefühlsäußerung. Er wehrte Kordula nicht ab, aber als sie ihre weiche Wange an die seine schmiegte, nahm er leise ihre Hand, die auf seiner Schulter lag, führte sie ihrem Stuhle zu und sagte: „Laß uns die Mahlzeit nicht länger hinausschieben. Ich habe ohnehin viel Zeit versäumt."

Es klang nicht schroff. Sie setzte sich lächelnd und strich noch einmal mit den schmalen Fingern über seine Linke, die auf dem Tische lag.

Da erzählte er: „Ich werde heute abend spät nach Hause kommen. Ich muß nach den Amtsstunden nach dem Lindenberg."

Durch Kordulas Züge flog ein Schatten. Sie fragte nicht, was er auf dem Lindenberg solle, dachte vielleicht gar nicht darüber nach, aber irgendwie befiel sie eine leise Bangigkeit.

„Meinst du," stotterte sie dann, „daß Herr Brennwald auch mich eines Tages wird sehen wollen?" fragte sie.

„Ich zweifle nicht," gab Kaspar zurück. „Vielleicht wird sich überhaupt vieles ändern."

Er sah vor sich in den Teller. Seine rechte Hand spielte mit dem Besteck.

Kordula blickte ihn an, und da sie das tiefe und scharfe Nachdenken gewahrte, in dem sein kluges Gesicht gesenkt blieb, und die Falte, die sich zwischen seine feinen schwarzen Brauen grub, wuchs ihre Beklemmung. Dann war ihr auf einmal, als sei in ihrem Leben etwas anders geworden, als breche eine neue Zeit an, eine Zeit, vor der sie sich fürchtete.

Pünktlich wie immer stand Kaspar dann auf, um nach dem Amte zu gehen.

Am Abend stieg er zum Lindenberg hinauf.

Er hatte Herzklopfen, konnte es nicht wehren, so ungewohnt ihm diese übermächtige Unruhe war. Der Abend war anders als andre oder schien ihm so. Der Himmel stand voll weißer wolliger Wolken. Sie waren dünn und durchsichtig, als triebe der Wind zerblasene Baumwollbäuschchen vor sich her. Plötzlich fuhr Feuer in die Wolken, und der Himmel sah sich an, als überliefen ihn hastige Flammen. Das kam vom Abendrot. Der See lag dunkel und still. Die Ferne war voll Dunst.

Der Wind legte sich dann. So standen die mächtigen Linden und die andern hohen Bäume des Gutes Lindenberg, das Kaspar nach kurzem Aufstieg erreichte, ohne Bewegung. Ein merkwürdiges Schweigen lag über dem Gute, eine gewisse steife Feierlichkeit, wie sie denen anhaftete, die noch auf diesen alten Landsitzen mitten in St. Felix hausten. Lautlos wich das schwere schmiedeeiserne Eingangstor, als Kaspar auf die Klinke drückte. Er trat bedächtig auf den breiten Kiesweg, legte die Hände auf den Rücken und schritt mit einer kühlen, langsamen, vornehmen Ruhe vorwärts. Das Herzklopfen hatte er jetzt fast ganz verloren. Es war ihm, als sei er hier zuhause, sei es immer gewesen. Als er sich selbst über diese Empfindung wunderte, sagte er

sich, daß er in der Tat nahe zu diesem Gute gehöre, saß doch sein nächster Verwandter darauf. Im Garten und an dem grauen, schlichten Hause, das tief in den Bäumen sichtbar wurde, war kein Mensch zu sehen. Nur als Kaspar über die Sandsteinstufen des Eingangs stieg, sah er zwischen den Steinsäulen hindurch, die einen über der Tür befindlichen Balkon trugen, in einem der Gartenwege einen alten Gärtner hantieren. Er schellte an der Haustür. Es berührte ihn mit eigenem Behagen, als er außen hörte, wie die kleine feine Glocke durch das stille Haus rief, gedämpft und doch eindringlich, wie die Stimme einer wohlerzogenen Dienerin. Ein älteres Mädchen in schwarzem Kleide mit weißer Schürze und weißer Haube öffnete ihm. Sie schien zu wissen, wer er sei; denn sie verneigte sich wortlos mit einer altväterischen Würde und sagte: „Herr Brennwald erwartet Sie, Herr Amtsschreiber."

Über teppichbelegte Treppen und Flure folgte Kaspar der Magd. Er kannte das Haus, war als Kind oft hier gegangen. Niemand war in dem Zimmer, in das die Magd ihn führte. Kaspar setzte sich auf einen Lehnstuhl, aufrecht, ohne sich anzulehnen, feierlich, wie es zum Hause gehörte, und es ihm von selber kam. Da trat Herr Brennwald mit einem raschen Schritt aus einem Nebenzimmer. Er war ein mittelgroßer Mann mit rasiertem Gesicht, nur auf der Oberlippe saß ein weißer, ganz kurz geschnittener Schnurrbart, der ihm fast etwas Militärisches gab. Er war in tiefe Trauer gekleidet, trug einen langen Gehrock, aber sein Wesen hatte nichts Kopfhängerisches, sondern war rasch, geschäftsmäßig, kurz. Er hißte die Worte scharf zwischen dünnen Lippen hervor. Seine Nase war hervorstehend spitz, wie diejenige der Frau Brun, seine Gesichtsfarbe eben so gesund und rot wie die jener. Er tat, als hätten er und Kaspar sich erst gestern gesehen.

„Da bist du also? Ich grüße dich! Deine Mutter hat dir demnach gesagt, daß ich bei ihr war?"

„Ja," antwortete Kaspar Brun ruhig. Er verriet keinerlei Ungeduld; auch er tat, als ob sie immer miteinander verkehrt hätten. Und Onkel und Neffe gefielen sich gegenseitig, obwohl sie sich so lange nicht mehr gesehen hatten, fanden gleich den verwandtschaftlichen und trotz dieser Verwandtschaft zurückhaltenden Ton, der in ihren Kreisen üblich war.

„Wir können uns setzen," sagte Hans Georg Brennwald.

So ließen sie sich einander gegenüber in Stühle nieder. Der Onkel strich mit einer leise zitternden Handbewegung über die Seitenlehne seines Sessels. Es arbeitete in seinem Gesicht. Es war das erstemal, daß ihm anzumerken war, wie er sich des Beweggrundes dieser Zusammenkunft und seiner Trauer erinnerte.

„Du weißt," begann er dann, „was vorgefallen ist. Deine Mutter und du sind die einzigen Verwandten. Ich halte dafür, daß wir es miteinander versuchen. Du bist gut veranlagt und tüchtig. Ich habe mich über dich erkundigt. Wenn du also willst, kannst du in mein Geschäft treten."

Kaspar Brun hörte aufmerksam zu. „Ich danke dir, Onkel," sagte er mit würdevoller Höflichkeit. „Ich will mein Bestes tun, daß du deinen Entschluß nicht bereust."

Es war eine trockene, wohlbemessene Rede, aber in dieser bedeutungsvollen Stunde verließ keinen von ihnen die steife Gelassenheit.

Hans Georg erhob sich: „Du hast etwas getan, was du hättest unterlassen können," sagte er fast ärgerlich. „Mit deiner Verheiratung würde es nicht so geeilt haben."

Kaspar senkte den Kopf. Er fühlte, daß er seine Frau verteidigen sollte. Aber er fand das Wort nicht, schwieg nur und würgte an einer Unzufriedenheit mit sich selbst.

„Deine Mutter rühmt deine Frau. Trotzdem! Du wirst einsehen, daß du geirrt hast! Ich hätte beinahe daran so viel Anstoß genommen, daß — — —."

Der Zwiespalt in Kaspar Bruns Innerem verschärfte sich. Es hob in diesem Augenblick ein Kampf in ihm an, der vielleicht lange Jahre währen konnte. Er hätte seine Heirat ungeschehen machen mögen. Dieses dunkle, vornehme Zimmer, alte Möbel, viel Blumen, drei Meistergemälde an den Wänden, weiche Teppiche! Wenn er damit Meister Severins Wohnstube verglich oder seine eigenen bescheidenen Räume! Und hier war er, als sei es immer so gewesen, viel heimischer als dort.

Der Onkel sprach jetzt davon, wie er Kaspar in sein Geschäft einzuführen, welche Stellung er ihm zu geben gedenke. Das entriß ihn seinen Gedanken. Sein Interesse erwachte. Er hörte aufmerksam zu, war voll Lernbegier. Brennwald wünschte, daß er sein Amt sogleich aufgebe, er hatte Einfluß und wollte veranlassen, daß er frei komme.

Dann kam etwas, was selbst Kaspar überraschte. „Ich will deiner Mutter und dir Lindenberg abtreten," sagte Hans Georg Brennwald. „Ich kann hier nicht wohnen bleiben; der See ist mir zu sehr vor den Augen."

Wieder ging das merkwürdige Zucken durch Brennwalds Gesicht, das verräterische Zeichen, wieviel Schmerz um Verlorenes hinter seinem entschlossenen Wesen verborgen war.

„Ich ziehe ins Geschäftshaus an der Börsenstraße," fuhr er fort, „ich habe das Bedürfnis, rings um mich Arbeit zu sehen. Dann — habe ich einen weiteren Grund: Man soll in der Stadt wissen, wer du bist, daß du nicht aus einer Krämergasse kommst, sondern einen Geschlechtersitz hast."

Kaspar beherrschte sich, dankte gelassen, nüchtern. Er war gar nicht mehr erstaunt. Es war ihm, als gehörte ihm alles zu Recht, als hätte es gar nicht anders kommen können.

Bald darnach verabschiedeten sich die beiden, höflich, mit steifer Umständlichkeit. Kaspars Umgangsformen waren genau diejenigen des Onkels. Der war zufrieden. Er hatte sich nicht getäuscht. Der Schwester war er eigentlich immer zugeneigt gewesen, nur mit dem Schwager, dem Verschwender, hatte er sich seinerzeit überworfen.

V.

Große und tief einschneidende Wandlungen kamen für Kordula Brun. Als sie gehört hatte, daß aus ihrem Manne, dem Amtsschreiber, ein großer Geschäftsmann werden und daß sie mit seiner Mutter zusammen in das prachtvolle Gut, das im Westen der Stadt über dem See stand, umziehen

sollte, war ihre ganze kindische Heiterkeit erwacht. Mein Gott, was das schön war! Es war, als sei man ein kleiner König geworden. Und Kaspar, der herrliche, der kluge Mensch, hatte das weite Feld, das er wünschte. Und — und in dem vornehmen Hause, dem — sicher dem schönsten der Stadt sollte man wohnen! Die junge Frau klatschte in die Hände, umhalste ihren Mann, tanzte ein wenig. Diese durch nichts zurückgedämmte Freude mißfiel Kaspar. Gerade die Würde fehlte in ihr, die seiner, des Seidenhändlers Brun Gattin anstand. Er war ein wenig mißvergnügt. Seine Hand zitterte nervös, als er sich von Kordula abwendete, um einen Brief zu öffnen.

Langsam erst kamen der Frau ein paar Bedenken: Wie schade, daß man die neue Einrichtung, die man eben gekauft, nicht mitnehmen konnte, daß man überhaupt von der lieben Staffelgasse fort mußte! Und daß Jungfer Appert nicht mitkam, die gute, und — und der Vater! Das war ein Schmerz; beinahe wären Kordula Tränen gekommen. Aber eine große, mächtige Welle Glück schlug über die paar Bedenken hin. Sie ging mit ihrem Mann! Kordula liebte ihn mit einer so bewundernden und starken Liebe. Neben dem Glücksempfinden beseelte sie auch ein junger frischer Mut.

Kordula setzte mit den zarten Händen einen schweren Stuhl kräftig an eine andre Stelle. Etwas in ihr drängte sie zu dieser leiblichen Kraftanstrengung. Sie hatte so viel Zuversicht in sich. Mochte kommen, was wollte, sie fürchtete sich nicht, solange sie an ihres Mannes Seite stand.

Anders war es mit Jungfer Appert und Meister Severin. Die Ereignisse erschreckten und verwirrten sie. Jungfer Appert überfiel den Meister, als sie ihn allein in der Backstube wußte. Da hätte man es, begann sie in heißer Erregung. Warum habe man diese Heirat zustande kommen lassen! Daraus könne nie Gutes kommen! Jetzt verliere man das Kind! Für sie und Meister Nägeli sei kein Weg nach dem Lindenberg hinauf! Das Beste wäre, man machte ein Ende, löste jetzt noch die Kordula zurück!

Meister Severin kam lange nicht zu Wort. Dann beschwichtigte er die Erregte. Was sie denn ankäme, das sei doch kein Unglück, sei vielmehr ein Glückszufall, der dem Schwiegersohn wohl zu gönnen! Er sprach lange, verständig, in seiner gewohnten, scherzhaften Art. Am Ende fügte er schmunzelnd und bedeutungsvoll hinzu: Und Kordula zurücknehmen, das ginge schon nicht, denn es würden ja zwei Kinder statt eines heimkommen. Er strich sich sein Spitzbärtchen und tat vergnügt. Und doch war der Schrecken auch in ihm. Kordula ging aus seinem Hause! Sie ging — er verhehlte sich das nicht — auch ein weites Stück aus seinem Leben hinaus. Bisher hatte seine eigene behäbige Vermögenslage ihm eine Art Übergewicht über den Schwiegersohn verschafft. Jetzt — Seidenfabrikant Brennwald war unglaublich reich, er tat jetzt schon wie ein Vater an Kaspar Brun, und später kam all sein Besitz an diesen — da — da —

Meister Nägeli mußte sich setzen, so schwer fiel ihm der Gedanke. Jetzt war er gegen den Schwiegersohn ein kleiner, bescheidener Mann! Er brauchte eine Weile, um sich zu beruhigen. Dann nahm er sich zusammen. Wenn Kordula ihn brauchte, wollte er doch da sein. Und in diesem Augenblick fürchtete sich Meister Severin nicht vor der reichen Verwandtschaft.

Es war aber gut, daß die jungen Leute bald nachher ihren Umzug nach dem Lindenberg bewerkstelligen konnten. Der bevorstehende Wechsel hatte doch in den äußerlich so freundlichen Verkehr zwischen Kaspar Brun und seinem Schwiegervater eine gewisse Befangenheit getragen.

Nun wohnten Bruns auf Lindenberg. Im oberen Stockwerk des schlichten Hauses mit den großen Fluren und weiten Stuben Kaspar und seine Frau, im Erdgeschoß Frau Klementine. Vor Kordulas Wohnung baute sich eine von zwei Säulen getragene Terrasse in den Garten hinaus. Zu ihren Füßen lagen die wohlgepflegten Blumenbeete, standen die Bäume und uralten Hecken, liefen die Kieswege mit ihren Nischen und Lauben, in denen grüne Bänke standen. Mehr ein Park denn ein Garten war der Brennwaldsche, und eine Mauer aus moosbewachsenem Sandstein schloß ihn ab, verdeckte das Häusergewirr der Stadt den im Garten Wandelnden und ließ nur den Blick auf den See frei, der mit blauen Wellen die Ufer umschmeichelte und sich doch weit hinauf ins Hochgebirge zu dehnen schien; denn es war, als hätten die Schneeberge, die aus Süden herüberleuchteten, ihren Fuß in seinem Wasser. Kordula Brun ging halb im Traum durch Haus und Garten. Sie hatte ein sorgloses Gemüt und ließ sich vom Leben treiben. Es drang jetzt so viel auf sie ein, daß sie zu keinem klaren Nachdenken kam. Da war das drängende Leben in ihrem Schoße. Die blaugeäderten Hände unter der Brust übereinandergelegt schritt sie, ein wenig mühsam schon, umher; die Hände sprachen von kleinen Leiden, wie die Mutterschaft sie bringt, und von einer stillen Kraft, die sie niederzwang. Und da war das Leben ihrer Außenwelt. Es war unendlich verschieden von ihrem bisherigen. Wohl hatte Kaspar Brun, ihr Mann, noch als ein Fremder in ihrem Vaterhause gestanden, aber er hatte der traulichen Umgebung keinen andern, nicht seinen Stempel aufgedrückt. Hier war Kordula der Fremdling. Sie grämte sich nicht, fühlte vielleicht kaum, wie wenig sie heimisch war, hatte nur Tag für Tag über allerlei Neues zu staunen. Im väterlichen Hause war es lebhaft gewesen, viele kleine Geräusche hatten den Tag belebt, die Ladenklingel, das Singen eines Gesellen in der Backstube, das taktmäßige Schlagen der Schneebesen, mit denen die Zuckerbäcker in kupfernen Kesseln das Eiweiß zu Schaum schlugen. Und keiner hatte dort den Schritt gedämpft, ein Lachen verhalten. Hier im Lindenberg war es fast atemlos still. Läufer und Teppiche nahmen den Schritten das Lärmende, die Mägde sprachen leise, und die sanfte Hausglocke tönte kaum dreimal des Tages. Und Kaspar war ernst und seine Mutter wortkarg. Jener nahm jede Minute seines Tages zusammen, um sich für seinen jetzigen, so plötzlich ihm zugefallenen Beruf nachzubilden. Seine Gedanken waren immer noch bei seiner Arbeit, wenn er abends nach Hause kam. Seine Mutter aber sah sich schweigend in ihrem neuen Reiche um, den weißen Kopf im Nacken, aufrechter denn lange, aber nicht verratend, wie froh sie war, aus der Armut wieder zu Standesrecht erhoben zu sein. Das Rauschen ihres Seidenkleides und das Rauschen der alten Bäume vor dem Hause waren Geräusche, die diesem Hause den Charakter gaben. Und doch war Kordula

glücklich, glücklich in der Stille, aus sich selbst, ihrer wunschlosen Zufriedenheit und ihrer stummen und andächtigen Liebe zu ihrem Gatten heraus.

Man lebte auf dem Lindenberg noch sehr zurückgezogen, schon um Hans Georg Brennwalds und seiner Trauer willen, dann aber auch, weil sowohl Kaspar als seine Mutter zu stolz waren, als daß sie diejenigen gesucht hätten, die zur Zeit ihrer Erniedrigung nichts mehr von ihnen hatten wissen wollen. Aber schon und aus hundert Nichtigkeiten spürten sie, daß ihre Stellung in der Stadt eine andre geworden war. Leute grüßten sie auf der Straße, die vorher, wenn auch mit dem Schein des Zufalls, sie übersehen hatten; alle die kleinen Geschäftsleute, mit denen der Alltag sie in Verkehr brachte, hatten einen andern, unterwürfigeren Ton als ehedem. Und wo sie hinkamen, entstand ein Aufsehen. Man flüsterte und wies mit Fingern: Das waren die Bruns, die Altbürger, die in die reiche Erbschaft gekommen. Sie waren Zahlen geworden, die eine Zeitlang Nullen gewesen waren.

Beide nahmen es mit Ruhe hin. Vielleicht wurden ihre Rücken noch ein wenig straffer, ihr Wesen noch um einen Schein schlichter und zurückhaltender. Im Haushalte wurde das sparsame Maß gehalten, das eine Eigenart ihres Standes war.

Hans Georg Brennwald bereute den Schritt nicht, den er getan. Er fing an, jeden Sonntag die Mittagsmahlzeit mit den Verwandten zu teilen. Sie paßten so gut zusammen, daß nicht einen Augenblick lang die Abhängigkeit Kaspars und seiner Mutter zutage trat, sondern es vielmehr den Anschein hatte, als wären diese von Anfang an zu Recht auf dem Lindenberg gesessen.

Zwischen den drei würdevoll gemessenen Menschen stand und ging die bewegliche Kordula. Das neue Leben brachte so viel Veränderung, daß Frau Klementine manchmal sich wunderte, weil Kordula, die zu der alten Zeit gehört hatte, noch da war. Aber sie empfand es kaum als eine Störung. Sie begegnete der Schwiegertochter mit immer gleicher, kühler und etwas umständlicher Freundschaft. Kaspar Brun hatte in dieser Zeit eine leise Weichheit und Zärtlichkeit in der Stimme, wenn er zu seiner Frau sprach; die Rücksicht gegen die, die mit seinem Kinde ging, gab sie ihm ein. Hans Georg Brennwald endlich söhnte sich mit der Heirat seines Neffen aus, seit er Kordula kannte. „Sie ist ein braves Menschenkind, deine Frau", sagte er zu Kaspar, und mit der Freude des alternden Mannes an äußeren Vorzügen der Frauen betrachtete er gerne Kordulas anmutiges Antlitz und liebte ihre sanfte und bescheidene Art. „Ihre Verwandtschaft laß uns in einiger Entfernung halten", sagte er dagegen eines Tages, als er mit Kaspar und Frau Klementine allein war. Er erzählte nicht, daß Jungfer Apperts Gesprächigkeit ihm mißfiel und daß er nicht eben eine Vorliebe für den Verkehr mit der Ladnerin hatte, auch nicht, daß er sich mit den Kleinbürgern ohnehin nicht recht verstand, aber die andern beiden fühlten alles, was er verschwieg, fühlten es aus ihrem eigenen Empfinden heraus.

Vielleicht infolgedessen besuchten Meister Severin und sein Faktotum Kordula selten auf dem Lindenberg. Um so häufiger fand sich diese in das trauliche Haus an der Staffelgasse zurück. Kamen aber Meister Severin oder Jungfer Appert mit den Bruns oder mit Hans Georg Brennwald zusammen,

dann waren alle von einer fleißigen Freundlichkeit, von einem schönen Willen, sich ineinander zu finden.

Unterdessen ging die Zeit. Sie brachte keine großen Ereignisse und doch verschob sie die Schicksale vieler Menschen, diesen unbemerkbar und ganz allmählich, daß sie völlig andre wurden. Kaspar Brun arbeitete sich in das ihm fremd gewesene Geschäft ein; langsam, langsam rückte er selbst zur Hauptperson dieses weiten Geschäftes auf. Der alternde und durch sein Unglück doch ins Mark getroffene Onkel trat willig, ja mit einer gewissen Freudigkeit, immer mehr zur Seite. Als aber Kaspar die Führung des eigenen Betriebes in Händen hatte, zeigte sich, daß er einen weiten Blick, große kaufmännische Talente besaß, daß er ein bedeutender Mensch war. Er gewann Einfluß in der Stadt. Man wurde auf ihn aufmerksam, und da er, je höher er stieg, um so einfacher wurde, da er so ganz der Typus des Altbürgers blieb, ein wenig eckig, herb und doch von jener angeborenen Vornehmheit der Formen, die in hundert kleinen Gebärden und Handlungen sich äußerte, so war der Eindruck, den er machte, nicht ein vorübergehend glänzender, sondern tief und nachhaltig. Der ansehnliche junge Mann, der in merkwürdig gerader Haltung, immer tadellos in Schwarz gekleidet, immer ernsthaft einherging, wurde bald zu einer stadtbekannten Persönlichkeit. Und — sie mochten wollen oder nicht — er und seine Mutter sahen sich eines Tages auch wieder in vollem Verkehr mit den Leuten ihrer früheren Bekanntschaft und ihres Standes. Man begann sich gegenseitig zu besuchen. Man fühlte sich wohl beieinander.

Durch den herrlichen Garten des Lindenberges ging Kordula neben der Kinderfrau, die in seinem Kissen ihren Knaben trug. Zuweilen — und es war ihr das liebste — entrann sie allein mit dem Kinde und schritt auf dem breiten Kieswege auf und nieder, der im Osten des Gartens hinführte. Mächtige Linden verbargen ihn gegen das Haus hin ganz und er lag tief, man mußte auf Stufen zu ihm niedersteigen. Da und dort stand eine Lehnenbank zwischen den Bäumen. Der Weg gab Aussicht auf den See und auf die um sein Ende sich kränzende Stadt. Es war Sommer, und der See war meist heiß und blau und blendete das Auge. Glut lag über ihm und der Stadt, und die Luft über dieser schien ein Echo der Unruhe zu tragen, die in den Gassen war. Unter den Linden aber war tiefe, schattige Ruhe. Kordula betrachtete die weißen Reihen der Häuser. Oft, vielleicht zu oft, suchte sie die Gegend der Staffelgasse aus dem Gewirre der Dächer heraus und rechnete aus, welche von den vielen Zinnen zu ihrem väterlichen Hause gehörte. Sie erinnerte sich, wie schwül es dort oft an heißen Sommertagen war und verglich dagegen die schöne Kühle, die unter diesen Linden lag. Zuweilen kam ihr der Gedanke, daß sie den alten Vater und die gute Appertin eigentlich jetzt selten sehe.

Wenn Kordula heim dachte, stieg manchmal auch eine andre Frage auf. Es war eine heimwehhafte Frage. War sie eigentlich glücklich hier? Sie konnte — konnte nicht so recht heimisch werden! Es gab Tage, an denen sie sich nach Hause sehnte. Weshalb? Ja, wer das wüßte! Es wäre undankbar gegen alle, die um sie waren, undankbar gegen das Schicksal. Kordula

lächelte hierauf gewöhnlich und neigte sich über den Knaben, den sie auf den Armen trug. Und der kleine Hans Georg, der nach dem Großonkel getauft und ein blumiges Kind war, meinte, das Lächeln gelte ihm und verzog den köstlichen, keuschen, kleinen Mund, daß es wie ein Sonnenfünkchen darum spielte. Kordula aber war auf einmal wieder zufrieden. Dann schwoll ihr das Herz. Das war, wenn sie an ihren Mann dachte. Je mehr er an Ansehen und innerer Kraft wuchs, je länger sie neben ihm lebte, um so mehr bewunderte sie ihn, um so tiefer wurde ihre Liebe. Diese Liebe war eine Glut, die sich ausbreitete, bis auch kein Winkel ihres Innern mehr dunkel war.

Kaspar Brun war voll Rücksicht und Aufmerksamkeit gegen seine Frau. Er hatte wenig Zeit, aber wenn er daheim war, erwies er sich als ein tadelloser Gatte und Vater. Nur steif war er, ein wenig eigen, nicht zu Zärtlichkeiten aufgelegt. Manchmal fehlte Kordula hier etwas. Dennoch lebten sie in musterhafter Ehe.

Die Zeit wuchs weiter. Der kleine Hans Georg konnte stehen. In Kissen lag jetzt ein Mädchen, Kordula.

Und der kleine Hans Georg lernte gehen. Da trug man durch den Garten ein drittes Kind, Maria.

In diesem Jahre starb Hans Georg Brennwald. Er war wie zermorscht gewesen. Aber sein Haus stand fester denn je. Kaspar Brun hielt die Zügel. Er wurde innerlich freier, als er sich unumschränkter Herr alles dessen wußte, was ihm von des Onkels Seite gekommen war. Sein Einfluß auch im öffentlichen Leben der Stadt wuchs. Man nannte seinen Namen oft. Da er aber immer mehr ins Leben hineingezogen wurde, verschloß er auch sein Haus nicht mehr wie früher. Er hatte von jeher Sinn für alle schönen Künste gehegt, interessierte sich für Malerei und Musik und ebenso sehr für Literatur. Im Verkehr mit den Altbürgerfamilien traf er auf eine ganze Anzahl Männer und Frauen, die den gleichen Liebhabereien huldigten. Sie begannen einen Kreis zu bilden und trafen sich an einem Abend jeder Woche auf dem Lindenberg. Sie waren eine beachtenswerte Gesellschaft, in den Umgangsformen umständlich und altväterisch, die Jungen wie die Alten, verbindlich und doch seltsam zugeknöpft, alles kluge, hochgebildete Menschen, die doch nicht mit ihrem Wissen prahlten, im Äußern tadellos und doch merkwürdig einfach in Sitte und Gewand. Alle waren im Grunde viel mehr als sie schienen. Sie kamen ohne Wesen still in die Stuben, saßen aufrecht auf ihren Stühlen, hatten in der Art, wie ihre Hände die Dinge faßten, etwas Zimperliches, aber es war ein Vergnügen, gerade diese gepflegten, schwerer Arbeit ungewohnten, alles Unsaubere scheuenden Hände und die feingeschnittenen Gesichter zu betrachten. Dann und wann setzte sich eine der jungen gemessenen Damen ans Klavier, und ein weißköpfiger Herr nahm die Violine. Sie spielten, anspruchslos im Auftreten, und doch wie Künstler spielen. Oder eine der Frauen, von denen mehrere noch die Schmachtlocken lang vergangener Jahre trugen, nahm den Platz der jungen ein und ließ unter leisen, etwas müden Fingern und doch mit tiefem Verständnis die Komposition irgendeines ein wenig veralteten, einst hochangesehenen Meisters wieder lebendig werden. Die jungen Männer neigten mehr der Literatur zu. Es wurde vorgelesen, Klop-

stock, Prosa des alten Wieland, mit Vorliebe Goethe, aber manchmal scheuten sie sich auch nicht, den groblachten Gotthelf hervorzunehmen, und es war ergötzlich zu sehen, wie sie ohne falsche Empfindsamkeit über seine Derbheiten hinweggingen.

Kordula kam gewöhnlich spät zu diesen Abendgesellschaften; denn sie überwachte das Zubettgehen ihrer Kinder selbst und stieg erst aus den Schlafzimmern nach den Gesellschaftsräumen, wenn sie die Kleinen im Schlummer wußte. So hatte es sich von selbst gegeben, daß Frau Klementine die Gäste empfing. Kordula aber setzte sich, als wäre sie selbst nur ein Gast, im Laufe des Abends geräuschlos, vielleicht ein wenig scheu unter die andern. Es mochte daher rühren, daß man ihr unwillkürlich fremder begegnete als ihrem Manne und seiner Mutter. Daher vielleicht! Kordula konnte nicht dafür, daß sie mit leisem Herzklopfen sich der Tür des Musikzimmers näherte, konnte nicht dafür, daß sie sich in dem Kreise nicht recht behaglich fühlte. Und doch war man freundlich mit ihr, nie stolz, nie verletzend, ein wenig kühl nur.

Einer war, der an diesen Abenden genau fühlte, was Kordula bewegte. Das war ihr Mann. Er wußte, daß mit ihr etwas ins Zimmer trat, was sich irgendwie nicht in den Rahmen der übrigen fügte. Sie verstand sich zu benehmen, war liebenswürdig, heiter, hatte etwas Gewinnendes in Wort und Ton. Nur — manchmal trug sie ein Band, das ein wenig grell war, ein wenig auf den Schein; manchmal heftete sie sich die unechte Vorsteckнadel an, die ihr Jungfer Appert einmal geschenkt, und manchmal lachte sie etwas laut oder bewies durch eine Bemerkung, die sie in irgend ein Gespräch schob, daß sie die Sache, von der man handelte, diese natürliche Sache, um die jeder Gebildete wissen mußte, nicht — verstand. Kaspar wurde heiß in solchen Augenblicken. Es kam über ihn, den Rücken herauf, in die Wangen, bis in den Schädel. Er mußte sich nachher mit dem Taschentuch über die feucht gewordene Stirn fahren.

Auch Kaspar Brun suchte manchmal den Lindengang unten im Park auf, von wo aus man auf den See sah. Aber er schritt nicht auf und nieder. Er setzte sich auf eine der Bänke und blickte hinaus. Auch nach der Staffelgasse, wo er gewohnt, und von wo er seine Frau geholt hatte! Und bald sah auch er mehr mit den Augen seines Innern, als mit den leiblichen Augen. In seinem steifen, maschinenhaften Körper verbarg sich eine stolze, hochfliegende, starke Seele. Seine Wünsche gingen weit, und seine Hoffnungen stiegen nach Sternen, aber was er erreichte, machte ihn nicht hochmütig und stärkte einzig seine Selbstzufriedenheit. Und er konnte sich zufrieden sagen, daß er allzeit seine Pflicht getan, und sich seiner Erfolge freuen. Nur in etwas begriff er sich selbst nicht mehr, in einer Vergangenheit. Er grübelte und grübelte, um sich zu erinnern, welche Empfindungen ihn beseelt, als er — seine Frau heimgeführt. Allmählich legte er es sich wieder zurecht: damals war ihm das Leben verschlossen, hoffnungslos gewesen und — und die Liebe des anmutigen Mädchens hatte ihm die Eintönigkeit seines Daseins verklärt. Richtig — so war es gewesen! Aber — wie hatte er die Hoffnung so ganz verlieren, wie blind dafür sein können, daß Kordula anders war als er selbst und die

Menschen, an die er gewöhnt gewesen? Hier lag etwas, was er nicht mehr begriff. Sein Leben war jetzt reich, es fehlte ihm die damalige Verlassenheit, um sich selbst noch zu verstehen.

Kaspar Brun seufzte; er verhehlte sich nichts. Etwas war noch in seinem jetzigen Leben, was ihn unbefriedigt ließ. Aber er sagte sich ebenso offen und ehrlich, daß niemand als er selbst an dem schuld hatte, was jetzt war. Er hatte sich sein Leben selbst gestaltet, niemand als er hatte die Folgen zu tragen.

Wenn er eine Weile so spintisiert hatte, erhob er sich, legte die Hände auf den Rücken und ging zum Hause zurück. Sein blasses Gesicht mit den zwei Bartansätzen, die ihm ein wenig das Aussehen eines englischen Predigers gaben, verlor seine Nachdenklichkeit, je mehr er sich jenem nahte. Wenn er manchmal Kordula traf, die mit den Kindern spielte, legte er den Arm um ihre Hüfte und sprach liebevolle Worte zu ihr wie in der Brautzeit, ein wenig linkisch, aber voll Eifers, ein warmes Herz zu zeigen. Es blieb immer mehr sein sichtliches Bemühen, Kordula jede liebevolle Rücksicht zu zollen. Ebensoviel ruhige, fürsorgliche Freundlichkeit empfing diese von seiner Mutter. Und doch schien es auch Frau Klementine, je länger je mehr, als ob mit Kordula etwas Fremdes im Hause wäre. Dergleichen Herzensregungen haben ihre unendlich feinen, kaum erkennbaren Wurzeln. Vielleicht kam Frau Bruns Erkenntnis von allerlei kleinen Beobachtungen her, die sie am Sohne machte, vielleicht war es nur ihr eigenes unbestimmtes Gefühl. Aber auch sie — allmählich, — allmählich gestand sie es sich erst, — hätte Kordula jetzt lieber gemißt.

Mutter wie Sohn waren pflichttreue Menschen. Sie hüteten sich ängstlich, diese innersten, ihnen selbst in ihrer Häßlichkeit bitteren Gedanken, zu verraten. Nur — die Feinfühligkeit auch der stärksten Menschen ist größer als ihre Selbstbeherrschung. So konnten weder Frau Brun noch Kaspar es wehren, daß nach wie vor Kordulas rasche Natürlichkeit, mit ihrer eigenen Zurückhaltung verglichen, sie unangenehm berührte. Nicht immer konnte Kaspar ein Stirnrunzeln verbergen, nicht immer Frau Brun das Rot des Unwillens niederzwingen, das ihr ins Gesicht steigen wollte, nicht immer endlich meisterte jedes seine Stimme so, daß nicht eine leise Schärfe oder Härte in ihr mitklang. Kordula aber ihrerseits fing an, alle diese kleinen Zeichen des Mißfallens zu sehen und zu hören. Es ergriff sie manchmal ein plötzlicher Schrecken, eine Art Verzagtheit: Was hast du an dir, daß du ihren Unwillen erregst? Sie begann ängstlich die Mienen Kaspars und seiner Mutter zu beobachten. Ihr Wesen verlor seine Unbefangenheit. Manchmal gruben sich nachdenkliche kummerhafte Falten in ihre Stirn und gaben dem Gesicht einen veränderten, entstellenden Ausdruck.

Keines von den Dreien konnte dafür. Etwas Unbestimmtes vergiftete den Frieden ihrer Tage. Hie und da legte sich eine kleine Gereiztheit in ihren Verkehr. Sie ließen sie nicht aufkommen, waren zu wohlmeinend und gut erzogen. Aber es war — es war kein rechtes Glück, bei keinem von ihnen.

(Schluß folgt.)

Literarische Rundschau.

Wilhelm von Polenz.

Gesammelte Werke von Wilhelm v. Polenz. Mit dem Porträt des Dichters und einem Vorwort von Prof. Adolf Bartels. Zehn Bände. Berlin, F. Fontane & Co.

Jene neue Lehre, auf die Goethes Poesie gebaut ist: daß aller edlen Dichtung ein inneres Erlebnis zugrunde liegen müsse, stellt das Volksdrama und den Zeitroman vor eine Aufgabe, die zunächst unlösbar scheint. Denn wohl ist es ohne weiteres klar, daß der Dichter sich in fremde Leben versetzen und mit ihnen erleben kann; alle Poesie der Welt wäre ohne diese fundamentale Möglichkeit nur ein zusammenhangloses Geschrei von Einzelstimmen. Aber ist er in demselben Sinne auch fähig, aus der Seele einer ganzen Zeit, eines ganzen Volkes heraus zu dichten?

Früher, als man an Begriffe wie Psychologie oder Erlebnis geringere Anforderungen stellte, traute man dem Dichter der „Iphigenie" oder des „Tell" ohne weiteres solche Kunst zu. Seit wir aber mit einer mikroskopischen Ergründung der Seelenzustände rechnen, ist das Problem ein völlig neues geworden. Geniale Anlage konnte es da noch überwinden, wo wirklich in Massenpersönlichkeiten eine einheitliche Psyche lebt, wie Zola in „La terre", Hauptmann in den „Webern" sie auffaßte. Aber innerhalb eines Volkes oder einer Zeit können Gegensätze leben, die über alle inneren Kontraste der verwickeltsten Einzelseelen hinausgehen. Was dann? Typen an Typen reihen bis zu einer gewissen Vollständigkeit? Es war die Technik des jungdeutschen Zeitromans und seiner französischen Vorgänger. Aber man empfindet heute, daß das Tiefste, das Letzte so doch nicht gesagt werden kann. Was dann? „Man mußte noch viel, viel tiefer bohren können!" antwortete ein deutscher Dichter. „Es mußte eine Sonde geben, mit der man vordringen konnte bis zu den Gebieten, die in der Seele als unbebautes Neuland des Ackermannes harrten. Wenn es gelänge, hinabzutauchen bis zu jenen stillen, dem Auge entrückten Reservoiren der Menschennatur, wo alle Triebe ruhen, friedlich, wie die Kindlein in dem Teich, aus dem sie der Storch holt — —"

Freilich — an der Stelle, an der dies steht, ist es auch individualpsychologisch gemeint. Aber es charakterisiert zugleich das Letzte und Größte in Wilhelm von Polenz' Wirken überhaupt: vordringen bis zu jenen geheimen Quellen, die unser Leben speisen.

Worin besteht denn die Bedeutung dieses Dichters, die wir alle empfinden — und die doch nicht eigentlich in seinen Werken liegt? Es sind keine Werke von höchstem Kunstrang. Bartels vergleicht Polenz in seiner Einleitung mit Zola und mit Gotthelf — leider nicht ohne nach beliebter Weise ihn durch ein unqualifizierbares Wort gegen Frenssen erhöhen zu wollen. Aber Frenssen steht er unendlich näher als jenen beiden größeren. Ihm fehlt die epische Selbstverständlichkeit Gott-

helfs, die aus einer großen Anschauung heraus die Dinge in breiter Fülle mit unbegreiflicher Notwendigkeit sich entrollen läßt; Polenz komponiert mühsam und folgt dem Plan nicht ohne Ängstlichkeit. Noch mehr mangelt ihm Zolas lyrisch-rhetorisches Pathos, das die von diesem nicht weniger mühsam aufgebauten Szenen im Feuer einer gewaltigen Beseelung verschmilzt. Und man wüßte nicht zu sagen, durch welche Einzelheiten er entschädigt. Er ist kein Stilist — wie ist jener Satz, den wir eben zitierten, durch den übel angebrachten Ausdruck „Reservoir" entstellt! Oder er schreibt: „Von kräftiger Figur, mit breiten Hüften und entwickelter Büste würde man, hätte ihr Kopf auf männlichen Schultern gesessen, von einem schönen Charakterkopfe gesprochen haben . ." Er versteht es voll, den Sinn seines Buches in eine kräftige Tendenz zusammenzufassen; aber er ist weder in seinen Beobachtungen noch in seiner Charakterzeichnung geistreich. Seine Gestalten kommen fast nie über das Typische hinaus; jene scharfe Silhouette, die sein Regimentskamerad Ompteda virtuos zu entwerfen verstand, begegnet nur in kleineren Skizzen, wie etwa vom Ehrenolmsdorfer Pastor. Und doch haben wir alle die Empfindung: hier ist mehr als in vielen gut komponierten, schön geschriebenen, von originellen Figuren erfüllten Romanen. — Was ist es? Ich glaube dies: daß Polenz versucht hat, den Zeitroman wieder auf das individuelle Erlebnis aufzubauen.

Der Zeitroman war bei Goethe, bei den Romantikern, bei Heyse, Spielhagen, Auerbach im wesentlichen ein Gemälde der ästhetisch-politischen Seelenzustände in den „höheren Kreisen." Das konnten sie aus innerem Erleben geben — das „Volk" sahen sie doch nur von außen. Nun versucht ein Mann so tief einzutauchen in das Leben des Volkes, daß er es von hier aus, aus den Grundformationen heraus erlebt. Polenz versuchte zu tun, was in den unendlich einfacheren Kulturverhältnissen Rußlands Tolstoi oder Dostojewski längst getan.

Ein junger Jurist aus alter Adelsfamilie kommt unter den Einfluß Egidys und empfindet, wie viel an den herkömmlichen Anschauungen seiner Kreise äußerlich, angelernt, im letzten Sinn unwahr ist. Den christlich-sozialen Politiker zieht es fort vom Bureau und Schreibtisch aufs Land, unter Bauern, Pastoren, Gutsbesitzer. Was hat das zu bedeuten, daß er da leben will, wo seine Bücher spielen? Um Studien zu machen? Dazu wär's zu viel gewesen. Nein, er empfand es als eine innere Notwendigkeit, seine Dichtung aus seinem Leben hervorgehen zu lassen; er wollte wirklich wieder das werden, was in Urzeiten der Dichter gewesen war: Mundstück der Menge, Verkünder des von allen Gefühlten. Und dieses innere Bedürfnis nach einer neuen Einheit von Leben und Dichtung macht seine Größe aus — seine isolierte Bedeutung in einer Epoche, die, ein böses Erbteil der Romantik, immer schroffer beides auseinander drängt.

Seine drei großen Romane: „Der Büttnerbauer", „Der Grabenhäger", „Der Pfarrer von Breitendorf", sollen nicht etwa, wie die verschiedenen Stücke des Zolaschen Zyklus, Bauernschaft, Grundadel und Landgeistlichkeit schildern, sondern alle drei das ländliche Volksleben, nur nach verschiedenen Seiten seiner Wirkung. Nirgends — dies ist besonders wichtig! — wird dies Leben als etwas Starres, Unbewegliches aufgefaßt; nein, es ist eine in Bewegung befindliche Masse, die den einzelnen vor sich herschiebt, den Bauer von seinem Besitz drängt, den Gutsherrn von seinen Lebensgewohnheiten, den Pastor von seinem Glauben. Ebenso sollte auch der unvollendet gebliebene Roman „Glückliche Menschen" zwei Einzelne darstellen, Elitemenschen, von anspruchsvollerer Eigenart als ihre Vorgänger, die durch die Entwicklung in ihrer Sphäre selbst zu neuen Entwicklungen getrieben werden.

In diesem großen Zusammenhang nicht bloß der Figuren mit dem „Milieu", sondern der Dichtung selbst mit dem Leben sehen wir Polenz' Bedeutung. Der Schriftstellerroman „Wurzellocker" mit seinen Karikaturen und seinem Tugendromancier Lehmfink oder die kleinen Novellen lassen gar zu nackt eine an einer Fabel illustrierte Tendenz hervortreten, während in den großen Romanen diese Tendenz eben auf Polenz' eigenem Erleben innerhalb des Volkes beruht. Doch hat „Wurzellocker"

autobiographischen Wert und bildet zu andern gleichzeitigen Literaturromanen — Bartels erinnert an den „Rangierbahnhof" — ein interessantes Gegenstück. „Thekla Lüdekind" wiederum zeigt die Grenzen von Polenz' Kunst in charakteristischer Weise und seine Unfähigkeit, starke seelische Erregungen zum Ausdruck zu bringen (Thekla nach der Enttäuschung durch Lee!), die Annäherung an das Zerrbild bei unsympathischen Figuren (Lilly); aber es bringt auch seine innersten Überzeugungen mit rührender Herzlichkeit hervor. Es ist ein eigentümlicher Zug bei Polenz, daß er es liebt, seine Hauptfiguren von einem Bild auf der Staffelei, einer Photographie an der Wand beeinflussen zu lassen: beinahe nie, wo es überhaupt möglich ist, fehlt dies Moment. Es drückt symbolisch aus, wie Polenz, um nicht selbst von der stillen Bewegung, in die er sich hineinbegeben hatte, willenlos fortgeschoben zu werden, sich vertraute liebe Typen gegenwärtig hielt: die Porträts an der Wand sind seine Lyrik, wie sie die des „kleinen Mannes" sind.

Seine wirkliche Lyrik durfte aber in der Sammlung der Werke nicht ganz fehlen, und auch nicht seine Dramen, unter denen der „Kleist" doch starken Dokumentenwert besitzt; dafür hätte manche Skizze besonders des Schlußbandes (wie die unmögliche „Unschuld") fehlen mögen. Wie es übrigens auch wäre — die drei Romane schlagen doch alles andre nieder und werden selbst doch wieder nur Bestandteil für das Bild einer edlen und bedeutenden Persönlichkeit.

Denn die Gedichte des neunten Bandes zeigen eben doch nur, wie durchaus Polenz ein „Prosa-Naturell" besaß; auch die besten sind von peinlichen Trivialitäten nicht frei, und am besten gelingt noch immer, was nur schlecht angezogene Prosa ist, wie die lässig gereimten und schwach pointierten Satiren. Höher schon stehen die in Prosa abgefaßten Dramen, von denen freilich „Junker und Fröner" doch nicht viel mehr geworden ist als eine dramatische Abhandlung über die Schwierigkeit, zugleich ein wohlwollender und ein gerechter Herr auf dem Lande zu sein. Die Poesie dieses Schauspiels liegt weniger in gewissen sentimentalen Figuren und (nicht verächtlichen!) pathetischen Momenten, als in dem tiefen Schmerzgefühl, das des Dichters selbst, je mehr er sich in sein Problem versenkt, desto heftiger sich bemächtigt. Und so ist auch in der Tragödie „Kleist" das Einfühlen des einen patriotischen Edelmannes in die Seele des andern das eigentlich Ergreifende, während die Führung der Handlung um den Kern der Katastrophe in Kleists Seele herumschwankt und die Verzerrung Adam Müllers, der bei all seinen Sophistereien für Kleist ein treuer und auch fördernder Freund war, die Atmosphäre des Stückes nutzlos verschlechtert.

Ganz unmittelbar aber haben wir Polenz wieder in dem schönen Buch über Amerika. „Das Land der Zukunft", das er sucht, das er drüben zu finden glaubt, ist ja eigentlich *sein* Land der Zukunft, die „Greater Germany", aus der von neuem wie einst daheim, eine große geschlossene Volkspersönlichkeit erwachsen ist, mit deutschen Zügen durch allen Kosmopolitismus hindurch. Wieweit seine Schilderung Amerikas zutrifft, weiß ich nicht; ein wenig zu hell werden die Farben wohl gewählt sein. Aber daß die große Sehnsucht weiter Kreise nach mehr Luft, mehr Bewegungsmöglichkeit, mehr Notwendigkeit in den Formen des nationalen Lebens hier einen großartigen Eindruck gefunden hat, das weiß ich; denn auch von Polenz gilt das schöne und tiefe Wort, das man Bernhard Förster, dem Schwager Nietzsches, dem Gründer von Nueva Germania in Paraguay nachgerufen hat: „den das Heimweh trieb von Hause . . ."

Richard M. Meyer.

Paul Heyses neuer Roman.

Die Geburt der Venus. Roman von Paul Heyse. Stuttgart und Berlin, J. G. Cottasche Buchhandlung Nachf. 1909.

Von jeher hat sich Paul Heyse in seinen erzählenden wie dramatischen Dichtungen vorzugsweise mit sittlichen Ausnahmefällen beschäftigt und das Recht des hochstehenden Einzelmenschen gegenüber der herrschenden Durchschnittsanschauung verfochten. Wieder schildert sein neuestes Buch einen solchen Fall, wo die innere Sittlichkeit mit dem äußeren Moralbegriff im Widerspruch steht und ihm — was Heyse sonst selten geschehen läßt — zuletzt unterliegen muß.

Der junge Maler Marcel Dagobert malt ein großes Bild, „Die Geburt der Venus". Für die Hauptfigur dient ihm ein Mädchen als Vorbild, das, obwohl keusch und fein gebildet, sich durch äußerste Not gezwungen sieht, ihren und ihrer kleinen Geschwister Lebensunterhalt mit Modellstehen zu erwerben. Während der kurzen Zeit, da sie ihre Schönheit zu Kunstzwecken vermietet, ist sie unberührt geblieben; ihr Schicksal und ihr Wesen gewinnen Marcels tiefen menschlichen Anteil, der allgemach sich in Liebe wandelt. Aber er macht an seinem Bilde, zu dem Hannas Gestalt ihm gedient, die Erfahrung, daß den meisten Angehörigen seiner Kreise die Begriffe „Nacktheit" und „Unsittlichkeit" vollkommen gleichbedeutend sind. Trotz idealster Auffassung wird die „Geburt der Venus" von gewissen Sittlichkeitsaposteln (zu denen Marcels eigener Onkel zählt) heftig angegriffen. Als nun gar Marcel, der nach langem Ringen von Hanna das Geständnis ihrer Gegenliebe erlangt hat, den Entschluß ausspricht, sie als Gattin heimzuführen, bricht seine Mutter in bitteren Jammer aus, und sein Vater — der als höchst weitdenkend und zugleich gütig geschildert ist — setzt dem Sohne in trefflicher Rede das Verhängnisvolle seiner Absicht auseinander. „Jede Auflehnung gegen die herkömmliche Moral, möge sie auch durch die Stimme des Gewissens sanktioniert sein, rächt sich; und wer sich dazu entschließt, muß wissen, was er wählt."

Dennoch bleibt Marcel bei seinem Vorsatz. Aber auf einem Künstlermaskenfeste, das er in Begleitung seiner Geliebten besucht, wird Hanna von einem wüsten Lebemann, dessen „Freundin" sich an Marcel wegen einer erlittenen Abweisung zu rächen sucht, gröblich insultiert; eine Herausforderung zum Zweikampf ist die Folge. Bevor es dazu kommt, läßt Marcel sich noch mit Hanna trauen und lebt einige Tage selig verschwiegenen Glückes; dann stellt er sich der Waffe seines Gegners und — wird von ihm tödlich verwundet. Sterbend führt er Hanna seinen Eltern als sein rechtmäßiges Weib und würdige Tochter zu. Einen Sohn haben sie schon gewonnen in Marcels prächtigem warmherzigen Kollegen, dem Maler Rolf, den Marcels Schwesterchen Dorette heiratet, obwohl er aus früheren zarten Beziehungen ein reizendes Bübchen hat.

Der kurze Inhaltsabriß läßt schon erkennen, welche schwierige Aufgabe der Dichter sich gesetzt hat, wie vieles für und gegen deren Lösbarkeit zu sagen ist. Von verschiedenen Seiten, von nahen Freunden sogar, ist der Vorwurf erhoben worden: Heyse sei der Lösung überhaupt aus dem Wege gegangen. Durch das Duell, das als Deus ex machina eintrete, und durch Marcels Tod bleibe die Frage offen, ob er die Achtung der Welt für seine Herzenswahl sich schließlich erzwungen haben würde. Auch kann nicht geleugnet werden, daß die Gegenspieler des Helden und seiner Hanna einigermaßen zu kurz kommen. Fast ausschließlich sind es Leute von enger oder niedriger Gesinnung, sowohl der beschränkt fanatische Pfarrer Johannes wie die anrüchige Baronin samt ihrem wüsten ausländischen Freunde, dessen Kugel Marcel niederstreckt. Derartige sittliche Probleme werden aber im

Leben gerade dadurch so schwierig, daß sie selbst für Höherdenkende sehr ihre zwei Seiten haben. Neben der künstlerisch edlen Darstellung des nackten Frauenleibes gibt es die bekannte Gattung sogenannter „Bilder", die keineswegs auf das Kunstgefühl berechnet sind; neben einer Hanna Brand stehen die Vertreterinnen einer Weiblichkeit, der niemand gern sein Haus öffnen wird, und an deren Reinheit kein Mensch, außer dem jeweiligen armen Verliebten, glaubt. Aus Mangel an richtig geübtem Unterscheidungsvermögen halten auch warmherzige und lautere Menschen sich im Einzelfall oft blindlings an die hergebrachte Regel und verdammen das Preiswürdige.

Eben weil dem so ist, hat der gewaltsame Ausgang des Romans mehr Berechtigung als es so obenhin scheinen will. Marcel ist äußerst feinfühlig, fast empfindsam geschildert; seine Heirat eröffnet ihm die Anwartschaft auf Demütigungen und Nadelstiche, die ihn um so tiefer treffen werden, wenn sie von nicht unwürdiger Seite kommen. Um nur ein Beispiel anzuführen: aller Wahrscheinlichkeit nach gehört Marcel dem Heere an, und es unterliegt kaum einem Zweifel, daß er als Hannas Gatte nicht Reserveoffizier bleiben kann. Deshalb ist auch das Duell nicht rein zufällig hineingeschneit. Wenn nicht bei diesem Anlaß, dann bei einem andern, wenn nicht heute, dann morgen oder in einem Jahre wird Marcell beleidigende Reden über die Vergangenheit seiner Frau hören und ihre Ehre mit der Waffe verteidigen müssen. Wohl ihm, könnte er das wenigstens lachenden Mundes und ruhigen Herzens tun! Aber trotz seines festen Glaubens an Hannas Reinheit wird, so wie er geartet ist, das Bewußtsein, daß noch andern als ihm das Geheimnis von Hannas Schönheit sich enthüllt hat, ihm nach und nach einen Stachel ins Herz drücken, an dem er vielleicht verblutet. Besser ist es für ihn, noch einen tiefen Zug aus dem Glücksbecher tun. Hanna in geachteter Stellung, vor Sorgen geschützt, zurücklassen und aus der Welt gehen, in der er nicht ohne sie, aber — wie die Dinge liegen — auch nicht friedlich mit ihr leben kann!

Soviel über das Was. Über das Wie mögen wenige Worte genügen. Daß Paul Heyse erzählen, meisterlich erzählen kann, bedarf wahrlich keiner Bestätigung. Außer der prachtvollen Figur des alten Dagobert, Marcels Vater, sind der Maler Rolf und seine kleine Dorette mit herzgewinnender Liebenswürdigkeit und vielem Humor gezeichnet. Dorette, das behütete Haustöchterchen, das so gern hochmodern sein, einmal über die Stränge schlagen möchte, und dies dann in so echt weiblicher Weise tut, indem sie das Kind des geliebten Mannes mütterlich ans Herz nimmt, bildet ein anmutiges, sonniges Gegenstück zu ihrem Bruder, der seinen schweren Kampf nicht siegreich auszufechten vermag.

Der dichterische Reiz, der viele Stellen des Buches verklärt, tritt besonders unmittelbar hervor in der Erzählung Marcels, da er die Vision der schaumgeborenen Aphrodite beschreibt, wie sie auf einer griechischen Insel während eines Frühlingsgewitters ihm zuteil geworden ist. Die volle Anschauung eines Dichters, der selber zeitlebens ein Verkünder der Schönheit gewesen, spricht daraus. Die hellenischen Ideale, die Heyse verficht, haben ihn häufig in Gegensatz gebracht zu der neueren Zeit, die andern Göttern dient. In diesem Buche jedoch ist er der Alte und dennoch zeitgemäß, da das Problem, das er sich gewählt, zu den meist umstrittenen der Gegenwart gehört. Mag man über seine Lösung der Frage denken wie man will, so hat Paul Heyses Stimme jedenfalls ein Recht darauf, im Kampfe der Meinungen gehört zu werden.

H. R.

Ein Tagebuch aus dem alten Österreich.

Tagebücher des Carl Friedrich Freiherrn Kübeck v. Kübau. Herausgegeben und eingeleitet von seinem Sohne Max Freiherrn v. Kübeck. Zwei Bände. Wien, Gerold & Co. 1909.

Grillparzer hat ein Gedicht auf Hofrat Carl Friedrich Freiherrn v. Kübeck geschrieben, ein Lobgedicht auf einen österreichischen Beamten:

. . . tritt hinan, und der Segen der Welt
Mag in des Nachruhms strahlenden Sälen
Einst dich unter die Höchsten zählen,
Wie es jetzt unter die Besten dich zählt.

Solche Töne waren einem österreichischen Dichter, der unter dem Gefühl unwürdiger oder mißleitender Vorgesetzten und minder vornehmer Konkurrenten im Amt unsäglich litt, dem sein Patriotismus als Kriecherei vorgeworfen wurde, indes ihm die Bitternis um sein Vaterland das Mark des Lebens zerfraß — solche Töne waren ihm gerade recht, einen zu feiern, der ihm das Rechte einzusehen und zu fördern schien.

Mit diesem immer sicherer zurückbleibenden, mit diesem mehr bewachten als regierten Österreich ist der Freiherr v. Kübeck aufs engste verknüpft gewesen, und seine Tagebücher, die jetzt von seinem Sohn in genauer und getreuer Weise herausgegeben wurden, erneuern sein Gedächtnis und befestigen es. Dieser Mann besaß Kenntnisse und Erfahrungen, menschliche Erfahrungen, und damit Wohlwollen für das Volk; er besaß aufgeklärtes Wissen und ausgezeichneten Blick für das eigentliche Wesen des Fortschrittes (ich erinnere nur an eine Äußerung über die niedergehaltene Lombardei, worin ihm die spätere Entwicklung recht gab). Seine Verdienste um die wirtschaftliche Hebung (die erste Industrieausstellung in Wien 1845 geht auf seine Anregung zurück) sind sowohl auf dem Gebiete der Finanzierung als auf dem des Eisenbahn- und Telegraphenwesens zu suchen; er war kurze Zeit Minister und 1850—1855 Präsident des Reichsrates. Die vorliegenden Aufzeichnungen nun behandeln nicht das Ganze dieser Tätigkeit; sie geben, vom fünfzehnten Lebensjahre Kübecks 1795—1809, ein höchst farbenreiches Bild aus dem Österreich der napoleonischen Zeit: das entbehrungs- und krisenreiche Leben des Studenten und des langsam von Stufe zu Stufe steigenden niederen Beamten. Dann folgen erst 1830—1839 die ausführlichen Berichte des Mitgliedes des Staatsrates, der vor allem mit drei Personen zu rechnen hat: dem Kaiser und den beiden vielfach rivalisierenden Machthabern Metternich und Kolowrat. Die Aufzeichnungen aus den folgenden Jahren 1840 bis zu seinem Tode 1855 sind wesentlich knapper gehalten.

Wer die äußere Geschichte des Freiherrn v. Kübeck in Gedanken überschlägt, mag bereits erkennen, daß eine Publikation wie diese Tagebücher für den Historiker alle Gewichtigkeit des Dokuments haben muß. Namentlich über die späteren Aktionen in den Kanzleien — wie Kübeck etwa zeitweise vom Vortrag vor dem Kaiser weggedrängt und doch wieder restituiert wird — liegen hier Aufschlüsse in Fülle vor; und es ist uns auch ein ergötzlicher Zug, von folgenden Menschlichkeiten zu erfahren: Fürst Metternich erklärt Kübeck gegenüber, Kaiser Franz hätte viele Tugenden gehabt, aber „sein Fehler war, daß er nicht eigentlich regierte, sondern immer nur administrierte, das machte, weil er die Administration aus dem Grunde verstand, von dem Regieren aber keine deutliche Vorstellung hatte". Während Graf Kolowrat sich zu Kübeck äußerte: „Er regierte mit Klugheit; aber von der Administration verstand er nichts." Denn Metternich hielt sich für einen Meister in der Regierungskunst, und Graf Kolowrat meinte ein Virtuose in der Verwaltung zu sein.

Der Quellenwert dieser Tagebücher könnte uns aber noch nicht maßgebend sein, das Buch so hoch einzuschätzen, wären nicht Qualitäten darin zu finden, die für das Studium menschlicher Charaktere und ihrer Schicksale von großer Anziehungskraft sind. Wenn wir diesen wundervollen ersten Band (der bis 1809 reicht) aufschlagen und da in klaren, einfachen Strichen das Bild einer kleinen Italienerin finden, Litta, der Tochter eines Marchese, die der junge Student in Wien unterrichtet: in knapp und innig referierten Zeilen von Liebe, Trennung und von dem Tode des liebenden Mädchens erfahren, das fesselt uns mit aller Teilnahme an einem jungen Geschick; und dann zu sehen, wie die Qual um diesen ersten Verlust den armen, jungen Menschen nach Hause treibt in ein kleines Landstädtchen, wie er es nicht mehr ertrüge, in Wien zu sein, und er dann in dem trostlos kalten Zimmer in Prag, bei einem Talglicht, das man alle fünf Minuten reinigen muß, die Liebesklagen des Ovid liest, wie er da in einer Kammer ohne Ofen schläft, wo am Morgen die Bettdecke bereift und das Waschwasser Eis geworden ist, und er sich dann zwischen elendem äußeren Leben und dem scholastischen Studium, umgeben von Roheit, erfüllt mit aller Liebestrauer, aus der Welt schaffen will: einer seiner Schulkollegen hatte im Schnee gebadet und sich dabei den Tod geholt. „Ich gehe seitdem täglich abends vor dem Schlaf in den Hof, wo ellenhoher Schnee liegt. Es ist eine furchtbare Kälte. Niemand sieht und kümmert sich um mich. Ich werfe alle Kleider von mir und bleibe im Schnee, bis ich ganz starr bin. Dann schleppe ich mich in meine Kammer in das Bett. — Täglich erwarte ich die Lungenentzündung und meine Befreiung. Aber mir schadet nichts!"

Blättern wir weiter und lesen, was er am Ende des Jahres 1807 schreibt: „Es schlägt Mitternacht — das Jahr ist geschlossen. In demselben habe ich meine Mutter, meinen Herzensfreund, meinen priesterlichen Lehrer verloren; mein Herz zerspalten und viele, viele Nächte in Schmerz und Tränen durchwacht. — Ich habe zwei Beförderungen erhalten, die mein tellurisches Dasein sorgenfrei feststellen. Ich habe die Liebe und die Zusicherung der Hand eines edlen, tugendhaften Mädchens erworben. — Was habe ich aber geleistet, was vernachlässigt? Versinke in die Ewigkeit, du 1807 . . . lebet wohl, du teure Mutter, du mein herzensguter Max, du verehrungswürdiger Lehrer! Ihr alle seid in der Hülle der Nacht verborgen, in welche dieses Jahr nun schon verschmolzen ist. Solange mein Herz schlägt, lebt ihr in demselben. — Und du, Litta — Bella — Fanny!" — Hier spricht ein Mensch, der fühlen kann, der uns mitfühlen läßt und unser Interesse fesselt.

Denn der dieses Leben geführt und uns diese Aufzeichnungen hinterlassen hat, war ein Charakter, der von Anfang an fertig dastand. Der Fünfzehnjährige, der das Tagebuch beginnt, zeigt die Gemessenheit, die Klarheit, die schwankungslose Empfindung, die dem ganzen Buche seine Einheitlichkeit geben. Man pflegt diesen Naturen großen Lebenswillen, ihren Taten alle Energie nachzurühmen. Spräche sich dies nicht in seiner Haltung gegen seine Feinde aus, hätten wir nicht das Zeugnis dafür in dem, was er geschaffen hat, so wüßten wir es aus seinem tapferen Verhalten im Jahre 1809, da er den Feldzug gegen Napoleon als Armeekommissär mitmachte und durch sein besonnenes Verhalten auf dem Rückzug das eine Mal die Armeekasse in Sicherheit brachte und das andre Mal durch seine Geistesgegenwart sich und Friedrich Schlegel, den bekannten Führer der Romantik, vor französischer Gefangenschaft rettete, in der Schlegel das Schicksal Palms befürchtete.

So eindringlich diese Kriegsabenteuer geschildert sind, so aufrichtig und gerade ist auch die Rechenschaft, die er sich gleichermaßen über sich selbst und österreichische Zustände ablegt. Allmählich werden die Aufzeichnungen von einer leisen, beamtenhaften Steifheit zu größter Klarheit disponiert. Die Tagebücher der späteren Zeit berichten dreierlei aus jedem Jahre: inneres Leben, Familienleben und Freundesverkehr; dann innerpolitische Angelegenheiten, und schließlich äußere Politik. Man mag aus dieser Darstellungsart, aus dieser Neigung zum Schema manches im Gedächtnis behalten, was das Innenleben des Beamten charakterisiert: eine notwendige,

eine in dieser Tätigkeit fast unausbleibliche Veränderung, die man kurz das „Offizielle gegen sich selbst" nennen möchte. Und indem man den leisen Strom des Lebens, den innerlichen, tiefen Wechsel verfolgt, die Ausbildung der Eigenschaften, das Härterwerden der einzelnen Züge, die Erfüllung der Richtungen beobachtet, die sich in dem Jüngling andeuteten, so stellt sich einem dieses Beamtentum als etwas menschlich Reines vor, das mit der Verknöcherung und Pedanterie nichts zu tun hat.

Denn zuletzt ist an dem Schönen dieses Buches eine alte Wahrheit zu erkennen, eine Wahrheit der Erfahrung: wie viel vom Künstlerischen, welche Prämisse zur Vollkommenheit liegt nicht in der Gewissenhaftigkeit und der bedingungslosen Aufrichtigkeit. In den Schilderungen, im Ausdruck dieser Aufzeichnungen ist nicht im entferntesten an künstlerische Darstellung gedacht; aber hätten die Gewissenhaftigkeit des Beamten und die des Dichters niemals etwas miteinander gemein? Wir erhalten in diesen Tagebüchern eine starke Bewegung: eine Individualität gibt ihre Eindrücke wieder; damit ist viel getan, auch wenn die Natur an Talent und Temperament gespart hätte. Klar gedacht und klar aufgefaßt sind diese Schilderungen mit der Farbe der Porträtisten jener Zeit, und manchmal kann man etwa an die Bilder Kerstings denken: da die Menschen, bei ihrer Tätigkeit, in ihrer Wohnung, in ihrem Licht, mit ehrlichen Farben dargestellt werden. Eine ganze Reihe charaktervoller Männer blickt uns aus diesen Zeilen an, vergessene und sehr berühmte, reizvolle Mädchen- und Frauenköpfe; einmal, als der sechzehnjährige Jüngling bei dem Schauspieler Müller zu Gaste ist, „. . . fand ich den Heros der Musik, Herrn v. Beethoven. Ein kleiner Mann, mit struppig emporsträubendem Haar, ohne Puder, was seltsam läßt; ein von Blattern mißhandeltes Gesicht, kleine, blinzende Augen und eine fortwährende Bewegung aller Gliedmaßen des Körpers. Er setzte sich zum Fortepiano und meisterte das Instrument durch eine halbe Stunde zum Entzücken." Beethoven fand in Kübeck nicht Talent genug, um ihn zum Studium der Musik ermuntern zu können; als sie sich nach einigen Jahren wiedersahen und Beethoven „in seinem genialen Rennschritt" auf Kübeck loskam und sich danach erkundigte, ob er noch Musik triebe, antwortete dieser: „Sie haben mir ja Talent dazu abgesprochen, und ich fühle, daß Sie recht hatten. Erbärmlich, wer sich mit Dingen abplagt, wozu er keine Talente hat. Darum ist der Mensch sozial, damit seine Fülle von der ganzen Gesellschaft realisiert werde, jedes Individuum aber seinen Ton rein und vollkommen zu der Harmonie liefere." Beethoven antwortete: „Nicht übel, aber nicht wahr. Ich mag mit keinem Menschen umgehen, der immer nur einen Ton von sich gibt. Dies wäre ein langweiliger Kumpan, wäre sein Ton auch noch so rein. Der Mensch repräsentiert einzeln ebenso das Gesamtleben der Gesellschaft, wie die Gesellschaft nur ein etwas größeres Individuum vorstellt." Und das ist, auf Kübeck angewendet, wahr: der Verkehr mit ihm in diesem Buche ist durchaus nicht bloß auf einen Ton gestimmt, und ein großes Stück des alten Österreich vermag er uns lebendig zu machen.

Max Mell.

βλ. **Aus meinem Leben.** Von Friedrich Paulsen. Jena, E. Diederichs. 1909.

Der Anhänger und aufrichtigen Verehrer Paulsens sind so viele, daß diese schlichte Auferweckung seiner Kindheit und Jugend keiner besonderen Empfehlung bedarf. Der gesunde, harmonische Geist, der sein Lebenswerk getragen hat, wachte über die Jahre des Werdens: „Ich bin in einem rechtschaffenen Bauernhaus aufgewachsen, von einem vortrefflichen Lehrer in die Schule genommen und in fröhlicher Gemeinschaft gediehen", erzählt der Sohn friesischer Schiffer. Seine Worte erinnern an das Bekenntnis Renans, er verdanke seine geistige Leistungsfähigkeit der aufgespeicherten Kraft bretonischer Matrosen und Bauern. Glücklicher als der französische Zweifler hat der künftige Lehrmeister deutscher Jugend mit seinem Pfund gearbeitet. Er hat das Beispiel eines charakterfesten, reinen und frommen Strebens seiner pädagogischen Leistung vorangestellt und die einfache Weisheit des Elternhauses als Mann in den Ausspruch geprägt: „Die Forderung des Tages erfüllen".

ϱu. **Wilhelm Bölsche.** Von Rudolf Magnus. Ein biographisch-historischer Beitrag zur modernen Weltanschauung. Berlin, Elwin Staude. 1909.

Die Darstellung geht auf Leben und Entwicklung des einflußreichsten Vertreters volkstümlicher Naturschilderung in unsrer Zeit liebevoll ein und macht bei aller generellen Zustimmung hier und da in Einzelheiten Bedenken geltend. Der Referent würde deren auf literarischem Gebiete noch mehr zu machen haben als der Verfasser auf naturwissenschaftlichem, wie sich denn z. B. Bölsche den alten Goethe in einen optimistischen Propheten einer goldenen Zukunft fast ebenso energisch umgedichtet hat wie Carlyle aus ihm einen Volksprediger machte. Auch wäre es dem Bilde Bölsches nur zugute gekommen, wenn Magnus, statt ihn zu isolieren (nur auf Carus Sterne wird hingewiesen), auf seine zahlreichen Mitstreber hingewiesen hätte, auf die in der Schilderung (wie Marshall, Budde, Francé) wie auf die in der Naturphilosophie (Reinke, Ostwald, Pastor u. a.). Auch Gegner seiner Anschauung (Weininger) und seines Stils (Leo Berg) hätten zu Wort kommen dürfen.

βλ. **La Littérature allemande.** Par Arthur Chuquet. Paris, Armand Collin. 1909.

Dem Geschmack des Tages entsprechend, hat der Pariser Verlag eine Sammlung von Literaturgeschichten veranstaltet, drei derselben, die Spaniens, Englands und Japans, sind von Ausländern verfaßt oder einfach ins Französische übersetzt. Für Deutschland stand eine bewährte Kraft zur Verfügung. Arthur Chuquet ist Herr seines Stoffes: er ist als Historiker zu oft mit deutschen Angelegenheiten beschäftigt gewesen, um an seine geistige Entwicklung mit der mangelhaften Kenntnis oder dem Vorurteil des Ausländers heranzutreten. Er urteilt selbständig, mit bewundernswertem Verständnis für die Eigentümlichkeiten der Sprache, für die Wandlungen des nationalen Genius, für die Gedankentiefe und den Zauber der Dichtung von den Tagen der Heldensage bis zur Höhe klassischer Vollendung. Die Einleitung ist einfach und nach der Folge der Jahrhunderte bemessen. Die Abschnitte über „die urdeutschen Epen" des 13., über die Renaissance des 16. Jahrhunderts verraten eine Vertrautheit mit ihren Werken, von der die Darstellung bis in die modernen Tage Zeugnis ablegt. Der Stil ist anregend, bewegt, von nie versagender Frische der Empfindung. Charakteristisch ist die wenig günstige Wertung der deutschen Romantik, die nicht hielt, was sie versprach, und deren Einfluß mächtiger als ihr Werk war. Unter der Eingebung eines Romantikers schrieb vor hundert Jahren Frau v. Staël „De l'Allemagne". Ein Teil der Studien von Chuquet fordert zum Vergleich mit der Gedankenfülle des unsterblichen Buches heraus. Der Fortschritt der Kritik ist dem gelehrten Historiker zugute gekommen. Sie hat ihm die Aufgabe erleichtert, die es ihm zu bewältigen gelang. Es mutet den Leser eigentümlich an, daß es Detlev v. Liliencron ist, dem Chuquet unter allen lebenden deutschen Dichtern die Palme reicht. Sie windet sich heute zum Kranz auf sein frisches Grab.

βλ. **Histoire de la Littérature française classique.** Par Ferdinand Brunetière. Vol. III, 3me partie. Paris, Delagrave. 1909.

Brunetière ist nicht mehr unter den Lebenden, aber seine Geschichte der klassischen französischen Literatur, die, bis 1830 vollendet, im gegenwärtigen Bande bis 1895 fortgeführt ist, bleibt das Vermächtnis, in dem er noch lange zu uns sprechen wird. Im einzelnen anfechtbar, wie alles Menschenwerk, ist sein großes Buch dennoch ein bleibender Gewinn. Brunetière ist einer der besten Kenner des 17. Jahrhunderts; in seinen Geist hat er sich so völlig vertieft, daß er von dieser Warte aus das Vorhergegangene und Spätere wertet, mit einer Voreingenommenheit, die selbst in manchen Einseitigkeiten nicht unangenehm berührt. Der Glanzpunkt der dieses Mal besprochenen Epoche ist selbstverständlich Montaigne. Über den Psychologen des „Ich", den Shakespeare und Pascal studiert haben, lautet das Urteil Brunetières trotz aller Anerkennung und alles Lobes nicht günstig. Der Epikureer bleibt ihm unsympathisch. Er bezweifelt die Wahrhaftigkeit seiner Selbstschilderung und hebt hervor, daß die Zeitgenossen den „Essays" nur eine bedingte Anerkennung zollten, und seine Adoptivtochter und Herausgeberin, das gelehrte Fräulein v. Gournay, ihn gegen den Vorwurf der Selbstüberhebung verteidigen mußte. Sie ist mit ihm in die Weltliteratur eingezogen. Die Zeiten sind wahrhaftig vorüber, wo es als eine Sünde gegen den guten Geschmack und gute Sitten galt, sich selbst, nicht zu schildern oder zu erzählen, sondern bis in seinen Verirrungen zu verherrlichen. Dafür ist Montaigne allerdings nur teilweise haftbar. J. J. Rousseau hielt sich für einzig, für einen Ausnahmsmenschen, und schuf die Romantik. Montaigne generalisiert das Menschliche in ihm und leitet den Klassizismus ein.

βλ. **H. Taine.** Pages choisies. Avec Introduction et Notes par Victor Giraud. Paris, Hachette. 1909.

Taines ganze Philosophie, der Aufbau seiner Methode, beruht auf der Voraussetzung restloser Möglichkeiten der Erkenntnis: den Widerpart eines Skeptikers, so nennt er sich selbst. Er glaubte an die Tragkraft des menschlichen Geistes, an seine Fähigkeit zur Lösung aller Probleme. An definitive Mysterien glaubte er nicht. Diese Wertung der Intelligenz, der Kultus des Geistes, endete dennoch in Pessimismus. Der Verfasser der „Origines" gehört zu den Franzosen, die nach zwanzigjähriger historischer Forschung an der Zukunft ihres Landes und Volkes verzweifelten. Was von ihm überleben wird, ist seine Kunst, nicht seine Philosophie. Taine war ein Schriftsteller ersten Ranges, ein Meister der schönen Form. Die Ergebnisse des Denkers, in sehr bestimmte, zum Teil sehr enge Formeln gebannt, haben ihn selbst so wenig befriedigt, daß er den Jüngeren zurief, seine Generation zu ersetzen, an die Arbeit zu gehen, um es besser zu machen; es werde ihnen nicht schwer fallen, meinte er mit der strengen Aufrichtigkeit, die seine geistige Unermüdlichkeit adelt. Ihm selbst war das Vertrauen in die Macht der Vernunft erschüttert worden. Die Auszüge aus seinem Lebenswerk, die Victor Giraud mit feinsinnigem Verständnis zusammengestellt hat, liefern den Beweis, daß es schwer ist, Taine den Dichter in Prosa, den Meister psychologischer Analyse zu überbieten. Mag sein, daß auch von seinen vielen Bänden nur Einzeldarstellungen im Gedächtnis der Nachwelt bleiben werden; Giraud selbst ist dieser Ansicht. Aber Studien wie „die Psychologie des Jakobiners", Betrachtungen wie die „über das moderne Gewissen und die moderne Ehre" gehören mit zum Besten und Tiefsten, was im Frankreich des 19. Jahrhunderts niedergeschrieben worden ist.

ρ. **The Quarterly Review.** Nr. 419. April 1909. Centenary Number. London, John Murray, Albemarle Street.

Die zweitälteste von Englands großen Vierteljahrsschriften, „The Quarterly Review", hat im April d. J. ihr erstes Jahrhundert vollendet, und der ruhmreichen Erinnerung an dies Ereignis ist die vorliegende Zentenar-Nummer gewidmet. Es ist ein bemerkenswertes Zusammentreffen, daß das Gründungsjahr der „Quarterly Review" auch das Geburtsjahr von Tennyson und Darwin war, und diese beiden Erlauchten — der Dichter, des Viktorianischen Zeitalters wahrer „poeta laureatus", und der Forscher, Englands größter wissenschaftlicher Name jener Epoche — werden denn auch vor allem in dieser Festnummer gefeiert. An ihrer Spitze steht Alfred Lord Tennyson, der von dem französischen Akademiker Emile Faguet in feinsinniger Weise charakterisiert wird: er habe für sein romantisches Empfinden im Ausdruck die klassische Vollendung gefunden. Der tiefer gehenden und allgemeineren Einwirkung Charles Darwins auf sein Jahrhundert gemäß wird in drei selbständigen Abhandlungen das Verhältnis der Evolutionstheorie zur Kirche, zur Ethik und zur Erkenntnis der Wahrheit, dem sog. Pragmatismus, untersucht, während in einer vierten, für den heutigen Stand der Forschung besonders wichtigen Studie sich Prof. Poulton mit Darwin und seinen modernen Kritikern auseinandersetzt. Daneben enthält der stattliche, weit über den gewohnten Umfang gewachsene Band noch eine Fülle höchst anregender Arbeiten; für uns jedoch dürfte die interessanteste die sein, die in der Aprilnummer beginnend und in der Julinummer schließend, die Geschichte der „Quarterly Review" vom April 1809 bis April 1909 erzählt. Es ist in der Tat die Geschichte Englands auf allen Gebieten, des Staates, der Kirche, der Wissenschaft, der Kunst — allerdings soweit Staat und Kirche in Betracht kommen, unter dem Gesichtspunkt der Tories, der Konservativen. Denn eben um der 1802 begründeten „Edinburgh Review", dem Organ der Whigs, ein Gegengewicht zu schaffen, ward die „Quarterly Review" sieben Jahre später ins Leben gerufen von John Murray, dem zweiten der Dynastie, dessen Schöpfung gleichen Schritt gehalten hat mit dem Weltruf des Verlagshauses, als dessen eigentlicher Ahnherr er anzusehen ist. Wie hoch sein Andenken in Ehren steht, haben der gegenwärtige Chef, John Murray III., und der gegenwärtige Herausgeber der „Quarterly Review", der ausgezeichnete Historiker, Professor Dr. George Walter Prothero, nicht besser dartun können als in diesem Überblick, der den ununterbrochenen Fortgang des Werkes schildert und seinen hauptsächlichsten Förderern in Bild und Wort Anerkennung zuteil werden läßt. Sehr schön und sehr richtig sind die Schlußworte Prof. Protheros. Er verkennt nicht, daß die Bedingungen einer Vierteljahrsschrift in dieser Zeit nicht mehr dieselben sind wie zu der unsrer Väter und Großväter: was sie ein Jahr lang beschäftigte, veraltet jetzt in drei Monaten; „nichtsdestoweniger," sagt er, „glauben wir, daß eine dauernde Meinung sich nur langsam bildet, und daß bei den Nachdenklicheren unsrer Generation immer noch ein Platz für uns ist. Auf jeden Fall haben wir gelebt und fahren wir fort zu leben; und vielleicht, wer weiß? in hundert Jahren, unter Verhältnissen, deren Natur, wenn wir sie vorhersehen könnten, uns unverständlich bleiben würde, mögen unsre Nachfolger das Bizentenarium der ‚Quarterly Review' feiern." Mit einem Glückwunsch für ihre Gegenwart schließen wir uns diesem Blick in ihre Zukunft an.

εβ. **Maria Ludovika von Österreich und Maria Pawlowna.** Von Hermann Freiherrn v. Egloffstein. Leipzig, Insel-Verlag. 1909.

„Die Armen, wenn sie etwa Politik in unsern Briefen wittern, mein Gott, wie täuschen sie sich." Die Worte der Kaiserin, die den „curieux officieux" ihrer Zeit galten, falls sie sich an ihren Briefen vergreifen sollten, sind bezeichnend für das in dem zierlichen Bande mit seinem anmutigen Bilderschmucke Gebotenen. Wenn auch der Verfasser in seiner Einführung an die Gedenktage des Jahres 1909 anknüpft:

an die Hundertjahrfeier der Tiroler Erhebung als an einen Höhepunkt im Leben und Wirken der österreichischen Kaiserin und an den fünfzigjährigen Todestag Maria Paulownas, so liegt der Wert seiner Mitteilungen doch nicht auf geschichtlich-biographischer Seite. Den Reiz dieser Korrespondenz fürstlicher Frauen bildet die Übermittlung eines überaus fein- und zartgestimmten Seelenverkehrs; „spätere Geschlechter würden," meint Maria Ludovika, „wenn die Welt fortfährt, so rasch wie bisher weiterzuschreiten, keinen Tropfen mehr davon verstehen." Indes die späteren Geschlechter, denen Herr v. Egloffstein die sehr geschickt ausgewählten Bruchstücke vorlegt, durch Hinweise auf die Zeitlage, auf persönliche Erlebnisse und Verhältnisse ergänzt und zu einem feinsinnigen Ganzen verknüpft, dürften dieser Annahme nicht beistimmen. Entfaltet sich doch in dem Bändchen ein ebenso anziehendes wie für die damalige Zeit bezeichnendes Bild des Empfindungslebens dieser fürstlichen „schönen Seelen". Diesen intimen Äußerungen haftet nichts von fürstlichem Gepräng, von zeremoniellem Hoftone an. Sie spiegeln ein zartbesaitetes weibliches Empfinden, die Höhe einer rein menschlichen Gesinnung, und jenes schöne Streben, einer Existenz, die mehr als andre Gelegenheit bot, sich in Äußerlichkeiten zu verflüchtigen, einen tieferen Gehalt zu verleihen. Aus dem Bekenntnis der Kaiserin, die, aus dem Hause Este hervorgegangen, in manchem Zug an ihre dichterische Namensschwester gemahnt, fällt ein heller Lichtstrahl auf die Frage, was Goethe dem Innenleben seiner Zeitgenossen gewesen, wenn die zu körperlichen Leiden, zu einem frühen Tode Bestimmte schreibt: „Versichern Sie Goethe, daß ich oft mitten in meinem Leiden mir den Geist erfrische, indem ich mir unsre Lektüre und seine Gespräche ins Gedächtnis zurückrufe." So fügt sich die kleine Monographie wohl berechtigt der Reihe der Weimar-Veröffentlichungen ein, die bezwecken, die vereinzelten Strahlen zu sammeln, die dereinst von jenem Brennpunkte ausgegangen sind.

γ. **Meyers Kleines Konversations-Lexikon.** Sechster Band. Leipzig, Bibliographisches Institut. 1909.

Mit diesem sechsten Bande, der 1052 Seiten stark ist, hat das neue Unternehmen seinen Abschluß erreicht. Wieder erhalten wir eine lange Reihe größerer und eine Unzahl kleinerer Artikel, die alle eine Fülle von Belehrung in knappster Form darbieten, so über die Schrift, Schutzeinrichtungen, Schweden, Schweiz, Segelschiffe, Setzmaschinen, Sozialismus, Spanien, Staat und Staatsformen, Städtewesen, Steinkohlen, Steuern und Zölle, Stockholm, Studenten, Stuttgart, Stubenvögel, Tragödie, Vereinigte Staaten, Versicherungswesen, Uniformen, Volkstrachten, Wald, Wappen, Wasser, Weltwirtschaft und Welthandel, Wien, Wolken, Zeitungen usw. Eine große Anzahl dieser Artikel wird durch prachtvolle Farbentafeln erläutert; ebenso fehlt es nicht an Karten der erwähnten Länder und an Plänen der großen Städte. Im großen und ganzen kann man dem Kleinen Konversations-Lexikon das wärmste Lob spenden: wir sind überzeugt, daß es einer großen Anzahl von Bildung suchenden Männern und Frauen die schätzenswertesten Dienste leisten wird. Für eine nächste Auflage möchten wir wünschen, daß den Artikeln über Dichter und Schriftsteller jeweils ein kurzer Fingerzeig über deren Stellung in Wissenschaft und Literatur beigegeben wird. Beispielsweise wird von Graf Strachwitz seine Zeit 1822—47, sein Geburtsort Peterwitz in Schlesien und es werden die Titel seiner Werke verzeichnet; nicht aber wird gesagt, zu welcher literarischen Gruppe er ungefähr zu rechnen ist. Hier könnte durch kurze Hinweise leicht geholfen werden.

γ. **Die Schlacht von Lobositz.** Von Franz Quandt. Charlottenburg, Max Pfeiffer. 1909.

Über die Schlacht von Lobositz, 1. Oktober 1756, haben wir neuerdings die Untersuchungen von dem Preußen Granier (1890), dem Österreicher Dopsch (1892) und dem preußischen Generalstabswerk über den Siebenjährigen Krieg. Quandt hat aber trotzdem für angebracht gehalten, das gesamte Material nochmals zu durchforschen, um einzelne fragliche Punkte festzustellen, so z. B. die wichtige Tatsache, daß Friedrich der Große in einem gewissen Augenblick die Schlacht verloren gab und mit seinem Bruder August Wilhelm zurückritt, und zwar bis Bilinka, um rechtzeitig Maßnahmen für den Rückzug zu treffen. Der Herzog von Bevern hat aber im letzten Augenblick der Schlacht eine bessere Wendung gegeben, indem er die Weinberge von Lobosch und die Stadt Lobositz erstürmte. Anders als bei Kunersdorf war Friedrich mit diesem Teilerfolg zufrieden, der freilich den Feldmarschall Brown (so schreibt Quandt statt sonst Brown) nicht verhinderte, den Versuch zur Befreiung der sächsischen Truppen in Pirna fortzusetzen. Das ist ihm zwar nicht gelungen, aber die Zähigkeit der Sachsen, die sich noch über vierzehn Tage hielten, hat doch dem König nach seinem eigenen Wort „die Campagne verdorben". Der Zweck derselben war gewesen, Nordböhmen zu besetzen, und das war vereitelt worden. Militärisch aber hatten die preußischen Truppen bei Lobositz „Wunder der Tapferkeit" getan, die auch das tüchtige Verhalten der Österreicher in Schatten stellten.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. September zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abeken. — Heinrich Abeken. Ein schlichtes Leben in bewegter Zeit, aus Briefen zusammengestellt. Vierte Auflage. Mit einem Bildnis und drei Faksimiles. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1910.

Andree. — Karl Andree's Geographie des Welthandels, vollständig neu bearbeitet von einer Anzahl von Fachmännern und herausgegeben von Prof. Dr. Franz Heiderich und Prof. Dr. Robert Siegert. Erster Band, erste Hälfte. Frankfurt a. M., Heinrich Keller. 1909.

Anna. — Pinselstriche aus Leben und Natur. Von Gräfin Marie Anna. Dresden, E. Pierson. O. J.

Antike Kultur. Meisterwerke des Altertums in deutscher Sprache. Herausgegeben von den Brüdern Horneffer. II. Theophrastos, Charakterbilder. Deutsch von A. Horneffer. III. Tacitus, Germanien. Deutsch von A. Horneffer. IV. Platon, Verteidigung des Sokrates. Kriton. Deutsch von E. Horneffer. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt. 1909.

Baedeker. — Das Mittelmeer. Hafenplätze und Seewege nebst Madeira, den Kanarischen Inseln, der Küste Marokkos, Algerien und Tunesien. Handbuch für Reisende. Von Karl Baedeker. Mit 38 Karten und 49 Plänen. Leipzig, Karl Baedeker. 1909.

Becker. — Das Recht zu lieben. Schauspiel in drei Aufzügen von Wilhelm Carl Becker. Leipzig, Rich. Lipinski. O. J.

Benecke. — Siegfried und die Varusschlacht im Arnsberger Walde. Ein Beitrag zur neunzehnten Jahrhundertfeier. Von Hauptlehrer A. Benecke. Leipzig, B. Volger. 1909.

Blancard. — Les Mavroyéni. Histoire d'Orient (de 1700 à nos jours) par Théodore Blancard. Illustré de nombreuses gravures, portraits, fac-similés, cartes etc. Deux tomes. Paris, Ernest Leroux. 1909.

Böhtlingk. — Napoleon. Von Elba nach St. Helena. Ein Drama von Arthur Böhtlingk. Leipzig, Xenien-Verlag. 1909.

Börner. — Dr. Fr. W. Förster und seine ethisch-religiösen Grundanschauungen. Eine Verteidigung und Entgegnung von Wilhelm Börner. Wien, Verlag der österreichischen „Ethischen Gesellschaft". 1909.

Brieu. — Essai critique sur la forme. D'après la théosophie, l'occultisme et la kabbale. Par Jacques Brieu. Paris, librairie du magnétisme. 1909.

Brieu. — La philosophie et la métaphysique sont-elles mortes? Par Jacques Brieu. Paris, édition de la société nouvelle. 1909.

Der Schulaufsatz unserer Achtjährigen. 155 Originalaufsätze. Aus dem 6. Jahresberichte des Mädchenlyzeums von Frau Dr. phil. Eugenie Schwarzwald in Wien. Mit einem Geleitwort von Dr. Robert Scheu. Zweite, vermehrte Aufl. Wien, Hugo Heller & Co. 1909.

Dix. — Die Wurzeln unserer Kraft. Von Arthur Dix. Berlin, Allgemeiner Verein für deutsche Literatur. 1909.

Engelhardt-Pabst. — Gunnar von Hlidarendi. Isländisches Epos in 36 Gesängen von Helene von Engelhardt-Pabst. Band I und II. Wien, Hugo Heller & Co. O. J.

Feldmann. — Paris gestern und heut. Kulturporträts. Von Siegmund Feldmann. Berlin, Hermann Ehbock. O. J.

Fischer. — Gedichte. Von Friedrich Fischer. Dresden, E. Pierson. 1908.

Fliegel. — Bekenntnisse eines Zwanzigjährigen. Gerichtet an Alice Henriette Piringer in Wien. In ihrem Auftrag und mit ihrer Hilfe herausgegeben von Alice Fliegel. Berlin, „Harmonie", Verlagsgesellschaft für Literatur und Kunst. O. J.

Friedrich. — Schiller und der Neuidealismus. Von Paul Friedrich. Leipzig, Xenien-Verlag. 1909.

Goethe. — Der junge Goethe. Neue Ausgabe in sechs Bänden, besorgt von Max Morris. 1. Band. Leipzig, Inselverlag. 1909.

Goldscheid. — Darwin als Lebenselement unserer modernen Kultur. Von Rudolf Goldscheid. Wien, Hugo Heller & Co. 1909.

Grieben. — Griebens Reiseführer. Band 12. Schweden, Norwegen, Kopenhagen. 12. neu bearbeitete Auflage. Mit 11 Karten. Berlin, Albert Goldschmidt. 1909/10.

Gurlitt. — Pflege des Heimatsinnes. Von Ludwig Gurlitt. 1.—4. Auflage. Berlin, Modernpädagogischer und Psychologischer Verlag. 1909.

Gusti. — Die Grundbegriffe des Presrechts. Eine Studie zur Einführung in die presrechtlichen Probleme von Dr. Demetrius Gusti. Neue Folge der „Abhandlungen des kriminalistischen Seminars an der Universität Berlin" V, 4. Berlin, J. Guttentag. 1909.

Hagemeister. — „Die Menschen, die nennen es Liebe". Spaziergänge durch das Armenviertel der Gesellschaft. Von Erich Hagemeister. Halle, Curt Nietschmann. 1909.

Hamsun. — Das Sausen des Windes. Von Knut Hamsun. Aus dem Norwegischen übertragen durch Heinrich Goebel. Leipzig, Xenien-Verlag. 1909.

Hedinger. — Aus Himmel und Erde. Von Karl Hebinger. Leipzig, Bruno Volger. 1909.

Hedinger. — Elsaß. I. Teil. Das deutsche Beamtentum und anderes. Ungezwungene Betrachtungen. II. Teil. Bundesstaat. Verwelschung. Parteikämpfe. Elsässische Bürgerstube und andere politische Streifzüge. Von Carl Hebinger. Leipzig, B. Volger. 1909.

Hildebrandt. — Die Brüder Wright. Eine Studie über die Entwicklung der Flugmaschine von Lilienthal bis Wright. Von Hauptmann a. D. A. Hildebrandt. Mit 44 Abbildungen. Berlin, Otto Elsner. 1909.

Howalt. — Tropfen. Von Robert Howalt. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Jahrbuch der Schweizer Presse 1909. Herausgegeben unter dem Patronate und der Mithilfe des Vereins der schweizerischen Presse usw. Genf, Verlag des Schweizer Argus der Presse. O. J.

Jarotzky. — Der Idealismus als lebenerhaltendes Prinzip. Betrachtungen eines Arztes. Von Prof. Dr. Alexander Jarotzky. Wiesbaden, J. F. Bergmann. 1908.

Jastrow. — Die Lieder des Erdenwanderers. Von Bernhard Jastrow. Erste Auflage. Sonnenberg bei Wiesbaden, Selbstverlag des Verfassers. 1909.

Jegerlehner. — Aroleid. Aus dem Leben eines Bergpfarrers. Von J. Jegerlehner. Bern, A. Francke. 1909.

de Jonge. — Der Große Kurfürst und sein Sohn. Drama in fünf Akten von Moritz de Jonge. Berlin, Curt Wigand. 1909.

de Jonge. — Napoleontrilogie. Von Moritz de Jonge. I. Napoleons Sonnenwende (1813). Drama in fünf Akten. II. Napoleons Sturz (1814). Drama in fünf Akten. III. Napoleons Rückkehr (1815). Drama in drei Akten. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Josty. — und trotzdem! Novellen von Felix Josty. Berlin, Hermann Ehbock. O. J.

Jünemann. — Kantiana. Vier Aufsätze zur Kantforschung und Kantkritik nebst einem Anhange. Von Dr. Franz Jünemann. Leipzig, Edmund Demme. 1909.

Jung-Janotta. — Das Richard Wagner-Theater in Berlin und die Sängerfrage. Von H. Jung-Janotta. Mit einem Geleitwort von Gustav Manz. Berlin, F. Harnisch & Co. O. J.

Kamp. — Unser Nibelungenlied in metrischer Übersetzung. Familienausgabe in sagengeschichtlicher Beleuchtung mit erläuternder Würdigung. Von Dr. H. Kamp. Berlin, Mayer & Müller. 1908.

Kamp. — Unser Nibelungenlied in metrischer Übersetzung. Erklärungsausgabe. Von Dr. H. Kamp. Berlin, Mayer & Müller. 1909.

Kappstein. — Rudolf Eucken. Der Erneuerer des deutschen Idealismus. Von Theodor Kappstein. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe". 1909.

Karl. — Coligny's Tod. Dramatische Dichtung von Albert Karl. Metz, N. Lupus. 1909.

Karow. — Neun Jahre in marokkanischen Diensten. Von Kapitän Leonhard Karow. Mit 60 Abbildungen und einer Karte. Berlin, Wilhelm Weicher. 1909.

Kattenbusch. — Ehren und Ehre. Eine ethisch-soziologische Untersuchung. Von Geh. Kirchenrat Prof. D. Dr. Ferdinand Kattenbusch. Gießen, Alfred Töpelmann. 1909.

Kiener. — Die elsässische Bourgeoisie. Von Privatdozent Dr. F. Kiener. Straßburg, Verlag der Illustrierten Elsässischen Rundschau. 1909.

Kleinpaul. — Wanderungen in Ostfriesland. Von Johannes Kleinpaul. Berlin, F. Fontane & Co. 1909.

Knaake. — Leben und Wirken der Königin Luise im Lichte der Geschichte. Von Prof. Emil Knaake. Halle, Buchhandlung des Waisenhauses. 1909.

Knecht. — Junge Menschen. Skizzenbuch aus dem Vor-Kadettenhause. Von Theodor Knecht. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Krauschner. — Kinderlieder. Gedichte von Irma Krauschner. Magdeburg, R. Zacharias. O. J.

Kröger. — Die Weltanschauung des absoluten Idealismus. Ein Beitrag zur Erkenntnis der Wesenseinheit der Welt. Von Otto Kröger. Sachsa im Harz, Hermann Haacke. 1909.

Lambrecht. — Armsünderin. Roman aus dem Hunsrück. Von Nanny Lambrecht. München, Josef Kösel. 1909.

Lang. — Am Wendepunkt der Ideen. Entwicklungsgedanken. Dargestellt von Otto Lang. Wien, Verlag der Gesellschaft für graphische Industrie. 1909.

Lange. — Erinnerungen an den Sachsenwald. Von Hermann Lange, Regierungsrat. Dritte Auflage. Halle a. S., Gustav Moritz. 1909.

Langenau. — Rosamunde. Trauerspiel in fünf Aufzügen von Norbert Langenau. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Laube. — Heinrich Laubes gesammelte Werke in fünfzig Bänden. Unter Mitwirkung von Albert Hänel herausgegeben von Heinrich Hubert Houben. 29.—48. Band. Leipzig, Max Hesses Verlag. O. J.

Lenz. — Ausgewählte Gedichte von Jakob Rich. Reinhold Lenz. Herausgegeben von Erich Osterheld. Leipzig, Fritz Eckardt. 1909.

Les facultés médecine des universités royales hongroises de Budapest et de Kolozsvár. Ouvrage offert à M. M. les membres du XVIe congrès internationale de médecine par le ministère royal hongrois des cultes et de l'instruction publique. Budapest. 1909.

Lessing. — Die Geschichte der Familie Lessing. Herausgegeben von Carl Robert Lessing. Verfaßt von Arend Buchholtz. Zwei Bände. Berlin, Druck von Otto von Holten. 1909.

Liebmann. — Festgabe der Deutschen Juristenzeitung zum 500jährigen Jubiläum der Universität Leipzig. Herausgegeben von Dr. jur. Otto Liebmann. Berlin, Otto Liebmann. 1909.

Liebrecht. — Das Buch der Frau. Frauenberufe. Von E. Liebrecht. 1.—3. Auflage. Berlin, Modernpädagogischer und Psychologischer Verlag. 1909.

Linnankoski. — Das Lied der glutroten Blume. Roman von Johannes Linnankoski. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1909.

Maltese. — L'intelletto d'amore. Di F. Maltese. Città di Castello, S. Lapi. 1909.

Méchanik. — Marsiana. Vorträge eines Bewohners des Mars über eine dort herrschende Weltanschauung. Mitgeteilt von Dr. med. Max Méchanik. Berlin, Ferdinand Dümmlers Verlagsbuchhandlung. 1909.

Meinhardt. — Javara. Trauerspiel in drei Akten von Adalbert Meinhardt (Marie Hirsch). Leipzig, Georg Wigand. 1909.

Melchers. — Aus dem Jenseits. Aufzeichnungen eines Toten. Veröffentlicht von Gustav Adolf Melchers. Erstes bis drittes Tausend. Düsseldorf, Eduard Trewandts Nachf. O. J.

Meredith. — Die tragischen Komödianten. Von George Meredith. Eine in Betracht gezogene Geschichte, aus dem Englischen übersetzt von J. L. Benecke. London, Siegle, Hill & Co. 1909.

Merrill. — Une voix dans la foule. Poèmes. Par Stuart Merrill. Paris, Mercure de France. 1909.

Messikommer. — Aus alter Zeit. Sitten und Gebräuche im zürcherischen Oberlande. Ein Beitrag zur Volkskunde von H. Messikommer. Zürich, Orell Füßli. 1909.

Meyer. — Étude critique sur les relations d'Erasme et de Luther. Par André Meyer. Avec une préface de Ch. Andler. Paris, Félix Alcan. 1909.

Meyer. — Lupold von Babenburg. Studien zu seinen Schriften. Ein Beitrag zur Geschichte der staatsrechtlichen und kirchenpolitischen Ideen und der Publizistik im 14. Jahrhundert. Von Dr. Hermann Meyer. Freiburg i. B., Herder. 1909.

Michelsen. — Christus der Fisch der freien Geister. Von Johann Michelsen. München, E. W. Bonsels & Co. O. J.

Moerner. — Inshallah. Türkische Impressionen. Von Birger Moerner. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1908.

Morré. — Das Schwabenalter des deutschen Parlaments. Von Harold Morré, mit einem Vorwort von Albert Traeger. Berlin, Hermann Ehbock. 1909.

Morris. — Goethes und Herders Anteil an dem Jahrgang 1772 der Frankfurter Gelehrten Anzeigen. Von Max Morris. Stuttgart, J. G. Cotta. 1909.

Muszkat-Muszkowski. — Spartacus. Eine Stoffgeschichte von Jan Muszkat-Muszkowski. Leipzig, Xenien-Verlag. 1909.

Muth. — Die Wiedergeburt der Dichtung aus dem religiösen Erlebnis. Gedanken zur Psychologie des katholischen Literaturschaffens. Von Karl Muth. Kempten und München, Jos. Kösel'sche Buchh. 1909.

Napoleon. — Briefe Napoleons I. in drei Bänden. Auswahl aus der gesamten Korrespondenz des Kaisers. Herausgegeben von F. M. Kircheisen. Erster Band. Zweite Auflage. Stuttgart, Robert Lutz. 1909.

Neisser. — Die Geschäftsordnung des Abgeordnetenhauses des Reichsrates. Ihre Geschichte und ihre praktische Handhabung von 1861 bis 1909. Von Archiv-Direktor Dr. Karl Neisser und Archivar Dr. Otto Neisser. Mit einem Geleitworte des Präsidenten des Abgeordnetenhauses Dr. Robert Pattai. I. Band: Geschichte und Materialien. II. Band: Praktische Handhabung. Beilage: Geschäftsordnung für das Abgeordnetenhaus des Reichsrates. Beschlossen am 2. März 1875. Mit den Änderungen vom 16. Juli 1908. Wien, Wilhelm Braumüller. 1909.

Nietzsche. — Ecce Homo suivi des poésies de Frédéric Nietzsche. Traduit par Henri Albert. Collection d'auteurs étrangers. Paris, Mercure de France. 1909.

Noël. — Mon prince charmant. Par Alexis Noël. Paris, Plon-Nourrit et Cie. O. J.

Palmer. — Opfer ihrer Verhältnisse. Volksstück in fünf Akten. Von Christoph Palmer. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Patyanszky. — Das Märchen vom Hans Wunderlich. Von Constanze von Patyanszky. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Perbrandt. — Ist die Monopolstellung Krupps berechtigt? Kritische artillerie-technische Betrachtungen von H. v. Perbandt. Berlin, J. G. Ernst. O. J.

Pfaundler. — Meine Jugendgedichte. Von Hermann Pfaundler. Wien, Hugo Heller & Co. 1909.

Pfeffer-Nettstadt. — Leben und Lieben. Dichtungen in Vers und Prosa von Carl Pfeffer-Nettstadt. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Polger. — Bewegung ist alles. Novellen und Skizzen von Alfred Polger. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1909.

Racowitza. — Von Anderen und mir. Erinnerungen aller Art von Helene von Racowitza (Frau von Schewitsch). Mit zwei Bildern in Lichtdruck. Berlin, Gebrüder Paetel. 1909.

Reck. — Meine Großmutter. Novellen von G. Reck. Frankfurt a. M., Rütten & Loening. 1909.

Reuling. — Quellen im Sande. Roman von Carlot Gottfried Reuling. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1908.

Rheinisches Dichterbuch. Ein Spiegelbild der zeitgenössischen rheinischen Dichtung. Herausgegeben von Dettmar Heinrich Sarnetzki. Mit einer Einführung, einer biographischen Übersicht und sechs Porträts. Köln, Hoursch & Bechstedt. 1909.

Richter. — Friedrich Nietzsche. Sein Leben und sein Werk. Sechzehn Vorlesungen, gehalten an der Universität Leipzig. Von Raoul Richter. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Dürr. 1909.

Rohrbach. — Um Bagdad und Babylon. Vom Schauplatz deutscher Arbeit und Zukunft im Orient. Von Dr. Paul Rohrbach. Band 3 von Hermann Paetels Bücherei, herausgegeben von Hans Vollmer in Hamburg. Berlin, Hermann Paetel. 1909.

Salm. — Frauenmut. Ein Moselsang von Carl Salm. Trier, Kommissionsverlag von Jacob Lintz. O. J.

Sammlung Göschen. — Nr. 451. Die Finanzsysteme der Großmächte. (Internationales Staats- und Gemeinde-Finanzwesen.) II. Von Geh. Obernnanzrat Schwarz. Leipzig, G. J. Göschen. 1909.

Sasse. — Sehnen und Hoffen. Von Bruno Sasse. Leipzig, B. Volger. 1909.

Schaer. — Kerstorf. Roman in zwei Büchern. Von Wilhelm Schaer. Bremen, Gustav Winter. 1909.

Schillerbuch. — Marbacher Schillerbuch. Dritter Band. Herausgegeben von Otto Güntter. Stuttgart, J. G. Cottasche Buchh., Nachf. 1909.

Schmeitzner. — Neue Menschen! Es muß anders werden! Von Werner Schmeitzner. Leipzig, Kommissionsverlag Wilhelm Besser. 1909.

Schmidt. — Dudelsacklieder. Gedichte eines

Schreinergesellen. Von Nikolaus Schmidt. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Schmidt. — Allgemeine Geschichte der germanischen Völker bis zur Mitte des sechsten Jahrhunderts. Von Bibliothekar Prof. Dr. Ludwig Schmidt. München, K. Oldenburg. 1909.

Schnorr von Carolsfeld. — Künstlerische Wege und Ziele. Schriftstücke aus der Feder des Malers Julius Schnorr von Carolsfeld, herausgegeben von Franz Schnorr von Carolsfeld. Leipzig, Georg Wigand. 1909.

Schriften des Literarischen Vereins in Wien. — XI. Achtzehnhundertneun. Die politische Lyrik des Kriegsjahres. Herausgegeben von R. F. Arnold und Karl Wagner. Wien, Verlag des Literarischen Vereins. 1909.

Schücking. — Die Mißregierung der Konservativen unter Kaiser Wilhelm II. Von Lothar Engelbert Schücking, Bürgermeister a. D. München, Albert Langen. O. J.

Schücking. — Die Organisation der Welt. Von Professor Walther Schücking. Leipzig, Alfred Kröner. 1909.

Schuler. — Lust und Leid. Lyrisches und Episches von G. M. Schuler. Würzburg, F. X. Bucher. O. J.

Schulz. — Entwicklung und Untergang des Kopernikanischen Weltsystems bei den Alten. Ein historisch-geographischer und astronomischer Beitrag zur Geschichte der Naturwissenschaften im griechisch-römischen Altertum. Von Privatdozent Dr. Otto Th. Schulz. Mit zahlreichen Abbildungen. Stuttgart, Neue Weltanschauung, Fritz Lehmann. 1909.

Schumann. — Dresden. Von Paul Schumann. Mit 185 Abbildungen. Band 46 der „Berühmten Kunststätten". Leipzig, E. A. Seemann. O. J.

Schüz. — Werden und Wirken des Bürgerministeriums. Mitteilungen aus unbenutzten Quellen und persönliche Erinnerungen von Friedrich Schüz. Leipzig, Georg Wigand. 1909.

Sidgwick. — Die Methoden der Ethik. Von Henry Sidgwick. I. Band. Nach der siebenten englischen Auflage übertragen von Dr. Constantin Bauer. Philosophisch-soziologische Bücherei. Band XVII. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt. 1909.

Somló. — Der Güterverkehr in der Urgesellschaft. Von Felix Somló. Fascicule 8 des Notes et Mémoires. Bruxelles et Leipzig, Misch & Thron. 1909.

Speyer. — Wie wir einst so glücklich waren! Novelle von Willy Speyer. München, Albert Langen. O. J.

Staepoole. — The Pools of Silence. By H. de Vere Staepoole, author of 'The Blue Lagoon', 'Patsy' etc. London, T. Fisher Unwin. O. J.

Stegemann. — Ständische Grundlagen und moderne Wahlsysteme in Anwendung auf die Reform der Verfassung in Mecklenburg. Von Dr. Herbert Stegemann. Berlin, Maafs & Plank. 1909.

Stengel. — Weltstaat und Friedensproblem. Von Karl von Stengel. Berlin, Reichel & Co. O. J.

Sternbauer. — Adressenschreiber. Sozialer Roman von Wilhelm Sternbauer. Leipzig, B. Volger. 1909.

Stryk. — In schwerer Zeit. Drei Erzählungen von Joseph Maria v. Stryk. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Suck. — Sozialpolitik und Schulhygiene. Von Lehrer Hans Suck. Bielefeld, A. Helmigs. O. J.

Suttner. — Rüstung und Entrüstung. Von Bertha von Suttner. Berlin, Hesperus-Verlag. O. J.

Svensson. — Aus Islands alten Schätzen. Eine Kultur- und literaturgeschichtliche Studie. Von Jón Svensson. Autorisierte Übersetzung aus dem Dänischen von Johannes Mayrhofer. Band 28 der „Frankfurter zeitgemäßen Broschüren". Hamm, Breer & Thiemann. 1909.

Syola. — Wilhelm von Oranien. Prinz der Niederlande. Von M. Syola. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Terburg. — Die Türkisenkette. Erzählung von Friedrich Terburg. Berlin, Carl Freund. 1909.

Teunigkeit. — Weltkinder und Gotteskinder. Von Else Teunigkeit. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Tischer. — Makaria. Tragisches Gedicht in einem Akt. Von Irma Tischer. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Traudt. — Gedichte. Von Valentin Traudt. Kassel, Friedrich Scheel. 1909.

Vallentin. — In Brasilien. Von Dr. W. Vallentin. Mit 40 Illustrationen nach photographischen Originalaufnahmen. Berlin, Hermann Paetel. 1909.

Velzen. — System des religiösen Materialismus Von Dr. H. Thoden van Velzen. I. Wissenschaft der Seele. Zweite, deutsche, vermehrte und verbesserte Auflage. II. Wissenschaft der Gesinnungen. III. Wissenschaft Gottes. Leiden, A. W. Sijthoff's uitgevers-maatschappij. O. J.

Vestenhof. — Das Gesetz der Bestie. Erzählungen von A. v. Vestenhof. Buchschmuck vom Verfasser. München. Albert Langen. O. J.

Voelcker. — Die deutsche Volkswirtschaft im Kriegsfall. Von Dr. Voelcker, Reg.-Rat a. D. Leipzig, Dr. Werner Klinkhardt. 1909.

Voigt. — Exkursionsbuch zum Studium der Vogelstimmen. Praktische Anleitung zum Bestimmen der Vögel nach ihrem Gesange. Von Prof. Dr. A. Voigt. Fünfte, vermehrte und verbesserte Auflage. Leipzig, Quelle & Meyer. 1909.

Volkmann. — Naturwissenschaften und Monismus. Von Paul Volkmann. Leipzig, B. G. Teubner. 1909.

Waldow. — Mutterschaft. Roman. Herrenmoral. Novelle. Von Olga Waldow. Leipzig, Otto Ohme 1909.

Walloth. — Der neue Heiland. Roman von Wilhelm Walloth. Jugenheim a. d. Bergstraße, Sueviaverlag. 1909.

Wassiljew. — Die Erschließung Chinas. Von W. P. Wassiljew. Deutsche Bearbeitung von Dr. Rud. Stübe. Mit Beiträgen von Prof. Dr. A. Conrady und zwei Karten. Leipzig, Dieterichsche Verlagsbuchhandlung. 1909.

Webski. — Himmelsmärchen für die reifere Jugend von Hans von Webski. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Wegener. — Eichendorffs „Ahnung und Gegenwart". Von Hanns Wegener. Leipzig-Gohlis, Bruno Volger. 1909.

Weill. — Histoire du catholicisme libéral en France. 1828—1908. Par Georges Weill. Bibliothèque d'histoire contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1909.

Wiegand. — Wilhelm. Eine Erzählung aus dem Leben eines deutschen Soldaten. Von Arthur Wiegand. Erster Band der „deutschen Bürgerbibliothek für Jugend und Volk". Altenburg, Stephan Geibel. 1909.

Wilhelm. — Wer wirft den ersten Stein . . . Von Gerda Wilhelm. Erstes Tausend. Berlin, Curt Wigand. 1909.

Wilisch. — Der Kampf um das Schlachtfeld im Teutoburger Walde. Von Erich Wilisch. Leipzig, B. G. Teubner. 1909.

Winterfeld. — Frühlingsstürme. Ein Schauspiel in drei Akten von Achim von Winterfeld und *_*. Dresden, E. Pierson. O. J.

Wintzer. — Hermann Schwan von Marburg. Ein Beitrag zur Geschichte Philipps des Großmütigen. Von Prof. Dr. Eduard Wintzer. Marburg. In Kommission der N. G. Elwertschen Buchh. 1909.

Wissenschaft und Bildung. — Nr. 46. Der Kampf um die Herrschaft im Mittelmeer. Die geschichtliche Entwickelung des Mittelmeerraums. Von Privatdozent Dr. Paul Herre. — Nr. 55. Richard Wagner. Von Dr. Eugen Schmitz. — Nr. 48. Paulus. Von Prof. Dr. Rudolf Knopf. — Nr. 62. Rohstoffe der Textilindustrie. Von Dipl.-Ing. Hugo Glaheh. Leipzig, Quelle & Meyer. 1909.

Wittich. — Kultur- und Nationalbewußtsein im Elsaß. Von Professor Dr. Werner Wittich. Straßburg, Verlag der Illustrierten Elsässischen Rundschau. 1909.

Wohlrabe. — Deutsches Land und Volk. Herausgegeben von Rektor Dr. Wohlrabe. 3. Heft. Zwischen den Meeren. — 4. Heft. Vom Ems- und Weserland zum Elbestrand. Halle, Gebauer-Schwetschke. O. J.

Wolff. — Schillers Theodizee bis zum Beginn der Kantischen Studien. Mit einer Einleitung über das Theodizee-Problem in der Philosophie und Literatur des 18. Jahrhunderts. Von Dr. Karl Wolff. Leipzig, Haupt & Hammon. 1909.

Wolff. — Mignon. Ein Beitrag zur Geschichte des Wilhelm Meister. Von Eugen Wolff. Mit zwei Bildnissen. München, C. H. Beck'sche Verlagsbuchh. 1909.

Wolff. — Die Sünder. Eine Liebesgeschichte. Von Theodor Wolff. Zweite Auflage. Köln, Albert Ahn. O. J.

Wolff. — Spaziergänge. Von Theodor Wolff. 1.—3. Tausend. Köln, Albert Ahn. O. J.

Wolff-Cassel. — Die Nation Goethes. Von Louis Wolff-Cassel. Leipzig, Theodor Thomas. O. J.

Ziechert. — Vom Lebenswege. Schlichte Verse. Von Georg Ziechert. Leipzig, B. Volger. 1909.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Bruno Hake in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Die stillen Gewalten.

Erzählung

von

Ernst Zahn.

(Schluß.)

VI.

Kordula Brun hatte mit Hilfe der Kinderfrau die Kleinen zu Bett gebracht. Sie ging noch einmal durch die beiden Schlafzimmer, die an das große andre stießen, das sie selbst mit ihrem Gatten teilte. Von Bett zu Bett ging sie. Die beiden Mädchen schliefen schon. Nur der kleine Hans Georg hatte die dunkeln Augen noch weit offen. Er glich seinem Vater aufs Haar, war ein schönes Kind und von weichem Stoff, anhänglich und klug. Er schmeichelte der Mutter, wollte sie nicht von sich lassen, und sie wäre am liebsten bei ihm geblieben. Allein unten waren Gäste. Man wartete auf sie. Sie streichelte den Knaben mit ihren hageren durchsichtigen Händen und erklärte ihm, warum sie gehen müsse. Dabei war eine tiefe Beklommenheit in ihr und trieb ihr Tränen in die Augen. Sie verbarg sie dem Kinde, küßte es und trat in ihre eigene Stube. Sie ordnete sich ihr Haar und prüfte noch einmal den Sitz ihres schwarzen Spitzenkleides, aus dem weiß und fein die schöne, weiche Haut des Halses und der Arme schimmerte. Dann stieg sie über die Treppe nieder.

Musik klang aus dem Zimmer, auf das sie zuschritt. Sie lauschte; wieder, wie immer, klopfte ihr das Herz von einer unerklärlichen Befangenheit. Waren nicht die drinnen freier, wenn sie nicht dabei war? Aber sie nahm sich zusammen. Sie durfte diese Gedanken nicht aufkommen lassen! Nun lächelte sie. Dieses Lächeln war mühsam; es war, als ob sie noch rasch vor der Tür ein Schmuckstück angelegt, um damit zu gefallen. Als sie behutsam eintrat, um die Musizierenden nicht zu stören, wendeten sich einzelne Köpfe nach ihr. Die kleine, wohlwollende, alte Frau Geßner nickte ihr zu, eine andre, die stolze Frau Moralt, die erst seit kurzem zu Kaspars Abenden kam, rümpfte die Nase. Kordula schritt zu einem schemelartigen Stuhle, der nahe dem ihrer Schwiegermutter stand. Frau Brun fragte leise und freundlich,

ob die Kinder schliefen, und einige in der Nähe sitzende Leute tauschten mit Kordula stumme Grüße. Jetzt erst achtete sie auf die Musizierenden. Am Klavier saß ein junges Mädchen, das sie noch nie gesehen hatte. Der alte Stadtsäckelmeister und Oberst Kramer mit dem seidenweichen weißen Haar, den ebenso weißen dichten Brauen und der altmodischen hohen Halsbinde strich die Geige. Er spielte noch immer wie ein Junger, voll Kraft, voll tiefen musikalischen Verständnisses. Es schien Kordula, so unmusikalisch sie war, daß heute auch die Ausführung des Klavierparts eine ungewöhnlich gute sei. Kaspar, ihr Gatte, saß neben der Klavierspielerin und wendete ihr die Blätter. Es fiel Kordula kaum auf. Sie nahm es nur so im Vorbeisehen zur Kenntnis.

Die Musik klang in das dämmrige Zimmer, die getragene, süße Stimme der Geige, dann, wie perlendes Wasser ein sanft gleitendes Boot umwogt, die Töne des Klaviers. Kordula geriet in eine Stimmung froher Selbstvergessenheit. Sie saß andächtig unter den andächtigen Menschen. Nach einer Weile streifte sie, sich weiter umsehend, dies und jenes Gesicht: das bartlose, starknochige des Dekans Pestalozzi, das bleiche, schmale, langweilige des Fräulein Wertmüller. Dann kehrten ihre Blicke zum Klavier zurück. Und plötzlich überraschte sie eine Entdeckung, fiel ihr die Haltung der beiden am Klavier sitzenden Menschen auf. Sie hatten beide jene unnachahmliche, eigenartige Steifheit des Nackens, jene ein wenig lächerliche, ein wenig linkische Standeseigentümlichkeit, die doch wiederum irgendwie wie ein Vorzug war. Es war, was Jungfer Appert einen Stock im Rücken tragen hieß, und es fiel bei den beiden am Klavier Sitzenden besonders auf, weil sie sich einander so nahe waren. Der Gedanke drängte sich Kordula blitzartig auf, wie wohl die zwei zueinander paßten, das Mädchen dort und — Kaspar.

In diesem Augenblick schloß das Musikstück. Während die Zuhörer Beifall klatschten, legte der Säckelmeister sein Instrument beiseite. Die Klavierspielerin saß noch eine kurze Weile mit gesenktem Kopfe da, auch Kaspar Brun rührte sich nicht. Er schien mit der neben ihm Sitzenden sich leise, wohl über ihr Spiel, zu unterhalten, und sie vergaßen beide scheinbar die übrigen. Da stand das häßliche Fräulein Wertmüller auf und trat zu ihnen. Kaspar drehte sich um, und als er seine Frau erblickte, sagte er ein paar Worte zu dem jungen Mädchen, und sie kamen beide auf Kordula zu. Das Mädchen hatte ein Gesicht, das Kordula auffiel. Es war lang, schmal, ein wenig ausdruckslos wie dasjenige des Fräulein Wertmüller; die Verwandtschaft zwischen beiden war augenscheinlich. Einzelne Sommersprossen standen auf der feinen, fahlen Haut. Seltsames, kupferfarbenes Haar kräuselte sich an Stirn und Schläfen und leuchtete. Das Haar gab den Zügen etwas Fremdartiges, noch mehr aber fielen die fast unnatürlich großen grauen Augen auf. Sie hatten einen Blick, dem Kordula nicht standhalten konnte. Er schien ihr herausfordernd, aber als sie ihre Augen wieder hineintauchte, erkannte sie, daß er ein Suchen oder eine Sehnsucht in sich trug. Es war aber das einzige Lebendige und Bewegliche an dem Mädchen, das sonst von hagerer, eckiger Gestalt war und harte und unschöne Bewegungen hatte.

„Fräulein Susanne von Wertmüller", stellte Kaspar vor. Und die andre Wertmüller kam herbei und gab die weitere Erklärung, daß Susanne ihres Bruders Kind sei. Dann wollte sie wissen, ob Kordula ebenfalls finde, daß ihre Nichte ihr so sprechend ähnlich sehe.

„Nein", sagte Kordula, während sie Susannes große, feuchtkühle Hand in ihrer zarten hielt. Als sie es gesagt hatte, erschrak sie und errötete. Es war ihr auf einmal, die Höflichkeit hätte verlangt, daß sie ja gesagt hätte, und der Gedanke verwirrte sie. Ihr Unbehagen kehrte zurück. Sie fühlte sich fremd. Es schmerzte sie wie noch nie.

Im Laufe des Abends machte jemand den Vorschlag, in den Garten hinabzugehen. Die meisten stimmten bei, und man stieg hinab und verteilte sich in die verschiedenen Wege, Kordula sah sich im ersten Augenblick allein. Siehst du, die sich gleichen, gesellen sich, fuhr es ihr durch den Sinn, und sie fühlte sich unendlich verlassen. Aber das gutmütige und redselige alte Fräulein von Wertmüller gesellte sich zu ihr und begann auf sie einzusprechen.

Es war eine laue, sammetne Nacht, kein Mond, nur Sterne. Die Sterne waren wie edle Steine auf dunklen Grund gestickt. Der Himmel hatte einen Glanz ähnlich dem Pelze eines Blaufuchses, und die Sterne leuchteten ruhig, flimmerten nicht. Sammetschwarz lag der feine Rasen des Gartens, und die Bäume waren nicht einzeln zu unterscheiden, sondern bildeten nur lange oder mächtige, gewölkähnliche Schatten. Die Menschen, die nun wandelnd in die Wege sich zerstreuten, gaben dem Garten ein geheimnisvolles Leben. Hie und da tauchten Paare aus dunklem Buschwerk, begegneten einander, wechselten ein paar Worte und verschwanden wieder. Einmal sah Kordula das ehrwürdige Haar des Säckelmeisters schimmern. Es fiel ihr auf, wie wohl diese steifen, altmodischen Gestalten in den alten Garten und ihre Gelassenheit in seine Ruhe sich fügten. Sie selbst kam sich vor wie eine ferne Zuschauerin, die hier in eine Welt sah, die nicht ihr gehörte.

Das Fräulein an ihrer Seite sprach unablässig. Sie brauchte nur zu nicken oder ja oder nein zu sagen. So waren sie bis an den Lindengang unten am See gelangt. Sie stiegen über Holzstufen hernieder und sahen die schöne Allee alter Bäume vor sich. Sie war belebt. Die meisten Gäste hatten sich hier herabgefunden. Einige der älteren Leute saßen auf den Bänken. Die stattliche Frau Moralt ging mit dem Dekan Pestalozzi auf und nieder. Gegen den See hin war die Nacht nicht so tief wie unter den Bäumen. Man unterschied die graue Grenzmauer und darüber hinaus den Wasserspiegel. Dieser war so glatt und glänzend wie der Himmel. Kein Wind bewegte ihn. Auch er trug kleine blitzende Stellen wie aufgestickte Steine. Das war der Widerschein der Sterne. Ganz vorn an der Mauer stand Kaspar Brun neben Susanne, die selbst sich auf die Deckplatte gesetzt hatte. Sie saß da wie ein Bild, die Arme um die Knie gelegt, in eigentümlicher Stellung; einige Schritte von ihr ab, gerade als ob er auf seiner Geschäftsstube stehe, hielt Kaspar eine Hand auf die Mauer gestemmt. Die Harmlosigkeit des Gesprächs, das sie führten, war aus ihrer Haltung erkennbar. Die Nacht hatte etwas Verführerisches. Sie aber hoben sich aus ihr als zwei Menschen, die

keine Träume und Wünsche an sich kommen ließen oder doch sie als etwas, was sich mit ihren strengen und nüchternen Lebensansichten nicht vertrug, tief in ihrem Innern daniederhielten.

Kordula zögerte und sah hinüber. Sie spürte keinerlei Eifersucht, aber wieder kam ihr der Gedanke, wie seltsam die beiden dort zueinander paßten. Ihr Herz klopfte schmerzhaft. Aus nichts, aus Nacht sprang etwas auf, was ihr Angst einjagte, grausame Angst. Es griff etwas in ihr Leben ein, immer mehr, und — —. Sie zitterte und wußte sich nicht zu helfen.

Das alte Fräulein hatte indessen ihre Nichte angerufen, ging zu ihr und Kaspar hinüber. Kordula folgte gedankenlos, sprach auch; nur was, wußte sie nicht.

In der Nacht, als die Gäste fort waren, weinte sie zum erstenmal in die Kissen. Noch hatte ihr Kummer keine Wesenheit. Sie fühlte nur die furchtbaren, geheimnisvollen Hände, die aus dem Dunkel tauchten und nach ihrem Glück griffen.

Von da an verstärkte sich das Unbehagen in der Ehe des jungen Brunschen Paares. Immer ohne Schuld. Sie lebten so wacker wie nur jemand. Kordula besorgte die Kinder. Sie wuchsen unter ihrer Obhut und durch ihr Verdienst in so vortrefflichem geistigen und leiblichen Wohlbefinden heran, daß es eine Freude war, in ihre gesunden und klugen Gesichter zu sehen. Kordula und ihr Mann aber vermochten den Zusammenweg, der in den Kindern lag, nicht zu finden. Bei allem guten Willen nicht. Kaspar Brun wurde immer mehr in sein gewaltig sich ausdehnendes Geschäft und eine glückliche politische Tätigkeit hineingezogen. Viele Stunden seines Tages gingen dadurch seiner Familie verloren, und wenn er in ihrer Mitte weilte, so wußte er, der die Gedanken voll Berufssorgen hatte, nichts mit den Kindern und ihrer Munterkeit, ebensowenig mit seiner nach Liebe dürstenden Frau anzufangen. Am wohlsten fühlte er sich bei seiner Mutter. Sie war die einzige, gegen die er sich über das zu äußern vermochte, was ihn außer dem Hause beschäftigte. In der Stube der Frau Klementine saßen sie einander manchmal gegenüber, und nachdem ein längeres Schweigen fast den Anschein erweckt hatte, als ob auch sie in all ihrer Zugeknöpftheit sich voreinander scheuten, begann Kaspar in einzelnen kurz abgebrochenen Bemerkungen zu erzählen, der Mutter Meinung zu erforschen oder ein Bedenken mit ihr zu teilen. Es war eigentümlich, daß sie in ihren Gesprächen nie Kordulas gedachten. Als wollte jedes das andre vor einem Schmerze behüten, unterließen sie es, die Rede auf die junge Frau zu bringen.

Mit einer großen Feinheit des Herzens vermied Frau Klementine, was nahe gelegen hätte, die Kinder zugunsten des eigenen Sohnes zu beeinflussen. Vor ihnen fand sie immer wieder ein liebevolles, rühmendes Wort, das eine Anerkennung für Kordula bedeutete und immer trat sie selbst in den Hintergrund, in Wort und Wesen der Mutter das erste Recht an den Kleinen einräumend.

Das dunkle Unbehagen aber, das zwischen den drei Menschen lag, wuchs dennoch. Irgendwie — irgendwoher. Etwas Gestaltloses, Ungreifbares, ein Schatten. Vor ihm wich ihnen die Sonne aus Haus und Leben.

„Sie werden mir nicht sagen wollen, daß Kordula glücklich ist," sagte die streitbare Jungfer Appert eines Tages zu Meister Severin. Kordula klagte nicht. Sie hätte kaum gewußt, worüber sie klagen sollte, aber je seltener sie selbst nach dem Lindenberg kam, um so schärfer beobachtete Marie Appert ihren einstigen Schützling, wenn er zu Gast in der Staffelgasse war. Eines Tages entdeckte sie in dem reichen Haar der jungen Frau weiße Fäden. Sie konnte sich nicht halten, schrie fast auf: „Du wirst ja schon grau, Kind."

Kordula lächelte. „Ich habe es bemerkt," sagte sie ganz zufrieden. „Es gibt Leute, die so früh ergrauen."

Jungfer Appert nahm das Wort so hin, allein in ihr spitzes Gesicht trat ein Ausdruck der Spannung. Kordulas Lächeln hatte ihr nicht so frisch wie sonst geschienen. Sie suchte heimlich in ihrem Gesicht. Lagen nicht leise Schatten unter den Augen? Und — die Hände, was waren die eigentümlich schmal, durchsichtig, wie die einer Kranken! Herrgott!

Jungfer Appert wendete sich zu Meister Severin.

„Ich will wissen, was ihr fehlt," fuhr sie heftig fort, „ich werde nicht ruhen, bis ich es weiß. Und wenn Kordula wiederkommt, werde ich sie fragen." Ihre Worte enthielten vieles, was sie nicht sagte, vor allem Abneigung gegen die Leute auf Lindenberg.

Meister Severin beschwichtigte die Erregte wie gewöhnlich. Aber auch er beobachtete seine Tochter schärfer, und das Ergebnis war, daß er die Brauen in die Höhe zog und nachdenklich den kleinen Spitzbart strich. Dann fuhr auch ihm ein kleiner Zorn wider den Schwiegersohn in die Glieder, ohne daß er sich Rechenschaft zu geben vermochte, was ihm dieser zu leid getan. Selbst eigentümlich erregt und seiner gewohnten liebenswürdigen und wohltuenden Gutmütigkeit entbehrend, fragte er Kaspar Brun bald nachher, da dieser, ein seltener Gast, in sein Haus kam, unter vier Augen nach dem Grunde für Kordulas übles Aussehen.

„Krankhaft bleich findest du Kordula?" fragte Kaspar entgegen.

Die beiden standen sich in Meister Severins Wohnstube gegenüber, Kaspar schwarz gekleidet, den schwarzen Filz in der Hand, feierlich wie immer, Meister Nägeli im gestickten Troddelkäppchen, warmen Hausrock und Stramin-pantoffeln.

„Es kann jeder sehen, daß sie etwas drücken muß," sagte der Zuckerbäcker. Seine Hände, mit denen er, ohne zu wissen, was er tat, eine Zeitung vom Tisch aufnahm und wieder niederlegte, zitterten, so sicher sie sonst noch waren.

„Hat sie geklagt?" fragte Kaspar. Auch er zitterte nervös. Die Szene war ihm unglaublich peinlich; er liebte Aufregungen nicht.

„Dann würde ich nicht fragen," war Meister Nägelis würdige Antwort.

Und Kaspar Brun erwiderte darauf gequält: „Ich bin wie aus den Wolken gefallen. Kordula darf doch nur reden, wenn sie irgendwelche Wünsche hat."

Nun erschrak Meister Severin. Es war ihm, als habe er mit seiner Einmischung der Tochter mehr geschadet als genützt. Er gab sich Mühe, einzulenken, betonte, daß Kordula nichts von allem wisse, bat den Schwieger-

sohn, sie keine Empfindlichkeit fühlen zu lassen, und geriet nur noch mehr in Verwirrung, als er sah, daß er Kaspar mit dieser Bitte erst recht verletzt hatte.

Brun stand kerzengerade und machte eine Bewegung, als ob er den Hut aufsetzen und gehen wollte.

„Ich hoffe nicht," sagte er, „daß du glaubst, meine Frau müsse irgend etwas entbehren, oder ich wüßte nicht, was ich meiner Gattin schulde."

Es war ihm leicht anzusehen, wie ernst es ihm mit seinen Gattenpflichten war. Gerade die ruhige, überlegene, ein wenig nur gereizte Art, mit der er sprach, zeigte aber Meister Nägeli den Abstand, der zwischen ihnen beiden lag. Er seufzte hilflos, rückte sein Käppchen vor Kummer. Endlich sagte er und holte die Worte tief herauf: „Ihr hättet eben doch nicht zusammenkommen sollen, ihr zwei."

Kaspar Brun aber erwiderte nichts auf dieses Wort. Er fühlte wohl, daß er sich dagegen auflehnen sollte und konnte doch nicht. Es war immer, als ob ihm jemand ins Ohr raune: Ja, ja, so ist es; der Alte hat recht. So schwieg er zu lange, verpaßte den Augenblick des Redens. Mit der schwächlichen Versicherung, daß der Schwiegervater sich sicher täusche, daß es Kordula vortrefflich gehe, verabschiedete er sich. Der Abschied war auf beiden Seiten ein verlegener. Sie gaben sich die Hand und sahen einander doch nicht an. Jeder war froh, als die Tür sich zwischen ihnen schloß.

Kaspar trug von dieser Unterredung einen tiefen Schrecken heim. Sein Gewissen war empfindlich. Er hatte nun eine stete Angst in sich, ob er seine Ehemannspflichten recht erfülle.

Kordula merkte diese Furcht, spürte seinen heißen Eifer, seinen ehrlichen Willen, und spürte, — wie — diesem Willen das Innerste und Wichtigste fehlte, die Liebe. In diesen Tagen betete die kleine Kordula schlaflose Nächte hindurch und hing mit hungrigen Augen an ihrem Manne. Ihre ganze Seele tat sich sehnsüchtig auf. Er wurde ihr fremder. Ihre Liebe zu ihm aber wuchs nur.

Das Verhältnis zwischen Meister Severin und Jungfer Appert einerseits und Kaspar Brun und seiner Mutter anderseits verschlechterte sich indessen zusehends. Sie begannen unbewußt einen stummen Krieg zu führen, waren sich beidseitig bitter gram, wurden zu zwei feindlichen Mächten. Die vom Lindenberg kämpften aber nur mit ihrer Zurückhaltung, zeigten sich frostig, rascher verletzt als früher. Meister Severin dagegen und seiner langjährigen Hausgenossin gab die Liebe zu Kordula eine heiße Tapferkeit. Sie kamen plötzlich häufiger nach dem Lindenberg, als müßten sie da zum Rechten sehen, pochten auf ihre verwandtschaftlichen Rechte, verbargen die frühere Verlegenheit hinter einer auf den Kampfton gestimmten Vorlautheit und Meisterhaftigkeit. Ihr Wesen und ihre Worte besagten: wir lassen uns nicht unterdrücken.

Es gewährt aber immer einen lächerlichen Anblick, wenn der Kleine sich reckt, um an einen Größeren heranzureichen. Als Meister Nägeli wieder einmal zu Besuch kam und sich geschäftig nach Kordulas Wohl erkundigte, sich dabei in gutmütigem Eifer in Dinge mischte, die ihn nichts angingen,

sah Kordula einen feinen Spott um Frau Klementines schmale Lippen fliegen. Da bat sie nachher selbst den Vater, sich nicht einzumischen, und ließ durchblicken, wie es ihr lieber wäre, wenn er und Jungfer Appert wieder seltener ins Haus kämen.

Das Zerwürfnis zwischen beiden Familien war nun klar am Tage. Meister Nägeli stellte die Tochter zur Rede. Sie aber wollte nicht eingestehen, daß sie unglücklich sei. Nur ihre Augen sprachen ein wenig das Gegenteil.

Meister Severin tat von da an nach der Tochter Geheiß, blieb fern, zürnte Kordula selbst, weil sie ihm nicht vertrauen wollte. Die heftige Jungfer Appert, die es gut meinte, machte es schlecht. Ihr Charakter war nicht abgeschliffen genug, als daß sie in der wirren Sache sich zu benehmen gewußt hätte. Sie erzählte dem und jenem Bekannten, wie leid ihr Kordula tue, schonte die Bruns dabei nicht, lästerte über sie. Die Bruns aber wußten bald, daß sie lästerte.

VII.

Kordula war mit den Kindern in der Sommerfrische im Gebirg. Kaspar war durch seine Geschäfte in der Stadt festgehalten. Seine Mutter behauptete, es sei kein schönerer Erdenfleck als der Lindenberg und blieb auf dem Gute. Nun bewohnten Mutter und Sohn schon acht Tage lang allein die großen, ernsten Räume des Hauses. Der Sommer spannte blauen Himmel über das Gut. Straße und Häuser waren staubig und heiß. Der Park und das Haus zum Lindenberg waren kühl und köstlich. Kaspar und Frau Klementine atmeten so frei wie nie in ihrem Leben. Die Stille war ihnen wohltätig. Dieses wenig Reden, diese Einsamkeit der Gartenwege und der Stuben. Sie gestanden es sich nicht, aber sie waren im Grunde sogar froh, daß die Kinderstimmen einmal sich nicht hören ließen. Und sie gestanden es sich abermals nicht, aber es war eine Last von ihnen genommen: nichts erinnerte sie an — an das, was nicht in ihr Leben sich fügte.

Eines Abends war Susanna von Wertmüller zu Besuch da. Sie allein. Sie zählte zu den häufigsten Gästen im Lindenberg. Ihre Tante hatte eine Vorliebe für Frau Brun, kam alle paar Tage gelaufen und hatte die Nichte eingeführt. Bald gefielen sich die stille Frau und das ernsthafte eckige Mädchen. So kam Susanna oft.

Manchmal gesellte sich Kaspar zu den Damen. Er sprach gern über nachdenkliche Dinge, philosophische Fragen, über Musik, auch über Angelegenheiten des öffentlichen Lebens. Susanna besaß ein umfangreiches Wissen, versagte nie, welches Gesprächsthema er auch immer anschnitt. Jedes fühlte sich wohl in des andern Gesellschaft. Vielleicht kam Susanna bald mehr um Kaspars als um Frau Bruns willen. Aber sie wußte es nicht. —

Frau Klementine wollte im Hause noch etwas besorgen. Susanna Wertmüller ging mit Kaspar im Garten. Sie hatten eben zu Nacht gegessen. Der Mond schien. Er stand hoch am Himmel, mit scharfen Rändern von

diesem sich abhebend. Sein Schein lag mit Zittern und Flimmern auf dem See, weich und weiß und still auf den Kieswegen. Blätter drehten sich, die von ihm versilbert waren. Im Garten war manchmal ein Rauschen in hohen Bäumen. Die Blumen standen in Pracht. Hie und da trug der leise Wind eine Welle von Rosenduft den Wandelnden entgegen. Als sie zu der Brüstungsmauer kamen, die, in gleicher Höhe mit dem Hause, Ausblick auf den See gewährte, blieben sie eine Weile stehen und betrachteten die Schneeberge, die im Süden den See begrenzten. Susanna wollte die Namen einiger Gipfel wissen. Sie schaute aufmerksam hinaus, prägte sich jede Erklärung genau ins Gedächtnis. Kaspar streifte sie zuweilen mit einem Seitenblick. Sie ging in Schwarz, aber ihr Kleid hatte viel Spitzenwerk. Die fahle Haut an Armen und Nacken schimmerte dazwischen hervor. Ihr Haar zeigte seinen fremden Schein. Es sah wirr aus, kleine Strähne fielen fast unordentlich in die Schläfen; aber das erhöhte nur das Fremdartige des Gesichtes. Sie trat an die Mauer vor und schwang sich hinauf, wie sie gern tat.

„Sie haben ein herrliches Wohnen hier", sagte sie. „Das Neue, die Hast, die Krämerhaftigkeit der Stadt liegen hier so fern."

„Wir werden um den Lindenberg beneidet," gab Kaspar zurück und fügte ehrlich hinzu, oft bedrücke ihn der Gedanke, daß ihm unverdient so viel zugefallen.

Nun bekam ihr Gespräch unwillkürlich einen vertraulichen Charakter. Sie hatten noch nie von sich selbst zueinander gesprochen.

Susanna sagte: „Sie sind zu Recht hier, Herr Brun. Das Gut steht Ihnen an wie Sie dem Gut."

Das war keine Schmeichelei. Sie sagte es ganz ernsthaft und entschieden. Und sie fuhr auch gleich weiter: „Auch Sie sind ja einer von uns letzten, die aus einer veralteten Zeit herüberkommen." Mit ihrer tiefen Stimme und in ihrer langsamen Weise setzte sie dann das Gespräch fort. Sie frage sich oft, warum sie, obwohl sie jung sei, die jungen Leute selbst der bessern Stände nicht begreife, ihr Jagen nach Unterhaltung, ihre Freude an Putz, ihr der lauten Geselligkeit zugewandtes Wesen. Dann erzählte sie von ihren Eltern, die sie verloren hatte, von dem alten Schlosse im Lemattal, auf dem sie mit ihnen gewohnt, erzählte so gut, daß Kaspar die zwei Alten in den einfachen, mit ehrwürdigem Geräte und alten Bildern ausgestatteten Stuben förmlich vor sich sah. Susanna schilderte die schlichte, fast karge Lebensweise, die man sie gelehrt, die Sparsamkeit, die mit dem großen Reichtum so gar nicht im Verhältnis stand, und die dort auf einmal aufhörte, wo es Gutes zu tun gab. Sie sprach von all dem als etwas Selbstverständlichem, es charakterisierte nur sie selbst. Kaspar lernte sie aus ihren Worten kennen, sie und ihr Geschlecht, zurückgezogene, ein wenig sonderbare, weltscheue Menschen, deren kleinen Fehlern große, den Fernstehenden sorglich verborgene Tugenden gegenüberstanden. Vor Kaspars Augen erstand die eigene Welt. So wie das Mädchen da vor ihm sich zeigte, so waren er selbst und seine Mutter. Es überkam ihn eine Art Heimatgefühl, ein wundersam wohltuendes Empfinden. Er vergaß in diesem Augenblick jenes andern Teiles seines Lebens, der Frau,

der Kinder. Eine unbeschreibliche Ruhe und Wunschlosigkeit legte sich um seine Seele. Dann sprach er, legte seine Ansichten und Überzeugungen dar. Und wie ihre Worte ihn, so ergriffen die seinen in ihrer Ernsthaftigkeit und ihrem Vertrauen Susanna. Sie spürten die Seelenverwandtschaft, die sie verband. Es packte sie beide eine fremde Gewalt, die sie zueinander zog, und sie war um so größer, als sie sich stumm dagegen wehrten. Sie rührten sich kaum. Susanna saß auf ihrer Mauer, Kaspar stand ein paar Schritte von ihr ab, die eine Hand auf dem Rücken, die andre vor der Brust in den Rock geschoben, ein wenig wie ein dozierender Professor. Der Mond beleuchtete sie beide. Zuweilen trafen ihre Augen einander. Dann wallte in ihnen etwas auf, was wie ein Schrecken war und doch wieder wie ein Glück. Aber sie gaben sich nicht Rechenschaft darüber.

Nach einer Weile kam Frau Brun sie holen, und sie waren erstaunt, wie weit die Zeit war. So hatten sie sich vergessen.

Susannas Besuche dauerten fort. Am Ende kam sie jeden Abend. Es gab sich so, daß man sich an einem Tage sah und sich versprach, am nächsten wieder zusammenzukommen. Bei all diesen Begegnungen geschah nichts Außergewöhnliches. Die drei Menschen konnten an regnerischen Abenden schweigend, Frau Brun über eine Arbeit gebeugt, die beiden andern in Lesen versunken, beieinander sitzen. Es genügte, sie zufrieden zu machen. Eines nur: wie auf Verabredung sprachen sie nie von der Abwesenden.

Einmal ertappte sich Kaspar, daß er vergessen hatte, an Kordula zu schreiben und, als er sich zum Briefe niedersetzte, daß er Mühe hatte, seine Gedanken auf sie zu lenken.

Wenige Tage, ehe Mutter und Kinder zurückkamen, fiel Frau Klementine am Sohne eine Zerstreutheit, eine leise Unruhe und Melancholie des Ausdruckes auf. Da erbleichte sie. Ein Gedanke schoß ihr auf. An diesem Abend ermunterte sie Susanna nicht, am folgenden wiederzukommen.

Aber Susanna kam doch. Sie wußte nicht weshalb, hatte keinerlei Verdacht gegen sich selbst, folgte nur einem dunklen, frohen Verlangen.

Dann traf Kordula wieder zuhause ein. Kaspar holte sie und die Kinder vom Bahnhof ab. Mit stürmischer Freude fielen die vier bei der Begrüßung ihn an. Er sah sich ängstlich um. War es nicht, daß alle Leute auf die Szene sahen? Und er haßte das Aufsehen. Aber aus Kordulas lieblichem und noch immer frischem Gesicht sah das große Glück, ihn wieder zu haben. Er konnte nicht grollen. Jedes Wort — und sie sprach emsig — verkündete dieses Glück. Ob die Kinder nicht herrlich aussähen? wollte sie wissen. Dann rühmte sie: wundervoll hätten sie alle es gehabt, während er, Kaspar, über schwerer Arbeit gesessen habe. Gewiß habe er sich zu viel zugemutet. Sie habe es an den Briefen gemerkt, — sie lächelte schelmisch — und an ihrer Seltenheit, daß er schwer beschäftigt gewesen. Alles atmete Liebe, Sorge für sein Wohl, argloses Vertrauen.

Kaspar spürte einen Druck auf der Brust, eine Hemmung seines freien Atems.

Dann im Verlauf des Abends kam doch wieder das ängstliche Forschen in Kordulas Blick. Mitten in aller Fröhlichkeit. Es fehlte ihr für ihre Freude der rechte Widerhall. Sie merkte plötzlich, daß er fehlte. Dann — wie Nebel, die sich senken, legte sich die Entfremdung wieder zwischen die Gatten, die vordem ihrem gegenseitigen Verkehr die Natürlichkeit genommen.

Als Kordula an diesem Abend die Kinder zu Bett gebracht hatte, trat sie auf die breite, säulenunterstellte Zinne hinaus, die vor den Schlafzimmern lag. Abermals war eine reine, mondscheinlichte Nacht. Die Bäume im Garten standen so reglos, als lauschten sie auf Kordulas leisen Schritt. Sie ging bis an das Geländer, bis sie in die schwarzen Baumkronen wie in eine See von Blättern hinabsehen konnte. Ihr war bang. Sie hätte fliehen, dann wieder hätte sie schreien mögen. Sie hatte sich so auf die Heimkehr gefreut! Und nun war die alte Bedrängnis! Sie sah sich hilflos um. Jetzt nach dem Himmel, jetzt hinter sich, jetzt hinab in den Garten, und ihre Hände tasteten am Geländer verloren nach einem Halt. Dann sagte sie sich, daß sie diese Angst und Scheu nicht länger ertrug. Sie mußte mit ihrem Manne reden, wollte es — in den nächsten Tagen.

Am folgenden Tage kamen Susanna und ihre Tante. Das ältere Fräulein nahm Kordula in Beschlag. Eine Weile hatte sie nicht Zeit, auf die übrigen zu achten, als aber nun Fräulein Wertmüller sich Frau Brun zuwandte, fand sich Kordula sich selbst überlassen. Kaspar und Susanna standen an einem offenen Fenster, halb durch die Vorhänge verdeckt und sprachen miteinander. Vielleicht war es das plötzliche Alleinsein. Kaspars und Susannas Beisammensein bedrängte Kordula auf einmal. Warum sprachen sie nicht laut, daß jedermann hörte, wovon sie sprachen? Sie wußte, daß sie ein Recht hatte, hinüberzugehen und an ihrem Gespräch teilzunehmen, allein sie war wie auf ihren Stuhl gebunden. Sie mußte ganz still sitzen und horchen.

Da traten die beiden aus ihrer Nische, ruhig mit den steifen Bewegungen, die sie hatten. Kordula durchfuhr wieder wie ein Blitz der Gedanke, wie sehr vom gleichen Stoff sie waren. Da drang ihr Schweiß aus allen Poren.

Jene traten zu ihr und redeten sie an. Sie hatte Mühe, nur eine Antwort zu finden. Sie wollte lächeln, aber es mißlang schmählich. Plötzlich schien ihr, als sähe ihr Mann sie überrascht, fast zornig an. Jetzt nahm sie sich gewaltsam zusammen, aber auch nachdem sie sich erhoben und mit Susanna ein Gespräch begonnen hatte, sprangen ihre Gedanken nach allen Seiten, achteten auf jede Bewegung der andern und auf jedes Wort. Es war, als ob sie tausend feine, feine Ohren hätte. Kein Farbenklang eines Tones entging ihr. Bald fiel ihr auf, auf wie vertrautem Fuße Kaspar und seine Mutter mit dem älteren Fräulein Wertmüller, insbesondere aber mit Susanna standen. Im Laufe des Abends, aus irgendeiner Gesprächswendung erriet sie auch, wie oft Susanna während ihrer Abwesenheit im Hause verkehrt hatte. Da hielt sie es im Zimmer nicht mehr aus. Sie lief mit einer kaum hörbaren Entschuldigung davon, gleichviel, ob die andern ihr Benehmen eigentümlich finden mußten. In der darauf folgenden Nacht schlief sie nicht.

Sie lag ganz ruhig auf dem Rücken, die schmalen Hände auf der Brust gefaltet und sann vor sich hin. Manchmal regte sich eines der Kinder im Nebenzimmer. Dann ging sie, während ihr Mann ruhig schlief, hinüber, sah nach dem Kinde und kehrte auf ihr Lager zurück. Dabei wurde ihr Entschluß immer fester: sie mußten sich aussprechen, Kaspar und sie! Wenn sie aber nach dem Bett ihres Mannes hinübersah, war nichts als Liebe in ihr. Und es schien ihr, als brauchte es nur der Aussprache, damit alles wieder gut werde. Diese Gewißheit in sich, begab sie sich am nächsten Nachmittag nach dem Arbeitszimmer Kaspars. Er war nicht zur gewohnten Zeit nach dem Geschäft gegangen, sondern hatte zu Hause zu tun. Er saß am Schreibtisch, als Kordula eintrat, und war erstaunt, daß sie zu ihm kam; sie suchte ihn sonst nie hier auf. Im Zimmer waren die Läden geschlossen, und das elektrische Licht brannte in dem dunkeln hohen Raume mit den bis zur Decke reichenden Bücherregalen und dem in der Nähe des Fensters stehenden schweren Schreibtisch aus schwarzem Holz.

„Nun, liebe Frau?" fragte Kaspar in dem förmlichen Ton, den er hatte. Der Schein der Lampe traf seinen jugendlichen Kopf und ließ das schwarze Haar glänzen.

Kordula verlor die Sicherheit. Es war doch nicht so leicht, wie sie gemeint hatte! Es war etwas da — sie — sie wußten nicht recht miteinander umzugehen.

„Ich muß mit dir reden", stieß sie heraus. Sie trat nahe zu ihm hin und stützte eine Hand auf die Schreibtischecke.

„Hoffentlich ist es nichts Unangenehmes", sagte Kaspar gelassen; dabei doch sichtlich in seiner Ruhe gestört.

„Du mußt es selbst fühlen," begann Kordula wieder. Und plötzlich kehrte ihr der Mut zurück. Die Wangen röteten sich ihr, und die Augen wurden feucht. Sie brauchte gar nicht nach Worten zu suchen. Ihr ganzes Leid gewann auf einmal Sprache. „Es ist schon lange etwas zwischen uns," leitete sie ein. „Du weißt es so gut wie ich. Was es ist, kann ich nicht sagen, etwas Unsichtbares, das sich zwischen uns drängt, trotz allen guten Willens, und das uns nicht — nicht miteinander glücklich sein läßt."

Sie schilderte, wie die Last der Kümmernis sie erdrücken wolle, wie sie nicht heimisch werden könne auf Lindenberg, wie eine heiße Angst sie erfülle, als bereue er, Kaspar, sie in sein Leben geführt zu haben. Sie wisse oder meine doch zu wissen, daß seine Mutter und alle diejenigen, die auf dem Lindenberg verkehrten, sie wie aus einer andern Welt herkommend betrachteten, wie sie ja auch wirklich aus einer ganz andern Welt stamme, ganz anders geartet sei als die Menschen hier um sie. Dann brach sie in Weinen aus. Die Tränen strömten so stürmisch von ihr, daß sie sie mit den Händen nicht zu halten vermochte und sie ihr weißes Sommerkleid netzten. Sie hatte sie sichtlich lange zurückgehalten, und nun sprangen sie von ihr als ein heißer, nicht einzudämmender Strom. Sie kniete vor Kaspar nieder. „Vergiß nicht," schluchzte sie, „wie es einmal gewesen, früher, vor Jahren." So begann sie ihn an die Zeit zu erinnern, da sie einander kennen gelernt hatten, und fand

rührende Worte, die Kaspar zu Herzen gingen, so daß er sie zu unterbrechen und überwältigt von seinen Empfindungen sie aufzuheben suchte. Sie wehrte ihm aber und bat, sie ganz aussprechen zu lassen. Es lag etwas Großes und Ganzes in allem, was sie sagte. Eine merkwürdige Selbsterkenntnis, eine erschütternde Bescheidenheit des Charakters verriet sich in ihren Worten und ließ erkennen, wie sie in vielen Nächten alles überlegt und über sich selbst klar geworden. Unwillkürlich und nicht als Vorwurf für den Gatten gemeint, klang eine leise Klage mit: Warum habt ihr mich aus meinem Frieden aufgestöbert, mich nicht dort gelassen, wo ich Wurzel hatte.

Kaspar Brun errötete. „Du darfst überzeugt sein," begann er und wollte sie seiner Liebe versichern.

Aber wieder ließ sie ihn nicht reden.

„Fühlst du nicht, daß es so nicht weitergehen kann?" fragte sie.

Er wußte keine Antwort. Es war viel Wahrheit in dem, was er gehört hatte. Alles das hatte er selbst sich gesagt und keinen Ausweg gewußt. Aber in diesem Augenblicke ergriff ihn ein tiefes Mitleid mit Kordula, der feste, feierliche Wille zur Pflicht erfüllte ihn mehr denn je. „Ich habe dich ruhig angehört," begann er langsam, beschwichtigend. Und das Verlangen zu beschwichtigen war vielleicht ebenso groß wie sein Mitleid. Er redete Kordula dann zu, sie sehe alles zu schwarz. Gewiß, es beständen Gegensätze, doch mit gegenseitiger Duldsamkeit — — —

Kordula unterbrach ihn. Sie stand auf. „Nicht so, nicht so", bat sie in sichtlich tiefer Angst. „So kann es nicht gut werden. Wir dürfen nicht flicken, nicht verbergen. Eben, weil wir nicht recht wissen, was uns einander fremd macht, müssen wir danach suchen, einander zu helfen."

„Ich will nichts andres", sagte Kaspar. Es war eine schwache Ungeduld in seiner Stimme.

Kordula haschte nach seiner Hand. Aber er konnte nicht über sich selbst hinaus. Es schien ihm etwas Theatralisches in die Szene zu kommen. Das widerstrebte ihm. „Ich bitte dich, Kind, sei vernünftig", mahnte er ein wenig kalt, die Hand zurückziehend. „Wir müssen miteinander auskommen, müssen. Haben wir denn nicht die Kinder?"

Kaspar Brun liebte seine Kinder, nach seiner Art freilich, tief, mehr als irgend jemand wußte, aber mit derselben fernen und heimlichen Liebe, die wie alle seine Gefühle etwas Verborgenes und Verschämtes hatte.

„Nur der Kinder wegen?" fragte Kordula. Und dann, ganz leise: „Und für mich hast du keine Liebe mehr?"

Er wurde fast zornig. „Warum quälst du mich? Wie sollte ich dich nicht lieb haben?" fragte er.

Sie aber sah ihn noch immer groß an. Ihre Angst wuchs. Sie prägte sich in der Haltung ihrer Hände und in ihren weit geöffneten Augen aus. Er sagte wohl, daß er sie liebe. Aber sie konnte ihm nicht glauben! In seinem Wesen fehlte die Bestätigung seiner Worte. Sie suchte nach den Beweisen seiner Liebe in seiner Miene, im Tonfall seiner Stimme, suchte und suchte mit steigendem Schrecken und fand sie immer nicht. Wohl redete sie

sich zu, daß sie nicht klar sehe, sich auf ihre eigenen Augen nicht verlassen könne, aber es half nichts. Sie suchte, suchte: hatte er die Liebe? Plötzlich fragte sie mit engem Atem: „Wäre — Susanne Wertmüller die Frau, die zu dir — —"

„Wie kommst du darauf?" fragte er mit blankem Staunen. Und noch während er fragte, überwältigte ihn die jähe Erkenntnis: Ja, Susanne Wertmüller wäre die Frau! Irgendwo im Innersten hatte er das empfunden. Er hatte es nie gewußt. Aber nun es gesagt wurde, wußte er es. Einen Augenblick verließ ihn die Fassung. Er empfand einen brennenden Schmerz, den Wunsch, zu sagen: „Ja, das wäre die Lösung!" Aber er sprach es nicht aus, hätte es tags seines Lebens nie sagen können; denn so jäh diese Erkenntnis in ihm aufflammte, so unumstößlich fest stand die andre Überzeugung in ihm, daß nichts zu ändern war, daß Kordula und er das Leben miteinander leben mußten, recht und in Ehren mußten.

„Du sollst keine solchen Fragen stellen, Kordula", sagte er dann mit Würde. „Ich bin dein Mann. Wie kannst du mich nach einer andern fragen?"

Kordula wollte entgegnen. Heftige verzweifelte Worte drängten sich ihr auf. Warum wich er aus? Warum gab er keinen geraden Bescheid: Die andre ist mir nichts. Aber gerade die Gewißheit, daß der Mann vor ihr, der ehrenwerte Mensch keinen Schritt vom geraden Wege weichen würde, nahm ihr die Sprache. Das Herz war ihr so schwer, daß sie es fast wie eine körperliche Last empfand, und die Knie ihr zitterten. Sie sah nirgends einen Ausweg, sah nur, daß auch diese Aussprache zu nichts führen würde.

In diesem Augenblicke pochte es an die Tür. Frau Brun trat auf die Schwelle. Sie zögerte, als sie Kordula erblickte, aber Kaspar winkte sie herein, und sie trat ruhig näher, als er sagte: „Komm nur, Mutter, wir wollen vor dir kein Geheimnis haben. Wir sprechen von unsrer Ehe, Kordula und ich", fuhr er fort. „Und daß wir einander nicht immer verstehen."

Er sagte das mit ruhiger Güte. Kordula aber fühlte zum hundertsten Male, daß ihm die Liebe fehlte. Die Verzweiflung packte sie aufs neue, heftiger, warf sie aus allen Gleisen. Sie begann wieder zu schluchzen. Ihr Weinen bekam etwas Kindisches, halb Hilfloses, halb Trotzig-klägelndes, wie aus engen Verhältnissen hervorgegangene Menschen manchmal schweren Schicksalen gegenüber zänkeln: Warum trifft du gerade mich!

Frau Brun stand in ihrem schwarzen Kleide zwischen beiden. Ihr schneeweißes Haar gab ihr eine große Ehrwürdigkeit. Sie legte eine Hand auf die Schulter der schluchzenden Tochter, ruhig; in der Berührung der Finger lag eine wohltuende Barmherzigkeit.

„Es muß gehen, meine Kinder", sagte sie. „Wir müssen alle einander helfen; denn wir haben jedes seine Schuld. Wir haben etwas Schweres versucht und es zu wenig überdacht, ehe wir es begannen. Es ist eine mühsame Aufgabe, Menschen, die aus den verschiedensten Lebensschulen hervorgegangen, zu einer gemeinsamen Lebensbetrachtung zu führen, noch mühsamer aber ist es, zwei Charaktere, einen weichen, zarten, nach Liebe verlangenden und einen

verschlossenen, scheuen einander anzupassen. Es braucht viel Geduld, viel Geduld. Aber — wir müssen sie haben."

„Wir werden sie haben", sagte Kaspar mit Nachdruck. Er trat zu seiner weinenden Frau, nahm ihr heißes Gesicht zwischen seine Hände und küßte sie auf die Stirn.

Da sah Kordula mit wildem Blick auf. Was war es nur? war sie selbst schlecht? oder wo lag die Schuld? Diese beiden da vor ihr meinten es wohl, sie hatte kein Recht zu irgendeiner Klage. Sie waren ehrenwert — so achtbar, so — Und doch — sie wußte, daß keine Geduld half, daß nichts besser werden würde!

„Fasse dich, Kordula," mahnte leise Frau Brun und wollte den Arm um sie legen. Doch diese wehrte ihr.

„Ja, ja", sagte sie mit einer müden Bewegung ihrer Hände, „gewiß, wir müssen Geduld haben."

Damit ging sie nach der Tür, tat sie auf und schlich hinaus.

Die beiden Zurückgebliebenen standen einander stumm gegenüber. Es war, als ob sie noch immer nach der Tür lauschten, die sanft und scheu ins Schloß gefallen war. Das war die Verschiedenheit zwischen ihnen und der Hinausgegangenen, daß sie, die Zurückgebliebenen, nicht weiter von dem sprechen konnten, was eben begegnet war. Es war, als verzitterten zwei Seufzer; aber vielleicht war auch das Täuschung. Kaspar ging an seinen Schreibtisch zurück. Ein wenig zerfahren griffen seine Hände dahin und dorthin. Dann drehte er sich um und fragte mit einer Stimme, der nur noch dumpf die heftige Erregung anzumerken war: „Ja — Mutter, du kamest?"

„Ich wollte dich fragen, Kaspar," entgegnete mit derselben steifen Langsamkeit Frau Klementine, „ob der Gärtner auch die Linden schneiden soll, oder ob du sie weiter so dicht wachsen lassen willst?"

VIII.

Sie hatten alle Geduld. Sie behandelten einander mit der ausgesuchtesten Rücksicht. Aber es war nicht das Rechte, das Wahre. Jedes von den drei Hausgenossen hatte eine heimliche Angst: Tue ich alles, was meine Pflicht ist? Und weil sie so ängstlich auf ihre Pflicht bedacht waren, fehlte ihrem Leben die Freiheit und die Befriedigung. Sie brachten keine Traulichkeit in ihren Verkehr.

Kordula litt am meisten; denn Kaspar hatte seine weitausgreifende Tätigkeit, Frau Klementine aber ging ihre eigenen stillen Wege und kümmerte sich weniger um die andern. Kordula war einem gefangenen Vogel vergleichbar, der zuzeiten wild und angstvoll gegen die Stäbe seines Käfigs flattert, zu andern ermattet in einem Winkel sitzt und trauert. Die Kinder, denen die kleine frierende Mutter sonst nachlief, um sich an ihrer Liebe zu wärmen, gingen in die Schule. So war Kordula oft allein. Zuzeiten trieb die Unruhe sie hin und her im Hause, ziellos treppauf und treppab, zu andern saß sie in ihrer kleinen Nähstube, die Hände untätig im Schoß. Diese Hände redeten eine Geschichte. Sie wurden immer durchsichtiger, und

die Finger suchten einander und falteten sich, als müßten sie beieinander Kraft suchen. Kordula grübelte. Warum nur war sie hier? Sie konnte nicht Wurzel fassen. Sie mühte die Menschen, die um sie waren, fühlte es wohl. Sie war ein Stein im Wege. Vor Kaspar fing sie an sich zu ängstigen. In den Zeitungen stand von neuen Unternehmungen seines Hauses zu lesen, die seinen Namen weit über See trugen. Dem schlichten, wortkargen Manne sah man nicht an, welch kluger, kraftvoller Geist in ihm wohnte. Aber eben, weil seine Bedeutung so groß und verhüllt war, überfiel Kordula Scheu vor ihm, hinter der die Liebe nur heißer brannte. Er gab ihr nie ein hartes Wort, war voll Aufmerksamkeit, voll einer altväterischen, in ihren Formen manchmal fast lächerlichen Ritterlichkeit. Auch diese, die Etikette aufs strengste wahrende Rücksicht machte sie unsicher. Mit ihrer eigenen Natürlichkeit und ihrem Bedürfnis nach Liebe fühlte sie sich dagegen klein und unbeholfen.

Susanne Wertmüller kam noch immer ins Haus, vielleicht ein wenig seltener, aber noch oft genug. Einmal im Laufe eines Gesprächs mit Kordula kam sie auf Kaspar Bruns Geschäftskenntnisse, seine Umsicht, dann auf seine künstlerischen Neigungen. Sie nannte ihn einen der bedeutendsten Männer, die die Stadt gegenwärtig besaß, und sprach weiter von Dingen, die Kordula nicht wußte, manchmal nicht verstand. Diese fühlte, wie jene ihren Mann besser kannte als sie selbst. Susanna sagte alles ruhig, alles so, wie es sich schickte, mit großer Förmlichkeit, immer gleichsam Kordula den Vortritt vor sich selber lassend. Jedes ihrer Worte aber demütigte diese unwillkürlich, weil es so klug und richtig war und sie selbst so nicht sprechen konnte. Jedes war ein Stich; denn sie dachte daran, wie auch Kaspar zwischen ihr und Susanna Vergleiche ziehen und sie dabei naturgemäß den kürzeren ziehen müsse.

Kaspar gab ihr nicht Anlaß, mißtrauisch zu sein. Seit sie Susannas Namen ihm genannt hatte, schien er sich noch mehr als vorher zu hüten, irgend etwas zu sagen oder zu tun, was ihm nicht anstand. Er vermied es, mit Susanna allein zu sein, und sein Benehmen gegen sie war von derselben umständlichen Förmlichkeit, mit der er mit all den andern Bekannten seines Kreises verkehrte. Und dennoch war Kordula eifersüchtig und wußte, daß sie Grund dazu hatte. Sie wußte es aus hundert geheimen Zeichen, die niemand sah als sie selbst, die auch die zwei, Kaspar und Susanna, nicht ahnten. Sie sah ein stummes, verhaltenes Hungern. Sie wußte es und konnte nicht sagen woher.

Ihre versteckte Verzweiflung wuchs von Tag zu Tag. Manchmal entlief sie dem Hause, ohne sich für den Ausgang vorzubereiten, ging in die Stadt und landete an der Staffelgasse. Dort war sie ausgelassen fröhlich, um den Vater und Jungfer Appert über ihren Seelenzustand zu täuschen und meinte doch, schreien zu müssen: Nehmt mich wieder! Laßt mich irgendwo ausruhen. Plötzlich wie sie hereingeschneit war, lief sie wieder davon.

„Was soll das sein? Sie hat nirgends Ruhe", sagte Maria Appert. Meister Severin schüttelte nur immer in stiller Betrübnis den alten Kopf.

Kaspar Brun erkannte inzwischen ebenfalls, daß die Geduld, die sie alle hatten, umsonst war. Aus dem Fehlschlagen alles guten Willens erwuchs ihm eine neue Last. Er fürchtete die Abende zu Hause, die Gesellschaft Kordulas. Der Ausdruck verhaltenen Kummers in ihrem Gesicht tat ihm weh. Wenn er in seinem Geschäfte war, atmete er auf und atmete auf — — in Susanna Wertmüllers Nähe.

Eines Tages fand er Kordula wieder in Tränen. Er fand sie jetzt häufig so. Sie weinte, wie er noch niemanden hatte weinen sehen, als löse sich ein lebenslanger Kummer in ihren Tränen. Er suchte sie zu trösten. Aber sie beruhigte sich nicht. Er wußte sich nicht mehr zu helfen. Und plötzlich faßte ihn eine Art Trotz und Groll. Er ging aus dem Zimmer; wiewohl er in seinem gleichmäßigen, steifnackigen Gang schritt, war er tief erregt. Es litt ihn nicht im Hause. Er nahm seinen Hut und schritt in den sinkenden Abend hinaus, dem waldigen Hügel zu, der sich hinter dem Gute aufbaute. Ein paar schmale Pfade kreuzten da oben Wiesen und Waldland. Sie waren um diese Stunde leer. Hinter einem Schlag hochstämmiger Tannen, die mit schlanken braunen, bis hoch hinauf astlosen Stämmen und kleinen dunkeln Kronen sich vom Himmel abhoben, war die Sonne niedergegangen. Nun brannte dort ein flammendes Rot, als käme eine gewaltige Lohe daher, die im nächsten Augenblick den kleinen Wald umfassen müßte. Der Widerschein dieser Glut lag über dem hügeligen Lande und verklärte es. Ein Teich, der unterhalb des Waldes lag, trug Blut in seinem Grunde. Reglos stand das Schilf in der roten Flut, von rosigen Lichtern überlaufen. Fern in der Lücke eines größeren Gehölzes stand ein dunkles Häuschen. Dort hatten sie schon Licht gemacht. Und das brennende Fensterchen trug einen neuen Ton von Rot in die abendlichen Feuerfarben.

Kaspar Brun schritt mit auf den Rücken gelegten Händen planlos gegen das Wäldchen hin. Er pflegte in ganz derselben Haltung in seinen Geschäftsräumen auf und nieder zu gehen. Niemand sah ihm an, daß seine Seele Wellen schlug. Aber es war heute Sehnsucht in ihm, ein unbestimmtes Verlangen nach einem Glück, das Arbeit und Erfolg nicht geben konnten. Da fiel ihm Susanna ein. Er leistete dem Gedanken weniger Widerstand als sonst, ließ sich gehen, freute sich, daß sie in seinem Leben war, wünschte, daß sie bei ihm wäre. Plötzlich erschrak er.

Susanna Wertmüller war wirklich da.

Sie kam auf dem Wege daher, auf dem er ging, war aus dem Walde herausgeschritten. Schwarz gekleidet trug sie den Hut und ein helles Seidentuch am nackten Arm. Der Schnitt ihres Gewandes war übertrieben schlicht, Nacken und Arme waren bloß und schimmerten in tiefer Blässe. Ebenso blaß war das Gesicht, aber der abendliche Rosenschein leuchtete hinein, und das kupferfarbene Haar bildete einen fremdartigen Gegensatz zu den kleinen roten Lichtern, die sich zwischen die Strähne legten.

Sie grüßten sich, sie mit einem Neigen des Kopfes, er mit leichtem Hutlüften.

„Wie kommen Sie hierher?“ fragte Susanna.

Ihre grauen Augen schauten Kaspar scharf an. Es war diesem, als erriete sie, daß er einer häuslichen Szene entwichen. Das gab ihm eine eigentümliche Linkischheit.

„Ich weiß nicht," gab er zerfahren zurück. „Ich bin noch nie hier gewesen."

„Ich aber gehe jeden Abend diesen Weg," sagte sie.

„Ich begleite sie zurück," bemerkte Kaspar, und sie setzten sich langsam Seite an Seite in Bewegung. Sie gingen in ihrer steifen, zimperlichen Weise. Die Worte boten sich ihnen nicht. Sie konnten lange in kein Gespräch kommen. Einmal berührte Kaspars Arm das Tuch Susannas, da begab sie sich ängstlich mehr an die Seite des Weges, damit nicht der Schein einer Vertraulichkeit an ihrem Spaziergang sei. Dann wurde der Weg schmal.

„Ich bitte, Fräulein von Wertmüller," sagte Kaspar Brun und ließ die Dame mit gezogenem Hute an sich vorbei, und bald darauf wollte er ihr das Tuch abnehmen und bat umständlich, es ihm zu überlassen, und ebenso umständlich lehnte sie ab: „Sie sind zu gütig, Herr Brun. Ich bin Ihnen verbunden, aber es trägt sich so leicht."

So machten sie, wie es ihre Art war, aus jeder Kleinigkeit und Alltäglichkeit ein Wesen.

Aber dennoch ging zwischen ihnen die Liebe. Ihre Stimmen klangen manchmal beengt.

„Wie geht es zu Hause, wenn die Frage erlaubt ist?" fragte Susanna.

„Ich danke," gab er zum Bescheid und wollte fortfahren: gut. Aber er brachte die Lüge nicht heraus.

Und nun geschah das Wundersame, daß eine fremde Gewalt ihnen den Zwang wegnahm, den Erziehung und Sitte auf sie legten. Zu andrer Zeit würde Susanna sich gescheut haben, zu fragen. Jetzt sagte sie: „Frau Kordula erscheint oft recht niedergestimmt."

Kaspar, der die Augen am Boden gehabt, sah auf. Sein Herz klopfte. Mechanisch gab er Antwort: „Leider weint sie viel."

Sie standen still, wußten nicht weiter. Aber es war, als ob blitzähnlich Erklärung auf Erklärung sich folgte. Sie errieten eines des andern Gedanken. Susannas Blick sagte deutlich: Ich weiß wohl, du bist nicht glücklich, Mann. Und der Kaspars gestand: Ich will es dir nicht verhehlen. Ich bin nicht glücklich.

Es lag eine tiefe Gewalt in diesem schweigenden Zwiegespräch.

Beider Lippen zitterten auf einmal vor Verwirrung und Erregung.

Dann bezwang sich Kaspar: „Wollen Sie nicht im Vorbeigehen meine Mutter grüßen?" fragte er. „Es liegt so an Ihrem Wege."

Er sagte das in der Verwirrung des Augenblicks, unbedacht, nur um irgend etwas zu sagen, und weil das Schweigen unerträglich war. Kaum hatte er es gesagt, so reute es ihn.

„Ja gern — ich komme," sagte Susanna.

Dann kam das Schweigen doch wieder, das redende Schweigen.

Ehe der Weg sich senkte, hielten sie noch einmal an. Das Rot war erloschen. Es dunkelte, Sterne kamen. Wie Augen, die neugierig gucken.

Kaspar Brun faßte Susannas Hand in seine beiden, fast nur so, wie er es jeder Dame tun mochte, mit einer Art hochachtungsvoller Verbindlichkeit. Warum er das tat, wußte er selbst nicht; ein innerer Drang hieß ihn so tun, und er sagte dazu etwas von seiner Freude, daß Susanna und seine Mutter sich so wohl verständen. Aber plötzlich packte es ihn, daß er ihre Hand preßte. Sie sahen einander an. Es wollten Worte auf ihre Lippen kommen. Dann, als sie sahen, daß sie sich verraten würden, wendeten sie sich ab und gingen weiter.

Vor dem Eintritt in das Haus zum Lindenberg überfiel sie eine fürchterliche Angst. Ganz als ob sie etwas Böses begangen hätten!

Sie kamen an das große Einfahrttor und schritten über den gebüschumschlossenen Gartenweg. Es war fast dunkel. Am Hause brannte schon die große elektrische Lampe, die Kaspar vor kurzem hatte anbringen lassen. Gerade als sie in das Licht dieser Lampe traten, erschien Kordula auf der Schwelle, vielleicht um nach ihrem Manne auszuschauen. Vom Lichte geblendet, wurde sie ihrer erst gewahr, als sie sie ansprachen. Da aber sahen sie einen eigentümlichen Ausdruck durch ihre Züge gehen. Es war peinliche Überraschung, die sie mühsam überwand, und die in einem gequälten Lächeln endete. Sie schien sich zu wundern, daß sie, Kaspar und Susanna, beisammen waren. Beide erröteten jäh und tief, wiederum wie auf einer Schuld ertappt. Und Kordula sah es. Scharf, erstaunt, dann voll Schrecken starrte sie sie an.

Kaspar gewann seine Fassung zurück und erzählte, wie er und Susanna sich begegnet, und daß diese im Vorbeigehen seine Mutter grüßen wolle.

„Gewiß! Warum nicht?" stammelte Kordula. Sie wußte kaum, was sie sagte. Ein Brausen war in ihren Ohren, ein Gefühl, als ob Mauern zusammenbrächen. Ihr Lebensbesitz stürzte ein! Sie gab sich Mühe, hielt sich aufrecht, bis Susanna bei Frau Brun eingetreten und Kaspar in die Wohnstube gegangen war. Dann drehte sie sich im Flur und lief in den Garten hinaus. Sie lief irgendeinen Weg hinab und einen andern quer und wieder einen zurück. Mit beiden Händen hielt sie ihren Kopf. Sie war wie von Sinnen. Und es war, als liefen die Gedanken als Peiniger hinter ihr her und schlügen mit schweren Peitschen nach ihr: Warum bist du noch in diesem Hause? Siehst du nicht, wie es hier gut wäre ohne dich! Wie sie friedlich wohnten, diese Menschen in ihrer Sonderart! Wie sie das Glück hätten und — und die Liebe! Warum störst du noch? Warum gehst du hier um, immer um, als etwas, was nicht her gehört!

Kaspar!

Als sie an den Gatten dachte, stand sie still. Das Leid schüttelte sie. Sie hing an ihm wie an ihrem Gott. Sie hätte sich wie ein Hund an seine Tür schleichen und ihn bitten mögen: Verjage mich nicht!

Bald irrte sie wieder weiter. Niemand konnte ihr helfen! Auch er nicht! Ihr Mann nicht! Er tat nichts, als was recht war. Aber ihr Schicksal

war stärker. Nicht das Schicksal, — die — die stillen Gewalten in den menschlichen Herzen, Gewalten, deren sich keines erwehrte. Scheue Mächte, die sich zu tiefst im Grunde regten und doch die Oberfläche in Stürme warfen.

„Mein Gott! Mein Gott!" stöhnte Kordula Brun. Sie fand keinen Weg durch den Wirrwarr ihrer Gefühle und ihres Lebens.

Sie war jetzt in der Lindenallee angekommen und sah den See vor sich liegen. Die Bäume rauschten schwer; ein plötzlicher Wind hatte sich erhoben. Über den schwarzen See hin liefen wie Schauer rinnende Schatten. Da legte Kordula beide Hände vor die Brust und hielt an.

Da war das Wasser! Da in den See hinab — da — — — Es wäre nur ein Augenblick! Dann wäre sie, Kordula fort, aus dem Wege!

Aber nein!

Sie wurde plötzlich ruhig. Was würde Kaspar Brun sagen? Und — die ganze Stadt würde reden. Und dann — die Kinder!

Und noch, während sie die Todesgedanken weit von sich wies, fiel ihr Blick auf das jenseitige Seeufer. Viele Lichter waren angezündet. In Reihen standen sie, und einzelne hingen kleinen goldenen Ketten gleich am Berge oder sahen als leuchtende Punkte aus der Nacht. Die einzelnen Lichter besonders hatten eine leise, frohe Unruhe, als ob sie lebendig wären und winkten. Kordula fiel ein, daß unter den Häusern, die mit diesen roten Lichteraugen über den See schauten, auch dasjenige ihres Vaters war. Das Herz wurde ihr warm. Ein Gefühl ergriff sie — ähnlich dem Verlangen eines Wanderers, sich nach langem Weg in Kissen zu legen. Sie dachte an den Vater, an die redselige, gute Appertin. Sie sah beide fast leibhaftig vor sich und die Staffelgasse mit den hohen Häusern, die Backstube des Vaters, den Laden, die Zimmer, jeden Winkel. An jeden knüpfte sich eine liebe Erinnerung. Und — und — dort war kein Zwang. Man hatte nicht auf jedes Wort und jede Gebärde zu achten und — und hatte ein rechtes Ansehen bei den Menschen!

Alles das winkte vom andern Ufer. Es zog sie, zog. Sie lief vom See hinweg, die dunkeln Wege zurück, dem Hause zu. Als sie auf den freien Platz vor demselben kam, wurde sie erst inne, wie finster es war. Der Wind, der vorhin in den Linden gerauscht, hatte vom Wasser her Wolken über die Stadt getragen. Kein Stern war mehr zu sehen.

Plötzlich hörte Kordula ihren Namen. Es fiel ihr ein, daß man sie suchte. Es mußte spät geworden sein. Im nächsten Augenblick kam ihr Mann gelaufen. Er war außer sich. Sie hatte den Zurückhaltenden nie so erregt gesehen.

„Mein Gott, wo bist du?" fragte er, hatte sie überall gesucht, nachdem die Kinder, bei denen er sie glaubte, sie beim Zubettgehen vermißt hatten.

„Ich hatte mich im Garten unten vergessen," erwiderte sie.

Er aber grollte, daß sie ihn so geängstigt, und als sie bei den Kindern eintrat, ging er schweigend nach seinem Arbeitszimmer.

Kordula küßte die Kleinen, die noch wach waren. Sie war in einem Taumel. Ihre Seele war so von Schmerzen zerstochen, daß selbst der Anblick

der Kinder sie nicht weckte. Sie sprach mit ihnen und betete mit ihnen, aber sie hörte dabei weder ihre eigenen noch der andern Worte. Der kleine Hans Georg, der ihr besonders anhänglich war, hielt ihre Hände fest, als sie von ihm wollte.

„Nein, nein," scherzte er, „so schnell kommst du nicht los."

Da legte sie geduldig den Kopf neben den seinen aufs Kissen, aber während sie sich seine scherzhaften Liebkosungen gefallen ließ, dachte sie an ganz andres, fühlte, wie ihr Herz klopfte, ihre Hände zuckten und alle Augenblicke ein nervöser Schauder durch ihren ganzen Körper lief.

„Du bist zitterig, wie ein altes Weiblein," sagte lachend der Knabe.

Da erwachte sie und sah ihn mit weit aufgerissenen Augen an, aber es war zu dunkel im Zimmer, als daß das Kind das Entsetzen in ihrem Blick bemerkt hätte. Gleich darauf wurden ihr Kopf und Sinne wieder dumpf, und das einzige, überwältigende Gefühl, das sie besaß, war das Verlangen nach den Lichtern über dem See. Sie sah nur sie und lief ihnen in ihrem Taumel entgegen. Ihre Beine waren bleischwer, aber sie dachte an die Lichter, an die Staffelgasse und alles, was daheim war. Wie in einem Banne lief sie ihnen entgegen.

Jetzt stand sie im Flur. Sie hatte eben die Tür am Schlafzimmer ihres Knaben ins Schloß gezogen. Das Schnappen der Falle lag ihr noch im Ohr.

Im Flur war alles still. Nur von draußen kam ein Rauschen wie von schwerem stürzenden Regen. Plötzlich wurde es taghell, dann krachte der Donner.

Ein Gewitter, durchzuckte Kordula ein Gedanke. Dann winkten wieder die fernen Lichter. Sie ging die Treppe hinunter. Als sie eine Tür gehen hörte, hielt sie unwillkürlich die Schritte zurück. Aber niemand kam. So setzte sie ihren Weg fort. Sie ging ganz so, wie sie im Garten gewesen, barhaupt, in dünnem Sommerkleide. Unbemerkt gelangte sie zur Haustür und hinaus.

Die Lichter leuchteten überm See. Sie sah sie, obgleich alles rings um sie dunkel war, ein Sturm die Büsche und Bäume hin und her warf und der Regen in Strömen niederfuhr. Regen und Sturm warfen sich auf sie, als sie hinauseilte. Im Augenblicke klebte ihr das Haar am Kopf, und ihr Kleid hing schwer und klatschend am Körper. Sie fühlte es nicht. Sie lief in ihrem gewöhnlichen Schritt, ohne Eile, durch die Nacht und den Regen. Drüben die Lichter! — Denen lief sie entgegen.

IX.

Kordula Brun lag in einer kleinen, niederen Stube an der Staffelgasse. Diese war mit einer fröhlichen grauen Tapete ausgeschlagen, auf der in hundertfacher Wiederholung rote, freundliche Blumen standen. Am Fenster hingen gehäkelte Vorhänge. Eine Häkeldecke lag auf dem runden Tisch, eine andre auf der Kommode, kleinere schmückten das grüne Sofa. Alles war sauber, alles verriet bürgerlichen Fleiß und Geschmack und bürgerliche Wohl-

habenheit. Kordula lag gerade jetzt ganz allein, obwohl sonst Meister Severin und Jungfer Appert selten beide von ihrem Lager wichen. Sie war wach und bei Besinnung, aber sie hatte lange in Fiebern gelegen. Sie fühlte, wo sie war, und zuvorderst allen Empfindungen drängte sich ihr ein Behagen auf. Sie durfte sich in Kissen dehnen, brauchte sich nicht mehr mit versagenden Knien zu schleppen. Und — und das hier rings um sie — Vorhänge, Möbel, vor dem Fenster die Mauer des Nachbarhauses, alles war ihr heimisch. Kordula lächelte nicht. Sie war zu müde, aber sie war froh, daß alles rings um sie war, wie es war. Ihre Hände strichen über die weiße Decke ihres Bettes. Man sah der Bewegung an und den Händen selbst, die ganz fein und wie milchiges Glas waren, daß die Liegende grübelte.

Ha! Jetzt!

Die Erinnerung kam zurück!

Drüben überm See war eine andre Welt! Sie sah das einfache, vornehme Haus zwischen alten Bäumen, große Stuben und Flure, sorglich langsame, ein wenig eigene Menschen. Unter ihnen war sie, Kordula, gegangen! Sie wunderte sich über das Bild. Wie schlecht hatten sie zusammengepaßt, jene Menschen und sie! Sie waren sicher froh, daß sie fort war, mußten es sein, denn nun waren sie unter sich.

Die — Kinder!

Ein heißer Stich fuhr der kleinen Frau Kordula ins Herz. Sie stöhnte. Dann sagte sie sich tapfer ein paar Wahrheiten:

Kinder sind so glücklich. Wenn sie ihre Spiele haben und ihre Bequemlichkeit und ihre gewohnte Umgebung! Mag von ihrer Seite gehen wer will, sie achten es nicht groß oder fügen sich doch bald in eine Abwesenheit. Zudem — ihre, Kordulas Kinder hingen an der Großmutter und am Vater so viel wie an ihr selbst. So hatten sie noch Liebe genug um sich.

Und — und Kaspar, ihr Mann!

Jetzt richtete sich die kranke Frau mit einem Ruck auf, als müßte sie aus dem Bett springen. Sie sah ihren Mann in seiner Studierstube über seine Bücher geneigt, den klugen Kopf mit dem schwarzen Haar und den schwarzen Bartstreifen an den Schläfen in die Hand gestützt, sah ihn, wie er zum Mittagstisch kam, die starken, weißen Hände faltete und das Tischgebet sprach, und sah ihn im Garten, die Arme auf den Rücken gelegt, geradeauf, mit kurzen, sorglichen Schritten, in denen ein wenig von seinem Wesen, seiner Genauigkeit und seiner Ausschließlichkeit sich verriet. Wie es nur gekommen, daß sie gerade ihn liebte? Sie sah jetzt genau die vielen Unterschiede zwischen ihm und ihr. Aber sie liebte ihn doch. Sie hätte jetzt, wie sie durch Nacht und Regen gekommen war, nur noch viel eiliger heimstürmen und sich vor Kaspar hinwerfen mögen: „Verstoße mich nicht, du! Laß mich dir Magd sein! Nur schicke mich nicht hinweg, so lange ich lebe.“ Sie fühlte, wie ihr Herz nach ihm krank war, und wie sie nicht ohne ihn würde sein können, sicher nicht. Es ging ihr etwas an die Wurzeln ihres Lebens. Dennoch! — Sie biß die Zähne zusammen. Dennoch würde sie nie nach dem Lindenberg zurückkehren. Sie waren dort zu froh, daß sie fort war, mußten froh sein!

Kaspar war — ein gerechter Mensch! Er hatte ihr gegenüber nie irgendeine seiner Pflichten versäumt. Aber — er — sie empfand es, als ob sie es aus der Luft einsöge — er fühlte eine Erleichterung, nun sie im Haus fehlte. Und — und Susanna Wertmüller würde kommen und — —

Kordula sank in die Kissen zurück. Ihre Gedanken verwirrten sich wieder. Fieberträume kamen. Sie stürzte sich in den See, der sie gelockt hatte, und plötzlich war Kaspar Brun da und rettete sie. Dann war sie auf einem Berge, hoch, ganz allein mit ihm. Es war ein wundersamer Friede.

Stundenlang wechselten die Bilder, welche die Fieber ihr vorgaukelten. In allen war Kaspar Brun, in allen er.

Daß er indessen an ihr Bett trat und nicht mehr aus dem Hause wich, daß Frau Brun kam und nach ihr sah, daß die Kinder der Mutter Blumen brachten, wußte sie nicht.

Am Abend kehrte das Bewußtsein zurück. Zwei Ärzte weilten im Hause. Auch Frau Brun und Kaspar waren noch da, nur die Kinder hatte man nach dem Lindenberg zurückgebracht. Kordulas Angehörige gingen in furchtbarer Unruhe von Stube zu Stube. Sie sprachen kaum miteinander, die Bruns, weil eine seltsame Verwirrung sie ergriffen hatte, ein Gefühl der Schuld, so ruhig sonst ihr Gewissen war; die andern, weil die Angst sie stumm machte, auch weil die Nähe der Lindenberger sie befangen machte. Die Bruns setzten oder stellten sich manchmal an ein Fenster, Kaspar besprach sich mit den Ärzten, Meister Severin und Maria Appert waren rastlos vor Angst.

Die Ärzte waren im Zweifel über die Art der Krankheit. Fest stand, daß Kordula sich in der gestrigen Nacht, als sie während des schrecklichen Gewitters vom Lindenberg an die Staffelgasse geeilt, erkältet hatte, daß eine Lungenentzündung drohte, aber es war da — sagten die Ärzte — noch etwas andres, Seelisches, etwas wie ein Mangel an Mut und Wille zum Leben.

Als Kordula erwachte, standen Kaspar und seine Mutter bei ihr im Zimmer. Frau Klementine war im Begriffe, sich nach dem Lindenberg zurückzubegeben, und eben, als sie die Stube verlassen wollte, hatte sie die Anzeichen bemerkt, daß die Kranke sich selbst wieder fand. Kordula wendete den Kopf müde ein wenig ihr zu. Sie wollte freundlich sein, aber sie war zu matt, um in die Mienen die Munterkeit zu bringen, die der gute Wille ihr eingab.

„Verzeiht mir," flüsterte sie. „Ich lief fort, — wollte den Vater noch grüßen, wollte — —"

„Du sollst nicht sprechen, Kordula," unterbrach Frau Brun sie mahnend. Sie trat ans Bett. Dann kam auch Kaspar näher und nahm Kordulas Hand. Sie fühlte, wie die seine zitterte. Er sprach zu ihr mit sichtlicher Befangenheit. Man merkte ihm deutlich an, wie große, seine Seele erschütternde Gefühle in ihm waren, und wie er doch, der zeitlebens gewohnt gewesen, seine Empfindungen einzudämmen und hinter strengen, äußern Formen zu verbergen, auch jetzt ihnen nicht Raum ließ. Das Gleiche war mit Frau Klementine der Fall. Das Mitleid und eine scheue Liebe blickten

ihr aus den Augen, aber ihre ruhige, beherrschte Miene veränderte sich nicht. Beide sprachen ernsthafte, durch die Lage gegebene, wohlbemessene Worte: „Kordula solle sich nicht ängstigen, es würde sicher bald wieder gut sein."

Kordula begriff nicht. Es war die Zeit da, — das fühlte sie — da mit ihr etwas Großes, Furchtbares vorging. Sie bemerkte, wie Maria Appert flennte, wenn sie aus der Tür ging, ihr Schluchzen drang noch vom Flur herein, und sie sah, wie den alten, gutherzigen, immer munteren Vater das Leid aus dem Gleise warf, daß er fassungslos umherlief. Nur die andern verloren ihre Ruhe nicht, hatten keine Liebesbeweise. Fremd bist du ihnen, schrie es in ihr. Und immer sprach sie sich zu: du wirst nicht zurückgehen, wirst nicht. Sie müssen deiner ledig werden!

Sie rang mit sich mit einer verzweifelten Kraft, rang sich den Mut ab, da — da an der Staffelgasse zu bleiben, damit das Fremde wegkomme vom Lindenberg, das dort den Frieden störte.

Aber zwanzigmal an diesem Abend, wenn Kaspar, ihr Mann, an ihr Bett kam, peitschte die heiße Sehnsucht sie auf, ihm die Arme um den Hals zu werfen: du, du Einziger. Ich kann dich nicht lassen.

Der Streit, den Kordula so mit sich selbst focht, dauerte die ganze Nacht. Wenn es sie mit Gewalt fortzog, krallte sie die Finger in ihr Bettlaken, als müßte sie sich so festhalten und zwingen zu bleiben, wo sie war.

Am Morgen war sie ruhiger. Die Kinder kamen früh. Frau Brun begleitete sie selbst. Kordula fiel es auf, wie sie in der bescheidenen Stube sich umsahen. Es war etwas Ungewohntes am Hause des Großvaters für sie. Sie waren nicht zu häufig hierher gekommen. Aber auch von ihr selbst schienen sie befremdet. Wie alle Kinder bedrückte sie Luft und Stimmung des Krankenzimmers, und ihr Wesen verriet ihren Wunsch, sich bald wieder entfernen zu dürfen. Kordula sah deutlich, wie sie mehr sich an die Großmutter machten, nicht recht wußten, wie sie sich an ihrem Bette zu benehmen hatten. Der kleine frische Hans Georg sah sie mit seinen großen Augen, die er vom Vater hatte, offen an und fragte: „Warum gehen wir jetzt nicht nach dem Lindenberg zurück? Ich möchte lieber in den Garten."

Siehst du, sagte Kordula zu sich selber, auch sie, — auch sie werden dich nicht vermissen, und sie spähte und spähte die Kinder aus und meinte zum ersten Male viele Züge an ihnen zu finden, die sie von Vater und Großmutter hatten, entdeckte, daß sie nicht waren wie sie, Kordula, selbst. Es — es war auch das: — auch zu den Kindern gehörte sie innerlich nicht mehr.

Am Nachmittag kamen die Ärzte wieder. Sie hatten schon am Vormittag den Kopf geschüttelt und es für ein beängstigendes Zeichen erklärt, daß das Fieber so jäh zurückgegangen sei.

„Wir stehen vor einem eigentümlichen Fall," erklärte der eine. „Es ist als ob ein Wanderer, aller seiner Kräfte bar, sich an einem Wege niederwürfe und erklärte, er komme nicht weiter."

Da wurde Kaspar Brun weiß, als müßte er selber sterben, und ging aus der Wohnstube, wo ihm der Arzt das gesagt hatte, ins Zimmer Kordulas hinauf.

Es war alles wie mit leiser Goldfarbe betupft, als er eintrat. Durch irgend ein Wolkenspiel war ein ganzes Bündel gebrochener Sonnenstrahlen im Zimmer zerstreut. Auf einer Wand spielte das Licht, huschte wie ein Vögelein jetzt auf, jetzt ab, ein Goldtellerchen lag auf dem Kirchengesangbuch der Jungfer Appert, das sie auf die Kommode drüben hingelegt hatte, und ein sanfter, zärtlicher Schein hatte sich auf die Decke der Kordula gebreitet, gerade dorthin, wo ihre müde, durchsichtige Hand lag. Diese Sonnensplitter gaben der saubern Stube eine merkwürdige Freundlichkeit, wie ein paar ruhige Kerzen sie in das Innere einer kleinen Kapelle werfen. Kaspar wußte nachher nie, wie es geschah, aber er mußte auf einmal an den Waldspaziergang denken, den er an einem Morgen vor vielen Jahren mit Kordula unternommen hatte und dem ihre Verlobung gefolgt war. Sie selbst erschien ihm jung wie damals. In dem Lichte, das über ihr lag, ließen sich die vielen grauen Fäden ihres Haars nicht erkennen, sie schienen alle goldbraun, und die Falten an Mund und Augen traten nicht hervor, besonders aber war ihre Hand noch immer dieselbe, die ihm damals aufgefallen war, ungewöhnlich zart und schmal und doch eine verborgene Stärke verratend. Das alles war schuld, daß zum erstenmal seit all den Jahren ein Gefühl in Kaspar wieder erwachte, das damals in ihm gewesen, ein zärtliches Wohlgefallen. Zum erstenmal begriff er wieder seine damalige Denkungsweise, und wenn er auch jetzt ein ganz andrer war und wußte, wie er sich geirrt hatte, so wallte doch etwas in ihm auf, dem seine Selbstbeherrschung nicht mehr gewachsen war. Es arbeitete in ihm und brach die Fesseln, in denen er sonst sowohl die äußere Gebärde wie Worte und Gedanken hielt. Und als Kordula, die bisher schweigend gelegen, langsam das Gesicht ihm zuwandte, lächelte und sagte: „Du bist so gut, daß du schon wiederkommst!“, da versagte seine Fassung. Er ließ sich auf einen Stuhl fallen, der am Bett stand, senkte den Kopf auf die Decke und weinte.

Kordula staunte. Sie wußte vor Staunen zuerst nicht zu erkennen, was mit ihm vorging. Es war so etwas Außergewöhnliches, was da geschah, daß sie unwillkürlich von ihm hinweg wich und ihn voll Schrecken betrachtete. Und als sie sah, daß er wirklich weinte, fiel es wie Schleier von ihren Augen und wußte sie, die so wenig Weltkluge, Dinge, die sie früher nie gekannt hatte. Dann begann sie: „Ich will dir etwas sagen, ehe ich es wieder vergesse oder ehe es zu spät ist. Du darfst dich nicht quälen, deinet- und meinetwegen. Wir Menschen können nicht anders, als unsre Natur uns führt. Der eine ist so geschaffen und der andre so, und sein Wesen bringt zum Ausdruck, was sein Inneres birgt. Wenn nun zwei im Innersten verschiedene Menschen nebeneinander gehen und ihr Leben nach einem einzigen Grundsatz gestalten sollen, so kann es wohl geschehen, daß ihre Natur sich dagegen sträubt und daß sie trotz allen guten Willens aus der Verschiedenheit ihrer Erziehung und Veranlagung heraus einander Leid antun müssen. Stille Gewalten, anerzogene Ansichten, Gewohnheiten, Wünsche und Hoffnungen bestimmen ihnen den Weg, so sehr sie gewillt sind, einen andern zu gehen. Keines kann über sich selbst hinaus! So sind wir zwei nebeneinander gegangen und doch nie

zusammengekommen. Für unsern Frieden gibt es nur ein Mittel, daß eines von uns — — —"

Sie stockte, wie von einem Krampf geschüttelt. Kaspar fühlte, wie ihre Finger sich noch fester um die seinen schlossen. Er empfand aus dem Drucke ihrer Hand die ganze Wucht ihres Willens. Sie war so groß, daß er atemlos wie vor etwas Übernatürlichem stand.

„Und ich will gehen," sagte sie da wieder.

Da fuhr Kaspar auf. Es war ihm, als fühlte er, wie sie sich zwang zu sterben, und als müßte er sie halten. Er erkannte wieder und deutlicher als je, wie sie ihn liebte, wie ihr Herz von dieser Liebe glühte. Und wiederum aus geheimnisvollen Ursachen ahnte er und überkam ihn ein Empfinden, als ob sie jetzt mit verzweifeltem Mute, gleichsam als täte sie es mit ihren kleinen, zarten, heimlich starken Händen, dieses Herz in sich zerbrach.

„Kordula," stieß er heraus.

Sie lächelte. Ihre Augen waren feucht. Sie sah ihn wundersam an.

„Susanna," stammelte sie. Sie wollte ihm etwas von ihr sagen. Es war vielleicht, daß sie meinte: Du hast ja sie.

Aber sie konnte nicht vollenden. Sie fiel plötzlich zusammen.

So, als wäre es wirklich; so, als hätte sie ihr Herz gewaltsam in sich zerbrochen.

Man begrub Kordula Brun. Maria Appert hatte Meister Severin bestürmt, sie nicht in das prunkvolle Familiengrab der Brun legen zu lassen. „Soll sie nicht einmal im Tod eine Heimat haben?" fragte die Erregte. Allein Meister Nägeli, der trotz seiner Menschenfreundlichkeit und Güte ein starker Mann war, wischte sich die spärlichen Tränen aus den Augen und erwiderte: „Habe ich ihnen mein lebendes Kind gelassen, so will ich ihnen mein totes nicht nehmen." Er sagte das so entschieden, daß Jungfer Appert nicht zu widersprechen wagte. Sie staunte aber und staunte besonders über die veränderte Art, mit der Meister Severin den Bruns begegnete. Sie wußte, daß er mit seinem Schwiegersohn eine Unterredung gehabt und hatte die beiden Männer nachher aus dem Zimmer treten sehen, in dem diese stattgefunden. Auf beider Gesichtern hatte ruhiger Ernst und tiefe Trauer gelegen, jedoch keinerlei Groll gegeneinander. Maria Apperts ungeduldige Seele begriff den Meister nicht. Wer war schuld an Kordulas Tod? Wer anders als ihr Mann, der sie nie verstanden hatte? Und Meister Severin reichte diesem Mann über das Totenbett hin eine versöhnliche Hand. Maria zürnte. Aber irgendwie wagte auch sie nicht, den Zorn zu zeigen. Kaspar Brun war bis zum Begräbnis im Hause ein- und ausgegangen. Er ging unter ein schweres Leid gebückt. Er wußte es vielleicht erst jetzt, ein wie guter Mensch die Frau gewesen, die ihm gestorben war. Und sein Gram, daß er ihr kein Glück hatte geben können, war so tief, daß Meister Severins Groll davor zerbrach. Ja, das Wesen des Schwiegersohnes, wie er es in diesen Tagen zeigte, zwang den Alten zu einer stillen Hochachtung. Und es begab sich, daß Meister Severin und die Bruns, wenn sie sich im späteren Leben begegneten, mit größerem

Verständnis füreinander sich betrachteten und mit geduldigerer Freundlichkeit einander ertrugen als zu Kordulas Lebzeiten.

Auf dem Lindenberg zog dann die Luft ein, in der die Bruns gern atmeten. Sie duftete ein wenig nach Altertümlichkeit. Sie wahrten ängstlich die äußere Form und regelten ihr Leben nach schlichten Gesetzen mit einer fast lächerlichen Peinlichkeit und Genauigkeit. Selbst die Kinder wuchsen in diese Art hinein. Ihre Spiele waren nicht laut. Sie achteten auf ihren Umgang und waren selbst untereinander und gegen Vater und Großmutter von umständlicher Höflichkeit. Die Großmutter hatte die Erziehung in Händen.

Dennoch lag über all den Menschen etwas, was sie in den Augen vieler groß machte. Es war nicht ihr wachsender Reichtum, der dazu mithalf. Es lag in ihnen selbst. Sie waren in ihrem Leben wie in ihrem Äußeren gleichsam die Urbilder der allem Unschönen sich fernhaltenden Ehrenhaftigkeit.

Wie ehrenhaft sie waren, hätte etwas der Welt beweisen können, was ungesehen von dieser in der dunkeln, vornehmen Wohnstube einige Monate nach Kordulas Tod sich begab.

Zum erstenmal nach langer Zeit saß Susanna Wertmüller wieder bei Frau Klementine. Die Kinder lagen zu Bett. Die zwei Frauen waren allein. In den Bäumen des Gartens rauschte ein Frühlingsregen. Die Fenster der Stube standen offen; denn es war warm. Der Regen rieselte in feinen Fäden auf junggrünes Laub. Der Himmel war grau, aber fern über dem See lag eine lichte Stelle, wo noch etwas wie letztes Abendrot schimmerte. Die beiden Frauen arbeiteten. Ihre Hände handhabten zierlich die Nadel. Ihre Köpfe — der schneeweiße der alten und der schöne bleiche, rothaarige Susannas — waren gesenkt. Unter grünem Schirm hervor traf sie das Licht ihrer Lampe.

Sie sprachen von Kordula, wie das natürlich war. Frau Brun erzählte von ihrer seltsamen Krankheit. Sie fand viele stille lobende Worte für die verstorbene Tochter. Als sie mitten im Gespräch waren, kam Kaspar herein. Er war ein wenig gealtert. Es lag mehr noch als früher die Überlegenheit des Großkaufmanns in seinem Wesen. Sein Gesicht war bleich. Mit seinen gemessenen Bewegungen kam er in seinem schwarzen Gehrock auf Susanna, die aufstand, zu. Sie wechselten ein paar dem Augenblick schickliche Worte. Man setzte sich wieder und kehrte zum unterbrochenen Gespräch zurück. Und plötzlich erinnerten sich sowohl Kaspar als Susanna jenes gemeinsamen Abendgangs, da sie einander erraten hatten. Sie fühlten, daß etwas gesagt werden müsse, was ihr früheres Verhältnis kläre und ihr ferneres feststelle. Innerlich dazu gedrängt, begann Kaspar von den letzten Augenblicken Kordulas zu erzählen. Er zeigte eine Offenheit, die Frau Brun aufsehen ließ und in Susannas fahles Gesicht einen Schein von Röte trug. „Ich habe den Wunsch," sagte er, „mich mit Ihnen auszusprechen, Fräulein Susanna, die uns eine wahre Freundin sind."

Dann schilderte er, wie seine Ehe Schatten gehabt. Er tat es mit einer sichtbaren Absicht. Und endlich sagte er laut und mit schwerer Betonung die Worte: „Es wird mir mein ganzes Leben lang ein unauslöschlicher Ein-

druck bleiben, daß um meines, wenn auch unwillkürlichen und vielleicht entschuldbaren Fehls willen ein so braver Mensch hat leiden müssen."

„Wir werden alle daran zu tragen haben," sagte Frau Klementine.

„Es scheint weniger Schuld als Schicksal," bemerkte darauf mit ihrer tiefen, dunkeln Stimme Susanna.

Sie hob den Blick. Ihre und Kaspars Augen trafen einander. In den ihren leuchtete ein Rest von Verlangen nach etwas, was schon halb verloren war, aber es war bezeichnend, wie keiner der drei stillen, aufrechten Menschen einen Versuch machte, davon zu sprechen, daß ihre Wege nun freier waren, und daß etwas aus ihrem Leben hinausgegangen war, was nicht sich hineingefügt hatte. Sie vermochten nicht ein eigenes Glück auf einer Zeit aufzubauen, in der sie das Glück eines andern hatten zerschellen sehen. Zwischen Kaspar Brun und Susanna Wertmüller stand die tote Kordula fast mehr als die lebende gestanden.

Der Regen rauschte. Eine Kühle wehte ins Zimmer. Ein Duft erster Blumen kam mit herein.

„Nun werden Sie wieder häufiger zu meiner Mutter kommen, nicht wahr?" sagte Kaspar Brun zu Susanna, während er sich erhob.

„Gewiß," gab sie zurück.

Und wußte, daß sie kommen und er nicht wie früher da sein werde.

So geschah es.

Kaspar wuchs mehr und mehr in Geschäft und Ehrenstellen hinein. Susanna Wertmüller verband eine feste Freundschaft mit Frau Klementine. Sie beschäftigte sich auch mit den Kindern, die sie lieb gewann. Die Kinder wuchsen heran. Susanna alterte. Wenn Kaspar Brun und sie einmal zusammentrafen, sprachen sie ruhig und ohne Not von vielen Dingen. Von dem, was sie an jenem Abend gesagt, redeten sie nicht mehr.

Die literarische Persönlichkeit.

Rede zum Antritt des Rektorates der Berliner Universität gehalten am 15. Oktober 1909

von

Erich Schmidt.

Hochansehnliche Versammlung,
werte Kollegen, liebe Kommilitonen!

Unsre Universität begeht in diesem Spätherbst ihre erste feierliche Zusammenkunft nicht heut am 15. Oktober, wie es der Brauch will, mit dem Wechsel des Rektorates, das ich jetzt durchdrungen von der hohen Verantwortung übernehme, sondern schon vor etlichen Tagen hat der umgewandelte Garten eine ernste Schar von Studenten, Lehrern und Gästen gesehn, als zu dem Denkmal des großen Naturforschers Helmholtz endlich das Standbild Heinrich v. Treitschkes sich gesellte und nach einer Weiherede aus berufenem Munde das herzhafte Mahnwort meines hochverehrten Vorgängers Kahl erscholl. Demnächst wird Theodor Mommsen hinzutreten. Es liegt mir fern, die beiden Geschichtschreiber miteinander zu vergleichen; nur so viel sei gesagt, daß jedweder darstellend die Überzeugung ausprägte, Geschichte werde von Menschen gemacht, und daß sie, pastoser der eine, mit spitzerem Stift der andre, beide nicht sine ira et studio, Künstler des historischen Porträts waren. Die Stunde fordert von mir ein wissenschaftliches Bekenntnis, wenigstens Bruchstücke der Methodologie meines Faches, und ich möchte teils nur andeutend, teils verweilender und auch abschweifend, von der literarischen Persönlichkeit sprechen, wobei zugleich einiges wieder aufgenommen und nachgeprüft werden mag, was ich vor bald dreißig Jahren in jugendlichem Historismus auf dem froh betretenen Katheder Wiens über Wege und Ziele der deutschen Literaturgeschichte vorgebracht habe.

Wir können in der unschätzbaren, nunmehr fast vollendeten „Allgemeinen deutschen Biographie" alle Spielarten des literarischen Porträts von der individualisierenden Kunst bis zum öden Handwerk zusammengeklaubter Daten und Titel durchmustern. Die äußerlichste Methode schüttet das bloße Roh-

material hin in lockeren, chronologischen, keine Gestaltung und Herausarbeitung anstrebenden Fakten- und Urkundenbündeln, die etwa als Life and letters nur Hilfsmittel für einen Darsteller sind und z. B. nach Forster den wirklichen Dickens-Biographen auf Grund ihrer an sich höchst wertvollen Aufschlüsse erst erwarten. Man sammelt bis in gleichgültigste Niederungen Zeugnisse der Zeitverwandten, Rezensionen, da denn in jedem wichtigeren Falle die Umstände der Äußerung, ein persönliches Verhältnis des Berichterstatters oder Kritikers, seine Vorurteilslosigkeit oder Befangenheit abzuwägen sind. Nicht minder die verschiedenen Stimmen in dem Chor, der selten einhellig ist, und alle Arten des Erfolges von der unmittelbaren Überwältigung, dem flüchtigen Trug, der bloßen Mode bis zum langsamen, vielleicht erst posthumen Sieg. Und wie verhielt der Schöpfer sich gegenüber Urteilen des Tages? ließ er sie auf sich wirken? suchte er gar wie im 17. Jahrhundert jeden Widerspruch eines „Zoilus" mit dem vorgeworfnen Schilde freundschaftlicher und gönnerhafter Lobhudelei aufzufangen, oder hatte er den dédain du succès, den Frau v. Staël bei Goethe bemerken wollte, dieser aber ernst leugnete? ging er, durch nichts beirrt, seinen Weg von Tat zu Taten? lenkte er ein? stand er Rede? Allzu freigebig schwelgt unsre Gegenwart auch in bibliographischen Fundgruben, indem sie für jeden nichtssagenden Skribenten Vollständigkeit des Moders erreichen oder leicht zugängliche Journalreihen, die jeder mühelos für irgend eine Auskunft durchblättern kann, Stück für Stück registrieren will.

Solchen Herbarien tritt, die großen Zusammenhänge unsrer Bildungsgeschichte erhellend, doch nicht ungefährlich, ein hohes Streben entgegen, Tendenzen und Doktrinen eines Zeitalters, einer loseren oder geschloßneren Partei aus lehrhaften Bekenntnissen, sei es durchgearbeiteter, sei es aphoristischer Art, wie aus poetischen Denkmälern zu entwickeln und so die Gedankenarbeit von Gruppen eindringlich aufzudecken. Das Persönliche bleibt im Hintergrund. Man erfährt dabei kaum, der Denker sei doch ein Dichter gewesen und habe das Ziel des künstlerischen Einleibens seiner eigenen oder fraktionsmäßigen Ideen gewonnen oder verfehlt. Aber es liegt mir fern, den Wert dieser aus dem Vollen schöpfenden Synthese zu bestreiten. Sie ist fruchtbarer als eine vermeinte naturwissenschaftlich deskriptive Methode, wie sie mein lieber, durch reiches Wissen und pünktliche Beobachtung ausgezeichneter österreichischer Lehrer und Kollege Richard Heinzel übte, der mit Verzicht auf jedes Urteil wortkarg, als sei die mathematische Formel das ihm leider unerschwingliche Ideal, seine Wahrnehmungen nach einem wohlerwogenen umfassenden Schema nebeneinander schob. Der also in der „Beschreibung der isländischen Saga" das Inventar aller äußeren und inneren Motive aufnahm und für jeden Fall aufs genaueste angab, wie in diesen Geschichten die Leute aussehen, was von ihrem Wesen und ihren Verrichtungen direkt gesagt wird, aber es seinen Lesern überließ, sich daraus ein Gesamtbild ohne Nuancen zu entnehmen, und nicht erwägen wollte, was die Wirklichkeitseindrücke für jeden Dichter im Gegensatze zum wissenschaftlichen Forscher bedeuten. So wünschenswert Motivschätze der Fabel, des Märchens, des Schwanks, der älteren Novelle

sind, Heinzel machte gar keinen Unterschied zwischen den einzelnen Denkmälern Islands und, was schwerer wiegt, sein vielbelesenes, lehrreiches Buch über das deutsche geistliche Schauspiel faßt unhistorisch die ganze Masse der Beobachtung ohne jede Schranke von Jahrhunderten seit dem frühen Mittelalter bis weit in die Reformationszeit unter Rubriken zusammen. Es trennt die Landschaften nicht; es sieht keine Persönlichkeiten am Werk, die doch auch in der Gebundenheit jener liturgischen Halbdramen und vorgeschrittenen biblischen Lehrstücke aufgesucht sein wollen.

Erscheint hier der äußerste Gegensatz des Subjektivismus und schwindet der Darsteller, der noch dazu ein sehr aparter Mensch war, völlig hinter dem Sammler und Ordner, so waltete lang eine normierende Poetik, die von keiner doch in der Renaissance vorgedrungenen individuellen Eigenrichtigkeit wußte, sondern nach ehernen Gesetzen und schlechthin gültigen Mustern, etwa eines alleinseligmachenden konstruierten Altertums, das Schaffen mit ihrer unbiegsamen Elle maß. Sie wollte ein für allemal sagen, was Rechtens sei. Der législateur du Parnasse, erstarkt durch eine strenge Philosophie und höfische Konventionen, herrscht mit seinen Regeln des unwandelbaren Schönen und Proportionierten, auch mit seinen negativen Geboten der Korrektheit, der Schicklichkeit. Diesen Klassizismus löste im nächsten Jahrhundert ein viel tieferer und reinerer, doch gleichfalls idealistisch konstruierter ab. Wie man noch heute von Tempelwächtern den vorwurfsvollen Ruf vernimmt: ist es denn die Aufgabe der Kunst? . . ., so wurde diktiert: die Kunst soll . . . statt der ersten Frage: was will im gegebenen Fall der Künstler und mit welchen Mitteln sucht er das Ziel erreichen? Das tut z. B. Otto Ludwig für Shakespeare, doch mit der Rechtgläubigkeit des ängstlichen Autodidakten macht er seinen Dichter zum Maßstab für alle Dramatik, wie dereinst Vidas Leitspruch für jeden Epiker hieß: „Verehre den Virgil."

Wir haben seit Herder gelernt, Zeiten, Menschen und Gebilde zu reproduzieren und, während auch Lessing noch mit dem Kanon unverbrüchlicher Theorien und Gattungsmuster hantiert, das Sonderrecht der schöpferischen Stärke anzuerkennen, Gedanken zurückzulenken und heimzudenken in den Geist ihres Urhebers, das einzelne Werk als ein nach Zeit, Ort, Verfasser notwendiges, beseeltes Wesen schmiegsam zu empfangen, ohne deshalb auf Abschätzung der Werte zu verzichten, die uns eine vergleichende Entwicklungsgeschichte ergibt. Und so regen sich nach Herder, neben und nach den Klassikern Weimar-Jenas die Fortschritte der Romantik in einer Kunst des aneignenden, wiedergebärenden Verstehens vom Erfassen großer innerer Gattungsgesetze und neuschöpferischer Persönlichkeiten bis ins Kleinste und Feinste der Formgebung, ja bis zur Fähigkeit, der Darstellung einen Anhauch vom Stil des Dargestellten zu leihen.

Von diesen Gaben besaß Wilhelm Grimm in jungen Jahren mehr als sein schroff zwei Hemisphären der Dichtung absteckender großer Bruder Jakob. Sie fehlten ganz dem sittlichen Rigorismus, den Schlosser auch in der Literaturgeschichte des 18. Jahrhunderts vertrat, und wir stoßen uns an dem Meistern der Persönlichkeit aus politischen und sonstigen unästhetischen Gründen bei

dem heut oft sträflich unterschätzten Gervinus, der auch mit seinen mißgünstigen Vergleichungen sich den Weg zum Verständnis einer ihm fremden Persönlichkeit sperrte, wenn etwa der krause Hamann gerichtet wird, weil er kein Winckelmann ist. Und hören wir nicht auch heute noch das schiefe Verdikt: wie anders würde Schiller verfahren sein! oder von einer neuesten Warte herab die grimmige Berufung auf einen Tageshäuptling? Denn jede Zeit und jeder Kreis, auch der scheinbar liberalste, die Radikalen nicht minder als die Altorthodoxen, Griesgram und Haberecht so gut wie Gelbschnabel und Naseweis, haben gewisse Normen und Scheuklappen. Selbst ein so ausgezeichneter Charakteristiker wie Rudolf Haym neigt in seinen beiden literarhistorischen Hauptwerken zu einer richtenden Strenge des Urteils, die mitunter auch einen Leser, der nicht mit allen romantischen Extravaganzen oder allen Abneigungen Herders durch dick und dünn geht, erkälten mag, während wir anderseits nicht ohne Mitleid wahrnehmen, wie der sein Lebtag stiftlerisch eingeengte D. F. Strauß den genußfrohen, haltlosen Vagantennaturen Frischlins und Schubarts eine schier neidische Milde widmet.

In den Essays eines weitumfassenden und abwägenden Meisters geschichtlicher Porträts, in Macaulays großem Aufsatz über Warren Hastings, dessen an Licht und Schatten reiches Bild er dem Furor biographicus entreißen wollte, steht der Leitsatz: „Malt mich, wie ich bin," sagte Oliver Cromwell, als er dem jungen Lely saß; wenn Ihr die Narben und Runzeln weglaßt, zahl' ich Euch keinen Schilling. Selbst in einer solchen Kleinigkeit bewährte der große Protektor seinen gesunden Sinn und sein großartiges Wesen. Er wollte nicht, daß über dem eitlen Versuch, ihm die regelmäßigen Züge und die glatten Wangen zu leihen, wie man sie an den zierlich gekräuselten Lockenköpfen der Günstlinge Jakobs des Ersten sah, das Charakteristische seines Antlitzes schwinde. Es entsprach seiner Gesinnung, daß sein Gesicht mit allen Entstellungen, die Zeit, Krieg, schlaflose Nächte, Sorgen und auch Gewissensbisse darauf zurückgelassen, unter dem Pinsel hervorgehn sollte, zugleich jedoch mit dem Ausdruck, den seine Tapferkeit, Staatsklugheit, gebieterische Gewalt und die Sorge um das öffentliche Wohl in jeden seiner fürstlichen Züge gegraben hatten. Dies ist die Art, wie wahrhaft große Männer, die ihr eigenes Interesse verstehn, wünschen sollten, ihr geistiges Wesen im Bildnis festgehalten zu sehen." Und dieser Fingerzeig Macaulays gilt auch für jede literarische Persönlichkeit.

Mehr als von einer verblasenen Schönfärbung lernen wir immerhin von der Karikatur, denn der Haß macht nicht nur blind für das Verdienst, sondern auch scharfsichtig für die Schwächen, die ein Advocatus diaboli aufsticht und einseitig potenziert. Wenn statt der Scharfrichterei, die im Reformationszeitalter langhin alle Sekten, diese Träger religiöser Sonderbedürfnisse, verzerrt hat, wenn statt des gemeinen Pasquillanten ein Großer den Hohlspiegel ergreift, kann das Pamphlet zum Kunstwerk gedeihen wie „Götter, Helden und Wieland" und ein Zerrbild Lessingischer Polemik sich ebenso behaupten wie seine „Rettungen". Aus tendenziösen Kämpfen der Romantiker oder der Jungdeutschen, ja vielleicht selbst aus gewissen Entthronungs- und Schilderhebungsgelüsten heutiger Umstürzler — tombeurs nennt man sie in Paris —

auf kunstwissenschaftlichen Tummelplätzen ist Schärfung und Revision des Urteils zu lernen. Auch die Parodie heftet den Blick auf Einzelheiten oder wirkliche Unarten, die gesteigert werden, mögen die „Thesmophoriazusen" minder diskret als das „Symposion" einen spielerigen Agathon mimisch treffen, Aristophanes den Euripides karikiert zum Worte rufen, Gottfried von Straßburg die Sprünge Wolframs auf der Wortheide verlachen, Wilhelm Schlegel den allerdings nur für Kenner genießbaren „Wettgesang dreier Poeten" anstimmen und die Ehrenpforte für Kotzebue bauen oder neuerdings ein witziger Schalk die condensed novels auf „berühmte Muster" Deutschlands übertragen.

Wir sehen dem gegenüber das aus Leichenrede und Lobschrift des Altertums literarisch erwachsene Eloge, das im höheren Stil zwar Retouchen vornimmt und Allzuflüchtiges, Allzumenschliches ausscheidet, aber in die Grundfesten der Persönlichkeit eindringend ihr Wesen verewigt wie Platon seinen Sokrates. Anders hat Lohenstein an Hofmannswaldaus Bahre die Litanei begonnen: „Der große Pan ist tot!", anders Herder einen hochragenden Denkstein für Lessing errichtet oder Goethe die unübertreffliche Logenrede auf Wieland gehalten. Er konnte, wenn die Gelegenheit es empfahl, auch diplomatisch charakterisieren und mit gefälligem Pinsel, wobei des Belobten eigener Sohn ihm die Farben rieb, Vossens Lyrik samt ihrem Kartoffellied ins artigste Licht rücken, während Schlegel sich später mit schroffen Antithesen nur an die reichlich vorhandenen Schattenseiten des Menschen und des Schriftstellers hielt. Den Kern der literarischen Persönlichkeit möchte, der Inschrift eines Standbildes vergleichbar, die besonders von geistvollen Franzosen und Skandinaviern gepflegte prägnante Formel für das ganze Wesen und Wirken herauslösen, die einen Essay beherrschen mag, aber Gefahr läuft, die Vielheit der Gaben gewaltsam und künstlich zu verdichten. Sie will das schmückende Beiwort, das in landläufigen Uncharakteristiken als „edel" und dergleichen spukt, durch eine triftige Quintessenz ersetzen, wie wir das auch an manchen knappen und blanken Medaillen Schillers bewundern; doch Goethe preßt sein glückliches Aperçu, der Alemanne Hebel „verbaure" die Welt, nicht aus und sammelt für Voltaire als den größtmöglichen Schriftsteller Frankreichs im 18. Jahrhundert zugleich eine Masse nebeneinander gereihter Schlagworte. Der höhere Panegyrikus leitet zur monumentalen Darstellung einer Persönlichkeit, großstilisiert, ohne ins Vage zu fallen, so wie wir unsern Helmholtz in Adolf Hildebrands Büste schauen, und es sei wiederum auf Goethe hingewiesen, dessen „Winckelmann und sein Jahrhundert" ein erhabenes Beispiel solcher Monumentalität ist. Durch Leo und den früh vollendeten Ivo Bruns kennen wir näher eine antike Richtung des literarischen Porträts, die, statt den Lebenslauf sachlich zu erzählen, das Ethos der Persönlichkeit frei hinstellt oder aus ihren Taten schöpft. Goethe hat es der gelehrten, alles vergegenwärtigenden, niemals kleinlichen Biographie Justis überlassen, die Erlebnisse seines Helden mit jeder Begleiterscheinung von der altmärkischen Schusterstube gen Dresden und Rom und zur Triestiner Bluttat hin zu schildern und die Werke zu zergliedern, doch er hat nicht allein schon durch den Beisatz im Titel „und sein Jahrhundert" diesen Großen in das Säkulum eingereiht, sondern ihn auch unter prägnanten Überschriften, wie „Heidnisches",

sehr individuell erfaßt. Denn der Konturstil versagt sich dem Charakteristischen nicht, und die Makroskopie mit ihrer vollen Gesamtbeleuchtung ruft uns eine Persönlichkeit nur anders vor das Auge, als die Strichlein und Einzellichter der Mikroskopie es tun. Die Makroskopie ist in England und Amerika durch Carlyles Heroworship und Emersons Representative men mächtig gefördert und bei uns besonders von ihrem Herold Herman Grimm aufgenommen worden. Man begreift, daß dieser äußerste Gegner rein sachlicher Annalen auf der Bahn des Goethischen „Winckelmann" wandeln und eigensinnig in einer Zeit zudringender Urkunden- und Erkenntnisfülle vom Berge zum Berge schreitend seinen Blick nur auf ein paar höchsten Höhen der Weltliteratur, deren Namen und Umgebungen den Geistesaristokraten nicht schierten, ruhen lassen wollte. Gewiß, das Sprüchlein „Ein kleiner Mann ist auch ein Mann" macht den kleinen nicht groß. Wir überschlagen den Schiffskatalog der Ilias und halten uns an die Feldherrn. Wir sollen gewiß auch in Niederungen unter den Höhenzügen Bescheid wissen, aber manche heutige Monographien, die, statt unterirdisch zu mauern, alles irgend erschwingliche Material von Steinen und Kalk für die Hütte auf einen Fleck schleppen, werden nur von dem Verfasser und seinem Setzer völlig gelesen. Das Maß muß nach dem Werte berechnet sein, und wer keine Persönlichkeit ist, hat in der Literaturgeschichte wie überall nur Anspruch auf eine Statistenrolle.

Wie an dem Tag, der dich der Welt verliehen,
Die Sonne stand zum Gruße der Planeten,
Bist alsobald und fort und fort gediehen,
Nach dem Gesetz, wonach du angetreten.
So mußt du sein, dir kannst du nicht entfliehen,
So sagten schon Sibyllen, so Propheten;
Und keine Zeit und keine Macht zerstückelt
Geprägte Form, die lebend sich entwickelt.

Mit diesen sinnschweren Urworten hat Goethe, der geistige Horoskopsteller, die gesetzmäßige Dauer im Wechsel einer historisch bedingten und nach ihrer Eigenart fortschreitenden Persönlichkeit ausgesprochen, davon durchdrungen, daß ein Mensch, zehn Jahre früher oder später geboren, ein andrer sein müßte, und wiederum in seinem Selbstgefühl überzeugt, „höchstes Glück der Erdenkinder sei doch die Persönlichkeit". Auf solchen Grundsätzen beruht „Dichtung und Wahrheit" und alles, was er sonst autobiographisch oder als Beurteiler fremder Individualität bildungsgeschichtlich vorgetragen hat. Darauf fußen seine ernsten Darlegungen, welche Taufgeschenke und Wegzehrungen die Zeit einem Werdenden mitgibt, worin und wie weit sie seinen besonderen Drang fördert oder hemmt, bis er in der Reife sich selbständig manifestiert; dahin zielt auch sein launiger Stammbaum, sein übertreibender Scherz, man könne von der Geistesnahrung so wenig Rechenschaft ablegen als von den Ochsen und Kapaunen, „die mein Bäuchelchen gemästet", oder sein Hieb gegen die Quidam von keiner Schule. Wir erhalten alles aufrecht, was gegenüber den Autochthonen und den vom Himmel gefallenen Götterbildern als Pflicht des Historikers verkündet und geübt worden ist: die Ausstattung der Kleinen wie der Großen, der Talente wie der Genies durch Erbschaften ihres Volkes, ihres

Stammes, ihres Geburtsortes, ihrer Familie von den Eltern rückwärts auch auf dunkleren atavistischen Pfaden, durch den Geist der Zeit, durch die Einwirkung der nächsten und weiteren Umgebung, der Männer und Frauen, der Freundschaft und Liebe, der unmittelbaren und mittelbaren Erziehung, der abhängigen und sich befreienden Bildung auf allen staatlichen, religiösen, wissenschaftlichen und künstlerischen Gebieten. Schillers, Goethes, Lessings Stammbäume, durch emsige Nachforschung immer höher hinan oder in Seitenäste und zu den Epigonen geführt, sind dem Biographen willkommen, aber die Genealogie, deren Wert mein alter Freund Ottokar Lorenz nicht ohne gewohnte Paradoxie geistreich gepredigt hat, gibt uns einzelne Beobachtungen an die Hand, keine Gesetze. Obwohl der Wissenschaft durchweg ein von Epoche zu Epoche wechselndes Ignoramus besser ansteht als ein festgenageltes Ignorabimus, fürchten wir, es werde für die Vererbungsgesetze beim Futurum bleiben und der Historiker stets mit der feinen Behutsamkeit walten müssen, wie soeben Erich Marcks den Einschlag des Menckenschen Blutes in das Bismarckische geprüft hat. Wir können weder Blüteepochen berechnen noch erhärten, warum nach Mischung und Wachstum gewisser Eigenschaften, vielleicht gleichsam nach vorläufigen Schwingversuchen der Natur in einem bestimmten Hause, da die Zeit erfüllet war, gerade dieses Individuum zur Welt gekommen ist. Oft erscheint es leicht, die Mengung vererbter Eigenschaften zu analysieren; manchmal fällt der Apfel weit vom Stamme. Ein landwirtschaftliches Bild des Ackers genügt nicht zur Erklärung geistiger Fruchtbarkeit und Brache oder des schon von antiken Philosophen wahrgenommenen Niedergangs der nächsten Abkömmlinge großer Männer. Der beherzte Historismus mit seiner Rechnung, daß um 1620 nach allen Voraussetzungen günstiger Konstellation ein deutscher Shakespeare hätte kommen müssen, wäre nicht der große Krieg zerstörend eingebrochen, geht in die Irre; bloßes Spiel ist die Behauptung eines ruhmvollen Kollegen, Shakespeare würde im 19. Jahrhundert Parlamentarier geworden sein, da er doch ganz natürlich wiederum ein Dramatiker geworden wäre, nur anders als im elisabethinischen. Auch hab' ich schon als grüner Student mit ungläubigem Staunen den Künsten eines Historikers der Philosophie gelauscht, der aus den Zeitverhältnissen jedes „er kam" in ein „er mußte kommen" umbog und dann sehr komplizierte Bildungsreihen durch Scheidung dreier Perioden mit trügerischen Zwischenakten klipp und klar erledigte.

Wir wollen die Persönlichkeit nicht isolieren. Sie erbt von der nahen und ferneren Vorzeit. Sie steht als Glied einer Generation in empfangendem, widerstreitendem und begabendem Verkehr mit den Zeitgenossen, deren Gruppen wie die äußerlich, doch für unsern Bedarf notwendig eingeteilten Jahrhunderte und Perioden sich nicht gleich Schildwachen ablösen, sondern ineinander geschoben sind. Sie wirkt auf Nachbarn und Nachfahren. Und es wird zwischen den nächsten Geschlechtern immer so zugehen, wie der Spruch sagt:

Das Gewesne wollte hassen
Solche rüst'ge neue Besen,
Diese dann nicht gelten lassen,
Was sonst Besen war gewesen.

Wir wollen auch nicht nivellieren, also hervorragende Persönlichkeiten zwar keineswegs zu einsamen Säulenheiligen machen, doch der demokratischen Losung des In Reih und Glied die aristokratische Ansicht der Flügelmänner und Führer entgegenstellen, in der Zeit und über der Zeit. Es tut weh, wenn Lord Byron durch einen philisterhaften deutschen Darsteller ins Pack gestoßen wird, und von Gregorovius' gezähmter, zum Alltag heruntergekommener Lucrezia Borgia schaut man doch lieber auf die schönen Bestien in der Beleuchtung Jakob Burckhardts. Auch ein berechtigter Rückschlag gegen eine lange pathologische Verzerrung Heinrich v. Kleists oder E. T. A. Hoffmanns hat diese besonderen Persönlichkeiten doch allzusehr aufs Mittelmaß des Normalmenschen ausgeglichen.

Bleibt uns das Ingenium ein Geheimnis, so können wir seine Entfaltung in geschichtlicher Bedingtheit verfolgen und es von der gesunden abhängigen Unreife, die den angehenden Musiker oder Bildkünstler anders als den Dichter in der Schule zeigt, aber die literarische Frühzeit stets leichter charakterisieren läßt, zur eigentümlichen Leistung und Manifestation vor Mitwelt und Nachwelt aufsteigen sehn. Es ist seit den Ansätzen des Altertums und allen späteren, das Individuelle physisch und geistig mit dem Generellen verknüpfenden Kombinationsweisen, die für uns in Goethes Autobiographie gipfeln, nichts Unerhörtes, sondern nur ein Extrem gewesen, wenn im Gegensatze zu Wilhelm v. Humboldts kühnem Wort, beim Genie sei die Kausalität aufgehoben, Hippolyte Taine überall nur reduzierbare Produkte zu erkennen meinte. Dieser ausgezeichnete Schriftsteller, dessen Bedeutung nicht durch den jüngsten Nachweis leichtfertiger Quellenforschung umgestoßen werden kann, betont in seinem vielberufenen Vorwort zu der wissenschaftlich schwachen englischen Literaturgeschichte: man hat seit hundert Jahren — eine sehr enge Rechnung fürwahr! — entdeckt, das literarische Werk sei nicht ein Spiel der Einbildung und die vereinzelte Laune des heißen Kopfes, sondern ein Abbild umgebender Sitten, ein Zeichen von Geisteszuständen, so daß solche Denkmäler das Fühlen und Denken der Menschen durch Jahrhunderte hindurch ergäben. Ganz wohl, und auch seine drei Urquellen sind uns keine neue Offenbarung, die Berufung auf Darwin so naheliegend wie dereinst ein Appell an Hippokrates. Taine hat bekanntlich drei Gesichtspunkte: la race, le milieu, le moment. Erstens gilt es den angebornen, erblichen Anlagen, die der Mensch samt den in Temperament und Körperstruktur gegebenen Verschiedenheiten mitbringt, und alle Grade der Begabung, bei Völkern wie im Tierreich, zeigen doch höchst beharrlich durch jede Entwicklung und Differenzierung eine Urform und unzerstörbare Verwandtschaft. Zweitens ist das Milieu zu erforschen, in dem diese Rasse lebt und webt, denn niemand steht allein auf der Welt, sondern die Natur und die Nebenmenschen umgeben ihn, sekundäre Eindrücke wirken auf das Mitgebrachte, die physischen und sozialen Umstände modeln ein ihnen überliefertes Naturell, das Klima im weitesten Sinne macht sich geltend, politische Mächte sind für die Völker so maßgebend wie Erziehung, Beruf, Wohnort, Lebensbedingungen für den einzelnen. Drittens hat man mit der zeitlichen Verschiedenheit des Eindrucks zu rechnen, die sich z. B. in

gewissen Idealen und Typen, in Bühnenverhältnissen usw. einer Epoche äußert; Altes stirbt, Neues ersprießt im „Moment", und es ist die Aufgabe, den Wandel der Perioden aus schöpferischen Triebkräften zu bestimmen. Diese Trias ergibt nach Taine die Psychologie eines Individuums, oft die eines Jahrhunderts, manchmal einer ganzen Rasse, wie er es für England leisten will, aber nicht geleistet hat mit all seinem Esprit und all seiner Methode. Worin diese Methode keineswegs originell und worin sie schief und vermessen ist, geht schon aus meinen früheren Andeutungen hervor. Die literarische Persönlichkeit betrachten wir nach deutschen Vorbildern auch ohne Taine im Hinblick auf jene drei Mächte; Engländer sind nicht anders verfahren, und Frankreich hat der bei Sainte-Beuve bewundernswerten Porträtkunst seither nur eine noch feinere Analyse zu verleihen gewußt.

Ich nehme mir in dieser unsystematischen Gelegenheitsrede die Freiheit, hier bei Erscheinungen Halt zu machen, die uns literarische Persönlichkeiten im vollen Strome der Zeit zeigen, ihr nur scheinbares freiwilliges Verschwinden dartun und endlich gerade zu Taines Theorie zurückführen. Wir haben jeden Dichter zu fragen, wie weit er an der Entdeckung neuer Welten in uns, um uns, über uns oder auch nur bisher unbeachteter Winkel beteiligt war, ein Pfadfinder oder bloß ein Trabant. Der moderne Roman, vornehmlich der französische, soll zum Beispiel dienen. Die Welt „Wilhelm Meisters" mit ihrem langen Schweif innerlich sehr abweichender romantischer Nachfahren hatte sich ausgelebt, dem vagen Ideal der Tätigkeit war eine bestimmtere Fassung des Berufs gefolgt, die in den „Wanderjahren" des greisen Goethe viel mehr abstrahierte als gestaltete Soziologie wurde seit Immermanns „Epigonen" mit neuer Schätzung von Industrie, Landwirtschaft und Handel fester begründet und umgebildet. Auch die Poesie rechnete mit der bisher kaum erwogenen Wichtigkeit und Macht des Geldes. Wirtschaftliche Verhältnisse, Schiebungen in den Ständen, demokratische Vorstöße der wachsenden Großstädte mußten auf den Roman wirken. In England, wo später die psychologisch so reiche und feine, wiewohl kompositionslose George Eliot dem Klerus, den Landleuten, den Provinzlern neue Seiten abgewann, trat einem Bulwerschen Elegant Pelham nicht ohne advokatorischen und grotesken Überschwang, aber als warmherziger Kenner der elendesten Niederungen Londons Dickens und die kaustische Kritik der höheren Gesellschaft bei Thackeray gegenüber. In Frankreich entwickelte sich seit Stendhal, dem das Denken seiner Menschen fast alles, ihr Tun wie ihre Erscheinung fast nichts bedeutet, eine nach und nach von Neueren und Neuesten zum gänzlichen Bankbruch der Kunstform und Gestaltung getriebene Analyse gegen jedes raconter narrativement. Balzac aber als ein Neuschöpfer des modernen sozialen Romans wünschte bisher fremde Bezirke mit allem Detail zu erobern, ohne sogenannte lyrische Lügen, ohne Rhetorik und Romantik, die freilich ungerufen noch oft genug eindrang, sogar aus melodramatischen Tiefen. Er sah ungeheuer viel und ungeheuer scharf. Er studierte das Land, die Stadt, die Straßen, die Wohnungen und witterte schon den eigentümlichen Duft oder Muff einer Behausung. Er maß die Modelle als ein Inquisitor und gab den Personen bezeichnende Namen wie Dickens, von dem er sich aber auch darin unterscheidet,

daß seiner breiten Pinselführung die Manier des Engländers, gern mit einzelnen Redensarten und stereotypen äußeren Merkmalen zu charakterisieren, widerstrebt. Man will vielmehr die ganze Beobachtungsmasse aufarbeiten, legt sie in Schilderungen der Gestalt, des Anzugs, der Räume bis zur ermüdendsten Genauigkeit dar oder preßt, wie Flaubert für seine Klumpfußoperation oder sein landwirtschaftliches Fest, das peinliche Studium ganzer Bibliotheken in enggepackten Auszügen zusammen. Die „Helden" weichen Mittelmenschen, kleinen Leuten. Grandeur et décadence de César Birotteau lautet ein famoser Titel Balzacs; das soll offenbar an Gibbons römische Weltgeschichte mahnen, der biedere Parfumeur, der emporkommt, Bankerott macht und dann einen ehrlichen Lebenskampf führt, muß Cäsar heißen. König Lear wohnt nun als Père Goriot in der schäbigen Pariser Pension, Goneril und Regan in Adels- und Finanzhotels. Wie unmodern erklärte doch der Aristokrat Alfred de Musset, er wolle nicht erzählen, womit Frédéric und Bernerette ihre Zeit verbrachten, denn „wer möchte so alltägliche Dinge lesen? und was nützte das, da doch ein Wort genügt: sie liebten einander, sie lebten zusammen, es dauerte etwa drei Monate". Dagegen rief Balzac im Todesjahr Goethes: wir begucken Ary Scheffers Gretchen und übersehen die in Paris wimmelnden Geschöpfe von ganz andrer Poesie, schön gerade durch ihr ausdrucksvolles Elend! Dieser unermüdliche Beobachter erfuhr außer dem, was ihm große und kleine literarische Vorgänger überlieferten, den Einfluß der beschreibenden Naturwissenschaft; will er doch ein Buffon der Gesellschaft werden, exakt trotz all seinen Hyperbeln, seiner weithin nachwirkenden Schwarzseherei, seinem in Flauberts Provinz zum Fanatismus gestiegenen Haß gegen jedes wirkliche oder vermeinte Philistertum. Der simple docteur en médecine sociale oder es sciences morales macht seine Entdeckungsreisen in unbekannte Regionen der Familie, der Stände, des nichtpariserischen Landes. So erwächst Band auf Band eine riesige Comédie humaine; der Roman soll Privatgeschichte der Nation sein, und kleine Wechselfälle des Alltags werden so ernst genommen wie die hohe Gesellschaft und die Welthändel unter Louis-Philippe.

Dank dem jungen Eckermann Alexis und genauer jetzt durch Massis sehen wir Balzacs Nachfolger Zola auf Grund seiner Pläne und Entwürfe bei der Arbeit. Der roman expérimental ist freilich, da es hier kein Experiment gibt, theoretisch ein barer Unsinn, wie fast alles, was dieser Naturalist und Utopist gelehrt hat, dessen bis nach „Lourdes" hin erstaunliches, dann arg versandetes Aufgebot zyklopischer Darstellungskraft, brutaler Wahrheitsliebe und erschöpfender Pedanterie nicht unterschätzt werden darf. Auch seine documents humains, ein Goncourtscher Ausdruck, sollen einfache Lebensprotokolle sein. Gleich der Titel der 1868 schon übersichtlich und genealogisch angepackten Histoire naturelle et sociale d'une famille sous le second empire mahnt an Balzac. Wie dieser unbekümmert um hergebrachte Moral und Schönheit die zeitgenössische Gesellschaft dargestellt habe, so will er ohne ein buntes Personal von hierher und dorther die Produkte der Kreuzung zweier Familien gemäß einem ausgeklügelten Stammbaum durch mancherlei Sphären und Berufe hindurch verfolgen. Hat Balzac sich auf Buffon berufen und nach Le Bretons Erweisen auch die individualistische Physiognomik und Schädellehre Deutsch-

lands genutzt, so heftet Zola sich absurd an den großen Physiologen Claude Bernard. Wir kennen nicht bloß z. B. die Fouriersche Quelle seiner kindischen Arbeitsorganisation der Zukunft, sondern auch die allgemeiner maßgebenden wissenschaftlichen oder halbwissenschaftlichen Werke, denen sein felsenfester Glaube an die Angeborenheit und Vererbung im Physischen und Sittlichen zuschwört, und er wird namentlich auf diesen Lucas doch wohl zuerst in Taines besprochener Vorrede von 1863 gestoßen sein. Mit ihren Zielen deckt sich, wie man längst bemerkt hat, die Methode der „Rougon-Macquart": entwickelt soll werden erstens die Deszendenz, zweitens die Wirkung der fiebernden Epoche auf eine vielköpfige Familie, drittens die physische und soziale Bedeutung der Milieux. Greifbarer als kaum irgendwo sind auf dieser Entwicklungslinie des Romans der Zusammenhang von Theorie und Praxis, die Signatur der Zeit, die literarische Abfolge, auch Analogien moderner Malerei, und trotz aller Bemühung, sich selbst hinter dem völlig objektiven Werk auszulöschen, ein rücksichtsloses Vordringen der literarischen Persönlichkeit, die auch in der dürftigen Formel vom coin de la nature — zuerst hieß es: création — vu à travers un tempérament sich behauptet. Ja, vordem hatte Zola gerufen, Taine töte die Persönlichkeit.

Ich kehre in jedem Sinne heim, auf deutsches Feld und den alten Nährboden meiner Studien. Wilhelm Scherers, des Unvergeßlichen, Auffassung der literarischen Persönlichkeit kann mit den Schlagworten des Ererbten, Erlebten, Erlernten ausgedrückt werden. Unser Standpunkt dem Ererbten gegenüber, das sich der eigenartigen Persönlichkeit in ihren ansteigenden Manifestationen unterordnet, ist bereits zur Genüge festgestellt. Das Erlebnis hat Dilthey, der schon früh auch unsre Literaturgeschichte durch seinen feinen Sinn für Lebensgefühl und Lebensideal befruchten und beseelen half, gerade in den letzten Jahren über die konkreten Einzelheiten emporgehoben. Das Erlernte umfaßt die gesamte Bildung aus den Überlieferungen der Vergangenheit und den Trieben der Gegenwart, die ganze Aufnahme politischer und religiöser, wissenschaftlicher und künstlerischer Anregungen, für den Dichter auch von Nachbarkünsten her. Das Erlernte begreift alle Lektüre des Schriftstellers, was weder unverdaut in äußerlichen Registern abgetan noch nach Schopenhauers Wort als ein Denken mit fremdem Kopf eingeschätzt werden darf. Es meint spezieller das Verhältnis zu einzelnen Vorbildern der Kunstübung, den Theorien und Werken, den technischen Mitteln, die zur Manier oder zum Stil führen. Es will, immer mit Herausarbeitung des Neuen und Eigentümlichen, in der Analyse der Motive, der Sprache, der Metrik kraft historisch-philologischer Schulung gesucht werden. Die Stoff- und Motivgeschichte, erhoben über ein bloßes Aufstapeln, zeigt uns den Fluß von Metamorphosen und Metempsychosen, Zusammenhang, Verpflanzung aller Art und persönlichen Stempel. Das Was und das Wie stehen beisammen. Von den ersten wahrnehmbaren Keimen und plötzlichen Inspirationen an, die doch auch der Wissenschaft keineswegs fremd sind, möchten wir ein Werk durch den nun gar nicht träumerischen, sondern wachen Kunstverstand gebildet sehn und die Wirkung des ausgestalteten auf Genießende und Schaffende spüren. Welche Rücksicht der Epiker und besonders der Dramatiker auf gewisse äußere Forderungen

der Gattung, das Ausmaß z. B., nahm, und auch wie der Macher auf den Markt und die für jedes innerlich notwendige Schaffen nicht vorhandene Honorarfrage spekulierte, ist zu erwägen. Allgemeine und einzelne Bekenntnisse der Schöpfer, ihre gesamten, nur von falscher Vornehmheit oder aus privatem Eifer zurückgehaltenen oder beschnittenen Briefe und Tagebücher, die verschiedenartigen Entwürfe ihrer Werkstätten, abweichende Fassungen auch in bloßen einzelnen Lesarten, spätere Umbildungen und Fortsetzungen geben uns reiche Aufschlüsse über abhängiges und selbständiges Wachstum, auch über ein Nachlassen des schöpferischen Vermögens. Hat der Dichter nur eine Gattung gepflegt oder in mehreren Reichen, und mit was für Gaben und Erfolgen, gewaltet? Ist er früh hervorgetreten, hat er lange gesäumt wie Conrad Ferdinand Meyer und Fontane oder geraume Pausen gemacht wie Gottfried Keller, sich außer kargen Johannistrieben zeitig ausgegeben wie Uhland? War es ihm im Gegenteil vergönnt, gleich dem Schöpfer des zweiten Faust das große Wort zu erfüllen: „Geniale Naturen erleben eine wiederholte Pubertät, während andre Leute nur einmal jung sind. Daher kommt es denn, daß wir bei vorzüglich begabten Menschen auch während ihres Alters noch immer frische Epochen besonderer Produktivität wahrnehmen, eine temporäre Verjüngung." Diese Lehre vom neuschöpferischen Genie ist das Bollwerk, an dem jede übertriebene Verwandtschaft von Genie und Wahnsinn zerschellt. Daß Hölderlins Lyrik von dem einsichtigen schwäbischen Psychiater besonders für ihre Wegscheide Licht empfängt, bleibt ein vereinzelter Fall. Gewiß wird ein Biograph körperlichen Gebresten und Anfechtungen auch in ihren möglichen Einflüssen auf die Geistesarbeit nachgehen, aber wir verwerfen die neuerdings beliebten Krankheitsdiarien, zumal das ekle Herumschnüffeln in sexuellen Dämmerungen, und wenden uns von einer aus Lombrosos Schule entsprossenen Musterung des armen Grafen Leopardi, seines Höckers und seiner mißförmigen Ohren, zum Vorwort des Meisterdolmetsch Paul Heyse und zu der zarten Nerina-Novelle. Schillers kraftvolle Werke verraten keine Spur des heroisch bezwungenen Siechtums, und wär' er zu hohen Jahren gekommen, so würde er niemals gefeiert haben, wie die langlebigen Großen von den Tragikern Athens bis zu Goethe gar nicht anders als in ewiger gesunder Schöpferlust zu denken sind.

Während der ersten Jahre meiner hiesigen Tätigkeit brach ein literarischer Bilderſturm herein, der sich in maßlosen Todesurteilen und neben Gärungen eines jungen Mostes in fratzenhaften Gebilden äußerte. Dieser Sturm hat sich beruhigt. Trotz manchen Extravaganzen der Kritik und der Werke haben wir heut ein regeres, ernsteres Leben in der Literatur und auf der Bühne als vor einem Menschenalter. Die Teilnahme an gewichtigen alten und neueren, heimischen und fremden Schöpfungen neben leichter Unterhaltungsware ist verbreiteter und tiefer.

Sie, meine lieben Kommilitonen, werden der in dieser Millionenstadt heranbringenden Hochflut sicherer begegnen, wenn Sie Ihr Urteil durch geschichtliche Bildung und Andacht für das Vermächtnis der vorausgegangenen Persönlichkeiten festigen.

Karl Bergers „Schiller".

Von

Richard Weißenfels.

Gern haben wir ein Weihnachtsgeschenk des letzten Jahres empfangen: die Vollendung einer der großen Biographien, die sich seit geraumer Zeit die Aufgabe gestellt hatten, unser bereichertes Wissen von Schiller zusammenzufassen. Berger[1]) ist damit allen, die sich über des Dichters Persönlichkeit, sein Leben und seine Werke unterrichten wollen, der sicherste Führer geworden. Aber auch wer Schiller bereits kennt und liebt, wird der natürlich gegliederten und kunstvoll verbundenen Darstellung willig folgen. Sie hat im zweiten Band die Vorzüge bewahrt, die dem ersten in dieser Zeitschrift (1905 Juni) nachgerühmt worden sind. Sie hält sich ruhiger — das brachte der Unterschied im Stoff mit sich: Schillers Reife und Meisterschaft war zu schildern, wie sie aus dem Sturm und Drang der Jugend emporstieg. Die herzliche Wärme, mit welcher der Biograph seinen Helden umfaßt, spricht doch vernehmlich aus dem glatten Fluß der Sätze, mögen sie vom Leben erzählen oder Analyse der Werke geben. Schiller zu lieben und zu bewundern, lehrt dieses Buch, nicht, ihn zu kritisieren. Hie und da hätte die Kritik ihre Stimme lauter erheben dürfen: ethische Kritik bei dem Doppelverhältnis Schillers zu Lotte und Karoline, dramaturgische Kritik etwa gegenüber Schwächen der „Braut von Messina" oder des „Wilhelm Tell". In Bergers Werk herrscht die Stimmung der Säkularfeier von 1905, die eine notwendige Reaktion war gegen eine langsam gewachsene Neigung, den früheren Lieblingsdichter der Nation neben dem in hellstes Licht gehobenen Bild Goethes zu tief in den Schatten zu rücken. Manchem wird des Rühmens etwas zuviel sein, für das schließlich auch keine neuen Formen des Ausdrucks sich mehr finden ließen. Es ist doch kein Überschwang des Enthusiasmus, kein Schwelgen in Phrasen. Sachlich begründet ist jedes Wort der Liebe und der Begeisterung, geschöpft aus Stimmungen, in denen Berger alles Erleben, Denken und Schaffen seines Dichters intensiv nachempfunden hat. So hat er selbst geleistet, was er im Vorwort vom deutschen Volk verlangt: „Es gilt, nicht Schiller zu loben, sondern zu lesen, nicht am Glanze seiner Worte sich zu berauschen, sondern einzudringen in das Innerste seiner Persönlichkeit."

In diesem Innersten fand Berger den heroischen Willen als die Urzelle alles in der Erscheinung Schiller begriffenen Lebens. Wie dieser Wille die

[1]) Schiller. Sein Leben und seine Werke. Von Karl Berger. In zwei Bänden. Zweiter Band. Mit einer Photogravüre. Erste bis vierte Auflage. München, C. H. Beck. 1909.

Freiheit des Geistes gegen die „herben Widersprüche der Welt“, im besonderen auch gegen körperliche Leiden behauptete, wie er in unablässiger Gedankenarbeit den Menschen und den Künstler der Vollendung entgegenführte, zu unbeirrbarer Sicherheit im ethischen Wollen, im Denken der Welt und im dichterischen Gestalten, das ist das innere Thema des Buches. Es gibt dem Ganzen die Einheit, und solche Einheit der Darstellung entspricht der Einheit in ihrem Stoff: deutlicher als in irgendeiner früheren Biographie erscheint Schillers Entwicklung als allmähliche und stetige Entfaltung der angeborenen Eigenart, als eine „Selbstklärung“, für die dem Willen alles diente, was ihm Leben und Studium entgegenbrachten. Im Leben läßt dieser zweite Band vornehmlich Lotte und Goethe, im Studium Kant als Erscheinungen hervortreten, in deren Anschauung Schiller Klarheit über sich selbst gewann. Sonst weicht die Umwelt des Dichters weiter als im ersten Band hinter ihn selbst zurück. Strenger hält sich die Darstellung an ihren Helden, wir empfangen nicht, wie etwa in Hayms „Herder“ oder Erich Schmidts „Lessing“, mit der Schilderung der Einzelpersönlichkeit zugleich anschauliche Gemälde ihrer Epoche. Das mag als Mangel empfunden werden, anderseits dient gerade die Konzentration auf Schiller selbst der Anschaulichkeit des entworfenen Bildes. Nicht weiter abgelenkt auf andres, als zur Feststellung entscheidender Einflüsse nötig ist, erfassen wir die Einheit der großen Erscheinung auch insofern, als wir die verschiedenen Richtungen in Schillers Wirken, die gelehrte und die künstlerische Arbeit, und ihre Früchte, die Ideen und die Schöpfungen, aus dem Kern derselben Persönlichkeit hervorgehen und sich entwickeln sehen. In keiner früheren Biographie sind Schillers wissenschaftliche Schriften und seine Dichtungen, ist mit beiden sein Leben so fest zusammengeschlossen, sind die wechselseitigen Beziehungen zwischen ihnen so eng geknüpft, die alles verbindenden Fäden so deutlich bloßgelegt. Nicht überall mit ausdrücklichen Worten; der Leser muß vielfach selbst die Fäden ziehen, und wird es tun, wenn er sich in die Stimmung des ganzen Werkes hineinempfunden hat. Er wird zum Beispiel, wenn er liest, wie Schiller sich den Notwendigkeiten des Lebens und seiner inneren Natur fügte und dabei doch seine Freiheit wahrte, daran denken, welche Rolle die Begriffe Notwendigkeit und Freiheit in seiner Philosophie, seiner Bestimmung des Wesens der Schönheit und ebenso in seinen Gedichten und Tragödien spielen, wie sie zusammenhängen mit den Begriffen Sinnlichkeit und Geistigkeit, und wie diese den Dichter durch sein ganzes Leben beschäftigten, weil er das Sinnliche und das Geistige der Menschennatur in sich selbst als Grundwidersprüche empfand, deren Vermittlung ihm nur im Reiche des Schönen und im künstlerischen Schaffen gelang. So halten wir im Lesen immer die Einheit in der Mannigfaltigkeit fest, die das von Berger gezeichnete Bild Schillers aufweist, und empfinden mit ihm: erlebt sind alle Ergebnisse seines Denkens und Schaffens. Die frühere Ansicht, die in solchem Erleben des Gedachten und Geschaffenen einen Unterschied Goethes von Schiller sah, ist nicht mehr haltbar. Ein Unterschied bleibt freilich bestehen: in der Art des Erlebens. Die äußeren Schicksale haben bei Schiller zum Gehalt seiner Werke weit weniger beigetragen als bei Goethe, sein inneres Leben ist es, das allen seinen großen

Gedankenkonstruktionen und Phantasieschöpfungen zugrunde liegt. Seine Werke sind seine mit Bewußtsein erlebte Persönlichkeit — das ist die Summe der Eindrücke, die wir von der Lektüre des Bergerschen Buches empfangen, und wenn es in dieser Persönlichkeit immer wieder den Willen als ihr Lebenszentrum herausarbeitet, so erkennen wir im besonderen das, was doch in Schillers reicher Lebensarbeit das Größte bleibt, als unmittelbaren Ausfluß seines Wesens und Erlebens: sein Drama, seine Tragödie. Nicht nur gab er die eigene Willensnatur, wie sie sich frei, auch im Leiden, behauptete, seinen tragischen Helden, sie prägt sich noch anders in der Eigenart seiner Tragödie aus: sie bewältigte in den historischen Dramen die ungefügen Stoffmassen, sie gliederte, sie komponierte. Sie lebt in dem „zusammenschauenden Blick" und der „aufbauenden Kraft", die Berger rühmt und die er gern der Feldherrnkunst an die Seite stellt, damit zugleich andeutend, daß der Wille in Schiller in der Kunst wie im Leben ein Wille zum Kampf war.

Am Eingang und am Ausgang des Lebens liegt diese Betätigung der Willensnatur in der Tragödiendichtung, dazwischen in der Mitte ihre Betätigung in der Arbeit Schillers an seiner Weltanschauung, an der Vollendung seiner sittlichen und künstlerischen Persönlichkeit. Dieses Leben wirkt selbst wie ein von Meisterhand komponiertes, trotz des jähen Abbruchs in sich abgeschlossenes Ganze, und der Biograph hat, vorausdeutend und immer wieder zurückblickend, das Neue an das Frühere anknüpfend und zugleich von ihm unterscheidend, jene Struktur der Wirklichkeit in seiner Darstellung nachgebildet, so daß wir auch dadurch den Eindruck der großen, die Teile umschließenden Einheit empfangen.

Der neue Band führt zunächst, mit dem Jahr 1789, der Ansiedlung Schillers in Jena, in die Zeit, welche die beiden Perioden der Tragödiendichtung scheidet und verbindet. Die ersten Kapitel gehören noch dem Willenskampf um die Bildung der Persönlichkeit, wie er in den historischen und philosophischen Studien ein lebendiges Beispiel für die Kant-Schillersche ethische Forderung der Unterordnung der natürlichen Neigung unter die erkannte Pflicht wurde. Schließt man aber aus dem Charakter der Schriften dieser Periode, wie ihn Berger unter Hinweis auf alle Zusammenhänge mit Schillers Poesie analysiert, auf die Stimmung, in der sie geschrieben wurden, so empfindet man, daß dem Dichter hier die Pflicht zur Neigung geworden ist, daß er also selbst das ethisch-ästhetische Ideal einer völligen Harmonie zwischen Sollen und Wollen erreicht hat, zu dem er aus seiner Künstlernatur heraus die imperativ rigoristische Moral Kants in der Theorie weiterbildete. Die Biographie erhebt sich in der Darstellung der mittleren Periode auf ihre Höhe. Ergebnisse der Arbeit des Säkularjahres kamen ihr zugute. Richard Festers Studien über den Historiker Schiller sind in vollem Umfang verwertet. Was die Schwaben in der Forschung über ihren großen Landsmann geleistet, was wir vor vier Jahren gern in Hartmanns Buch über die Jugendfreunde, im Marbacher Schillerbuch gelesen haben, hat die anschauliche und intime Schilderung des Aufenthaltes in der Heimat 1793/94 befruchtet, den Berger als Abschluß der Rechnung mit der Vergangenheit und als „Rast am Herde der Kindheit" vor dem Aufstieg zu den „steilsten Gipfeln der philosophischen Bahn" faßt.

Bei den philosophischen Studien und Schriften aber, denen er schon früher ein Buch gewidmet hat, steht er ganz auf eigenen Füßen. Hell beleuchtet wird hier der Gang der Entwicklung. In dem Gedicht „Die Künstler“, dessen Analyse den ersten Band schloß, hatte Schiller im allgemeinen als erlebte innere Anschauung und als Ahnung ausgesprochen, was er nun in strengem Studium zergliedernd sich zu begrifflicher Erkenntnis klärte. Auf dem eigensten Gebiet seines Schaffens begann diese theoretische Arbeit: in Untersuchung des Wesens der tragischen Kunst. Rasch drang sie von da über das ganze Gebiet der Kunst vor: die Kalliasbriefe suchen den objektiven Begriff des Schönen. Als ihre Ergänzung erscheint „Anmut und Würde“; wo jene Briefe abbrechen, da setzt die neue Abhandlung ein: bei der Schönheit des Menschen. Die „tief empfundene Bekenntnisschrift“ ist persönlicher als der „Kallias“; als persönlichste der philosophischen Schriften reihen sich die Briefe über die ästhetische Erziehung an, deren Vorgeschichte über die „Künstler“ bis zu den ersten philosophischen Äußerungen des Dichters zurückverfolgt wird. Energisch weist Berger, das Verständnis fördernd, auf die Fülle lebendiger Erfahrung und Anschauung hin, die der Begriffsarbeit der Briefe zugrunde liegt. Die eigene Selbsterziehung, deren Schiller sich bewußt geworden war, und sein Urteil über die scharf beobachteten politischen Zeitverhältnisse, im besonderen die französische Revolution, werden als die Wurzeln bloßgelegt, aus denen die vollendete ästhetische Weltanschauung emporgewachsen ist. Aber die Briefe blieben Fragment. Zwei Arten der Schönheit sind darin konstruiert, nur der Wert der einen, der „schmelzenden“ Schönheit, für die ästhetische Erziehung des Menschen ist behandelt. So folgte, wie zu den Kalliasbriefen, die Ergänzung: die Abhandlung „Über das Erhabene“ holte nach, was von der erzieherischen Wirkung der andern Art, der „energischen“ Schönheit, zu sagen war. Und das war gerade, was dem eigenen Wesen Schillers am nächsten lag, der Willensnatur, die deutlich aus dem Leitsatz der Schrift spricht: „Alle andern Dinge müssen; der Mensch ist das Wesen, welches will.“ Die Abhandlung über naive und sentimentalische Dichtung endlich bezeichnet die Rückkehr aus der Weite der allgemeinen Kultur auf das besondere Schaffensgebiet des Dichters und stellt damit den letzten Akt der Selbstprüfung und Selbstklärung dar, der notwendig war vor der Rückkehr zur poetischen Produktion.

Die Art, wie Berger die philosophischen Schriften analysiert, ist gewiß geeignet, ihnen ein größeres Publikum zu gewinnen, als sie in der Gegenwart haben. Vorteilhaft wäre es für diesen Zweck gewesen, ausdrücklich hervorzuheben, was in Schillers Philosophie heute wieder modern wirkt, bei gewissen Anschauungen neueste ästhetische Theorien wie die von der Einfühlung, vom Spiel, von der Erziehung durch die Kunst heranzuziehen, auch etwa die Frage zu erörtern, wie sich der ästhetische Mensch, den Schiller erträumte, zum Menschenideal unsrer Zeit verhält.

Durch den Stoff gegeben war der enge, innere Anschluß des Kapitels über die Gedankenlyrik an das philosophische. Aus der poetischen Gestaltung der abstrakten Ideen wird erst ganz klar, wie diese nicht rein begrifflich konstruiert, sondern aus der lebendigen Persönlichkeit des Dichters und seiner Lebenserfahrung emporgestiegen sind. Die neuen philosophischen Gedichte er-

scheinen hier, wie die früheren, wie zuerst die Laura-Oden, als persönlich erlebte Weltanschauungspoesie, als die in Poesie umgesetzten „Schillers Gedanken begleitenden Lebensgefühle". So im besonderen „Die Ideale", in der elegischen Stimmung an die „Götter Griechenlands" geknüpft, „Das Ideal und das Leben", die Quintessenz der Persönlichkeit des Dichters, ein Ausdruck des „Allerheiligsten seines Fühlens und Denkens", „Der Spaziergang", diese „kulturphilosophische Schau", für die ein von Berger oft zur Charakteristik herangezogener Grundtrieb in Schiller die poetische Einkleidung geschaffen hat: der „Drang, in die umgebende Erscheinungswelt seine Seele zu legen". Die Paraphrase solcher Lyrik ist eine heikle Aufgabe; wir lesen lieber Gedanken über sie, als ihre eigenen Gedanken noch einmal, in Prosa umschrieben. Bergers Darstellungskunst hat die Schwierigkeit nicht völlig überwunden, auch weiterhin nicht in der Betrachtung der Lyrik. Doch muß die feine Analyse des Liedes von der Glocke hervorgehoben werden als neue Feststellung der künstlerischen Vollkommenheit dieses Gedichtes, für das dem heutigen Geschmack das gerechte Werturteil abhanden gekommen war.

Die strenge Selbsterziehung trug dem Dichter als köstlichste Frucht den Freundschaftsbund mit Goethe. Weshalb er nicht früher geschlossen wurde, ist oft erörtert worden. Den Grund, den Berger darin sieht, daß die beiden Großen vorher sich über die Eigenart ihres Wesens und Strebens noch nicht völlig klar gewesen seien, kann ich für Goethe nicht anerkennen. Für den Vergleich beider und die Schilderung ihres Einwirkens aufeinander sind die ersten Briefe Schillers, in denen Goethe mit „freundschaftlicher Hand die Summe seiner Existenz gezogen" fand, geschickt und allseitig verwertet. In solcher Auslegung schriftlicher oder mündlicher Äußerungen des Dichters erweist Berger sich als treuen, weit und tief blickenden Nachdenker. Der Einfluß Schillers auf Goethe tritt stärker hervor als der umgekehrte. Berger sieht auch hier vor allem die Willensnatur sich betätigen, die in erregendem und forderndem Andringen die erstarrte Schöpferkraft des Freundes neu belebte, so daß nun erst der Gewinn der italienischen Reise völlig zutage trat. Als „verkörperte Geisteskraft und Willensmacht" wurde Schiller für den aller Abstraktion abgeneigten Goethe auch das konkrete Medium, das ihm die Philosophie Kants als „persönliches Leben" nahe brachte.

Im engen Bund mit dem gleichgestimmten Freund auf der erstiegenen Höhe fortschreitend war der Kämpfer Schiller zum Sieger geworden. Die Aufgabe des Biographen für das letzte Jahrzehnt war, zu zeigen, wie die erworbene Harmonie der Persönlichkeit und die gewonnene Weltanschauung sich in Leben und Kunst bewähren. Vor allem in der Musterung der großen Dramen und des dramatischen Nachlasses hat Berger die Aufgabe erfüllt. Er scheidet Schillers Tragödie, auch die „Braut von Messina", scharf vom romantischen Schicksalsdrama. Immer kehrt der Nachweis wieder, daß das Schicksal und damit die Tragik sich bei Schiller mit zwingender Notwendigkeit aus den Charakteren im Zusammenhang mit den Lebensverhältnissen, in die sie gestellt sind, ergeben. Darin liegt das ganz Persönliche und Erlebte: „Über die geheimnisvolle Verknüpfung von Charakter und Schicksal hat er nicht nur tiefe Gedanken gehegt, er hat sie selbst erlebt im Widerstreit von

Lebenwollen und Leidenmüssen, in dem großen Ringen zwischen der Notwendigkeit gegebener Verhältnisse und seinem eigenen Charakterwillen“. In der Mischung von Notwendigkeit und Freiheit zeigen die Dramen bald die eine, bald die andre überwiegend, wie es im wirklichen Leben ist. So zeichnet Berger die „Jungfrau von Orleans“ und die „Braut von Messina“ als Gegenbilder: jene „ganz auf die Idee der Freiheit gegründet“, diese ausgehend „von der die ganze Welt der Erscheinungen durchwaltenden Notwendigkeit“. Die „Jungfrau“ rückt damit „unter Schillers poetischen Selbstbekenntnissen in die vorderste Reihe“. In der Heldin leben die „Wunderkräfte des Gemütes“, die der Historiker früher aus persönlicher Sympathie als sieghafte Träger unsterblicher Ideen in den Kreuzzügen und im Malteserorden verherrlicht hatte. Der Dichter gab der Gottesstreiterin „Geist von seinem Geist, jenen zur Tat drängenden und über alle Widerstände der stumpfen Welt siegenden Glauben an die göttlichen Kräfte der Menschenseele, der seines eigenen Lebens Atem war.“ Trifft Berger ganz Schillers Auffassung, wenn er behauptet, für jene innere Willensmacht sei der göttliche Auftrag und alles Wunderbare in der Handlung nur das aus dem mittelalterlichen Leben genommene Symbol? Jedenfalls hat er darin recht, die Vorstellung eines „blinden“ Schicksals überall fern zu halten. Auch in der Braut von Messina erhebt sich Don Cesar schließlich im Entschluß zu freiwilligem sühnenden Tod über alle Notwendigkeit zu sittlicher Selbstbestimmung. Dasselbe tut Maria Stuart, indem sie den Tod, den sie leiden muß, in ihren Willen aufnimmt. Beide behaupten so, wie die Jungfrau, gegen die Welt ihre Persönlichkeit. Der Wille zu solcher Selbstbehauptung, wie Schiller ihn allen Helden seiner Tragödie aus dem eigenen Wesen gegeben hat, verträgt sich durchaus nicht mit dem Walten einer blinden Notwendigkeit. Ein solches will auch der Sternenglaube Wallensteins keineswegs symbolisch andeuten; Berger leitet ihn so aus dem Charakter des Helden und seinem Erlebnis her, daß er geradezu als „gesteigerter Ausdruck seines grenzenlosen Selbstvertrauens und seines Willens zur Selbstbehauptung“ erscheint. In solchem Willen wird Wallenstein zum Verbrecher, ebenso Demetrius, das macht im Verbrechen ihre Größe aus, daraus fließt bei beiden die Tragik als Untergang des Erhabenen. An Demetrius rächt in der Katastrophe die Wahrheit den Abfall, den er von ihr um der Selbstbehauptung willen begangen hat. Für Wallenstein ist das Verhängnis, daß er gerade durch sein Streben nach Selbstbehauptung in Unfreiheit gerät: „der große Mann des Willens kommt in die Lage, zu müssen, was er seiner Freiheit hat vorbehalten wollen.“

Wer Bergers Analysen der Dramen und dramatischen Entwürfe, auf die hier nur hingedeutet werden konnte, vergleichend überblickt, wie sie immer wieder auf Schillers Persönlichkeit und den Grundzug in ihr und die Grundstimmung in seinem Leben zurückführen, dem drängt sich mit der Mannigfaltigkeit in der Gestaltung des einen Grundproblems der erworbene Reichtum in der großen Einheit dieses Geistes auf.

In den letzten Kapiteln tritt ein neuer Zug in das Bild: der nationale. Wir verfolgen in Bergers Darstellung genau, wie er sich entwickelte. Natürlich war dem Bühnenschriftsteller, natürlicher als dem vorzugsweise lyrisch und

episch veranlagten Goethe, der Trieb, auf seine Zeit zu wirken. Dazu mußte er kennen lernen und mitempfinden, was die Zeit bewegte, und so bildete sich früh ein ihm zuerst nur halbbewußter lebendiger Zusammenhang seiner Einzelpersönlichkeit mit den allgemeinen Verhältnissen der Epoche, den kulturellen wie den politischen. Daraus erklärt Berger die Tatsache, daß seine Jugenddramen stellenweise wie eine poetische Vorahnung der französischen Revolution wirken, daß im Marquis Posa schon noch spätere Weltverbesserungspläne vorklingen, daß der „Wallenstein" anmutet „wie ein Vorspiel der Lebenstragödie des dämonischen Gewaltmenschen Napoleon". Von dem Reflex der Ereignisse in Frankreich, der in die philosophischen Studien hineinspielte, war bereits die Rede. Tiefer erregt wurde Schillers „Gemeinschaftsgefühl" um die Wende des Jahrhunderts angesichts der Kriegsnöte in deutschen Ländern und des zusammenbrechenden Reiches. Da verengerte und verstärkte sich das allgemeine politische Interesse zum vaterländischen, die „Menschlichkeit", die der Sohn des kosmopolitischen 18. Jahrhunderts von Jugend auf vor Augen gehabt hatte, wurde „national bestimmt". So erscheint sie in der „Jungfrau von Orleans", „einem Hochgesang auf Vaterlandsliebe und Vaterlandsehre", auf die willenskräftige Begeisterung, mit der eine Nation ihre Eigenart und Freiheit gegen Unterdrücker wahrt. Vom fremden Volk wandte diese nationalistische Stimmung sich dem eigenen zu in dem Gedichtfragment „Deutsche Größe", in dem Berger die weltbürgerlichen Ideen der Briefe über die ästhetische Erziehung auf das Wesen und die Lage Deutschlands übertragen findet. Als erster und überzeugend rückt er in diesen Zusammenhang weiterhin die „Braut von Messina". Das Schicksal des Deutschen Reiches und Volkes lag dem Dichter unbewußt im Sinn, als er die tragische Verkettung von Fatum und Schuld in der Geschichte des sizilischen Herrscherhauses darstellte und mit den Weisheitssprüchen des Chors begleitete. Das unterjochte Volk von Messina, wie es sich selbst in den Chören charakterisiert, leitet über zu dem sich befreienden Schweizervolk im „Wilhelm Tell", dem bewußten patriotischen Vermächtnis Schillers an sein eigenes bedrücktes Volk, das im dichterischen Bild „die Möglichkeiten eines gesteigerten Gesamtbewußtseins" sehen sollte. Fest erscheint auch hier das Gemeinschaftsgefühl des Dichters an sein Selbstgefühl und sein persönliches Erlebnis geknüpft, wenn Konzeption und Gestaltung des letzten vollendeten Dramas darauf zurückgeführt werden, daß sich ihm „das eidgenössische Befreiungswerk als Symbol eines sieghaften Aufschwungs darbot, wie er selbst ihn in den Nöten des Lebens erfahren hatte". Das alte Problem der Selbstbehauptung des Individuums hat sich zur Idee der Selbstbehauptung eines ganzen Volkes erweitert.

Daß das deutsche Volk in Schiller nicht nur die liebenswerte und durch Willen und Werk große Persönlichkeit verehrte, daß es auch verstand, was er als einer der Seinen im nationalen Unglück ihm tröstend und fordernd zurief, beweist die Landestrauer um seinen Tod. In ihre allseitige und stimmungsvolle Schilderung läuft Bergers Buch aus und in das Mahnwort: „Sein Leben und seine Werke sind ein unveräußerliches, unverwüstliches Erbe. Aber wir müssen es immer aufs neue erwerben, um es zu besitzen."

Die Botschafterkonferenz in Konstantinopel und der russisch-türkische Krieg.

(1877—1878)

Aus dem literarischen Nachlaß des Unterstaatssekretärs Dr. Busch.

Herausgegeben von
L. Raschdau,
Kaiserl. Gesandten z. D.

(Fortsetzung.)

II. Der russisch-türkische Krieg (1877—1878).

Wie aus dem Vorhergegangenen ersichtlich, war auch auf russischer Seite noch die Neigung zu friedlicher Entwirrung der verwickelten Lage vorherrschend. Dementsprechend mögen wohl auch die Berichte des Geschäftsträgers an seine vorgesetzte Stelle gelautet haben. Aber auch sonst glaubte man in Berlin Anlaß zu haben, die russischen Rüstungen anders auszulegen, als die europäische öffentliche Meinung es tat. Die früheren so intimen Beziehungen zwischen Rußland und Deutschland hatten in den letzten Jahren eine auch ferne stehenden Kreisen sichtbare Veränderung erfahren. Wir brauchen hier nur an die Episode von 1875 zu erinnern, da Fürst Gortschakow sich laut rühmte, Frankreich vor einem deutschen Angriffskriege durch sein Einschreiten bewahrt zu haben. Seitdem hat der deutsche Reichskanzler die Politik seines russischen Kollegen, dem er vorwarf, er habe eine Zirkusvorstellung auf seine (Bismarcks) Kosten in Szene gesetzt, mit stetem Mißtrauen verfolgt. Wie man anfangs 1877 in Berlin über die Bewegungen im östlichen Nachbarlande dachte, ergibt sich aus einem Privatbriefe von eingeweihter Seite, der Dr. Busch zur Informierung über die Gesamtlage in Konstantinopel zuging. Darin hieß es: „Es häufen sich für uns die Anzeichen, daß die russische Kriegslust gegen die Türken eine immer geringere wird, andrerseits aber ernsthaftere Symptome der Tendenz, die jetzt recht beträchtlichen Rüstungen gegen andre, zunächst wohl Österreich-Ungarn, zu wenden. Auch die Möglichkeit einer mit Frankreich gemeinschaftlich zu vollziehenden Frontveränderung gegen Deutschland liegt

nicht mehr fern. Einstweilig wird hier sorgfältig beobachtet und unsrerseits vollkommen abwartend verblieben . . . Selbstredend ist es hier wichtig, von Ihnen zu hören, wie groß die Wahrscheinlichkeit eines türkisch-russischen Krieges erscheint, oder ob auch am Bosporus Anzeichen der russischen Frontänderung auftauchen." — Und Mitte Februar heißt es ähnlich in einem Schreiben von derselben Seite: „Wenn aus unsern Beobachtungen auch nichts hervorgeht, was eine Bedrohung von uns fürchten läßt, wenigstens keine imminente, so kann man das gleiche doch nicht in bezug auf Österreich sagen. Jedenfalls ist jetzt die russische Vorbereitung sehr weit gediehen, und es ist auffallend, daß die mobilen Truppen auf einer so großen Linie aufgestellt sind, daß die Angriffsfront ebenso gut (noch besser sogar) nach Galizien als nach der Donau und der Türkei gerichtet werden könnte. Von russischer Kampfeslust gegen die Türken hat sich nichts seit dem (Botschafter-) Konferenzschluß gezeigt, nicht einmal die Veröffentlichung des türkischen Zirkulars mit der Schlappe für Ignatiew hat darauf eingewirkt . . ."

Auch aus diesen Angaben ist ersichtlich, wie unsicher man an den zuständigsten Stellen über die weitere Entwicklung war, und daß es bis wenige Wochen vor dem Kriege keineswegs als zweifellos galt, daß Rußland zu Gewaltmaßregeln gegen die Pforte schreiten werde. Wie von Frankreich im Jahre 1870, so läßt sich auch von Rußland in dieser Zeit sagen: die Volksstimmung zwang der Regierung das Schwert in die Hand.

In Konstantinopel war jedenfalls die diplomatische Tätigkeit erschöpft, und so wurde Dr. Busch Ende März nach Berlin zurückberufen, wo seine Vertrautheit mit den orientalischen Vorgängen jetzt besser nutzbar gemacht werden konnte als am Goldenen Horn. Nach kurzer Erholung nahm er hier seine Tätigkeit als Dezernent für den Orient wieder auf. Seine zeitweise durch größere Pausen unterbrochenen Notizen leitet er mit der folgenden historischen Betrachtung ein, die die Entstehung des Krieges zu erklären sucht.

Berlin, Ende Mai 1877.

Mein Aufenthalt in Konstantinopel hat mich in der Überzeugung bestärkt, daß sowohl die russische als die türkische Regierung im Grunde den Wunsch hegten, dem Kriege aus dem Wege zu gehen. Beide sind durch ähnliche Kräfte halb gegen ihren Willen zur Entscheidung durch die Waffen gedrängt worden. In den türkischen Regierungskreisen verhehlte man sich nicht, daß ein Kampf mit Rußland ein Kampf um Leben und Tod sein würde, daß der Mangel an Bundesgenossen, der schlechte Zustand der Heeresmacht und vor allem die Finanznot widerraten müßten, es zum Äußersten kommen zu lassen. Alle maßgebenden Persönlichkeiten waren zur Nachgiebigkeit geneigt, Midhat Pascha und der Sultan nicht ausgeschlossen; allein es fehlte an einem durchgreifenden Willen und an dem Mute, dieser Erkenntnis gemäß zu handeln.

In früheren Zeiten genoß der Sultan eine unbestrittene Autorität; durch einflußreiche und entschlossene Wesire unterstützt, welche die Armee und die Beamtenklassen in Händen hatten, vermochte er der apathischen Masse gegenüber

Maßregeln durchzuführen, die dem Reiche die größten Opfer auferlegten. Alles dies war anders geworden. Nicht nur war der Sultan, durch einen doppelten Thronwechsel zur Macht gelangt, persönlich unbeliebt, das Ansehen des Kalifats selbst war in den letzten Jahren tief gesunken. Die jungtürkische Partei, mit Midhat Pascha an der Spitze, hatte seit Jahren eine Agitation ins Werk gesetzt, die, planmäßig betrieben, allmählich große Kreise der türkischen Beamtenwelt, die einzige Klasse, die an der Regierung teilnimmt, und die einflußreiche Geistlichkeit ergriffen hatte. Ihre Doktrin läßt sich in wenigen Worten zusammenfassen. Die ursprüngliche Verfassung des Islam war eine demokratische, auf Teilnahme des Volkes an der Regierung begründet. Das Sultanat hat diesen Charakter der mohammedanischen Gesellschaft verändert, es hat Gewaltherrscher herausgebildet, die, entweder unter dem Einfluß einer Serailpartei oder vom Auslande beherrscht (wie der letzte Sultan Abdul Asis durch Rußland), nur ihrer eigenen Genußsucht lebten. Früher hatte wenigstens das Janitscharentum einen Damm gegen die sultanische Willkür gebildet, seit dessen Vernichtung fand sich das Volk der zügellosen Gewalt der Kalifen preisgegeben, die unter Abdul Asis beinahe zur Auslieferung an Rußland und zum Staatsbankerott geführt hatte. Um das Gleichgewicht wiederherzustellen, gelte es jetzt, dem Volke Teilnahme und Kontrolle an der Regierung wieder zu verschaffen. Das Mittel dazu bilde die Einführung einer Konstitution, die zugleich, indem sie den Willen des Volkes zum Ausdruck bringe, den Übergriffen des Auslandes gegenüber der Regierung einen Stützpunkt bieten werde.

Abdul Hamid war dem Konstitutionsgedanken abgeneigt, allein einesteils die Furcht vor Verschwörungen und Agitationen der jungtürkischen Partei, andernteils die Hoffnung, durch Verkündigung des Verfassungswerkes den Reformansprüchen der Mächte, insbesondere den Forderungen der Konferenz, zuvor kommen zu können, trieb ihn wider seinen Willen auf die gefürchtete Bahn. Jetzt begann unter Midhats Führung die verhängnisvolle Praxis, die Fragen der auswärtigen Politik in großen leidenschaftlich erregten Versammlungen besprechen zu lassen. Der große Rat, der früher ein fügsames Werkzeug der Regierung gewesen war, verwarf die Beschlüsse der Konferenz; das Parlament, das man noch während der Unterhandlungen mit Montenegro über seine Meinung befragt hatte, hinderte irgendwelche Zugeständnisse an dieses Fürstentum. Zwar hatte man, durch die schwankende Haltung Rußlands ermutigt, noch bis zur letzten Stunde gehofft, daß dieses auf dem Wege der Zugeständnisse, die es seit dem Zusammentritt der Konferenz zur allgemeinen Überraschung gemacht hatte, noch weiter gehen werde. Als aber die diplomatischen Erfolge des St. Petersburger Kabinetts zuletzt so zusammengeschmolzen waren, daß ein friedlicher Rückzug vor dem eigenen Lande kaum mehr durchzuführen war, als dann die Kriegsdrohung folgte, da war man in Konstantinopel ohnmächtig, die Geister, die man beschworen, zu bannen. Es fand sich unter den türkischen Ministern niemand, der es zu übernehmen wagte, der aufgeregten Volksstimmung gegenüber den Rückzug anzutreten, und dabei war jeder einzelne dem Kriege abgeneigt und von der Verderblichkeit der betretenen Bahn überzeugt.

In Rußland haben die Dinge ähnlich gelegen. Um die früheren Stadien der russischen Beteiligung an der letzten orientalischen Verwicklung zu übergehen, so habe ich während meines Aufenthaltes in Konstantinopel die feste Überzeugung gewonnen, daß gegen Ende des Jahres 1876 in St. Petersburg ein Umschwung eingetreten sein muß, daß man von dem kühnen Entschluß, der in der Sumarokowschen Sendung[1]) seinen Ausdruck gefunden hat, zurückgekommen war und daß man nur noch nach einem Erfolg auf dem diplomatischen Felde suchte, mit dem ausgerüstet man vor der öffentlichen Meinung des eigenen Landes den Rückzug antreten könnte. Die Friedensliebe des Kaisers, die greisenhafte Unentschlossenheit des Kanzlers, das offen hervortretende Ruhebedürfnis des Landes, insbesondere aber die Apathie, die, wie es der russische Nationalcharakter mit sich bringt, nach dem ersten Aufflackern der Kriegslust die Geister ergriffen hatte, als es galt, nunmehr an die wirkliche Vorbereitung der Aktion zu gehen, erklärten diesen Umschwung. Mißtrauen gegen Österreich, mit dem man seit Sumarokows Sendung immer noch geheim verhandelte, auch Mißtrauen gegen uns mögen an dieser Stimmungsänderung Anteil gehabt haben. Es handelte sich also für Rußland nur noch darum, den Succeß ausfindig zu machen, mit dem der Rückzug begründet werden sollte, und es begann nun die Reihe von Versuchen, die die russische diplomatische Aktion nicht gerade in einem glänzenden Lichte erscheinen lassen. Der leitende Gedanke in St. Petersburg war offenbar bei allen diesen Bemühungen der: Europa gegen die Pforte auszuspielen, auf dem Boden der sogenannten Humanität eine wenn auch nur moralische Koalition der Mächte gegen die Pforte zu bilden, als deren Mandatar dann hätte Rußland auftreten können. Das russische Interesse an der augenblicklichen Verwicklung wurde daher in den Hintergrund gestellt, dagegen das europäische, das englische (das sich ja in der Bulgarenagitation ausgesprochen hatte) betont. Die Konferenz in Konstantinopel sollte dazu dienen, diese humane Koalition vorzubereiten; die Haltung Salisburys berechtigte zu der Hoffnung auf Gelingen, allein sobald der künstliche Zusammenhalt, der die Vertreter der Großmächte in Konstantinopel unter Ignatiews Führung vereinigt hatte, durch die Abreise der Botschafter gelöst war, traten die natürlichen Interessen der verschiedenen Mächte von neuem ihr Widerspiel an. Salisbury in England war grundverschieden von Salisbury in Konstantinopel, und in Wien zeigte man nicht die mindeste Neigung, auf die Pforte einen Druck auszuüben, so bereitwillig man während der Konferenz alle möglichen Reformprojekte gemeinschaftlich mit Rußland erwogen hatte.

Es folgte nun die Ignatiewsche Rundreise mit dem Zweck, die Mächte für eine Formel zu gewinnen, die Rußland gestattet hätte, den Rückzug an-

[1]) Ende September 1876 hatte die russische Regierung den Generaladjutanten des Zaren, General Sumarokow, nach Wien entsandt. Derselbe war Träger eines kaiserlichen Handschreibens, in dem die Besetzung Bulgariens durch russische, die Bosniens durch österreichische Truppen, sowie eine englische Flottendemonstration vorgeschlagen wurde, um den Widerstand der Pforte gegen den Willen Europas zu brechen. Die Sendung blieb in der Hauptsache erfolglos.

zutreten[1]). Allein der Inhalt der Formel gestaltete sich im Verlauf der Unterhandlungen immer dürftiger, er schmolz dem russischen Unterhändler unter den Händen fort, und als zuletzt die Pforte, auf englischen Rückhalt und die Abgeneigtheit und Unentschlossenheit Rußlands bauend, auch die trockene Erklärung ablehnte, da war der Erfolg, mit dem der Kaiser den Rückzug von Kischinew hätte beschönigen können, vor aller Augen zu nichts geworden. Freilich hätte nach einer weitverbreiteten Auffassung auch dann noch der Kaiser Alexander durch ein Machtwort die Meinung im eigenen Lande in die Friedensbahn zurückdrängen können. Allein die Ansicht derer, die Rußland kennen, geht dahin, daß ein solcher Versuch nicht ohne ernste Folgen für die innere Ruhe des Reichs geblieben wäre. Als man unbedachter Weise die Teilnahme an dem serbischen Feldzug begünstigt und einen slawischen Garibaldinismus wachgerufen hatte, da wurde man bald zur eigenen Überraschung inne, daß sich in den letzten Jahrzehnten eine Schicht in der Bevölkerung herangebildet hatte, die in inneren und äußeren Fragen ihre eigenen Wege ging und entschlossen war, der Regierung ihre eigenen Ziele aufzudrängen. Die äußere Politik wurde der Tummelplatz aller Elemente, die mit dem Gange der Dinge im Innern unzufrieden waren, und die Befürchtung lag nahe, daß eine Niederlage in der diplomatischen Kampagne im Orient das Ansehen der Regierung nach innen schwächen und schwere Verlegenheiten nach sich ziehen werde. So wurde der Kaiser trotz seines persönlichen Friedensbedürfnisses, der alte Gortschakow trotz seiner Unentschlossenheit in die Aktion hineingetrieben.

Der strategische Aufmarsch in den Donaufürstentümern verlief günstiger, als man im allgemeinen angenommen hatte. Nach den Mitteilungen meines Freundes E. waren allerdings alle Nachrichten, die man in blinder Russophobie über den Zustand der Südarmee verbreitet hatte, unbegründet. Die Armee war im Gegenteil die Blüte der ganzen russischen Streitkraft und mit einer Sorgfalt zusammengestellt und ausgerüstet, wie niemals ein russisches Heer zuvor. Man hatte die Winterruhe benutzt, um alle Lücken an Material, alle Mängel in der Verwaltung auszufüllen und sich planmäßig auf das sorgsamste vorzubereiten. Der Einmarsch in die Fürstentümer bewies das. Auf türkischer Seite herrschte dagegen, wie ich in Konstantinopel sehen konnte, nur Zerfahrenheit und Unentschlossenheit. Nichts geschah, um den Vormarsch der Russen zu hindern; anstatt die leicht erreichbare Serethbrücke zu sprengen, Kalafat zu besetzen, begann man damit, wehrlose rumänische Dörfer an der Donau zu beschießen und die Rumänen ohne Grund den Russen vollends in die Arme zu treiben.

Nach Äußerungen meines Freundes B. herrscht in Konstantinopel die größte Ratlosigkeit; er glaubt nicht, daß die zudem numerisch sehr schwache türkische Armee in Bulgarien ernstlichen Widerstand leisten könne.

[1]) Das Ergebnis dieser Rundreise des Botschafters Ignatiew, die sich auf alle Hauptstädte der Großmächte (März 1877) erstreckte, war das Londoner Konferenzprotokoll vom 31. März. Seine endgültige Ablehnung durch die Pforte, die jede Einmischung und besonders die Rußlands bei Einführung von Reformen zurückwies, gab schließlich den letzten Anlaß zum Kriege.

Er rät vielmehr, Varna und Schumla zur Basis der Verteidigung zu machen und an die Befestigung der Hauptstadt zu denken, was denn auch geschieht.

Auch in England scheint man, namentlich nach dem Falle von Ardachan und dem Fortschritt der Russen in Asien, an der Widerstandskraft der Türken zu zweifeln.

9. Juni.

Von allen Enden Friedensgerüchte. Daß in den maßgebenden Kreisen Konstantinopels der Friedenswunsch unter dem Eindrucke der schlechten Nachrichten vom Kriegsschauplatz im Steigen ist, bestätigen die mir zugehenden Privatbriefe von dort. Die inneren türkischen Zerwürfnisse mögen auch auf russischer Seite die Hoffnung nahe legen, nach einem entscheidenden Schlage zwischen Donau und Balkan zu einer raschen Verständigung zu kommen. Allein alles das wird eben von dem Fortgang der Dinge auf dem europäischen Kriegsschauplatze abhängen. In dieser Beziehung lauten aber die Auffassungen der Militärs noch sehr skeptisch. Einer unsrer Generalstabsoffiziere bezeichnet es mir gegenüber als außerordentlich schwierig, eine Armee von der Zahl wie die russische in Bulgarien ohne Wege und ohne Eisenbahn in dem schon durch die türkischen Heereskräfte ausgesogenen Lande zu ernähren. Die Hauptschwierigkeiten würden sich erst nach dem Donauübergang zeigen.

In England herrscht nach wie vor Unentschlossenheit. Armee, Hof und alles, was mit Indien zusammenhängt, neigt zur Aktion. Die großen Massen aber und die Parteien sind friedlich gesinnt, und die Agitation Gladstones ist nicht ohne Wirkung.

20. September.

Welche Änderungen, seitdem die obigen Zeilen geschrieben sind! Ich will versuchen, die Summe aus den Eindrücken zu ziehen, die mir in der Zwischenzeit über die Lage entstanden sind. Daß der nächste Grund der russischen Katastrophe[1]) in der Leitung, in der militärischen und politischen liegt, ist inzwischen zu einem Gemeinplatz geworden. Schon in der diplomatischen Vorgeschichte zeigt sich, wie ich oben ausgeführt, die Unentschlossenheit und das Schwanken, die jetzt so verderblich geworden sind. Zuerst Widerwille gegen den serbischen Aufstand (den die populäre Anschauung immer noch als angezettelt ausgeben will), dann plötzliches Nachgeben gegen den slawischen Garibaldinismus und Entsendung der Freiwilligen, dann Ultimatum und Mobilisation zu geringer Kräfte, dann das Konferenzspiel und während dessen offenbarer Katzenjammer über die gefaßten kühnen Entschlüsse und Bemühungen, einen ehrenvollen Rückzug aus der gewonnenen Position zu gewinnen. Während Gortschakow der Verwirklichung seiner Marotte nachjagt, Europa solidarisch gegen die Pforte zu verbinden und ihm die Aufgabe aufzubürden, Rußland aus der Verlegenheit herauszuziehen; während Ignatiew mit

[1]) Gemeint sind die schweren Niederlagen der russischen Armee vor Plewna, die damals eine Zeitlang überall in Europa den Eindruck erweckten, daß der 1877er Feldzug für Rußland verloren sei.

seinen bekannten kleinen Mitteln intrigiert und später seine Rundreise an die europäischen Höfe antritt: gewinnt die Pforte Zeit, ihre Rüstungen zu vollenden und eine Armee auf die Beine zu bringen, wie sie eine gleiche in neuerer Zeit nicht zusammen gehabt hat. Und als nun plötzlich im Frühjahr wie Eis vor der Sonne die besten Brocken des russischen Friedensprogramms den diplomatischen Unterhändlern unter der Hand weg schmolzen, da war man vor die Wahl gestellt, entweder einen schmählichen Rückzug anzutreten oder den jetzt unter viel ungünstigeren Umständen angebotenen Krieg anzunehmen. Es geschah das letztere. Der verhältnismäßig leicht errungene Donauübergang, die Indolenz und Unachtsamkeit der türkischen Heerführung riefen auf russischer Seite Überschätzung hervor. Sie gab aber namentlich der Ignatiewschen Richtung die Oberhand, die bloß nach dem politischen Gesichtspunkt hin auf ein rasches Vorgehen über den Balkan drängte, ohne auf die strategische Seite Rücksicht zu nehmen. So entstand die lange Linie von Sistowa bis Kasanlik ohne hinlänglich gedeckte Flanken, und als nun der mit unbegreiflichem Leichtsinn außer Rechnung gelassene Osman Pascha plötzlich bei Plewna vordrang, da stürzte das ganze Kartenhaus zusammen; alles Unglück, das die russische Armee betroffen hat, stammt daher. Widerlich ist das Schauspiel, das der Zwist der eigentlichen Leiter untereinander bietet. Der alte Gortschakow, durch das Überwiegen des Ignatiewschen Einflusses in der glücklichen Periode des Krieges zurückgedrängt, ist nur mit seiner persönlichen Eitelkeit beschäftigt und klagt aller Welt über die ihm widerfahrene Zurücksetzung. In den Zeitungen läßt er seine bisherige Rolle verherrlichen und dartun, daß er immer für Frieden und Mäßigung gewesen sei, während er doch bei dem ganzen Vorspiel nie zu einem festen Entschlusse kommen konnte, sondern seinen Widersachern und den Garibaldinischen Einflüssen freien Lauf ließ, um nicht von seinem Platz gedrängt zu werden, der ihm höher stand als das Wohl des Reichs. Ignatiew seinerseits bemüht sich, den Interviewern darzulegen, daß, wenn man ihn gehört hätte, der Krieg unter günstigeren Bedingungen früher, als die Türken noch nicht gerüstet waren, begonnen haben würde.

Ende September.

Ich höre von verschiedenen Seiten, und aus den Blättern klingt dasselbe heraus, daß jetzt die gesamte russische Welt Ignatiew für alles Unglück verantwortlich macht. Er hat es vorgezogen, die Umgebung des Kaisers zu verlassen, und ist beurlaubt. Daß die Situation im vorigen Jahre dahin gekommen ist, daran hat er gewiß sein großes Teil, und die Sucht, Bulgarien zu organisieren, ehe die Grundlage für die strategische Operation gewonnen war, mag auch auf seine Antriebe zurückzuführen sein. Allein aus meinen Konstantinopler Eindrücken steht mir fest, daß er wenigstens im vorigen Winter eher darauf bedacht war, durch eine diplomatische Finasserie aus der Sackgasse herauszukommen. In Odessa werden nächtlicher Weile Plakate an die Straßenecken angeheftet, in denen Einführung einer Repräsentativverfassung gefordert wird.

10. Oktober.

Dr. Eckardt, mit dem ich gestern zusammen war, teilte mir mit, daß nach seinen Nachrichten die konstitutionelle Idee reißende Fortschritte in allen Kreisen der russischen Bevölkerung mache. Es sei gar nicht anders denkbar, als daß die Regierung nach Beendigung des Krieges, nach glücklicher oder unglücklicher, mit einer Konstitution vor das Land trete. Die Ordnung des Finanzwesens sei nicht anders möglich.

Dezember.

Der Fall von Plewna hat sofort ein türkisches Vermittlungsgesuch hervorgerufen, das aber in seiner Form von Ratlosigkeit zeugt und beweist, daß man in Konstantinopel immer noch mit den alten Schablonen auszukommen meint. Auch nach dem Scheitern der Konferenz in diesem Winter schwebte den türkischen Staatsberatern immer der Gedanke vor, sich an die Großmächte kollektiv zu wenden, um deren Vermittlung Rußland gegenüber zu erbitten. Jetzt hat man nach demselben Mittel gegriffen, offenbar ohne besondere Überlegung, nur damit überhaupt etwas in der Friedensrichtung geschehe. Daß die vor Wochen gemachten Versuche, den Prinzen Reuß und nachher den Grafen Zichy[1]) als Vermittler zu gewinnen, gescheitert sind, mag dazu beigetragen haben, den Gedanken an eine Kollektivmediation zu verwirklichen. Auch die Hoffnung auf Spaltung unter den Mächten und darauf, daß Rußland durch den Schritt genötigt werden könne, mit seinen Forderungen hervorzutreten, hat vielleicht mitgewirkt. Allein ein unzweckmäßigerer Gedanke als die Anrufung einer fiktiven Gesamtheit, wie sie die europäischen Mächte in den orientalischen Fragen bilden, war doch kaum erfindlich. Wenn man selbst in Konstantinopel nicht in Betracht ziehen wollte, daß wir aller Wahrscheinlichkeit nach uns nicht dazu hergeben würden, uns an einer Kollektivpression gegen Rußland zu beteiligen, daß Frankreich aller Wahrscheinlichkeit nach untätig bliebe, daß Italien ebensowenig eine ausgesprochene Haltung zugunsten der Türkei einnehmen würde, so mußte man aus hundertjähriger Erfahrung wissen, daß selbst in leichteren Fragen eine Anrufung des gesamten Europas nie einen praktischen Erfolg gehabt. Eine jede der einzelnen Mächte sucht in einem solchen Fall sich hinter der andern zu verstecken. In der Tat scheint denn auch das türkische Mediationsgesuch eine verschleierte oder offene Ablehnung zu finden.

Januar 1878.

An das totgeborene kollektive Mediationsgesuch hat sich das Gesuch an England um Vermittlung angeschlossen, ein naturgemäßer Verlauf, da der Pforte eigentlich nichts andres übrig blieb, um die russischen Friedensbedingungen zu erfahren. Dies scheint aber zunächst ihre Hauptsorge zu sein. Wenn, wie es heißt, das Petersburger Kabinett es ablehnt, seine Bedingungen kund zu geben, ehe von der Pforte direkt um Waffenstillstand angehalten ist, so lautet dies unverständlich. Einen Waffenstillstand und lange Verhandlungen

[1]) Prinz Reuß, damaliger deutscher Botschafter; Graf Zichy, Botschafter Österreich-Ungarns in Konstantinopel.

kann Rußland eher ertragen als die Türkei. Letztere wird sich nach längerer Ruhe viel schwieriger zu einer Aktion wieder erheben. In England nimmt die gegenkriegerische Bewegung immer mehr zu und dämpft die Aktionslust, die bei der Königin und einem Teil des Kabinetts vorhanden ist. Nach einem kurzen Anlauf hat man denn auch vorläufig jedes Interventionsgelüst fallen lassen und rät der Pforte zu direkter Verständigung wegen eines Waffenstillstandes. Da man in Konstantinopel sich an den Gedanken englischer Unterstützung wie an den Strohhalm geklammert hatte — die frühe Berufung des Parlaments hatte wieder Hoffnung erregt — so mußte man sich jetzt wohl zu direkter Waffenstillstandsverhandlung verstehen.

24. Januar.

Der militärische Zusammenbruch der Pforte ist nach der Gefangennahme der Schipka-Armee schneller gekommen als zu erwarten war. Der Weg nach Konstantinopel und Gallipoli steht offen, und es war zu erwarten, daß der letztere Umstand der englischen Aktionspartei Gelegenheit zum Vorgehen bieten werde. Allein man klammerte sich doch noch an die Hoffnung, daß das Bekanntgeben der russischen Friedensbedingungen an das englische Kabinett die Möglichkeit eines Rückzuges bieten werde. Und in der Tat melden die heutigen Blätter, daß, nachdem Graf Schuwalow einige Friedensbedingungen mitgeteilt, die Flotte den Gegenbefehl erhalten habe, nicht in die Dardanellen einzulaufen.

31. Januar.

Der Schwerpunkt der Situation liegt jetzt auf den österreichisch-russischen Auseinandersetzungen. Nachdem man Russen und Türken allein gelassen und letztere unter dem Eindruck des Zusammenbruchs ihrer Macht alle russischen Forderungen angenommen haben (ob diese formell unterzeichnet sind, steht noch nicht fest, ist auch gleichgültig, da ihre Bereitwilligkeit dazu vorhanden ist), zeigt sich Graf Andrassy aufs tiefste verletzt, weil Rußland alle Fragen definitiv entschieden habe, während es doch nur die allgemeinen Basen auszumachen sich verpflichtet hätte. Der praktische Unterschied zwischen Festsetzung allgemeiner Präliminarien und der definitiven Friedensabmachung wird, wo es sich um so konkrete Dinge handelt, schwer zu machen gewesen sein. Dies mußte man in Wien im voraus wissen, und es ist den Russen kaum zu verargen, wenn sie das Eisen geschmiedet haben, so lange es noch warm war. In concreto ist der österreichische Standpunkt jetzt folgender: Was die formelle Seite der Sache angeht, so können wir die Abmachungen von Kasanlik[1]), ohne daß sie unsre und der Großmächte Zustimmung gefunden, nur für die kontrahierenden Teile, nicht für uns als bindend betrachten. Wir verlangen eine Konferenz in Wien, um gemeinsam mit den Mächten über dieselben Beschluß zu fassen. In concreto halten wir die südliche Abgrenzung Bulgariens, so wie sie russischerseits beabsichtigt ist, und

[1]) In Kasanlik, dem russischen Hauptquartier, fanden in der dritten Januarwoche 1878 die ersten Verhandlungen zwischen den türkischen Bevollmächtigten und der russischen Heerführung wegen eines Waffenstillstandes statt. Russischerseits wurden sie hingezogen, um zunächst noch Adrianopel zu nehmen und das Heer bis unter die Mauern der Hauptstadt zu führen.

die Okkupation jener Provinz während zweier Jahre für unvereinbar mit den österreichischen Interessen. In dem ersteren dieser beiden Punkte stimmt die englische Haltung mit der österreichischen überein, wie aus den Parlamentsverhandlungen erhellt. Es wird also wohl zur Konferenz in Wien kommen.

2. Februar.

Die russische Regierung führt im Augenblick ein Spiel auf, wie es in der Geschichte des internationalen Verkehrs nicht oft vorkommt. Die türkischen Bevollmächtigten reisen nach Kasanlik mit ziemlich weiten Vollmachten zur Unterzeichnung der Präliminarien. Die Verhandlungen beginnen, und als die Pforte sich am 25. überzeugt, daß auch von dem inzwischen eröffneten englischen Parlament keine Besserung ihrer Lage zu erwarten ist, ermächtigt sie ihre Unterhändler, bedingungslos alle russischen Forderungen zu unterzeichnen. Diese Instruktion ist auch den türkischen Bevollmächtigten zugegangen. Dagegen sind alle Anfragen an sie, ob nun die Unterzeichnung stattgefunden, ohne Antwort geblieben. Der Sultan wendet sich direkt in seiner Verzweiflung an den Kaiser Alexander, aber auch dieser hat über das Schicksal der Unterhandlungen nichts erfahren. Diese Sequestrierung der Friedensunterhändler kann nur den Zweck haben, durch Zurückhaltung der Verkündigung des Waffenstillstandes den Vormarsch der russischen Kolonnen in die denkbar größte Nähe von Konstantinopel zu ermöglichen, damit die Annahme oder Nichtannahme des definitiven Friedens unter den Druck der vor der Hauptstadt stehenden Armeen gestellt sei.

7. Februar.

Nach Briefen, die ich aus Konstantinopel habe, herrschte dort in der Zwischenzeit, die dem Bekanntwerden des Waffenstillstandes voraufging, vollständige Panik. Die Regierung streckte alle viere von sich und war bereit, mit dem Sultan nach Kleinasien überzusiedeln, an Widerstand wurde gar nicht mehr gedacht. Der Sultan schließt sich im Jildis-Kiosk ein. Wie Hirschfeld[1]) mir schreibt, würden die Russen ohne Schwertstreich haben einrücken können. Und eigentlich wurde es von der ganzen Bevölkerung erwartet.

Unverantwortlich ist das Benehmen der türkischen Behörden, die in Bulgarien vor den anrückenden Russen das ganze Land verlassen und damit erst alle türkischen Bewohner, Weiber und Kinder, ins Elend getrieben haben. Die Pforte wird noch sehr zu eigenem Schaden inne werden, wie sie sich selbst durch diese Preisgebung aus ganz Europa herausgedrängt und das Land „enttürkt" hat.

Der Konferenzvorschlag mit Wien ist nun von allen Mächten angenommen worden, nur Gortschakow widerstrebt und will einen Kongreß mit leitenden Ministern in einer kleinen Stadt. Im Laufe des Tages Sensationsnachricht über das Einrücken der Russen in die Hauptstadt. Sie führt sich zurück auf

[1]) Legationssekretär der deutschen Botschaft in Konstantinopel.

die Besetzung der Linie Tschekmedsche—Derkos, die wahrscheinlich in dem Waffenstillstand als Demarkation ausgemacht worden ist. Vielleicht liegt aber auch ein Übergriff der russischen Kommandanten vor.

8. Februar.

Die heute veröffentlichten Waffenstillstandsbedingungen mit den näheren Angaben über die Demarkationslinie, die von Bujuk—Tschekmedsche beginnt, bestätigt meine Vermutung über die Entstehung des obenerwähnten Gerüchts. Es mag auch englischerseits absichtlich verbreitet sein, um auf die Stimmung bei der Parlamentsdebatte einzuwirken. Da Gladstone die Fenster eingeworfen wurden, so wurde dieser Zweck auch erreicht.

9. Februar.

Es stellt sich immer mehr heraus, wie die angebliche Besetzung Konstantinopels durch die Russen ein englisches Manöver war, das in der unter diesem Eindruck bewilligten Kreditforderung (die sonst wohl nicht eine solche Majorität gehabt haben würde) ihren Ausdruck gefunden hat. Die Rede Lord Derbys, die nunmehr die beschlossene Entsendung eines Teils der Flotte nach Konstantinopel erläutert, ist übrigens nichts weniger als kriegerisch und hebt mit eigentümlicher Offenheit hervor, daß der Moment, wo die Türkei geschlagen am Boden liegt, nicht der geeignete sei, um mit ihr einen Krieg gegen Rußland zu führen.

11. Februar.

Eine russische offiziöse Erklärung sagt, daß die Entsendung der englischen Flotte nach Konstantinopel Rußland seine Aktionsfreiheit wiedergebe. Soll das heißen, daß man sich jetzt auch zur Besetzung Konstantinopels befugt erachte?

12. Februar.

Folgender Vorgang hat sich entwickelt:

Auf die Nachricht von der beabsichtigten Sendung der englischen Flotte nach Konstantinopel erklärt das St. Petersburger Kabinett, daß es dann seinerseits gleichfalls Truppen zum Schutze der Christen in Konstantinopel einrücken lassen werde.

Diese Notifikation wurde gleichzeitig nach Konstantinopel gerichtet, und als die englische Flotte vor den Dardanellen erschien, um durchzufahren, erklärte der türkische Kommandant, daß er die Schiffe nicht durchlassen und nur der Gewalt weichen werde.

So die Folge der Dinge. Was dazwischen liegt, kann man sich leicht denken. Man braucht nicht einmal eine starke russische Pression auf die Türken anzunehmen, um sich ihren Entschluß zu erklären. Sie wissen, daß sie von England nichts mehr zu erwarten haben, daß auch die Flottenmaßregel nicht einmal für sie bestimmt ist, sondern nur zum Schutze der britischen Interessen, und da sollten sie sich ohne weiteres dazu verstehen, namentlich wenn ihnen gleichzeitig erklärt ist, daß das Einlaufen der englischen Schiffe sofort die russische Okkupation zur Folge haben werde? Für England ist allerdings die Demütigung groß. Man merkt es den Erklärungen der Minister in der gestrigen Parlamentssitzung an, wie sie sich bemühen, den wahren Hergang zu verschleiern und die Abweisung der Flotte zu verbergen.

14. Februar.

Das englische Kabinett hat erklärt, daß es nunmehr zur Ehre der englischen Flagge auf der Durchfahrt durch die Dardanellen bestehen und sie nötigenfalls erzwingen müsse. Rußland besteht für diesen Fall auf der Besetzung Konstantinopels. Der Sultan fleht in einem Telegramm die Königin von England an, von ihrem Vorhaben abzustehen, und bittet auf demselben Wege den Kaiser Alexander, wenigstens abzuwarten, was dieser auch freundlichst zusagt. Inzwischen hat gestern die englische Flotte unter türkischem Protest die Meerenge passiert, und es wird nunmehr wohl auch der Einmarsch der Russen ungesäumt erfolgen.

Ein Brief meines Freundes M., der in letzter Zeit den Sultan häufig gesehen hat, bestätigt, daß bei ihm und in den Hofkreisen die entschiedene Neigung zu einem Anschluß an Rußland bestehe.

17. Februar.

Die Situation ist ebenso unklar als drohend.

Die englische Flotte hat unter Protest die Dardanellen passiert, ist aber nicht vor dem Goldenen Horn, sondern an den Prinzeninseln vor Anker gegangen. Dementsprechend sind die russischen Truppen nicht in die Hauptstadt eingerückt, haben aber nähere Positionen in der neutralen Zone besetzt.

19. Februar.

Die Fühlhörner werden auf beiden Seiten wieder eingezogen. Die englische Flotte zieht sich nach Mudania, die russischen Truppen aus der neutralen Zone zurück. Die Zwischenzeit bis zum Zusammentritt der Konferenz wird zweifelsohne russischerseits benutzt werden, um den definitiven Friedensabschluß mit der Pforte zustande zu bringen und vor die Konferenz mit vollendeten Tatsachen zu treten.

23. Februar.

Die Lage hat sich nicht wesentlich verändert. Das Streben Rußlands, aus der unentschlossenen Zögerung Englands, dem Stillschweigen Österreichs, dem verzweifelten Darniederliegen der Pforte immer größeren Nutzen zu ziehen, ist dasselbe. Die Ansprüche, die in Adrianopel an die türkischen Unterhändler gestellt werden, sollen stets wachsen, das Begehren nach der türkischen Flotte nicht verborgen werden. Den Zusammentritt der Konferenz sucht man hinauszuschieben. Ich denke, man muß in Rußland durch sichere Information überzeugt sein, daß Österreich nicht aktionsbereit und fähig, England nicht aktionswillig ist, welches letztere auch dem außenstehenden Sterblichen nicht verborgen bleibt. Sonst wäre die outrecuidance, mit der man in Petersburg auftritt, doch kaum zu erklären.

24. Februar.

Die Russen sind gestern in St. Stefano eingerückt, wohin das Hauptquartier verlegt worden ist, auf den Wunsch und mit Einverständnis des Sultans, wie es heißt.

Was ist das für eine Lage! Es gab doch nur zwei Wege: entweder verhindern oder geschehen lassen. Zu ersterem war für die Engländer nach

dem Fall von Plewna Zeit, für die Österreicher, als Serbien am Kriege teilnahm. Statt dessen halbe Handlungen. Denn was sind das für Demonstrationen, wenn die Flotte erst vor den Dardanellen erscheint, dann umkehrt, dann einläuft, dann nach den Prinzeninseln, dann nach Mudania, dann nach Tusla geht, während die Russen inzwischen St. Stefano besetzen, das doch niemandem als unterschieden von Konstantinopel aufgeredet werden kann. Es ist den Russen wahrlich nicht zu verdenken, wenn sie aus solchem zaghaften Hin- und Hermanövrieren erst recht Mut geschöpft haben.

Und für Graf Andrassy gestaltet sich die Situation noch empfindlicher. Als er das russische Unternehmen geschehen ließ, ja selbst förderte, da mußte man annehmen, daß das im Bewußtsein eigener Kraft, in der Erkenntnis geschehe, daß er doch den Schlüssel zur Balkanhalbinsel in der Hand habe und die Tür hinter den Russen schließen könne, wenn es ihm beliebe. Seine selbstbewußte Sprache ließ voraussetzen, daß ihr nötigenfalls auch die Tat folgen werde. Ist seine Stellung jetzt nicht stark genug, um einen Entschluß zu fassen? Auch mit England scheint die sonst so natürliche Fühlung nicht zu gewinnen zu sein; vielleicht weil jeder der Schwäche des andern mißtraut.

So geschieht also hier, was im Privatverkehr so häufig ist, daß der Schwache, aber Entschlossene, es gegen zwei zaghafte Starke davonträgt.

28. Februar.

Gestern besuchte mich, direkt aus Wien kommend, der in türkischen Dingen und in österreichischen Beziehungen zu denselben sehr bewanderte Ingenieur Pressel. Er schilderte die Verwirrung und Ratlosigkeit, die in Wien herrsche, als unglaublich. Graf Andrassy wolle zwar den Krieg, allein die Armee, in der die slawischen Generale wie Rodich und Marocich das Obergewicht haben, sei dagegen; ebenso der Erzherzog Albrecht und ein Teil des Hofes. Diese Parteien wollen nicht gegen Rußland kämpfen. Auch die deutsche Bevölkerung sei aus Furcht vor Steuererhöhung gegen jede Aktion. Die Okkupation Bosniens, meint Pressel, komme jetzt zu spät. Bei den Südslawen, wo das Gemütsleben eine so große Rolle spiele, sei nun doch die Ansicht festgewachsen, daß sie ihre Befreiung Rußland verdanken, und für österreichische Sympathien sei nun kein Raum mehr. Österreich werde jetzt, in Bosnien einrückend, dort nur als Unterdrücker aufgenommen werden. Früher sei das anders gewesen.

1. März.

Es wird später einmal von Interesse sein, zu verfolgen, wie die russischen Friedensbedingungen sich seit dem Sommer, besonders aber in diesen letzten Wochen seit Kasanlik entwickelt haben. Ich glaube, sie sind wie eine Lawine gewachsen. Aus dem Dunkel der Nachrichten tritt das Exorbitanteste zutage. Aber auch das positiv Bekannte variiert von Stunde zu Stunde. So war anfangs nur von einem autonomen, dann von einem tributären Bulgarien die Rede. In der von dem Fürsten Bismarck im Reichstage verlesenen ersten Bedingung figuriert noch ein Besatzungsrecht der Türken

für Bulgarien; in dem Text des Waffenstillstandes ist dasselbe verschwunden. Auch in St. Stefano wird Ignatiew einen Wirrwarr von Forderungen ausbreiten, ähnlich wie im vorigen Winter auf der Konferenz. Teils um Raum zum Nachgeben zu haben, teils um die Türken ganz einzuschüchtern und weich zu machen.

7. März.

Das Wiener Kabinett soll, wie die heutigen Blätter melden, die Bildung eines griechischen Staatswesens als Gegengewicht gegen das slawische Bulgarien erstreben. Es wird darauf ankommen, ob dieser Gedanke auf englischer Seite Gunst und Förderung findet und ob dem Grafen Andrassy nicht nach einem kühnen Ansatz der Atem wieder ausgeht. Die russische zweijährige Okkupation Bulgariens scheint österreichischerseits immer noch sehr stark perhorresziert zu werden. Aber wird sich nicht wieder das napoleonische Wort bestätigen: „Les messieurs de Vienne sont toujours en retard d'une année, d'une armée et d'une idée?"

9. März.

Das Petersburger Kabinett spielt die seit der Ankunft der türkischen Delegierten in Kasanlik begonnene Komödie des Ununterrichtetseins über seine eigenen Abmachungen fort. Es ist doch eigentlich ein starkes Stück, so durchsichtige Ausflüchte immer von neuem wieder vorzubringen!

Ich habe mir von Kiepert eine Karte der neuen Türkei nach den vorhandenen bruchstückweisen Angaben über die Bedingungen von St. Stefano machen lassen. Die dem Fürstentum Bulgarien eingeräumte Seegrenze macht eigentlich den Besitz der Dardanellen für die Verteidigung von Konstantinopel wertlos, und Rußland grenzt jetzt via Bulgarien an das Ägäische Meer.

10. März.

Das Londoner Kabinett zeigt wenig Lust, sich an dem Kongreß zu beteiligen, und am Ende wird die Beteiligung noch daran scheitern, daß man sich über die Grundlagen und über das Programm der Beratungen nicht einigen kann. Dann würde also die Versumpfung der Frage eintreten. Kiepert, mit dem ich die neuen bulgarischen Grenzen besprach, meint, daß dieselben wohl mit großer Leichtfertigkeit, ohne Rücksicht auf die topographischen Verhältnisse, angesetzt seien. So scheinen vielfach Hochgebirgswässer als Grenze genommen zu sein, was ein Unding sei. Auch die Seegrenze an der Bucht von Kawalla sei in Hinsicht auf die Verbindung mit dem Hinterlande äußerst unzweckmäßig. Denn gerade hier lagert sich die Gebirgsmasse des Rhodope vor.

14. März.

Die gestrigen Telegramme melden eine eigentümliche Vorwärtsbewegung der Russen nach der nördlichen Ecke des Bosporus. Man wird sich wohl einen festen Punkt am Bosporus sichern wollen. Am Ende verwirklicht sich dann noch der von den russischen Organen schon lange empfohlene Plan eines Doppelverschlusses der Meerengen, d. h. eines russischen Forts am Bosporus und eines englischen an den Dardanellen.

17. März.

Frankreich hat seine Teilnahme an dem Kongreß an die Bedingung geknüpft, daß darauf keine weiteren Fragen als diejenigen, die sich aus dem russisch-türkischen Vertrag ergeben, zur Sprache kommen. Die Pariser Organe der Regierung bezeichnen als solche: die ägyptische, die tunesische, die syrische. Dies ist interessant, da sich daraus erkennen läßt, inwiefern auch die heutige Pariser Regierung an dem traditionellen Programm der französischen Orientpolitik festhält.

In Tunis mehren sich die französischen Unternehmungen. Es handelt sich neuerdings um Herstellung einer Eisenbahnverbindung mit Algier.

18. März.

Herr Layard[1]) sucht darzutun, daß er die türkischen Minister während des Krieges nicht mit Hoffnungen genährt und zum Widerstand ermutigt habe. Die Geschichte der englischen Haltung in Konstantinopel ist ja noch zu schreiben.

Schon zur Zeit der Salisburyschen Mission fing die Wirkung der Doppelrede im englischen Kabinett an. Nachrichten aus London wurden verbreitet und fanden Glauben, daß Lord Salisbury meist nur seine persönliche Ansicht vertrete, in England desavouiert werde, und daß es mit seinen strengen Reden nicht recht ernst sei. Bei der Neigung, die in Konstantinopel herrscht, alles auf persönliche Motive zurückzuführen, wurde seine Haltung dem Einfluß seiner Frau zugeschrieben, die eine Missionartochter und daher antitürkisch gesinnt gewesen sei. Salisburys Reden im Parlament nach seiner Rückkehr unterscheiden sich von seiner Sprache in Konstantinopel wesentlich und tragen dazu bei, die Täuschung in Konstantinopel zu nähren, wenn es eine war. Noch mehr die Haltung des englischen Geschäftsträgers während meiner dortigen Anwesenheit; er übernahm die Rolle eines leitenden Rates der Pforte. Layard wird diese Rolle fortgeführt haben. Nimmt man hinzu, daß die türkischen Minister im Grunde sich niemals von der Lage der europäischen Politik klare Rechenschaft ablegen konnten, daß sie samt und sonders an der alten Ansicht festgebannt waren, die im Orient ja unglaublich eingewurzelt ist, daß die Mächte doch schließlich die Türkei nicht preisgeben könnten, daß sie es nicht zum Äußersten kommen lassen und eher selbst in Streit geraten würden: so ist das Resultat kein Wunder, und die heutigen Klagen der Türken über englischen Verrat sind nur zu erklärlich. Die Sendung englischer Offiziere vor Ausbruch des Krieges zum Studium der Topographie von Konstantinopel, der Dardanellen und Bulgariens nicht zu vergessen.

20. März.

Auch heute trägt die Anwesenheit von Kemball und andern englischen Offizieren in Konstantinopel nach abgeschlossenem Frieden dazu bei, noch einen Hoffnungsfunken auf Aktion und Unterstützung Englands bei den Türken zu erhalten.

[1]) Britischer Botschafter in Konstantinopel.

Der Sultan wagt sich kaum aus Jildis-Kiosk heraus und fürchtet sich vor Verschwörungen. Starke Patrouillen durchstreifen die Hauptstadt. Dabei besteht Ignatiew darauf, daß der Unglückliche dem Großfürsten Nikolaus in St. Stefano oder im russischen Botschaftspalais seinen Gegenbesuch mache.

25. März.

Die Schwankungen des Kongreßprojekts und der englisch-russischen Verhandlungen habe ich im einzelnen nicht vermerkt, jetzt scheint aber ein Abschluß nach der negativen Seite erreicht und die Lage dem Kriege entgegenzutreiben.

England verlangt, daß Rußland den ganzen Friedensvertrag dem Kongresse vorlege.

Rußland erwidert, daß es den ganzen Vertrag den einzelnen Mächten mitteilen und deren Beurteilung und Beratung überlassen wolle.

England fragt an, ob Rußland mit dieser Mitteilung (die inzwischen erfolgt ist) anerkenne, daß der Kongreß das Recht habe, den ganzen Vertrag vor sein Forum zu ziehen.

Rußland antwortet mit einem kategorischen Nein, die Einschiffung der russischen Garden wird sistiert, die Sprache des „Journal de St. Petersbourg“ wird entschieden feindlich. Von beiden Seiten nehmen die Kriegsrüstungen einen beschleunigten Gang an, und in Rußland scheint man sich auf einen Verteidigungskrieg einzurichten.

So liegen die Dinge. Ob England von vornherein, d. h. schon seit Wochen, den Krieg beabsichtigt und deshalb die formalen Schwierigkeiten wegen des Kongresses hervorgesucht hat, ist eine Frage, die sich wegen mangelnder Informationen nicht beurteilen läßt.

Auch der Zusammenhang zwischen der jetzigen Haltung und den Verhältnissen in Indien ist dunkel. Dort ist unter Aufhebung aller Geschäftsformen (standing orders suspended) die Preßfreiheit beschränkt worden.

Die Proben der Sprache der indischen Blätter, die englische Zeitungen brachten, lauteten allerdings beunruhigend genug; der Ton erinnert lebhaft an den der Konstantinopler Presse zu Midhats Zeiten.

In Konstantinopel sind Verschwörungsgerüchte noch immer an der Tagesordnung. Auch der Plan der Erhebung der Familie des Mollah von Konia auf den Thron gewinnt wieder Verbreitung. Eine Meldung der „Politischen Korrespondenz“ aus Konstantinopel läßt denselben in den arabischen Gebietsteilen Anhang finden und spricht von einer Gärung in Aleppo und weiter in Syrien, sowie von Losreißungsgelüsten. Ich erinnere mich, daß der Plan wegen des Mollahs schon im Winter 1877 während meiner Anwesenheit in Konstantinopel von den Midhatisten herumgetragen wurde. Doch sei es, wie mir immer derselbe Tewfik Bey sagte, nur geschehen, um den Sultan zu ängstigen. Und für eine Autonomie der syrischen Provinzen plaidierten schon im vorigen Winter die Deputierten derselben.

(Weitere Artikel werden folgen.)

Prinz Eugenius von Savoyen.

Von

Ferdinand Laban.

„La fortune de la maison d'Autriche avait fait passer à son service le prince Eugène de Savoie, dont nous venons de parler."
Frédéric le Grand,
Histoire de mon temps.

Kann eine Persönlichkeit, die im Aufruhr einer ganzen Welt als ihr Bändiger triumphierte, vergessen werden? Vermag eine welthistorische Gestalt dem Gedächtnis der Menschengeschlechter zu entschwinden? Gewiß nicht. Aber das Gedächtnis der Menschheit ist nicht minder unberechenbar und launenhaft als die Erinnerung des einzelnen. Vom Interesse des Tages und seinen Aufgaben hingenommen, verliert der Mensch beträchtliche Strecken seiner vergangenen Erlebnisse zeitweilig und oft sogar dauernd aus dem Gesicht. Und der Menschheit ergeht es hierin nicht anders. Die Vorratskammern des Denkwürdigen sind vollgefüllt, alle Schätze sind unverlierbar wohlverwahrt, nur wird manche Tür, die zu dem einen oder andern von ihnen führt, längere Zeit hindurch selten oder gar nicht aufgemacht.

Was wissen die heutigen Menschen vom Prinzen Eugen, dem „edlen Ritter"? Ja, eben dieses, daß er „der edle Ritter" war, das wissen wir. Ein primitiver Landsknechtssang, nach Text wie Melodie von rührender Einfachheit, um nicht zu sagen von Einfalt, lebt als deutsches Volkslied, gewissermaßen als Verbindungssteg zwischen Militär und Zivil, unverkümmerbar in unserm Bewußtsein. Vertraut ist uns die kunstlos-treuherzige Weise, wenn ihre Tonfolgen ab und zu an unser Ohr dringen. Und den Textanfang wenigstens kennt jedermann, das „Prinz Eugenius, der edle Ritter".

Von den Historikern ist hier nicht die Rede. Die Fachleute, und besonders die Spezialisten unter ihnen, scheiden bei unsrer Betrachtung aus. Wir reden von den andern, eben von uns selbst, den Menschen mit „allgemeiner" Bildung, wobei es gleichgültig ist, welcherlei Fachleute oder selbst Spezialisten wir sonst sein mögen. Das gangbare Quantum von geschichtlichem Wissen, das man von jedem Gebildeten fordern darf und muß, begreift natürlich auch die Kenntnis der historischen Taten Eugens in sich. Wir kennen die Weltlage,

in der er auftrat. Wir wissen, wie er, von Ludwig XIV. mißachtet, Frankreich mit einem Schwur verließ und im Osten ein neues Vaterland erwählte. Wir wissen so ziemlich Bescheid über seine vielen Kriege, seine Verhandlungen und Friedensschlüsse. Wie er, der Türkenvernichter, in die Geschicke Europas eingriff und sie gestaltete. Wie er, ein andrer Hannibal, mit seinen Scharen die Alpen überstieg. Wie er unter dreien Kaisern diente. Welch ein Held er war, an Siegen und an Ehren reich. Das alles, im allgemeinen und mit vielleicht einigem Detail, wissen wir.

Und doch glaube ich keine unrichtige Behauptung damit aufzustellen, wenn ich sage, daß von Eugens Persönlichkeit nur ein sehr verblaßter Begriff in unsern Köpfen vorhanden sei. Ein historisches Schemen, eigentlich fleisch- und blutlos. Durch das Lied ist Eugen in gewissem Sinne ja zu einer Art von poetischem deutschen Nationalhelden geworden. Das reicht aber in keiner Weise hin zu einer irgendwie bedeutungsvollen Verlebendigung. Ich habe hier Deutschland im Auge, das heutige Deutsche Reich, das es ihm freilich nie vergessen hat, an der Spitze der ihn umjubelnden Brandenburger den Sieg erfochten zu haben. Und wenn wir nach Österreich-Ungarn hinüberblicken? Der Staat, für den er wirkte, besser: der Länderkomplex, oder am besten: das Herrschergeschlecht, für das er sein ganzes Dasein hindurch gewirkt hat, — muß ihn doch vor allen im Gedenken festgehalten haben? Bezeugt es ja Eugens gründlichster Lebensbeschreiber, der Hofhistoriograph Arneth, in seinem 1858 veröffentlichten dreibändigen Werke, kurz und bündig und mit so gar nicht „offiziöser" Wendung, daß ihm „das Kaiserhaus, um es mit einem Worte zu sagen, alles verdankte". Den Hauptpunkt traf auch A. Schulte sehr scharf, als er 1892 in seiner maßgebenden Monographie über den Markgrafen Ludwig von Baden darauf hinwies: „Gewiß, erst der Friede von Karlowitz (den der sechsunddreißigjährige Eugen 1699 nach seinen ersten Erfolgen abschloß) hat das heutige Österreich-Ungarn geschaffen, erst durch ihn ward das Haus Habsburg in seiner österreichischen Linie (ohne Rücksicht auf die Verbindung mit dem Reiche) eine Großmacht." Und liest man doch in den „Mitteilungen des Institutes für österreichische Geschichtsforschung" von 1892 die lapidaren Sätze: „Wir wollen davon schweigen, welche Wendung der Dinge eingetreten wäre, wenn 1704 Prinz Eugen die französischen Fahnen und nicht die kaiserlichen geführt hätte. Es ist wohl kein Zweifel, daß ein Österreich-Ungarn heute nicht mehr bestehen würde." In diesen Landen muß fürwahr die lebendige Anschauung seiner Persönlichkeit noch anzutreffen sein? Ja und nein. Seit der Mitte des vorigen Jahrhunderts steht sein ehernes Reiterstandbild vor der Wiener Hofburg und ein andres seit einigen Jahren vor der königlichen Burg in Ofen. Dieser Budapester „Eugen" war zudem bis vor kurzem das einzige Reiterstandbild der ungarischen Landeshauptstadt. Kaiser und König Franz Josef wußte dem Manne zu danken. Zu Anfang seiner Regierung weihte er ihm ein Monument, und ein zweites in seinen späten Tagen. Er ehrte ihn in den beiden Reichshälften und beide Male an der bezeichnendsten Stelle. Welche Wandlungen auch in den Meinungen des Fürsten während seines langen, schicksalsvollen Lebens und seines langen,

ereignisreichen Herrschens vor sich gegangen sein mögen, in diesem Betracht erscheint seine Überzeugung und seine Gesinnung unwandelbar. In der „Doppel-Monarchie" Österreich-Ungarn hüben wie drüben für dieselben Gestalten der Geschichte Denkmäler zu errichten, ist fraglos eine der heikelsten Sachen. Um so mehr ist das dann aber auch der offenkundigste Erweis einer, wie man leider glauben muß, so seltenen, dauernden Übereinstimmung der Völkerwillen. Gleichwohl ergeben sich aus diesem Tatbestande keine weitgehenden Schlußfolgerungen gerade für unser Thema. Denn aus dem Gedächtnis auch der österreichisch-ungarischen Völker scheint das Persönlichkeitsbild Eugens recht sehr entschwunden zu sein. Nicht, daß man ihn und sein weltgeschichtliches Wirken überhaupt vergessen hätte. Das meinen wir damit natürlich nicht. Obschon in der Allgemeinheit auch dieses Wirken kaum mehr seinem ganzen Umfange und seiner vollen Bedeutung nach empfunden werden dürfte. Was wir betonen, ist, daß er selbst, der Mensch, nicht eigentlich mehr leibhaft in der Erinnerung lebt, wie etwa Maria Theresia, Josef II., Laudon. Die Armee — das versteht sich von selbst — pflegt pietätvoll das Andenken an ihren glorreichsten Helden. Dieser Kultus bleibt indessen recht sehr ein esoterischer. Denn was das „Zivil" anbelangt, auch das etwa für die „Gesamt-Monarchie" patriotisch veranlagte, so muß ich nach meinen Erfahrungen annehmen, daß doch hauptsächlich nur in der Wiener Bevölkerung noch Spuren von einer lebendigen Persönlichkeitsvorstellung des Savoyarden beobachtet werden können. Hier, in Wien, stehen die herrlichen Bauten, mit denen er die Kaiserstadt geschmückt hatte. Hier findet sich der für Österreich gerettete kleine und doch unschätzbare Rest aus seiner allumfassenden sammlerischen Hinterlassenschaft. Von dem Eugenschen Milieu ist in dem Zentrum seiner Wirksamkeit ein unverwehbarer Duft ausgebreitet geblieben.

Stolz sind die Italiener auf Eugenio, da er Blut ist von ihrem Blute, und reklamieren ihn für sich. Sie haben ihm in Turin ein Denkmal gestiftet. Und die Franzosen, denen er als Jüngling den Rücken gekehrt hat, um sich mit ihnen fürderhin nur noch feindlich zu messen, finden an seinem Heldenglanz doch auch ein begreifliches Wohlgefallen. Die Engländer achten die Treue in der Freundschaft, die dieser „edle Ritter" seinem Waffengefährten Marlborough gegenüber ohne Wanken an den Tag legte, an den Tag legte auch dann, als den schmählich Gestürzten alles verlassen hatte, und als diese Treue wie ein moralisches Wunder bedünkte. Das hat Eindruck hinterlassen.

Im ganzen also: statt der lebendigen, greifbaren Vorstellung einer konkreten, individuellen Persönlichkeit doch mehr ein abgeblaßtes historisches Schemen!

Ich glaube, gewiß nicht zu viel zu behaupten. Das untrügliche Anzeichen davon, daß eine große historische Persönlichkeit noch in ihrem individuellen Wesenskerne erfaßt wird, ist die Allgegenwart der Vorstellung ihrer leiblichen Erscheinung. Von Alexander dem Großen bis herab zu Napoleon I. sind uns — ich rede hier immer von den breiten, aber doch den gebildeten Schichten — gewiß recht viele aus der Zahl der weltgeschichtlichen Männer erster Bedeutung in ihrer leiblichen Erscheinung gegenwärtig. Natürlich muß

ihr Aussehen beglaubigt sein durch Abbilder oder durch Tradition. (Die erfundenen oder erdichteten Verkörperungen großer Persönlichkeiten, unter denen sie vorzustellen wir angeleitet worden sind, da uns von ihrem Aussehen jegliche historische Kunde fehlt, bilden ein Kapitel für sich, und haben uns hier nicht zu beschäftigen.) Antlitz, Gestalt, Behaben und Kleidung: alles steht wie der Blitz vor unsrer Phantasie, sowie der Name ausgesprochen wird. Es genüge einzig und allein auf Friedrich den Großen und auf Napoleon zu verweisen. Und nun bedenke man, daß Prinz Eugen von Savoyen, ein Mann, der jenen an welthistorischer Größe in keinem Betracht nachsteht, und der wie diese in den hellsten historischen Zeiten lebte — er starb 1736 —, heute sicherlich nur von wenigen als individuelle Persönlichkeitserscheinung erfaßt wird, wenn von ihm zufällig die Rede ist. Und doch war dieser Mann dereinst allein schon durch seine eigenartige Kleidung gerade so populär wie Napoleon. Er hat seinen welthistorischen Rock! Welchen? . . . „Der edle Ritter". Nun ja: man denkt sich dabei so ungefähr etwas zusammen. Ein Streitroß, anspringend, einen Ritter darauf, etwa Türken im Hintergrunde. Man hat dunkle Ahnungen von Zeittracht, gerade für diese Zeit recht dunkle. Aber hat man jemals ein Porträt von ihm gesehen? Haben Bildnisse von ihm, die uns hier und dort vor die Augen gekommen sein mögen, sich unserm Gedächtnisse so fest eingeprägt, daß wir die Erinnerung an seine Züge sofort und mühelos heraufrufen können? Sind uns die Schilderungen seines Aussehens, die wir vielleicht einmal gelesen haben dürften, ohne weiteres gegenwärtig?

Ich habe mir, im Laufe der Zeit, angeregt durch das seltsame Phänomen, fort und fort erlaubt, Leute, die hochzuschätzen ich alle Ursache habe, junge und ältere, in dieser Sache als Versuchsobjekte zu verwenden. Ich habe die Sache jedesmal so angefangen, daß ich sie bat, mir in einer gewissen wissenschaftlichen Angelegenheit, die ich ihnen zunächst noch verschweigen müsse, auf einige Fragen zu antworten. Haben Sie eine bestimmte Vorstellung von der Person Friedrichs des Großen? Und dann von Napoleon? Wie sich von selbst versteht, war das Ja klar und unzweideutig. Dann fragte ich: haben Sie eine bestimmte Vorstellung von der Person des Prinzen Eugen von Savoyen? Und hier trat jedesmal, ausnahmlos, etwas Merkwürdiges ein: man stutzte. Hätte ich den Großen Kurfürsten genannt, Peter den Großen, Josef II., Karl V., Wallenstein, Gustav Adolf, oder meinetwegen den „letzten Ritter" — man hätte ruhig fortgeantwortet. Aber bei Nennung des „edlen Ritters" stutzte man. Wie kommen sie auf den, hielt man mir entgegen. Man war überrascht und zeigte sich verwundert. Und dann begann man mit den Blicken im Leeren herumzusuchen, man grübelte. Die meisten wußten nicht, ob er groß war oder klein, dick oder dünn. Bei einigen wenigen dämmerte nach und nach etwas auf, wie eine sie beschleichende Erinnerung aus dem Knabenalter, da sie noch in der Schule gesessen. Etwas völlig Eingeschlafenes wollte wach werden. „Ah, ja so, — ein kleiner Kerl, — und mit Schnupftabak auf dem Rock!" So viel wußten diese wenigen. Und nur ganz, aber auch wirklich ganz vereinzelt konnte man über seine Physiognomie Rechenschaft

geben. Es waren das die weißen Raben, auch unter den Kunsthistorikern die weißen Raben, eben jene, die über die Porträtstiche der Epoche genau Bescheid wußten. Aber auch diesen war die Mär von dem dereinst weltberühmten „Kapuzinerfarbenen Rock mit den Messingknöpfen" etwas Neues. Doch fiel einem einzigen dann doch das Schlagwort ein: „Ach ja, der ‚kleine Abbé'!"

Das sind immerhin nur verschwindend unscheinbare Erfahrungen gegenüber der unermeßlichen Allgemeinheit. Ich bin aber doch geneigt, die Belehrung aus diesen geologischen Querschnitten in bezug auf die von mir unprüfbare Masse nicht gering anzuschlagen.

Eugens Knabenerscheinung beschreibt die bekannte Prinzessin Elisabeth Charlotte von Orleans (Liselotte) in einigen Briefen: „printz eugene hatt meriten undt verstandt ist aber klein und heßlich von person, hatt die oberleffzen so kurtz, daß Er den Mundt nie zu thun kan, man sieht also allezeit zwey große breyte Zähn; die Naß hatt Er Ein wenig aufgeschnupfft undt ziemblich weitte Naßlöcher, aber die augen nicht heßlich undt lebhafft . . . Kenn Ihn gar woll, habe Ihn offt geplagt wie Er noch ein Kindt, da hatt man gewollt daß Er geistlich werden solte, war wie Ein abbé gekleydt, Ich habe Ihn doch allezeit versichert daß Er Es nicht bleiben würde wie auch geschehen . . . printz Eugene ist ein kleines, muthwilliges, schmutziges bübchen gewesen." Dazu kommt noch, daß seine Schultern in etwas verbildet waren. Karl Emanuel I. oder der Große, Herzog von Savoyen (1562—1630), war ebenfalls von unbedeutender Figur und hatte eine hohe Schulter. „Wie bei einem andern, noch berühmteren Sproß seines Hauses, Prinz Eugen, verhüllte sie einen unbeugsamen Willen und den ungestümen Geist des geborenen Soldaten," — belehrt uns Carl Justi, der unübertroffene Verdeutlicher und Durchschauer des historischen Schattenreiches.

Liselotte karikiert keinesfalls. Spätere Meldungen unparteiischer Beobachter des weltberühmt Gewordenen ergeben folgendes Porträt: „Eugen war zierlich gebaut, von kleiner Statur, schwächlichen Ansehens und mager. Das Antlitz und insbesondere die Nase sehr lang, der Teint eines Franzosen. Seine schwarzen Augen waren voll Ausdruck und beständiger Bewegung. Sein Gesicht — eine vorzügliche Feldherrngabe — überaus scharf in der Nähe und Ferne. Seine schwarzen, glatten Haare mit zwei kleinen, steifen Locken trug er, bis sie zwischen dem fünfzigsten und sechzigsten Jahre anfingen grau zu werden. Sofort vertauschte er sie mit einer Allongeperücke. Der antiken Bronzephysiognomie sehr zum Schaden, hielt er meist den Mund offen. Dem herrlichen Ausdruck seiner geistreichen Miene benahm auch die Gewohnheit seiner zunehmenden Jahre nicht wenig, unmäßig spanischen Tabak zu schnupfen, von dem er deshalb beide Westentaschen vollgefüllt hatte, und wovon meistenteils alle seine Kleider von einer Schulter bis zur andern überzogen und gefärbt waren. Seine Kleidung war an Höfen und bei feierlichen Gelegenheiten überaus prächtig, im Felde aber einfach. Er trug beständig einen kapuzinerfarbenen Überrock mit messingenen Knöpfen. Das Anspruchslose und Unansehnliche dieser Tracht machte, daß, als er vor der Schlacht bei Zenta in seinem viernunddreißigsten Jahre zum ersten Male als Kommandierender zur

Armee kam, die alten Eisenfresser einander ins Ohr raunten: ‚Dies Kapuzinerlein wird den Türken wohl nicht viel Haare aus dem Barte raufen.‘ Den Kopf trug er stets aufrecht; bedächtig, aber nicht langsam war seine Rede. Jedes überflüssigen Wortes sich enthaltend, schrieb er auch einen eigentümlichen, anspruchslosen, aber bündigen Stil. Wenige Briefe, selbst wenn sie wichtigen oder wissenschaftlichen Gegenständen galten, überstiegen den engen Raum von fünfzig Zeilen, in deren ersten regelmäßig der Hauptgedanke aufgestellt war. Fingerlange, der Haar- und Schattenstriche entbehrende Buchstaben, gestalteten sich zu einer sonderbar festen, vielmehr harten Schrift. Ernsthaft in Geschäften, zeigte sich der Prinz im geselligen Verkehr aufgeweckt, scherzhaft geistreich.“

Prinz Eugen von Savoyen, Friedrich der Große, Napoleon Bonaparte: das waren die drei imperatorischen Naturen des 18. Jahrhunderts, das, um sie fassen zu können, als eines der großen Jahrhunderte auch größer gedacht werden muß denn andre. Das Ende des 17. und der Anfang des 19. müssen mit einbezogen werden. Eugen eröffnet es 1697 mit seinem ersten selbständigen Siege, der Niedergang Napoleons beschließt es 1815. Die Größe des Halbasiaten an der Newa ist eine Sache für sich. Karl XII. war ein abenteuerlicher Zwischenfall. Und den Sonnenkönig unter die Naturen von universellem Rang einreihen zu wollen, müßte den stärksten Bedenken begegnen. Eugen, Friedrich, Napoleon hießen die drei Cäsaren Europas im 18. Jahrhundert. Ein jeder von ihnen erster Größe als Feldherr, erster Größe als Staatsmann, erster Größe als Förderer von Wissenschaft und Kunst. In der Verschmelzung dieser drei Elemente zu einer Persönlichkeit liegt ihr Gemeinsames und ihr Auszeichnendes, — so verschieden sie sonst voneinander sein mögen. Alle drei waren sie von kleiner Statur, alle drei der Tabaksdose leidenschaftlich ergeben. Von Waffengattungen bevorzugte Eugen die Kavallerie, Friedrich die Infanterie, Napoleon die Artillerie — was vielleicht mehr ist als persönliche Vorliebe: eine Stufenfolge der Zeitalter? Eugen lebte 1663—1736, Friedrich der Große 1712—1786, Napoleon 1769—1821. Sie wirkten aus den drei festländischen Machtzentren Wien, Berlin, Paris nicht gegeneinander, sondern sie lösen einander unmittelbar ab auf dem Welttheater. Friedrichs Wirksamkeit beginnt 1740, also vier Jahre nach Eugens Tode, Napoleons Auftreten als „kleiner Kartätschengeneral“ 1795 fällt ins neunte Jahr nach Friedrichs Hingang. Friedrich war durch die Geburt zur Krone berufen, von Eugen, diesem treuesten Diener seiner drei Herren, sagte Friedrich der Große geradezu, er sei eigentlich der Kaiser gewesen (proprement il était empereur), Napoleon setzte sich die Krone selbst aufs Haupt. Eugens Größe wurde von Friedrich bewundernd anerkannt. Er hat ihn in seinen hinterlassenen Schriften als Heros gefeiert. Napoleon sah in Eugen und in Friedrich die beiden größten Heerführer der neuen Zeiten, die an die Stelle der Regeln das individuelle Genie gesetzt hätten. Jeder von diesen drei größten Machtmännern ihrer Zeit fand den Zusammenschluß mit der ersten geistigen Potenz der jedesmaligen Epoche. Eugen fand Leibniz, Friedrich fand Voltaire, Napoleon fand Goethe. Das Gesetz der Wahlverwandtschaft übte so über Nationen hinweg seine Wirkung aus, verblüffend, grandios. Wie

die Sonnen, jede von Planetenreigen umkreist, ein System für sich, doch wieder, im unendlichen Weltraum, eine Beziehung höherer Ordnung zueinander gewinnen. Eugen vermochte es bei dem Elend der Staatsfinanzen schließlich zwar nicht durchzusetzen, daß Leibniz in Wien die Akademie der Wissenschaften begründe. Aber im Umgang mit Eugen entwarf Leibniz die bekannteste Darstellung seiner philosophischen Weltanschauung, die „Monadologie", deren Manuskript der Prinz in einem eigenen Kästchen bewahrte, als eine seiner größten Kostbarkeiten; nur als Beweis besonderer Gunst gestattete er solchen, die er dessen für würdig hielt, Einsicht in diese Blätter. Über Friedrichs Verhältnis zu Voltaire brauche ich keine Silbe zu verlieren. Goethes Bewunderung Napoleons erscheint vielen anstößig. Das Bewundertwerden Goethes durch Napoleon ist aber doch die merkwürdigere Erscheinung. Als Dichter wie als Mensch hatte er dem Imperator den stärksten Eindruck gemacht, der so tief ging, daß Napoleon sogar im Sturm der Flucht, als er aus Rußland in einem Schlitten durch Weimar kam, beim Umspannen sich nach dem erlauchten deutschen Dichter erkundigte und ihm im Fluge noch aus Erfurt „schöne Grüße" sandte. Goethes Herzog, der biedere Deutsche Karl August, fand für uns alle das erlösende Wort, als er damals seinem Wolfgang zurief: „So wirst du von Himmel und Hölle beliebäugelt."

Friedrich bestieg nach angestammtem Recht den Thron seiner Väter und faßte seinen Beruf darin zusammen, der erste Diener des Staates zu sein. Napoleon war der Usurpator; hinaufgelangt, behandelte er Frankreich als Beute. Eugen, jeder Zoll eine Herrschernatur, wurde der erste Diener eines Kaisers — und sein treuester Diener. Dreimal also der ungeheure Wille zur Macht, aber in wie verschiedener Gestaltung. Die Probleme des Sittlichen in den Höhenregionen nehmen die erhabensten Formulierungen an, und die schrecklichsten. Friedrich, mit seinem Genie ausgerüstet, sah sich ganz auf sich selbst gestellt. Nach himmlischem wie irdischem Recht mußte er sich als den ersten Diener im Staate erkennen: die ganze Verpflichtung und die ganze Verantwortung trug er auf seinen Schultern allein. Hier ist das „Dienen" nicht nur in die Herrschergesinnung verlegt, sondern mit Nachdruck in die Aktion. So erscheint er nach jeder Richtung hin als der Erste im Staate. Er ist es im letzten Grunde, der die Dinge nicht bloß beobachtet, begutachtet, gutheißt oder verwirft, sondern der sie selbst recht eigentlich macht. Keine Begabung im Umkreis seiner Wirksamkeit kann sich mit der seinigen messen. Überall muß er sich selbst an die Spitze setzen. Dazu verpflichtet ihn das angeborene Genie. Er vermochte es, die höchste Spannung der Energie durch Jahrzehnte durchzuhalten, zur Erreichung außerpersönlicher Ziele.

Man hat die Wesensart Napoleons unter dem Begriff des Condottiere erfassen wollen. Hauptsächlich operiert Taine mit dieser Ansicht. Wir lassen das dahingestellt. Jedenfalls hat er als eigensüchtigster Machtmensch alles ausschließlich auf sich bezogen, bis ihm die Welt, da er den Ruhepunkt nicht finden konnte, die dann sich bald einstellenden kolossalen Fehler benutzend, zeigte, daß sie auch einen Willen habe. Er war der Abenteuerliche, der immer, zumal bei den verhängnisvollen großen Schicksalswendungen, verruchte

nach Fortüne getrachtet hat; er war das Schoßkind der dämonischen Glücksgewalten und ihr hochgebrachtes Opfer, und er vor allen ist — charakteristisch genug! — den Menschen unendlich interessant geblieben: Grauen und Neugierde sind heute mehr denn je hinter ihm her, seinen Heimlichkeiten nachzuspüren.

Prinz Eugen aber war bestimmt der größte aller Condottieri, wenn man so will. Ohne Geld in der Tasche, dagegen mit den Schulden seiner bedrängten Jugendjahre belastet, verläßt er Frankreich und bietet dem Habsburger seine Dienste an gegen die Türken. Sein Kommen war ein Zufall. Und er wird in der unvergleichlichen Lauterkeit seines Charakters der treueste, mit Leib und Seele ergebene Untertan seiner neuen Herren. Also: im Effekt wiederum der entschiedenste Gegensatz des Condottiere. Er begründet nach lebenslangem Ringen die Großmacht an der Donau und findet, hoch zu Jahren gekommen, eine Genugtuung einzig und allein darin, daß seine Treue nicht bezweifelt werden kann.

Unter dem Eindruck der neuesten Entwicklung der Geschichte stehend, treten wir an ältere Perioden mit einem Maßstab heran, der auf sie ohne weiteres gerechterweise nicht angewendet werden darf. Es handelt sich um das patriotische, das national-sprachliche, das religiöse und das Rassemoment. Die geschichtliche Entwicklung seit etwa hundert Jahren scheint — ich sage mit absichtlicher Betonung „scheint"! — dahin zu drängen, diese vier Momente als eine erstrebenswerte Einheit aufzufassen. In praxi kann aber davon gar nicht die Rede sein. Es ist in Wahrheit alles nur annäherungsweise gemeint. Allein die kleine Schweiz, unter der sicheren Obhut ihrer Alpenhäupter, ihrem Königsgeschlecht gewissermaßen, ist schon ein lebendiger Protest gegen die Allgültigkeit jener Anschauung. Das seit zwei Jahrtausenden in jeder Hinsicht durcheinandergeschüttelte Europa hat Verbindungen ergeben, die in ein paar homogene Einheiten nicht mehr auseinander zu gliedern sind. Ich deute auf diese Verhältnisse nur von weitem hin, lediglich, um das richtige Augenmaß für den „Fall Eugen" zu gewinnen.

Italiener von Abstammung, geborener Franzose, wird er der größte österreichische Patriot. Im katholischen Glauben aufgewachsen, hat er, bei seiner humanen und philosophischen Denkungsart, in Bekenntnisdingen jederzeit durchaus tolerantes Empfinden bewiesen, ja mehr als das: er war der Absicht entschieden abhold, in politischen Fragen die religiösen Gebiete auch nur zu berühren. Nun gar einen Religionskrieg hielt er für das schrecklichste aller Übel. Sein Vaterland verließ er mit bewußter Absage. Ein Coriolan also. Er war indessen kein Abklatsch der Antike, sondern ein ganz urwüchsiges neuzeitliches Gegenstück zu ihr. Geleistet hatte er für sein Vaterland noch gar nichts und hatte das bei seiner Jugend auch noch nicht tun können. Daß man ihn daran hinderte, in Zukunft etwas für Frankreich zu leisten, brachte ihn zum Abfall. Jener Ludwig XIV., der ja von sich gesagt hatte: L'État c'est moi, dieser König, in dessen Hand Eugens Geschick lag, verbaute ihm die Heldenlaufbahn. Er haßte und verfolgte seine Familie. Den Unscheinbaren, der aber eine außergewöhnlich tiefe

Bildung sich anzueignen gewußt hatte, wollte er, ihn bespöttelnd, im Priesterkleide festhalten. Eugen trug die Tonsur, legte aber bald, von Soldatenehrgeiz beseelt, das Birett ab. Seine Physiognomie erschien dem Könige zudem fatal, unheimlich. Damit war seine Zukunft innerhalb des Vaterlandes, des „État", besiegelt. Er rückte aus, mit dem Gelöbnis, die persönliche Beleidigung zu vergelten. Unwillkürlich muß man hier an die Réfugiés denken, die sich ebenfalls durch jenen Ludwig aus Frankreich hinausgetrieben fanden. Genau zur selben Zeit. Eugen 1683, die Flüchtlinge 1685. Eine Parallelerscheinung, an der man fürwahr nicht ohne Verwundern vorbeigehen kann. So kam Österreich zu seinem größten Feldherrn, Preußen zu seinem Heer — von Kulturbringern. Die ersten Schritte lagen für Eugen klar vorgezeichnet. Er folgte seinem älteren Bruder nach, der ebenfalls, wie so manche vom französischen Hochadel, für den hartbedrohten Leopold I. gegen den „türkischen Erbfeind" die Waffen ergriffen hatte. Und er stieg empor unter den Fittigen seines Vetters, des Türkenbesiegers Ludwig von Baden. An und für sich war also gerade dieser Schritt freilich nichts Schlimmes. Es war vielmehr westeuropäischer ritterlicher Idealismus, der letzte Akt des Kreuzfahrertums. Indessen, Eugens Weggehen aus Frankreich gegen den Willen des Königs, seine Flucht, in Verbindung mit jenem jugendlichen Schwur, stempelte es zu etwas anderm.

Es läuft übrigens noch eine zweite Version um. Nach dem Falle von Belgrad, das 1688 durch den Kurfürsten von Bayern gemeinschaftlich mit Eugen erobert worden war, hatte Louvois, der Kriegsminister Ludwigs XIV., über alle Franzosen, die nicht augenblicklich den fremden Dienst verlassen würden, das Urteil ewiger Verbannung aussprechen lassen. Da gelobte, wie gesagt wird, einer dieser Verbannten, Eugenius, niemals anders denn mit dem Degen in der Faust die ihm feindlich gewordenen Gebiete von Frankreich zu betreten. Vielleicht liegt hierin eine Wiederholung und Verstärkung des Schwures vor. Im Jahre 1692 konnte er bei Guilleftre, seines Freundes Commerey Hand erfassend, im Hochgefühl die Worte sprechen: „Da bin ich nun mit dem Degen in der Faust auf Frankreichs Boden. Als ein Mann und als ein Fürst habe ich mein Gelübde gelöset." Und nach dem Siege von Oudenarde äußerte er zu dem gefangenen Marquis de Biron, als er ihn zu Tische geladen hatte: die Stelle eines Colonel-General der Schweizer sei einer der schönsten militärischen Posten in Frankreich. „Mein Vater bekleidete ihn," fügte er bewegt hinzu, „und bei seinem Tode hofften wir, daß mein Bruder ihn erlangen würde. Aber der König hielt es für besser, ihn einem seiner natürlichen Söhne zu verleihen, als uns die Ehre zu erweisen. Er ist der Herr, und man vermag nichts dagegen zu sagen. Aber doch ist man manchmal erfreut, in der Lage zu sein, gezeigte Geringschätzung bereuen zu machen."

Wir, mit unsern Begriffen von den Volksheeren, vermögen das Söldnertum nicht mehr zu goutieren, so wenig als wir die dynastischen Interessen als Motivierung der politischen Taten anerkennen könnten. Alles spricht dafür, daß Eugen und seine Zeitgenossen, ganz naiv in ihren Anschauungen befangen, gar nichts Bedenkliches dabei fanden. Hatte doch Ludwig XIV. wiederholt Versuche gemacht, den berühmtgewordenen Österreicher für sich

zurückzugewinnen. Vergebliche Versuche! Dies ist der Punkt, auf den es ankommt. Der Mann, den wir als den größten aller Condottieri, den größten aller Söldner, den größten aller Fremdoffiziere bezeichnet haben — und Europa wimmelte damals von solchen —, statuiert durch sein Beispiel, durch sein Verhalten bis zum Tode, daß eine neue Idee Einzug gehalten habe in die Welt. Gleich einem Meteor aus andrer Bahn in das Land an der Donau geworfen, schafft er es, durch sein Genie und seine Willenskraft, um zur Großmacht, aber dabei ganz aufgehend in den Interessen seiner neuen Herren. In der Unwiderruflichkeit seines Schrittes, in der moralischen Unwiderruflichkeit, die er aussprach, liegt das Bedeutsame des Geschehnisses. Für ihn gibt es, ganz bestimmt von dem Zeitpunkt an, da er seine Aufgabe klar erkennen konnte — was bald eintrat —, keine andern Interessen mehr. Er ist für nichts andres mehr zu haben auf dieser Welt. Alles tritt zurück, jedes mögliche Interesse für seine eigene Person, das nicht auf dieser Linie liegt, keimt gar nicht auf. Kaum, daß er zu etwas selbsterworbenem Gelde kommt, bezahlt er seine Schulden in Frankreich, skrupulös, „bis auff den letzten Heller, auch die so Keine Zettel noch Handtschrieft von Ihm hatten, hatt Er bezahlt die nicht mehr dran dachten" (Liselotte). Er ist ganz frei geworden, um sich ganz zu binden. Er lebt nunmehr nur für Österreich, das sich für ihn im Herrscherhause verkörpert. Von der Natur zum selbstherrlichen Manne ausgestattet, schlägt er sogar eine ihm (vom Kraft- und Gewalt-Zaren Peter) angebotene Krone aus, die Krone von Polen; er gibt dabei seinem Kaiser die Versicherung, daß er sich von „eitlen Ambitionen" frei wisse. Auch die von ihm entzückten Korsen, die Vorfahren Napoleons, hatten ihm die souveräne Herrschaft über ihre Insel angetragen. „Ein Wunder-Ding! er konte andern die Cronen ab- und auffezen, ob Er schon selber deren keine getragen hat" — das betonte der Pater Peikhart freimütig in Gegenwart des Kaisers, der, in seine verhängte Loge zurückgezogen, dem Leichenbegängnis des Ungekrönten im Stefansdome beiwohnte (er hob dies hervor in der Trauerrede, die fraglos als wichtiges geschichtliches Dokument angesehen werden muß und die, in ihrer Art, das kernigste Charakterbild Eugens enthält). Seine Seelengröße, seine Geradheit und Rechtlichkeit, das Gute, das Milde, das Schlichte seines Temperaments hoben ihn auch über alle Tragik hinaus. Der ihm nachgesagte Ausspruch: „Leopold war mein Vater, Josef mein Bruder, Karl mein Herr" hat alle Wahrscheinlichkeit für sich, ist aber nicht bestimmt zu bezeugen.

Eugen war den schärfsten Anfeindungen ausgesetzt. Und als diese unter Karl VI. sich dem kritischen Punkte näherten, als die geldgierige spanische Kamarilla am Wiener Hofe sowie sein eigener teurer Verwandter in Savoyen den untadeligen Mann durchaus weg haben wollten von seinem Platze, und dazu die erbärmlichsten Minen gruben, meinte er gelassen: „Mit zehntausend Gulden Einkünften kann ich ruhig und ohne in irgendeine Verlegenheit zu geraten, meine Tage beenden, und ich besitze einen ausreichenden Vorrat von guten Büchern, um mich nicht zu langweilen." Man betörte den Monarchen, Eugens Macht verdunkele bereits die seinige. Eugen ging indessen direkt zu dem ihm nicht mehr gewogenen Kaiser und machte allein durch sein

offenes Auftreten den schlimmsten Anschlag zunichte. Fortan war er der allmächtige „erste Minister". Er ist in den Sielen gestorben. Sein letztes Wort im Conseil war: „Es ist genug für heute, wir wollen uns das Übrige für morgen vorbehalten, wenn ich so lange lebe." Des Abends spielte er bei seiner vertrauten Freundin, der geistvollen Gräfin Batthyány, Pikett und verschied, die Karten aus der Hand legend, ähnlich wie Moltke. Nicht lange vorher hatte er geschrieben: „die Geschäfte selbst scheinen für mein Alter mehr Achtung zu haben, weil ich die Verleumdung oder vielmehr den Verdacht der Treulosigkeit gänzlich besiegt habe. Diese Lorbeeren sind es allein, die dem alten Savoyarden, den man oft weit behutsamer als den Friedländer bewachte, nicht mehr entrissen werden können." Karl, der letzte des habsburgischen Mannesstammes auf dem deutschen Kaiserthron, der das Vertrauensverhältnis zu seinem obersten Ratgeber doch wieder gefunden hatte, beweinte den Tod Eugens aufrichtig. Und als wenige Jahre später die Reihe unglücklicher Ereignisse eintrat, brach er in den schmerzlichen Ausruf aus: „Ist denn mit Eugen der Glücksstern völlig von uns gewichen?"

Damals, im Zeitalter der Bestechungen und der allgemeinen Bestechlichkeit, waren Eugen und Gundacker Starhemberg die einzigen unter den Männern, die am Hofe Einfluß besaßen, denen niemand mit einem solchen Ansinnen sich nahen durfte. Arm nach Österreich gekommen, hinterließ der im dreiundsiebzigsten Lebensjahre Verstorbene ein Vermögen von 1 Million 870000 Gulden, zumeist in Besitzungen bestehend. Keine beschämende Erinnerung an die Art seiner Erwerbung klebte daran. Er hatte sich weder nach gutem alten Brauch durch Plünderung und Brandschatzung bereichert noch durch Offiziersstellenverkauf, wie das damals üblich war, nicht durch Gewinne bei Armeelieferungen oder durch irgendeine unter dem Namen eines Geschenkes verhüllte Bestechung. Sein unverrückbarer Grundsatz blieb, von niemandem als von seinem Kaiser und Herrn ein Geschenk anzunehmen. „Nachdeme niehmahlen presenten anzunehmen pflege" — diese stehende Formel enthalten seine freundlichen Entschuldigungsschreiben, wenn er sich genötigt sieht, eine Liebesgabe „mit guter Manier" abzulehnen. „Der edle, bedürfnislose Mann ohne Familie" — sagt der Wiener A. Ilg in seiner Schrift über Eugen als Kunstfreund, die leider noch immer ohne ausführlichere Nachfolge geblieben ist — „hat seinen Erwerb, den ihm unsterbliche Großtaten für Österreich eingebracht hatten, nur wieder seinem geliebten Österreich zurückgegeben: mit dem Heldenruhme erworben, in Kunstschöpfungen ersten Ranges umgewechselt. Er ist uns nichts schuldig, wir dem Unsterblichen alles!"

Eugen handelte als Staatsmann nicht aus nationalen Gesichtspunkten, sondern aus staatlichen. Das lag sowohl in den besonderen Verhältnissen als in seiner Person, die ja gerade für eine solche Aufgabe recht eigentlich prädisponiert erschien. Österreichs Macht ist das ausschließliche Ziel seines Willensdranges. So schuf er eine staatliche Großmacht, nicht eben eine Nation. Österreich freilich hatte stark deutsche Färbung. Und Österreichs Herrscher waren zugleich die deutschen Kaiser. Aber gleichsam nur im Nebenamt. Prinz Eugen, der vor aller Welt Agierende, indessen die Herrscher, wie durch

kostbare Zeltdraperien verhüllt, in Reserviertheit verharrten, hat diesen Dingen keine andre Wendung gegeben. Interessen des deutschen Reiches sah er nur durch die Interessen Österreichs hindurch, soweit sie überhaupt Gewicht für ihn haben mochten. „Sein Einfluß" — sagt Friedrich der Große — „erstreckte sich nicht nur auf die Staaten des Erzhauses, sondern selbst auf das deutsche Reich. Er war eigentlich der Kaiser. Solange seine Kräfte dauerten, hatten sowohl Österreichs Waffen als seine Unterhandlungen glücklichen Fortgang. Mit seiner Kränklichkeit beginnt die Epoche der Ränke aller kaiserlichen Minister." Die deutsche Färbung Österreichs färbte auch auf ihn ab. Er ist so gewissermaßen zum deutschen Manne geworden. Er drückte sich im Deutschen mit Leichtigkeit, mit einigem Wohlklange aus. Seine Unterschrift: „Eugenio von Savoy" war deutsch gemeint. Gegen die vielsprachigen Völkerschaften des Donaureiches hatte dieser „Fremdling" keinerlei Animosität. Ich glaube nicht, daß ihm auch nur eine unter ihnen ein unfreundliches Andenken bewahrt. Er war vielleicht der einzige Feldherr-Staatsmann, dessen Verlust in Ungarn ebenso tief betrauert wurde wie in den österreichischen Erblanden. Während später Josef II. mit seinen doktrinären Vereinheitlichungsbestrebungen alle Welt gegen sich in Aufruhr brachte, hatte dieser Realpolitiker in seiner Machtfülle weiser gewirtschaftet. Er lebte übrigens in einem heroischen Zeitalter. Überall saß die Not. Nicht zuletzt die Geldnot. Das Dringendste aber war die Abwendung der äußersten Gefahr, der Gefahr der Vernichtung. So zimmerte er gleichsam ein mächtiges Vielfamilienhaus aus dem Gröbsten heraus, ein ungeheures Dach. Und niemand darf ihn dafür verantwortlich machen, daß er nicht lieber eine Villenkolonie angelegt hat, in der es den Urenkeln — wie es fast den Anschein haben möchte — jetzt besser behagen würde.

Unter den großen Soldatennaturen der älteren Weltgeschichte gibt es vielleicht keine zweite, die zugleich von dieser Güte des Herzens war, von dieser angeborenen Mäßigung, dem natürlichen Wohlwollen, der merkwürdigsten Bescheidenheit. Von Wallenstein und den Generalen des dreißigjährigen Krieges trennt Eugen eine tiefe Kluft. Er hatte schon völlig den Begriff des Krieges im modernen Sinne, wonach es der Soldat bloß mit dem Soldaten zu tun und den ihn nicht belästigenden Landmann ungeschoren zu lassen habe. Die Verwirklichung dieses Ideals hat er nach Kräften angestrebt mitten in einer Zeit, die noch in ganz andern Praktiken steckte. Felsenfestigkeit des Weltbezwingers zu vereinen mit Reinheit des Gemütes, wie wir sie in jedem gutgearteten und friedliebenden Weltbürger voraussetzen, das brachte er mühelos fertig. Die Sache trägt bei ihm Naturfarbe, ist wirklich echt, und er kann darum gar nicht aus der Rolle fallen. Es ist die Ehrenhaftigkeit, die mit Rührung erfüllen muß. Kein Blutstropfen des Unterdrückers ist in ihm. Ihm fehlt jede tyrannische Ader. „Was die Weltsachen betrifft" — so lautet die gereifte Weisheit des Mannes, den die Menschheit nur als Kriegshelden anzusehen gewohnt ist —, „so ist es mit denselben jetzt wie allzeit beschaffen. Viele Pläne, große Entwürfe und tausend geheime Umtriebe, die nur darauf abzielen, die öffentliche Ruhe und das Glück zu stören, dessen Europa so leicht

genießen könnte, wenn man sich nicht immer das Vergnügen machte, es daran zu hindern." Allerdings, erst wenn man den Schlußsatz dazu hält, kommt der ganze Eugen heraus: „Was uns betrifft, so wünschen wir nichts als das unsrige zu behalten und sind weit entfernt, nach dem Gute andrer zu streben. Daher erwarten wir auch ruhig die Entwicklung der Szene, und wenn man uns angreift, so werden wir uns so gut zu verteidigen suchen, als wir es im Stande sind." Sein Charakterbild freilich hat nie geschwankt im Urteile der Mitwelt und der Nachwelt. Nie hat man ihm die Verehrung vorenthalten, und nirgends. „Man giebt ihm jezo einen Lob-Spruch, der nur für ihn allein aufbehalten war, und den keiner vielleicht nach ihm verdienen wird, daß er nemlich die Feinde seines Herrn jederzeit überwunden, ohne sich selbst Feinde dabey gemacht zu haben" — berichtet das gehaltvolle Büchelchen „Eugenius nummis illustratus", das in seinem Todesjahre zu Nürnberg herausgegeben worden ist. Er hat in schwerer Abwehr immer gegen Übermacht den Osten bekämpft und den Westen. Und die Osmanen sandten ehrende Gesandtschaften an ihn ab; Villars, der Marschall Frankreichs, den er im Felde wie im Konferenzzimmer besiegt hatte, wurde sein enthusiastischer persönlicher Anhänger. Die Schärfe seines Verstandes und die Vorurteilslosigkeit seines Geistes in Verbindung mit dem rechtlichen Empfinden, das jederzeit Besonnene und dabei der kräftige Pulsschlag machen seine innere Struktur aus.

Sein Genie, von welcher Seite man es auch betrachten mag, wurzelt in Klarheit und Selbstbeherrschung, in Güte und kraftvollem Feuer.

Als Stratege von kaltblütigster Überlegung, weiß er als Taktiker seinen Schlachtenausführungen ein höchstes Glanzlicht aufzusetzen: den Furor, mit dem er, der Generalissimus, in Person dorthin eilt, wo es die Sache gilt, um wie ein gemeiner Krieger, wie der leibhafte Kriegsgott, als Vorderster den Graben und den Wall zu nehmen oder sich in die Flanke des Feindes zu stürzen. Er trug dabei sieben, zum Teil sehr schwere Verwundungen davon. Es waren andre Zeiten als heute, gewiß. Aber man begreift es doch kaum von dem schmalwüchsigen, schwächlichen Männchen. Das ist etwas andres als stoische Philosophie; positiver Kraftüberschuß in der Furchtlosigkeit gegenüber dem Dräuen des Todes. Seine Kaiser daheim zitterten für ihn und für sich und schrieben ihm die herzlichsten Abmahnungsbriefe. Aber ganz gewiß hat er die ruhmwürdigsten seiner Bataillen gerade so gewonnen, selbstgeplant und selbsterfochten. Es machte ihn unwiderstehlich. Die Gegner konnten nicht standhalten, und seine Leute riß er mit sich fort. Trotz seines unansehnlichen, unkriegerischen Äußeren wußte er seine oft recht zufälligen und recht bunt zusammengewürfelten Truppen nach kürzestem Kontakte mit der Überzeugung zu durchdringen, daß sie unter seiner Führung jedem andern Heere der Welt überlegen, daß sie völlig unbesiegbar seien. Und den Abend zuvor im Lagerzelt beschäftigte sich dieser ruhige Kopf, der passionierte Kenner, mit dem Ankauf von Handzeichnungen, Kupferstichen und Büchern, um jene Sammlungen zusammenzubringen, die heute einen wertvollsten Schatz der Hofbibliothek und der Albertina bilden. In dem berühmten angeblich Fischer von Erlachschen Prunksaale der Wiener Hofbibliothek prangen seine 15 000 Bände.

nur beste Ausgaben, auf alle Gebiete des Wissens sich erstreckend, alle kostbar gebunden und mit seinem Wappen geziert. Er war in ihnen heimisch, er hatte sie fast alle gelesen — ein Rätsel, wenn man sein bewegtes Dasein bedenkt! Wenn man sich vergegenwärtigt, daß er — um seinen eigenen Vergleich zu gebrauchen — „wie ein Postillon" durch den ganzen Erdteil beständig von einem Kriegsschauplatz zum andern herumeilen mußte. Unlängst wurde, indessen an verlorener Stelle, nachdrücklichst die Notwendigkeit hervorgehoben, den alten fünfbändigen handschriftlichen Katalog der Eugenschen Büchersammlung zu veröffentlichen, „der nicht nur auf eine einzige Weise die wunderbare Vielseitigkeit der geistigen Interessen des Kriegshelden dartut, sondern außerdem einen wahren Thesaurus des gesamten Wissensgebietes der Zeit bedeutet".

In aller Herren Ländern hatte er seine Agenten und sachkundigen Beiräte, mit denen er in beständigem Briefwechsel stand, darunter der geradezu einzige Mariette sowie die Kunstkardinäle Albani und Passionei. Nie erscheint er liebenswürdiger und feiner als in diesen Episteln, wie überhaupt in seinen unablässigen, internationalen und auch sonst von jeder Einseitigkeit freien Beziehungen zu bildenden Künstlern, Dichtern und ersten Männern der Wissenschaft. Er, der sich Allbetätigende, war der geborene Mäcen einer der Polyhistorie huldigenden Gelehrten- und Literatengeneration. Nur im Bereiche der Musik, die am Hofe so liebhaberisch gepflegt wurde, scheint er sich für sein Teil auf den Generalbaß der schweren Geschütze beschränkt zu haben.

Man erinnert sich gerne, daß Friedrich der Große, der (wenn man nur seine Flöte ausnimmt) dem „edlen Ritter" auch in diesen Einzelzügen gar ähnlich sieht, als Kronprinz den alten Helden auf seinem letzten Feldzuge begleitete. Um in dieser vornehmsten Schule praktisch das Kriegshandwerk zu lernen, wie der Vater wünschte, der alte Soldatenkönig und große persönliche Verehrer Eugens, den es übrigens selbst trieb, eine Zeitlang inkognito dabei anwesend zu sein. Eugen hatte seinerzeit entscheidend dazu mitgewirkt, den aufs schwerste gekränkten und aufs tiefste empörten Vater mit dem Sohne zu versöhnen. Friedrich nannte sich noch in späten Jahren mit Stolz Eugens Schüler. Der von der ganzen Welt Bewunderte, von seinen Taten Ausruhende warf 1780 im Gespräch mit dem Fürsten von Ligne die Bemerkung hin: „Wissen Sie, daß ich die letzten glänzenden Strahlen von Prinz Eugens Genie gesehen habe? Eh, mon Dieu! Wer könnte Prinz Eugen gleichkommen?" Aber Eugen, der nicht bloß Heerführer, Gelehrter und Kunstfreund war, sondern auch Staatsmann und Diplomat, schrieb damals schon besorgte Briefe nach Hause. Seinem klugen Blicke entging es im Verkehr mit dem Jugendfrischen nicht, daß sich da etwas Neues vorbereite. Besonders schmerzlich war es für ihn, zu merken, wie „tief bei ihm das französische Gift eingewurzelt sei". Den im Gegensatz zu seinem Vater eigne Wege einschlagenden Dreiundzwanzigjährigen, dessen „Genie" Eugen in seinen Briefen bereits ausdrücklich hervorhebt, politisch zu beeinflussen, ist dem Greise nicht gelungen. „Die Hauptsache war" — so lautet das Votum Rankes und der Geschichte — „daß Friedrich den berühmten Kriegsführer kennen lernte." Unter Eugens „politische Eigenheiten" — wie

man das noch in der ersten Hälfte des neunzehnten Jahrhunderts ansah — gehörte sein heftiger Widerspruch gegen die preußische Königswürde. In welcher Form mag wohl das politische Sternbild eines unter Preußens Führung geeinten Deutschlands im Gesichtskreis des Savoyarden, wenn auch nur in den verschwommensten Umrissen, emporgedämmert sein? Daß er alles und jedes nur von seinem österreichischen Standpunkte aus beurteilte, kann man ihm nicht zum Vorwurf machen.

In einem vertraulichen Schreiben aus dem Anfange des 18. Jahrhunderts — ich glaube vom englischen Residenten in Wien, Saint-Saphorin — findet sich die Äußerung, Österreich und Preußen könnten sich nicht zueinander stellen, vereint aber wären sie für alle wahrhaft furchtbar. Diese Äußerung war um zweihundert Jahre verfrüht. Zwei — Kaiser erst vermochten eine solche Verbrüderung herbeizuführen. Nur setzen wir heute an die Stelle des Wortes „furchtbar" den Ausdruck „friedengebietend." Wenn wir mit historisch besonnenem Blick auf das vergangene gewaltige Ringen von Völkern und Staaten zurückschauen, so will sich uns in dem Gewordenen das Walten einer Notwendigkeit entschleiern, die schließlich tiefer in die Grundlagen der Geschicke hinabreicht als Wille und Begabung der einzelnen Persönlichkeiten, die dabei als die Hauptakteure auftraten, und die allein aus ihrer Individualität heraus alles gemacht zu haben scheinen. Dann berührt es wie ein versöhnendes — Vorspiel, wenn die Parteien, die sich irgendwann und irgendwo mit der Wucht der unbedingten Verneinung befehden müssen, um letzthin doch wieder, Schulter an Schulter, zu ehrlichem Bündnis sich aneinander zu schließen, wenn, sage ich, absterbendes Alter und aufblühende Jugend zusammentreten und harmlos am Wachtfeuer plaudern als Auch-nur-Menschen. Gerade diese Szene indessen gehört wohl zu den vergessensten, es kennt sie nur der, den sein historischer Studienweg zu ihr hinführt. Sie liegt abseits. Frischer in der allgemeinen Erinnerung ist schon jene andre, spätere Szene, wo sich, nach bedeutsamer Veränderung des Schauplatzes, nun wiederum der jugendliche Sohn Maria Theresias bewundernd dem alten Manne im Norden nähert.

Wenn wir — was sehr oft geschieht — uns an Friedrich den Großen erinnern, so sehen wir ihn als alten Mann. Gekrümmt, auf den Krückstock gestützt, einsam, mit durchfurchten Zügen, nur das alte Leuchten in den großen, hellblauen, deutschen Augen, schreitet er die Terrasse von Sanssouci ab, seine Windspiele hin und wieder mit einem französischen Anruf bedenkend. Er und sein auf steiler Anhöhe vor profanen Blicken sich verbergendes Terrassen-Sommerschloß gehören zusammen. Es ist eine der subjektivsten Schöpfungen. Ein wundersames Gehäuse, das uns der Große von seiner Wesenheit zurückgelassen, und in dem er noch heute als gegenwärtiger Geist umhergeht. Man sieht ihn sitzen in seinem Arbeitskabinett, dem schönsten Studierzimmer der Welt. Man bemerkt es, wie er im Lesen inne hält und durch die geöffnete Tür einen langen Blick hinaussendet in das Parkgrün und zu der antiken Erzstatue des „betenden Knaben". Diese Antike war vordem im Besitze des Prinzen Eugen.

Prinz Eugen hatte sich gleichfalls ein fürstliches Terrassen-Sommerschloß erbaut, das „Belvedere" in Wien. Hier wird wohl auch der Adorant gestanden haben, wie die jetzt in Dresden befindlichen drei Herkulanischen sogenannten Vestalinnen. Das Schloß samt den Gartenanlagen ist kein subjektiver Einfall. Die sanft ansteigenden, wie Teppiche vorgebreiteten Terrassen führen hinan zu einer Architektur, die in ihrer gemessenen und doch heiteren, einladenden Barockpracht recht wohl den Eindruck vermitteln kann von der Charakterart ihres einstmaligen Bewohners. Aber, hier herumwandelnd, ein unvergleichliches Panorama zu unsern Füßen, denken wir nicht mehr an diesen ehemaligen Bewohner. Wir nennen vielleicht einmal seinen Namen als Bauherrn, wenn's hoch kommt. Ihn selbst sehen wir nicht mehr.

Es ist vielerlei zusammengekommen, die Person Eugens in den Hintergrund zu schieben, bis in jene Fernen, wo die Schleier des Vergessens Form und Farbe unkenntlich machen. Man könnte sagen, die Erscheinung Friedrichs des Großen habe sein Andenken erdrückt. Die Frische des Andenkens an Friedrich hat durch das Auftreten des Welterschütterers Napoleon freilich keinerlei Einbuße erlitten. Und die Erinnerung an Napoleon ist wiederum durch das größte Ereignis der neuesten Geschichte gleichfalls nicht verdeckt worden, ich meine durch die Taten der drei Persönlichkeiten, die, zu einer übermächtigen Einheit sich ergänzend, auch mit der Macht einer einigen Kraft wirkten, ein Schauspiel, wie es in solcher Vollkommenheit die Welt noch nie gesehen. Ich denke an Kaiser Wilhelm I., Bismarck, Moltke und ihr gemeinsames Lebenswerk.

Weshalb also jenes Zurücktreten Eugens, der uns doch zeitlich gar nicht so ferne steht? Die Sache muß übrigens bald eingesetzt haben. Ich möchte auf den gewiß bemerkenswerten Umstand aufmerksam machen, daß sich in Goethes sämtlichen Werken der Name Eugens meines Wissens gar nicht erwähnt findet. Goethe war als Knabe „fritzisch gesinnt"; was an historischer Größe unmittelbar vor Friedrich lag, bildete in der Familie keinen Gesprächsstoff mehr. Friedrich hatte alles verdrängt. Und bei Lessing? Bei Schiller? Der Ausruf in Pfeffels „Tabakspfeife": „Es lebe Prinz Eugen!" dürfte ein sehr vereinzeltes Vorkommnis sein. Auch der Schatz von Eugen-Anekdoten, der übrigens nie besonders groß gewesen zu sein scheint, ist wie weggeblasen. Bezeichnend bleibt es jedenfalls, daß die nach Eugens Tode aufblühende deutsche Literatur nichts über diesen Helden enthält, was uns im Kopfe hätte bleiben müssen. Was soll man aber dazu sagen, daß auf unsre Anrede auch Grillparzer stumm bleibt in seinen sämtlichen Werken bis auf einen Gedankensplitter von fünf Prosazeilen aus dem Jahre 1846?

Bildende Kunst und Dichtung haben sich unserm Helden nach seinem Tode doch merkwürdig spröde gezeigt. Es ist ihm kein österreichischer Menzel erstanden. Es gibt nicht viele Eugen-Bildnisse. Eine Reihe mäßiger Stiche, etwa zwei Dutzend nicht besonders gearbeitete Porträtmedaillen, ein paar Ölbilder, einige Plastiken: das ist alles, was aus alten Zeiten herstammt, heute unbeachtet oder verschollen: unauffindbar scheinen selbst Porträts von der Hand so weltbekannter Meister wie Kupetzky und Kneller! Ich fürchte

übrigens, es sei nicht ein einziges der Wirklichkeit ganz wahrheitsgetreu entsprechendes Bildnis dabei. Absonderlich erfunden ist die sonst freilich wertvolle zeitgenössische Marmorleistung Permosers im jetzt kaiserlichen Belvedere; kostümlich wenigstens aufschlußreich eine auch den zarten Gliederbau gut wiedergebende alte Parkfigur aus Blei in Glemham Hall, Suffolk: ein David-Eugen als Seitenstück zu einem Achill-Marlborough. Und nun denke man an Friedrich den Großen, der in vorgerückten Jahren als Modell nur einmal still gehalten hatte, und an Napoleon. Von keinem andern Fürsten der Welt gibt es so viele Bildnisse als von diesen beiden. Mit Napoleon-Bildnissen ist Europa geradezu überschwemmt. Auf wie vielen Vasen, Tassen und Gläsern ist das Profil des „alten Fritzen" angebracht worden! Die Lawine ist nicht zum Stehen gekommen. Aus neuer Zeit kenne ich von Eugen-Darstellungen bloß die drei genannten Monumente (in Turin von Simonetti 1858, in Wien von Fernkorn 1865, kleiner wiederholt in der Offizier-Reitschule zu Wiener-Neustadt, in Ofen von Róna 1899) sowie je ein Bildwerk auf dem Heldenberg bei Wetzdorf und in der Feldherrenhalle des Wiener Arsenals. Das wandfüllende Geschichtsbild des ungarischen Pilotyschülers Benczur: die Erstürmung Ofens, enthält auch die Figur unsers Helden. Nur ist auf diesem Historiengemälde der, wie wir sahen, notorisch häßliche Eugen, recht unhistorisch, ein gar zu schöner, unerlaubt hübscher junger Mann geworden. Von neueren Dichtungen nennen wir das stimmungsvolle Gedicht Freiligraths, das durch Loewes prachtvolle Komposition geradezu populär geworden ist — demnach die große Ausnahme in unsern Betrachtungen! Es hat übrigens nicht eigentlich den Prinzen zum Gegenstande, sondern die Entstehung des Soldatenliedes. Ferner erinnern wir an Martin Greifs Schauspiel von 1880, das offenbar als Pendant zu Kleists „Prinzen von Homburg" gedacht war, es aber nicht geworden ist und klanglos verschwand. Der Luise Mühlbachin war unser Held zu einem vierbändigen Roman in die Hände gefallen.

Zeitschriftenaufsätze über Eugen aus den letzten Jahrzehnten sind mir so gut wie gar nicht begegnet. Für weitere Kreise berechnete, ansprechende monographische Kompilationen rühren her von W. Rogge (im fünften Teile von Gottschalls Neuem Plutarch 1877) und von K. v. Landmann (in der Sammlung: Weltgeschichte in Charakterbildern, 1905). Einige erzieherisch bearbeitete Büchelchen für Knaben finden sich noch, vorwiegend in süddeutschem Verlag. Was die anderweitige heutige Literatur anbetrifft, so glaube ich nicht fehl zu gehen, wenn ich der Meinung bin, daß Eugen nur von denen erwähnt wird, die eine Weltgeschichte unter der Feder haben. Die wissenschaftliche Eugen-Spezial-Literatur ist zum Teil sehr gediegen, fließt aber jetzt äußerst spärlich und übt über die engsten Fachkreise hinaus keine Wirkung. Als letzter tüchtiger Beitrag erschien im Jahrbuch der Wiener Hofmuseen A. Weixlgärtners Abhandlung über einen kürzlich aufgetauchten Kunstschrank aus dem Besitze Eugens. Als Kuriosum mag erwähnt werden, daß im Jahre 1811 in der Cottaschen Buchhandlung zu Tübingen von einem Herrn von Sartori sieben Teile „hinterlassene politische Schriften des Prinzen" herausgegeben worden sind, die erst

vierzig Jahre später als Fälschungen von unerhörter Dreistigkeit erkannt wurden, nachdem sie bereits die beklagenswerteste Verwirrung angestiftet hatten.

Die Weltereignisse jener Eugenschen Epoche haben uns heute nichts mehr zu sagen, das ist's, was wir uns beständig bei der Frage vor Augen halten müssen, warum seine Persönlichkeit selbst der Erinnerung in dem festgestellten Maße entrückt werden konnte. Die Bewertung jener historischen Vorgänge in ihrer unmittelbaren Bedeutsamkeit für die Gegenwart erscheint als eine sehr geringe. Türkenkriege? Die höchste Bedrängnis, die furchtbarste Not für jene Zeiten: heute bedünkt uns das Befassen mit ihnen ein wenig kindlich. Sehr mit Unrecht. Aber es ist nun einmal so. Die Stimmung ist weg und kann nie wiederkommen. Es klingt nicht einmal romantisch, sondern erweckt Lächeln. Wir überlassen sie und den „Lederstrumpf" der Jugend. Spanischer Erbfolgekrieg? Uns wird ganz kühl ums Herz dabei. Raubkriege Ludwigs XIV.? Die mußten freilich auch von der Gegenseite ausgekämpft werden. Ein scheußliches Blatt Weltgeschichte. Wäre es übrigens nach Eugens Rat gegangen, so würde Straßburg schon damals in deutschen Händen geblieben sein.

Dann aber, nach Eugens Tode, kommen die Dinge, an denen wir heute noch zehren. Vom ersten Handeln Friedrichs an fühlen wir die lebendige Beziehung aller Ereignisse bis in unsre Gegenwart hinein. Da ist ununterbrochener Fluß der Begebenheiten und ihrer Folgen, die bis auf unsre Tage herabreichen. Dem Rückwärtsschauenden scheint Eugen mit einem Male wie in die Versenkung zu verschwinden. Es ist etwas abgeschlossen, etwas vorbei, das uns als Lebende nicht mehr interessiert.

Nur ist es schade, daß darunter das Andenken an diesen großen, mächtigen und guten Menschen — wie ihn Heinrich von Sybel nannte — zu leiden hat. Unabhängig von dem Interesse, das uns eine gewisse Szenerie der Weltgeschichte bietet oder nicht bietet, bleibt doch — und sollte darum in unsern Augen auch stets sein! — der absolute Wert einer bewunderungswürdigen Persönlichkeit. Das wird jedermann zugeben, auch der, dem etwa Frankreich, Österreich und das Reich der Moslimin Hekuba sein möchten. Eugen, das heißt: „Wohlgeborener, Edelgesinnter, Edler". Der einfache Soldat hat das Wort erfunden vom „edlen Ritter", und kein höherer Ehrentitel könnte dem Savoyarden verliehen werden. Damit belehnt, schreitet sein Geist durch das Gedenken der Menschen, das ja nicht immer pausiert, bis ans Ende der Tage. Und keiner außer ihm hat gerade diesen Schmuck der Ewigkeit. Von denen, die auf den Höhen der Menschheit wandelten, heißt einer: „der Große", ein andrer „der Gute", „der Prachtliebende", „der Gerechte", der Weise". In dem „edlen Ritter" steckt aber eine Note, die mit feinem Klang gar manches noch übertönt. Denn auch er war groß, gut, pracht- und kunstliebend, gerecht, weise, — und bei alledem klingt noch das eine immer mit: „edel". Kein Makel ruht auf ihm. Von keiner menschlichen Schwäche erscheint sein Wesen getrübt. Er hat nicht seine Sache gesucht im Leben, seinen starken Arm erhob er zum Schutze der andern, — ritterlich. „In seinem Charakter waren jene Eigenschaften ausgeprägt, welche die tatkräftige, rücksichts-

lose Entschiedenheit mit der ruhigen, gerechten Mäßigung vermitteln. Ruhig im Überlegen, feurig im Ausführen, standhaft im Unglück, standhafter noch im Glück, tapfer auf dem Schlachtfelde, scharfsinnig in der Wahl seiner Werkzeuge, fern von Neid und Selbstsucht, aufrichtig, auch den heftigsten Parteiangriffen gegenüber nie vom Boden des Rechtes weichend, pflichtgetreu, sich selbst beherrschend, gegen andre mild und nachsichtig, frei von allem Hochmut, den Armen hilfreich, als Bürger wie als Mensch gleich vortrefflich, steht er als einer der größten Männer aller Zeiten da." Man meint wohl, die Stelle, die ich hier abgeschrieben habe, sei eine Charakteristik des „edlen Ritters"? Nein: sie ist eine Charakteristik George Washingtons. Aber wer das Leben Eugens wirklich kennt, wird finden, daß sie ihm wie auf den Leib geschrieben ist.

Auch die Sonne hat ihre Flecken. Die Schatten in Eugens Laufbahn liegen aber ganz und gar nicht auf dem moralischen Gebiete. Das Alter hat seine Kraft angebröckelt. Mit zunehmenden Jahren machte sich bei ihm in der Führung der Geschäfte ein leichter, nicht unsympathischer Anflug von Pedanterie geltend — die Kehrseite seiner Sachlichkeit und Gewissenhaftigkeit. Nicht weniger als einunddreißig Feldzüge hatte er mitgekämpft. Nach einem Leben von Strapazen, Aufregungen und Gefahren, die den schwächlichen Körper zermürbten, übernahm der einundsiebzigjährige, halbgebrochene Greis, nur durch Pflichttreue veranlaßt, auf den Wunsch seines Kaisers das letzte Mal den Oberbefehl, im polnischen Erbfolgekriege. Mit der winzigen, trostlos-unzulänglichen Reichsarmee war ihm ein Zenta oder Turin, ein Peterwardein oder Höchstädt, ein Malplaquet oder Belgrad nicht mehr möglich. Er schlug keine Entscheidungsschlacht mehr. Besiegt aber wurde der Stratege auch dann noch nicht. (Dieser Niebesiegte konnte nur dem Tode unterliegen — der ihn daheim, nach geschlossenem Frieden, im Schlafe wegraffte.) In diesem letzten seiner Kriege hatte er allein durch wachsames und beharrliches Manövrieren das befürchtete Vordringen der Franzosen in das Innere des Deutschen Reiches zu verhindern gewußt. Das römische Reich deutscher Nation verwilligte ihm auf dem Regensburger Reichstag, solange der Krieg wider Frankreich dauern sollte, jährlich einen Römermonat — eine Summe von etwas mehr als achtzigtausend Gulden —: das gesamte Reich wolle ihm dadurch — so hieß es in dem Beschlusse — ein Zeichen seiner höchsten Dankbarkeit geben für die außerordentlichen Verdienste, die Eugen sich seit langen Jahren um die ganze Christenheit im allgemeinen und das römische Reich insbesondere durch unzählbare heldenmütige Taten und ruhmvolle Siege erworben habe. — Friedrich Wilhelm I. hatte einmal an den österreichischen Gesandten in Berlin, den Grafen Seckendorff, geschrieben: „machen Sie dem Prinzen neue assurancen und versprechen feste daß ich ihn mein Tage nicht disavouiren werde. Vivat Germania teutscher Nation."

Was sollte diesem Greise das Geld! Aber die großartige Ehrung am Abend seines Lebens, die sich in dieser Dotation aussprach, hat er tief empfunden. Er hat keine letztwillige Verfügung hinterlassen. Ein Testament vernichtete er wahrscheinlich, als der letzte Sproß seines Stammes verstarb,

an der Abfassung eines zweiten Testamentes verhinderte ihn wohl sein plötzlicher Tod. Der Kaiser war nicht zu bewegen, wozu er berechtigt schien, die Hand auf Eugens Hab und Gut zu legen, es als Staatsgut zu erklären. Er sprach alles einer entfernten Anverwandten des Savoyarden zu, der berüchtigten „gräßlichen Nichte", die flugs aus der Fremde herbeigeeilt kam, — um im Handumdrehen alles zu verschleudern. Wie der Name des größten Feldherrn und Staatsmannes, den Österreich je besessen, dort erst mit seinem Kommen plötzlich aufblitzte, so verschwand er dort auch wiederum plötzlich mit seinem Heimgang. Es gab nur einen einzigen Savoyen in Österreich-Ungarn. Er wurde unter die österreichischen Herrenstände aufgenommen, aber er hat kein Geschlecht gegründet. Geerbt hat den Namen niemand als sein — Leibregiment, die nach seinem Tode für „immerwährende Zeiten" so benannten „Savoyen-Dragoner".

Jakob Burckhardt schließt den Abschnitt über „Die historische Größe" in seinem Buche „Weltgeschichtliche Betrachtungen" — wahrscheinlich der gedankenvollsten deutschen Veröffentlichung der letzten Jahre — mit Sätzen, auf die hinzuhören wohl angebracht sein möchte:

„Die als Ideale fortlebenden großen Männer haben einen hohen Wert für die Welt: *sie halten einen hohen Maßstab der Dinge aufrecht.* — Nicht jede Zeit findet ihren großen Mann, und nicht jede große Fähigkeit findet ihre Zeit. Vielleicht sind jetzt sehr große Männer vorhanden für Dinge, die nicht vorhanden sind. Jedenfalls kann sich das vorherrschende Pathos unsrer Tage, das Besserlebenwollen der Massen unmöglich zu einer wahrhaft großen Gestalt verdichten. Was wir vor uns sehen, ist eher eine allgemeine Verflachung, und wir dürften das Aufkommen großer Individuen für unmöglich erklären, wenn uns nicht die Ahnung sagte, daß die Krisis einmal von ihrem miserablen Terrain ‚Besitz und Erwerb' plötzlich auf ein andres geraten, und daß dann ‚der Rechte' einmal über Nacht kommen könnte, — worauf dann alles hinterdrein läuft. Denn die großen Männer sind zu unserm Leben notwendig, damit die weltgeschichtliche Bewegung sich periodisch und ruckweise freimache von bloßen abgestorbenen Lebensformen und von reflektierendem Geschwätz. *Und für den denkenden Menschen ist gegenüber der ganzen bisher abgelaufenen Weltgeschichte das Offenhalten des Geistes für jede Größe eine der wenigen sicheren Bedingungen des höheren geistigen Glücks.*"

Ziele und Erfolge der Nordpolarforschung.

Von
Otto Baschin.

Ein großer Moment hat ein kleines Geschlecht gefunden, und einer jener seltenen Augenblicke, da die gesamte zivilisierte Menschheit einmütig in jubelnden Enthusiasmus hätte ausbrechen müssen, um eine friedliche Eroberung von höchster Bedeutung zu feiern, ist klanglos vorübergegangen. Es ist uns kein Fall aus der Geschichte der geographischen Entdeckungen bekannt, in dem die Erreichung eines Punktes, nach dem viele Nationen der Erde Jahrhunderte lang gestrebt haben, mit einem so auffallenden Mangel an Begeisterung begrüßt worden ist wie die am 1. September dieses Jahres durch den Telegraphen verkündete Nachricht von der Erreichung des Nordpols unsrer Erde durch den amerikanischen Arzt Dr. F. A. Cook. Aber dabei blieb es nicht einmal, sondern es kam noch weit schlimmer. Fast allenthalben wurde der Nachricht ein Fragezeichen hinzugefügt, und bereits nach wenigen Tagen tauchten überall Zweifel an der Richtigkeit der Nachricht auf. Wie auf Verabredung hörte man von allen Seiten, von Gelehrten und Laien fast aller Nationen mit großer Bestimmtheit die Behauptung aufstellen, Dr. Cook habe den Nordpol überhaupt nicht erreicht, und der Bericht über seine Reise sei von ihm erfunden, um sich einen, ihm von Rechts wegen nicht gebührenden Entdeckerruhm anzumaßen. Erfreulich ist es jedoch, daß hervorragende Polarforscher nicht in diese Zweifel eingestimmt haben, sondern vielmehr die Auffassung vertraten, man sei verpflichtet, Dr. Cook zunächst Glauben zu schenken, mindestens so lange, bis das Gegenteil seiner Behauptungen erwiesen sei.

Psychologischen Untersuchungen muß es vorbehalten bleiben, die Gründe zu erforschen, die in der Völkerseele so eigenartige Reaktionen auf die Erreichung eines seit Jahrhunderten angestrebten Zieles ausgelöst haben. Möglich ist es, daß das Fehlschlagen aller Versuche, den Pol zu erreichen, dahin führte, daß unbewußt in der menschlichen Seele die Vorstellung Wurzel geschlagen hat, der Pol sei ein, aus irgend welchen Gründen schlechterdings unerreichbarer Punkt, ähnlich etwa wie der Schnittpunkt zweier paralleler

Linien. Jedenfalls ist in dem ersten bekannt gewordenen Reisebericht Cooks, abgesehen von kleinen Ungenauigkeiten der Berichterstattung, die wohl meist auf Telegrammverstümmelungen oder mangelhafte Übersetzung zurückzuführen sein werden, nichts enthalten, was ihn irgendwie unglaubwürdig erscheinen ließe. Als nun wenige Tage später die Nachricht eintraf, daß auch Cooks Landsmann, Commander R. E. Peary, ebenfalls den Pol, allerdings ein Jahr später, erreicht habe, da erst löste sich der Bann. Die vollendete Tatsache fand allgemein Glauben, und nunmehr bewirkten die Anschuldigungen Pearys, daß Cook die Welt getäuscht habe, gerade das Gegenteil von dem, was sie bezweckten. Die öffentliche Meinung stellte sich in ihrer überwiegenden Mehrheit auf die Seite Cooks, den sie bisher in so kränkender Weise verdächtigt hatte, und empfand die Angriffe Pearys als den übertriebenen Ausdruck seiner Verstimmung darüber, daß Cook ihm den Ruhm, als Erster einen der beiden Erdpole erreicht zu haben, vorweggenommen hatte.

Zu einer solchen Verstimmung hatte Peary allerdings vollen Grund, denn die Gegend, von der aus beide Forscher vordrangen, war das ureigenste Arbeitsgebiet Pearys, unter dessen Leitung Cook hier in den Jahren 1891 und 1892 seine ersten arktischen Erfahrungen gesammelt hatte. Seit jener Zeit hat sich Peary mit kurzen Unterbrechungen fast ständig in jenen hochnordischen Ländern aufgehalten, und ihm vor allen Andern verdanken wir genauere Kenntnis von den nördlichsten Landgebieten unsrer Erde. Der unermüdliche Eifer und die zähe Energie, mit der Peary immer wieder in die arktischen Eiswüsten hinauszog, trotzdem er auf seinen Reisen schwere, dauernde Schädigungen seines Körpers durch Erfrieren einzelner Glieder erlitten hatte, müssen unsre höchste Bewunderung herausfordern. Kein Polarreisender hat so zahlreiche und ausgedehnte Schlittenreisen über arktische Länder und Meere ausgeführt wie Peary, und niemand hat so viele Erfahrungen über die Technik der Schlittenreisen gesammelt wie er. Man darf also mit vollem Recht behaupten, daß unter den Lebenden niemand in arktischen Gebieten so zu Hause ist wie dieser kühne Forscher. Es ist daher verständlich, daß ihm auch bisher schon große Erfolge beschieden waren.

Am 16. Mai 1900 brachte er die Erforschung des größten Polarlandes unsrer Halbkugel dadurch zu einem gewissen Abschluß, daß er die nördlichste Spitze Grönlands erreichte und diesem nördlichsten bisher von Menschen betretenen Punkte der Erdfeste den Namen Kap Morris Jesup gab, zum Andenken an einen sehr freigebigen Förderer der Wissenschaft in den Vereinigten Staaten. Am 21. April 1902 gelangte er, von der Nordküste des Grant-Landes auf Schlitten in das unbekannte Polarmeer vordringend, bis zu einer Breite von 84 Grad 17 Minuten, und im Norden von Grönland am 21. April 1906 sogar bis 87 Grad 6 Minuten. Damit hatte er alle bisher nach dem Pol zu gemachten Vorstöße überflügelt und war diesem interessanten Punkte nähergerückt als irgendein andrer Mensch. Es ist verständlich, daß er nun die Erfüllung seines jahrzehntelangen Hoffens in erreichbare Nähe gerückt sah und bestimmt damit rechnete, auf seiner nächsten Reise, die im Jahre 1907 ihren Anfang nehmen sollte, die 332 Kilometer, die ihn an

seinem nördlichsten Punkt noch von dem Pole getrennt hatten, zu durchmessen und die amerikanische Flagge auf dem Nordpol der Erde aufzupflanzen. Dieses Ziel zu erreichen und Peary bei seinen Versuchen dazu auf das energischste zu unterstützen, war die Aufgabe, die sich der im Jahre 1904 in New York begründete „Peary Arctic Club" gesteckt hatte. Leider verzögerte sich die Abreise des Expeditionsschiffes „Roosevelt" um ein Jahr, und Peary konnte daher erst am 17. Juli 1908 von Sidney auf der Kap Bretoninsel aufbrechen und die nördlichste Eskimoansiedlung in Grönland, Etah, im August erreichen. Hier nun hörte er, daß sein früherer Reisegenosse Cook bereits ein Jahr vorher in Etah eingetroffen war und den Vormarsch nach dem Pol angetreten hatte, von dem er im Juni desselben Jahres zurückzukehren hoffte. Da man jedoch seitdem nie wieder etwas von ihm gesehen oder gehört hatte, so lag es nahe, anzunehmen, daß er ein Opfer seines allzu kühnen Wagemutes geworden sei und in den Eiswüsten des Polarmeeres den Tod gefunden habe. Frohen Mutes und in der zuversichtlichen Hoffnung, nunmehr als Erster den Nordpol zu erreichen, führte Peary seinen geplanten Vorstoß aus und kehrte nach Erreichung des Pols nach Etah zurück, wo ihn die Nachricht erwartete, daß Cook den Nordpol bereits ein Jahr vor ihm erreicht habe, im Frühjahr glücklich in Grönland wieder eingetroffen sei und sich bereits nach dem Süden begeben habe, um mit einem dänischen Schiff nach Europa zu fahren. Daß diese an sich erfreuliche Nachricht von der Rettung einer verloren geglaubten Polarexpedition unter diesen Umständen auf den ehrgeizigen Peary geradezu niederschmetternd wirken mußte, dürfte jedem einleuchten, der auch den Abgründen des menschlichen Seelenlebens und den Abweichungen von der obligatorischen Nächstenliebe einiges Verständnis entgegenbringt. Es hieße hohe Anforderungen an die sittliche Größe Pearys stellen, wenn man verlangen würde, daß er jedes Gefühl der Bitterkeit unterdrücken sollte angesichts der Tatsache, daß sein ehemaliger Reisegefährte ihm in der Bezwingung des Nordpols, die er als sein eigentliches Lebensziel betrachtete, dem er fast zwanzig Jahre, die beste Zeit seines Mannesalters, geopfert hatte, zuvorgekommen war. Seine Gefühle können uns verständlich sein, auch wenn wir die Art und Weise, in der sie durch die Tagespresse zum Ausdruck gebracht wurden, nicht teilen. Dabei darf aber nicht übersehen werden, daß bei einem temperamentvollen Mann, dessen Erfolge zum großen Teil auf seiner eisernen Energie beruhen, die keine Rücksicht auf andre, aber auch keine auf sich selbst kennt, wenn es gilt, das gesteckte Ziel zu erreichen, die Ausdrucksmittel für seine Gefühle naturgemäß andre sein müssen, als etwa bei einem Stubengelehrten, der eine wissenschaftliche Fehde mit einem Kollegen führt. Es dürfte nicht überflüssig sein, auch diese Gesichtspunkte, die bei dem unerquicklichen Streit in der Tagespresse häufig keine Berücksichtigung gefunden haben, hier zu berühren, um den Leser in den Stand zu setzen, ein deutlicheres Bild von den inneren Triebkräften dieses Streites zu gewinnen und, je nach Charakter und Temperament, sich ein eigenes Urteil zu bilden.

Der äußere Verlauf der beiden Expeditionen ist durch die Tageszeitungen ausführlich bekannt gegeben worden, so daß es genügen dürfte, am Schluß

dieser Darlegungen die wichtigsten Daten beider Reisen ganz kurz zusammenzustellen.

Zunächst aber wollen wir uns noch einer Frage zuwenden, die gerade im Anschluß an die erörterten Vorgänge der Gegenstand zahlreicher Betrachtungen und Meinungsäußerungen gewesen ist, nämlich der Frage, ob es den beiden Bezwingern des Pols möglich gewesen ist, festzustellen, daß sie tatsächlich ihren Fuß auf den Endpunkt der Erdachse gesetzt haben. Diese letztere, um welche die Drehung der Erde innerhalb 24 Stunden erfolgt, ist bekanntlich nicht parallel mit der Achse der Erdbahn, jener nahezu kreisförmigen Linie, auf der die Erde im Laufe eines Jahres um die Sonne herum wandert. Vielmehr ist die Achse der Erde gegen die Achse der Erdbahn um einen Winkel von etwa 23½ Grad geneigt. Da nun die erstere aber ihre Richtung im Raume, unbekümmert um die Stellung der Erde zur Sonne, unverändert beibehält, so kommt es, daß am 21. Juni der Nordpol, am 21. Dezember der Südpol der Erde am meisten nach der Sonne hin geneigt ist. An den genannten Tagen geht also die Sonne nicht unter in einem zirkumpolaren Gebiet, dessen Durchmesser ebensoviel Grade beträgt wie die Neigung der Erdachse zur Achse der Erdbahn, die sogenannte Schiefe der Ekliptik. Diese Gebiete, in denen der Tag 24 Stunden dauert, nennen wir bekanntlich Polargebiete, und den Kreis, der sie von den andern Teilen der Erde, an denen ein Wechsel zwischen Tag und Nacht eintritt, abgrenzt, den Polarkreis. Die Lage des Polarkreises auf der Erde hängt also ab von dem Winkelbetrag, der die Schiefe der Ekliptik ausmacht. Nun haben genaue Messungen gezeigt, daß dieser Betrag augenblicklich in der Abnahme begriffen, daß also die Erdachse bestrebt ist, sich einer parallelen Stellung zur Achse der Erdbahn zu nähern; und zwar nimmt die Schiefe der Ekliptik in unsrer Zeit etwa um eine halbe Bogensekunde jährlich ab, so daß der Polarkreis in jedem Jahre um etwa 15 Meter näher an den Pol heranrückt, und der Flächeninhalt der Polarzone sich somit allmählich verringert. Am 21. Juni würde demnach die Bestimmung des Nordpols sehr einfach sein. Derjenige Punkt, an dem die Sonne ebensoviel Winkelgrade über dem Horizont steht, wie die in den astronomischen Jahrbüchern vorausberechnete Schiefe der Ekliptik beträgt, ist der Pol. Aber auch für die übrigen Jahreszeiten findet man entsprechende Angaben in den astronomischen Tabellenwerken, so daß es schließlich immer darauf hinauskommt, die Höhe der Sonnenscheibe über dem Horizont mit geeigneten Winkelmeßinstrumenten zu bestimmen. Nun steigt aber die Sonne am Pol nach Ablauf der 179tägigen Winternacht zum ersten Male am 20. März über dem Horizont empor, um alsdann, immer über demselben bleibend und ihn in 24 Stunden einmal umkreisend, in einer Spirallinie langsam höher zu steigen und am 21. Juni den höchsten Stand von etwa 23½ Grad zu erreichen. Im April steht sie also noch recht tief, am 6. April, als Peary den Pol erreichte, nur 6 Grad 18 Minuten über dem Horizont, während Cook am 21. April schon eine fast doppelt so große Sonnenhöhe von 11 Grad 48 Minuten messen konnte. Je tiefer aber die Sonne steht, um so ungenauer ist die Winkelmessung, da mit der Annäherung an den Horizont der Einfluß

der Brechung der Lichtstrahlen in der Atmosphäre sehr stark zunimmt. Dieser Einfluß läßt sich zwar berechnen, aber nur mit einer mäßigen Genauigkeit, und dazu treten in den Polargegenden noch sehr häufig Unregelmäßigkeiten in der Strahlenbrechung auf, die zu Luftspiegelungen Veranlassung geben, wie Cook solche anschaulich beschreibt, so daß dann auch die Berechnung der Strahlenbrechung im Stich läßt. Selbstverständlich muß man annehmen, daß beide Polarforscher diese Schwierigkeiten genau kannten und sie bei ihren Messungen berücksichtigt haben. Die gebräuchlichen Reiseinstrumente lassen gewöhnlich eine Ablesung von der Genauigkeit einer Bogenminute zu, so daß ein geübter Beobachter noch Winkeldifferenzen von $^1/_3$—$^1/_4$ Minute schätzen kann. Eine Bogenminute bedeutet aber eine Längenerstreckung von 1850 Metern, so daß selbst im günstigsten Fall die Lage des Poles auf einige hundert Meter unsicher ist. Die kleinen, neuerdings festgestellten Lageänderungen des Pols, die nur wenige Meter jährlich betragen, kommen demgegenüber nicht in Betracht. Jedenfalls läßt sich die Lage des geographischen Nordpols mit viel größerer Genauigkeit bestimmen als diejenige des magnetischen Poles, der im Laufe eines Tages auf der Erdoberfläche in einer elliptischen Bahn wandert, deren Ausmaß viele Kilometer beträgt. Aus dem hier Dargelegten geht also hervor, daß es durch astronomische Beobachtungen im Sommer nicht möglich ist, und vielleicht niemals möglich sein wird, auf einen bestimmten Punkt als den Nordpol mit dem Finger zu deuten. Dagegen dürfte es keine besonderen Schwierigkeiten machen, ein Gebiet etwa von der Größe eines Quadratkilometers abzugrenzen, innerhalb dessen der Nordpol gelegen ist. Hält man sich in diesem Gebiet ein oder zwei Tage auf, wie es Peary und Cook getan haben, und macht dort kreuz und quer kleine Spaziergänge, so kann man mit Recht behaupten, praktisch genommen, am Pol gewesen zu sein. Denn der Pol zeigt keinerlei Unterschiede von seiner nächsten Umgebung, und es gehörte in das Reich der Phantasie, wenn man sich am Pol etwa eine besondere Oberflächenform vorstellen wollte. Auch in ihrem geophysikalischen Verhalten unterscheidet sich die Umgebung nicht merklich vom Pole selbst. Die Schwerkraft, die am Nordpol größer ist als an irgendeinem andern Punkt der Erdoberfläche, dürfte in dessen nächster Umgebung nur um einen unmeßbaren Betrag kleiner sein, und auch in den erdmagnetischen Verhältnissen ist keine wesentliche Differenz zwischen dem Pol und seiner Umgebung zu erwarten. Geophysikalische Messungen werden uns also ebensowenig wie die astronomischen in den Stand setzen, die Lage des Pols in exakter Weise an Ort und Stelle zu bestimmen. Es ist daher häufig die Frage aufgeworfen worden, was denn eigentlich die Menschen dazu veranlasse, nach dem Nordpol zu streben, wenn an ihm nichts Besonderes zu sehen sei, und auch die geophysikalischen, klimatischen und morphologischen Verhältnisse kaum anders seien als in seiner Umgebung. Bei Cook und Peary dürfte wohl kein Zweifel darüber herrschen, daß es lediglich der Ehrgeiz war, als Erster diesen eigenartigen Punkt unsres Erdballes zu betreten, dessen Eroberung so vielen Heroen der Nordpolarforschung nicht gelungen ist. Es war ein Ehrgeiz mehr sportlicher Art, bei dem die Erreichung des einen Punktes das

Ziel bildete, dem alle andern Interessen untergeordnet werden mußten. Den schlagendsten Beweis für die Richtigkeit dieser Auffassung bildet die Tatsache, daß Cook, als er am 30. März 1908 in 84¾ Grad nördlicher Breite ein im Westen liegendes neues Land entdeckte, dasselbe im buchstäblichen Sinne des Wortes links liegen ließ. Er gibt in seinem Reisebericht ausdrücklich zu, daß die Rücksicht auf die Notwendigkeit eines schnellen Vormarsches und auf seine verhältnismäßig nur geringen Vorräte ihn gehindert hätten, einen Abstecher nach diesem Lande zu machen. Und doch hätte er auch hier Entdeckerruhm ernten können, denn das Land, das er sah, liegt beträchtlich weiter im Norden als alle andern bekannten Länder, und möglicherweise handelt es sich hier um das nördlichste Land, das die Erde überhaupt aufzuweisen hat. Genau ebenso aber handelte Peary, dem es ein leichtes gewesen wäre, jenes ebenfalls noch gänzlich unbekannte und von ihm Crocker-Land getaufte gebirgige Land im Nordwesten von Grant-Land aufzusuchen und zu erforschen, das er im Sommer 1906 von der Küste des letzteren aus gesehen hatte. Es wäre aber jetzt, wo der Pol selbst erreicht ist, dringend zu wünschen, daß die beiden Polarforscher ihre ausgezeichneten Kräfte der Erforschung dieser hocharktischen Länder zugute kommen ließen. Denn möglicherweise handelt es sich hier um Länder von großer Ausdehnung, deren Erkundung vielleicht noch manche Überraschungen bringen könnte. Ja, es ist sehr wahrscheinlich, daß beide Länder, deren Entfernung voneinander etwa 100 Kilometer beträgt, nur verschiedene Küstengegenden desselben Landes oder verschiedene Inseln eines zusammengehörigen großen arktischen Archipels sind. Aber die Erforschung oder auch nur genauere Kartierung dieser von ihnen entdeckten Länder erschien sowohl Cook wie Peary nicht so wichtig als die Erreichung einer höheren nördlichen Breite.

Müssen wir also den persönlichen Ehrgeiz als die treibende Kraft in dieser neuesten Phase der Polarforschung anerkennen, so darf man doch nicht glauben, daß solcher Ehrgeiz zu allen Zeiten vorhanden gewesen sei. In den letzten Jahrzehnten ist er wohl zweifellos, bewußt oder unbewußt, ausgesprochenermaßen oder als heimlich gehegte Hoffnung, bei allen Nordpol-Expeditionen in Frage gekommen. Wenden wir aber unsern Blick rückwärts auf die glänzenden Erfolge der Polarforschung in früheren Jahrhunderten, so begegnen wir ganz andern Auffassungen von der Bedeutung der Polargebiete, Auffassungen, die vielen wohl jetzt noch sympathischer sein mögen als der moderne Wettlauf um den Rekord.

Gleich die erste Polarfahrt, die uns aus dem Altertum bekannt ist, läßt uns als Triebfeder den Wissensdrang erkennen, der bei den aufgeklärten Persönlichkeiten der damaligen Zeit in ausgeprägtem Maße vorhanden war. Ein halbes Jahrtausend vor Christi Geburt gewann die Lehre des griechischen Philosophen Pythagoras zahlreiche Anhänger, der nachwies, wie aus den Beobachtungen der Himmelskörper der Beweis dafür erbracht werden könne, daß die Erde eine Kugel sei. Auch die Schiefe der Ekliptik war den Pythagoräern bereits bekannt, und daraus ergab sich, daß es im äußersten Norden eine Gegend geben müsse, wo im Sommer die Nacht, im Winter der Tag völlig

aufhört. In Massilia, dem heutigen Marseille, lebte nun um das Jahr 330 vor Christi Geburt ein Anhänger der pythagoräischen Lehre, Pytheas mit Namen, der große naturwissenschaftliche Kenntnisse besaß, in der Astronomie wohl bewandert und wahrscheinlich der Erste war, der die wirkliche Ursache von Ebbe und Flut in der Anziehungskraft des Mondes erkannte.

Dieser Mann wollte sich mit eigenen Augen von der Richtigkeit seiner Weltanschauung überzeugen und unternahm eine Schiffsreise, die ihn jedenfalls bis an die Grenze der Polarzone geführt hat. Seinen damaligen Zeitgenossen erschienen jedoch die Berichte über seine Reise, über das gefrorene Meer und über das Feuer am Himmel, womit offenbar das Nordlicht gemeint war, so abenteuerlich, daß man ihm keinen Glauben schenkte, und daß in den späteren, zum Teil entstellten Berichten über seine Reise, deren Originalbeschreibung leider verloren gegangen ist, seine Unglaubwürdigkeit tadelnd hervorgehoben wird.

Mehr als ein Jahrtausend verging nun, ehe die Polarforschung wieder einen neuen Antrieb erhielt. Diesmal jedoch war die Triebfeder mehr merkantiler Natur. Seitdem der Venetianer Marco Polo im 13. Jahrhundert auf dreijähriger Überlandreise Ostasien erreicht hatte und nach vierundzwanzigjähriger Abwesenheit mit reichen Schätzen wieder nach Hause zurückgekehrt war, machte sich bei den südeuropäischen seefahrenden Nationen das Bestreben geltend, die unermeßlichen Schätze Indiens und Chinas auszubeuten. Diesem Streben verdanken bekanntlich die erfolgreichen Entdeckungsfahrten des in spanischen Diensten stehenden Christoph Columbus, die 1492 zur Entdeckung Amerikas führten, sowie die Seefahrten der Portugiesen, insbesondere die Entdeckung des Seeweges nach Ostindien durch Vasco da Gama 1497 ihre Verwirklichung. Aber eifersüchtig wachten diese beiden Schwesternationen darüber, daß keine fremden Schiffe den von ihnen gefundenen Weg zu den Reichtümern jener fernen Länder benutzten. Mit ihren Seestreitkräften waren die Portugiesen imstande, den Weg nach Osten, die Spanier den Weg nach Westen zu verteidigen, wobei ihnen als moralische Unterstützung zu Hilfe kam, daß ein Machtspruch des Papstes die Ansprüche dieser beiden Staaten ausdrücklich legalisierte und eine Grenze zwischen den beiderseitigen Machtsphären festlegte. Was lag nun näher, als daß die andern Nationen, die bei dem Wettbewerb den Kürzeren gezogen hatten, versuchten, auf andern Wegen an die Quellen des Reichtums, nach Ostasien, zu gelangen. Ein in englischen Diensten stehender Italiener, John Cabot, und sein Sohn, Sebastian Cabot, waren es, die wohl zuerst die Aufmerksamkeit ihrer Zeitgenossen darauf lenkten, daß der Weg nach dem fernen Osten für die europäischen Nationen um so kürzer sei, je weiter nördlich man die Route lege, denn auf einer kugelförmigen Erde näherten sich die Meridiane nach Norden zu einander immer mehr, und ein Blick auf den Globus zeige, daß man im hohen Norden kürzere Strecken zu durchsegeln habe, um dieselbe Anzahl von Längengraden zu passieren als in äquatorialen Gegenden. So wurden die beiden Cabots die geistigen Urheber jener beiden großartigen Probleme der nordwestlichen und der nordöstlichen Durchfahrt, die bis in unsre Tage hinein von beherrschendem Einfluß auf die Entwicklung der Nordpolarforschung gewesen sind. Man hatte ja damals noch keine Vor-

stellung von der Ausdehnung Amerikas und Asiens im Norden, und man glaubte, daß es verhältnismäßig leicht sein müsse, nach Westen nördlich um Amerika oder nach Osten nördlich um Asien herum nach Ostasien zu gelangen. Die Cabots segelten 1497 von Bristol aus nach Westen und wurden so die Entdecker des amerikanischen Festlandes, das sie dreizehn Monate früher betraten als Columbus, der bis dahin immer nur auf den westindischen Inseln gewesen war. In dem gleichen Irrtum befindlich wie dieser, glaubten sie die Ostküste Asiens gefunden zu haben, und ihre Nachfolger bis zum Jahre 1524 waren derselben Ansicht. Erst als man erkannt hatte, daß Amerika ein zusammenhängender Erdteil war, der sich weit nach Norden bis in das Polargebiet hinein erstreckte, da wurde das Problem der nordwestlichen Durchfahrt zu einem polaren Problem par excellence.

Um ein volles Verständnis für die Bedeutung der nordwestlichen und der nordöstlichen Durchfahrt zu gewinnen und die sich daran knüpfenden Versuche, den Pol selbst zu erreichen, richtig zu würdigen, muß man sich zuerst von der Vorstellung frei machen, die über die Konfiguration des Nordpolargebietes durch die Erdkarten in der Merkatorschen Projektion bei uns erweckt wird. Auf dieser Projektionsart wird nämlich der Versuch gemacht, die Erdkugel auf einem Zylinder abzubilden, der die Erde am Äquator berührt. Die Folge hiervon ist natürlich, daß zwar die in der Nähe des Äquators gelegenen Länder in ihren Umrissen ziemlich naturgetreu wiedergegeben werden, daß aber nach Norden zu immer stärker werdende Verzerrungen eintreten, und daß namentlich in den polnahen Gebieten alle Flächen unverhältnismäßig starke Vergrößerungen erleiden. So scheint zum Beispiel auf einer Merkator-Karte die Entfernung von Sansibar an der Ostküste Afrikas bis zur Mündung des Amazonenstromes in Südamerika die gleiche zu sein, wie von der Nordspitze Asiens bis zum südlichsten Punkt der Spitzbergen-Inseln. In Wirklichkeit, auf dem Globus gemessen, ist dagegen die letztere Entfernung mehr als fünfmal kürzer wie die erstere. In noch höheren Breiten versagt die Merkator-Projektion völlig, und der Pol selbst ist auf solchen Karten überhaupt nicht darstellbar. Auf einem Globus aber erkennt man leicht, daß für die Völker Nordwesteuropas der kürzeste Weg nach Ostasien derjenige durch das Nordpolargebiet ist. Der kürzeste Weg von Hamburg nach der Beringstraße führt, in Luftlinie gemessen, genau über den Nordpol und ist ebenso weit, wie der Schiffahrtsweg von Hamburg nach Newyork; die gradlinige Entfernung aber von Hamburg bis zur Nordspitze Europas, dem Nordkap, ist ebenso weit wie von diesem bis zum Nordpol.

So interessant nun auch die Erlebnisse und Ergebnisse der Expeditionen zur Aufsuchung der nordöstlichen und nordwestlichen Durchfahrt sind, die bis in unsre Tage hinein gedauert haben, so ist eine Schilderung, ja auch nur eine Aufzählung der einzelnen Fahrten hier nicht angängig; denn nicht weniger als 184 Expeditionen sind zu diesem Zwecke ausgeschickt worden. Nur einige markante Persönlichkeiten aus dieser Zeit, die sich die Erreichung des Nordpols selbst als Ziel gesteckt hatten, seien aus dieser Periode hier erwähnt. Schon der Sohn eines Begleiters von John Cabot, Robert Thorne, war 1527 von

Briſtol aus in See gegangen, um über den Pol nach China zu gelangen, doch hatte er den Verſuch bald aufgeben müſſen, denn die Befahrung des Polarmeeres bot große, bisher unbekannte Schwierigkeiten, welche die nautiſche Praxis erſt allmählich überwinden lernen mußte. Nicht nur die eiſigen, von dem Gletſchereis des Landes ſtammenden Eisberge, ſondern vor allen Dingen die durch Eispreſſungen hoch aufeinander getürmten Packeismaſſen des gefrorenen Meerwaſſers, die ſtrenge Kälte und der eiſige Nebel, der mehr als alles andre die Stimmung der Schiffsbeſatzung niederdrückt und jede Schaffensfreudigkeit lähmt, das waren die Gefahren, an die man ſich nur langſam gewöhnen konnte, und die in der Folge ſo mancher Expedition den Untergang gebracht haben. Gleich auf der erſten Fahrt, die zur Auffindung der nordöſtlichen Durchfahrt in Szene geſetzt wurde, kam die Beſatzung eines ganzen Schiffes ums Leben. Auf Anregung von Sebaſtian Cabot hatte ſich in England eine Geſellſchaft von Kaufleuten, die Company of Merchant Adventurers, unter ſeiner Leitung vereinigt und im Jahre 1553 drei Schiffe von der Themſemündung ausgeſchickt, die unter dem Befehl von Hugo Willoughby ſtanden und nördlich um Skandinavien herum nach der nordſibiriſchen Küſte ſegeln ſollten. Schon am Nordkap wurden die drei Schiffe getrennt, bei Nowaja-Semlja wurde Willoughby mit ſeinem Schiff durch dichte Eismaſſen zur Umkehr gezwungen und mußte die Küſte von Kola aufſuchen, um dort zu überwintern. Es war dies die erſte Überwinterung im Polargebiet, aber da die Expedition hierfür nicht ausgerüſtet und verproviantiert war, ſo gingen alle 62 Teilnehmer an Kälte, Hunger und Skorbut zugrunde. Dieſer letztgenannten Krankheit ſind ſpäter im Nordpolargebiet Hunderte von Menſchenleben zum Opfer gefallen, weil der Mangel an friſchen Nahrungsmitteln und beſonders der dauernde Genuß geſalzenen, präſervierten Fleiſches das Überhandnehmen dieſer tödlichen Krankheit durchaus begünſtigten. Erſt in der neueſten Zeit iſt der Skorbut aus der Reihe der Polarkrankheiten verſchwunden, ſeitdem man es verſteht, ungeſalzenes Fleiſch und friſches Gemüſe durch luftdichten Verſchluß für viele Jahre zu konſervieren.

Die Holländer, die einen regen Schiffsverkehr mit ruſſiſchen Häfen unterhielten, ſetzten einen Preis von 25 000 Gulden auf die Durchführung der Nordoſtpaſſage und rüſteten in den Jahren 1594—1597 drei Expeditionen aus „zur nördlichen Schiffahrt nach den Königreichen China und Japan“, die große Erfolge aufzuweiſen hatten. Der Befehlshaber der dritten dieſer Expeditionen, Wilhelm Barents, nach dem heute noch der zwiſchen Spitzbergen und Nowaja-Semlja gelegene Teil des Eismeeres benannt iſt, entdeckte die Inſelgruppe Spitzbergen und ging dann an der Nordoſtſpitze von Nowaja-Semlja ins Winterquartier, auf das man ſich diesmal, durch das Schickſal Willoughbys gewarnt, wohl eingerichtet hatte. Aber die grimmige Kälte war unterſchätzt worden. In dem feſtgebauten Holzhauſe herrſchte eine ſo niedrige Temperatur, daß die Kleider am Leibe gefroren und die Lagerſtätten ſich trotz der beſtändigen Heizung mit Eiskruſten überzogen. Fünf Mann, unter ihnen Barents ſelbſt, fielen der Kälte und dem Skorbut zum Opfer, während die übrigen ſich retten konnten. Die Winterhütte dieſer Expedition iſt nach faſt

drei Jahrhunderten unberührt wieder aufgefunden worden, und die aus ihr zurückgebrachten Gegenstände, darunter der eigenhändig von Barents geschriebene Reisebericht, werden heute im Reichsmuseum zu Amsterdam aufbewahrt.

Der erste wissenschaftlich vorgebildete Polarfahrer jedoch, der großzügige Fahrten unternahm und dem wir eine bedeutende Erweiterung unsrer Kenntnis von der Gestaltung des Nordpolargebietes verdanken, war Henry Hudson, dessen Name in diesen Tagen in Amerika aus Anlaß des dreihundertjährigen Jubiläums der Entdeckung des Hudsonflusses in aller Munde lebt. Schon im Jahre 1607 war er im Auftrage der Moskowitischen Handelsgesellschaft bestrebt gewesen, den Weg nach Indien zu finden, und in der richtigen Erkenntnis, daß der nächste Weg über den Pol selbst gehe, setzte sich der kühne Mann nicht nur die Erreichung, sondern die Übersegelung desselben als Ziel. Es gelang ihm auch, als erster über den 80. Breitengrad vorzudringen, zwischen 80 und 81 Grad eine Landung an einer unbekannten Küste zu bewerkstelligen und schließlich bis 82 Grad nördlicher Breite vorzudringen. Bemerkenswert ist, daß Hudson es in der Nähe des 80. Breitengrades im Sommer beträchtlich wärmer fand als außerhalb der Polarzone in 63 Grad Breite, eine Beobachtung, die sich in späteren Berichten öfter wiederholt. Jenseits des 82. Grades versperrte ihm das Eis den Weg, und er mußte umkehren. Seine späteren Fahrten hatten dann nicht mehr den Nordpol zum Ziele; aber wer weiß, was dieser Mann, der an Fähigkeit, Geschicklichkeit und entschlossener Tatkraft wenige seinesgleichen hatte, noch erreicht haben würde, wenn nicht ein tragisches Geschick seinem Leben ein unfreiwilliges Ziel gesetzt hätte. Im Frühjahr 1611 wurde er in der von ihm entdeckten und nach ihm benannten Hudson-Bai von der meuternden Schiffsmannschaft mit seinem jungen Sohne und einigen treu gebliebenen Matrosen in ein leeres Boot gesetzt und in den eiserfüllten Gewässern seinem Schicksal überlassen. Eine Expedition, die später zu seiner Aufsuchung ausgeschickt wurde, ist, wie zu erwarten war, resultatlos verlaufen.

Die Erfolglosigkeit aller Bemühungen, durch das Polarmeer nach dem Stillen Ozean vorzudringen, und die großen Verluste an Menschenleben, von denen so viele Fahrten begleitet waren, wirkten stark entmutigend auf die Unternehmungslust der Handelsgesellschaften. Man erkannte, daß die natürlichen Verhältnisse im hohen Norden so ungünstige waren, daß eine Durchfahrt, selbst wenn sie existieren sollte, doch für die praktische Schiffahrt unbenutzbar bleiben würde, und so sehen wir denn bald, daß die Triebfeder, die bis dahin den hauptsächlichen Ansporn für die Erreichung des Poles abgegeben hatte, die Aufsuchung eines neuen Verkehrsweges für die Handelsschiffahrt, ihre Zugkraft verliert, und daß nur noch wenige Expeditionen ohne größeren Erfolg in diesem Sinne tätig sind.

Aber ein Resultat haben diese Fahrten dennoch gehabt. Sie hatten gezeigt, daß das Polarmeer eines der wertvollsten Gebiete für die Jagd und den Fischfang ist, und daß insbesondere wertvolle Pelztiere, wie Eisbären und Robben, vor allem aber die größten Tiere des Meeres, die Wale, in großen Scharen diese mit allen Schrecken der Natur umgebenen Einöden beleben. Da

ein großer Wal allein durch seinen Vorrat an Fischbein einen Wert bis zu 75000 Mark repräsentiert, so ist es erklärlich, daß kühne Fangfischer, zum Teil abenteuerliche Gesellen, bald nicht nur den Spuren der Forschungsexpeditionen folgten, sondern auch auf eigene Hand ergiebige Jagdgebiete aufsuchten, deren Lage sie vor andern Genossen möglichst geheim hielten. Tausende von Fangschiffen sind seit dem Bekanntwerden der günstigen Fangergebnisse in das unbekannte Eismeer hinausgezogen, von denen allerdings viele nicht zurückgekehrt sind, die meisten aber reiche Beute heimgebracht haben. Um diese möglichst schnell von allem wertlosen Ballast zu befreien, hat man auf den Inseln im hohen Norden gelegentlich Transiedereien und Fischtrocknungsanstalten angelegt, die viel in Anspruch genommen wurden. Am bekanntesten und besuchtesten war eine von den Holländern an der Nordwestecke von Spitzbergen in nahezu 80 Grad Breite begründete Transiederei, Smeerenberg genannt, die sich zu einer förmlichen Sommerstadt entwickelte, mit Wohnhäusern, Gasthöfen, Läden, Schenken und andern Niederlassungen. Der Walfang war damals eine solche Quelle des Reichtums geworden, daß sich hier ähnliche Verhältnisse entwickelten, wie wir sie heute in neuentdeckten Goldfeldern beobachten können. Mitunter fanden sich in Smeerenberg 300 Schiffe und 15000 Menschen zusammen, so daß es nach ergiebigem Fang oft hoch herging, und Abenteurer beiderlei Geschlechts in der Ausbeutung der dorthin kommenden Fangschiffer eine lohnende Beschäftigung fanden. Diese Raubfischerei hatte jedoch zur Folge, daß die Wale in der Umgebung Spitzbergens fast völlig ausgerottet wurden, worauf Smeerenberg schnell in Verfall geriet. Heute erinnern nur Trümmer von Holzhäusern und zahlreiche Grabkreuze an das üppige Leben, das in jener Zeit dort herrschte. Die holländische Walfängerei stand damals in höchster Blüte, und bei der Verfolgung von Walen, die naturgemäß aus den stark besuchten Meeresteilen sich nach Norden zurückzogen oder bei dem Aufsuchen neuer Jagdgründe kamen manche holländische Schiffe weit nach Norden. Wenn man den Berichten aus jener Zeit trauen darf, ist es einigen sogar gelungen, bis in die nächste Nähe des Poles, ja bis zum Pol selbst zu kommen. Es ist nicht recht erfindlich, weshalb man diesen Berichten nicht den Glauben geschenkt hat, den sie offenbar verdienen. Es lag jenen Eismeerfahrern gar nichts daran, etwa einen Rekord erreichen zu wollen; sie hatten keine Vorstellung von der Tragweite ihres Erfolges und sind, wie aus den Berichten hervorgeht, auch nur ganz gelegentlich in der Unterhaltung auf die Erreichung jener hohen Breiten zu sprechen gekommen. Auch hier scheint die eingangs erwähnte Vorstellung von der Unerreichbarkeit des Poles einer näheren Untersuchung des Tatbestandes hinderlich gewesen zu sein. Man nahm ihre Erzählungen bestenfalls als Übertreibungen hin und bedachte nicht, daß gerade eine von ihnen erwähnte Beobachtung, die ihrer Erzählung den Stempel der Unwahrscheinlichkeit aufzudrücken schien, im Gegenteil für ihre Glaubwürdigkeit sprach. Das war der Umstand, daß es in der Nähe des Poles im Sommer wärmer gewesen sein soll als unter dem Polarkreis. Erinnert man sich aber, daß dies schon Hudson aufgefallen war, von dessen Berichten doch diese einfachen Leute keine Ahnung hatten, und erwägt man ferner, daß zur Zeit des

Sommeranfangs dem Pol trotz der niedrig stehenden Sonne täglich mehr Wärme zugestrahlt wird als irgendeinem andern Orte auf der Erde, die Tropen nicht ausgenommen, weil die Wirkung des niedrigen Sonnenstandes mehr als ausgeglichen wird durch die ununterbrochene Dauer der Sonnenstrahlung, so kann man sich der Einsicht nicht verschließen, daß eine genauere Prüfung jener Angaben aus dem 17. Jahrhundert wohl angebracht gewesen wäre.

Wie dem auch gewesen sein mag, jedenfalls ist nicht zu leugnen, daß durch die Walfänger eine allgemeinere Kenntnis der Nordpolarregion verbreitet wurde, so daß hierdurch ein gewisser Ersatz für das Aufhören der Expeditionen zur Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt geschaffen wurde. Vergeblich bemühte sich die englische Regierung, das Interesse für diese wach zu erhalten, und ebenso vergeblich setzte das Parlament im Jahre 1743 einen Preis von 400 000 Mark für die erste glückliche Durchführung der Nordwestpassage aus; seitdem die Erkenntnis von der handelspolitischen Wertlosigkeit dieser Schiffahrtsstraße in weite Kreise gedrungen war, erlahmte das Interesse und ließ sich auch durch künstliche Mittel nicht mehr aufrechterhalten. So trat eine zweihundertjährige Pause in den Entdeckungsfahrten ein, bis eine neue Triebfeder die Anregung zu der letzten Epoche in der Entdeckungsgeschichte der Nordpolarregion gab, nämlich das zunehmende Interesse an der geographischen Wissenschaft. Seit der Zeit der großen Entdeckungen, die mit Columbus und Vasco da Gama beginnt, hatte man die Umrisse der Kontinente mit immer wachsender Genauigkeit in die Karten eintragen können und die Lage der neu entdeckten Inseln bestimmen gelernt, so daß der größte Teil der festen Erde bereits annähernd bekannt war. Nur das große, im Süden vermutete Land und die Ozeane außerhalb der Wendekreise blieben noch unerforscht. Da war es der große britische Weltumsegler James Cook, der in den Jahren 1769 bis 1779 auf drei großen, weltumspannenden Seereisen die Ozeane nach allen Richtungen durchkreuzte und weit nach Süden vordrang, die Nichtexistenz des großen Südlandes nachwies und uns ein im großen und ganzen zutreffendes Bild von den großen Zügen im Antlitz der Erde übermittelte. Als Cook vor 130 Jahren den Speeren der Eingeborenen auf den von ihm entdeckten Sandwich-Inseln erlag, da waren bereits etwa 93 Prozent der Erdoberfläche in rohen Landumrissen bekannt. Um so schmerzlicher wurde es daher in wissenschaftlichen Kreisen empfunden, daß in Europas nächster Nähe noch große Gebiete der Polarzone völlig unerforscht waren. Wiederum ging der Anstoß zur Aussendung neuer Expeditionen von England aus. Der englische Geograph John Barrow, von dem auch die erste Anregung zur Begründung der Royal Geographical Society, der ältesten geographischen Gesellschaft der Welt, ausging, verstand es 1818, den maßgebenden Kreisen in England klarzumachen, daß es für die britische Nation eine Ehrenpflicht sei, die endgültige Lösung des alten Problems der nordwestlichen Durchfahrt in Angriff zu nehmen. Es gelang ihm, die Regierung von seiner Ansicht zu überzeugen, denn auch diese verhehlte sich nicht, daß es für das meerbeherrschende Großbritannien keine bessere Schule für die Ausbildung seiner Seeleute geben könne, als die Überwindung der Schwierigkeiten und Gefahren, die der Schiffahrt in den Zonen

des ewigen Eises drohen. Den damaligen leitenden Staatsmännern in England muß ein hoher Sinn und ein weiter Blick eigen gewesen sein, denn sie erkannten die Pflicht des Staates, geographische Entdeckungsreisen zu veranstalten, in so weitem Umfange an, daß die britische Regierung die Kosten aller seit 1818 ausziehenden Polarexpeditionen übernahm, den Preis von 400 000 Mark für die Auffindung der nordwestlichen Durchfahrt erneuerte und einen weiteren Preis von 100 000 Mark für die Erreichung des 110. Grades westlicher Länge aussetzte. Damit war die arktische Forschung zu einer nationalen Ehrensache des britischen Volkes geworden, und in den folgenden Jahrzehnten sehen wir zahlreiche englische Schiffe ausziehen, um den Archipel im Norden des amerikanischen Kontinentes zu entschleiern und zwischen den Inseln einen Weg nach Westen zu suchen. Nur einige wenige von den etwa fünfzig Expeditionen, die besondere Erwähnung verdienen, seien hier herausgegriffen. William Edward Parry unternahm mit zwei Schiffen 1819 die Reise nach Westen und durchfuhr den Lancaster-Sund und dessen Fortsetzung, die Barrow-Straße, bis zur Melville-Insel. Hier überwinterte er und drang im nächsten Jahre weiter bis zum 113. Meridian westlicher Länge vor, wo er noch Banks-Land, die westlichste Insel des amerikanisch-arktischen Archipels, sichtete. Mit Recht wurde daher der von ihm entdeckte nordwestlichste Teil desselben mit seinem Namen benannt und ihm der ausgesetzte Preis von 100 000 Mark zugeteilt. Nach Beendigung zweier weiterer erfolgreicher Reisen im östlichen Teil des Archipels nahm Parry einen Plan auf, der von John Franklin stammte, und worin dieser der englischen Admiralität den Vorschlag gemacht hatte, nicht, wie bisher, auf Schiffen, sondern mit Booten, die auf Schlittenkufen gesetzt waren, den Nordpol zu erstreben. Da Franklin selbst verhindert war, trat Parry im Sommer 1827 diese erste größere Schlittenreise im Nordpolarmeere vom nördlichen Spitzbergen aus an. Zunächst traf er auf offenes Wasser und mußte langsam, in den Booten rudernd, nach Norden streben; erst später, als das Eis dichter wurde, begann die Schlittenfahrt. Aber die Beschaffenheit des Eises war viel schwieriger, als man erwartet hatte; statt flacher, ebener Schollen traf man aufeinandergeschobenes, schwer zu passierendes Packeis. Dazu kam, daß die Schlitten von unpraktischer Konstruktion waren und die Boote ein zu großes Gewicht hatten, so daß vierzehn Mann erforderlich waren, um eines derselben vorwärts zu schleppen. Trotz alledem drang die Expedition mit bewundernswürdiger Energie und Ausdauer nach Norden vor und erreichte schließlich am 23. Juli 1827 einen höheren Breitengrad als alle früheren Reisenden, nämlich 82 Grad 45 Minuten. Hier mußte ein weiteres Vordringen aufgegeben werden, da die Eisschollen mit der immer stärker werdenden Meeresströmung schneller nach Süden trieben, als man auf ihnen nach Norden vorwärts kam. Diese Parrysche Schlittenboot-Expedition blieb auf lange Zeit hinaus einzig in ihrer Art, und der von ihr erreichte nördlichste Punkt ist bis zum Jahre 1874 nicht übertroffen worden. Die Erfolge im Westen waren nach Parrys erstem Vorstoß so gering, daß die britische Admiralität weitere Unternehmungen aufgab und sogar den Preis von 400 000 Mark im Jahre 1828 zurückzog, so daß John Roß, als er 1829 seine vier Jahre

dauernde Reise antrat, auf private Mittel angewiesen war. Er wurde begleitet von seinem Neffen James Clarke Roß, der sich schon auf der Parryschen Schlittenreise hervorgetan hatte, und dem es auf dieser Reise gelang, den magnetischen Nordpol der Erde zu erreichen und dessen Lage zu 70 Grad 5 Minuten nördlicher Breite und 96 Grad 46 Minuten westlicher Länge zu bestimmen. An diesem Punkte zeigte eine in ihrem Schwerpunkt aufgehängte Magnetnadel mit der Nordspitze direkt nach unten.

Der hier gewonnene Erfolg auf dem Gebiete des Magnetismus der Erde war jetzt bestimmt, das im Erlöschen begriffene Interesse für die Polarforschung wieder anzufachen. Man hatte bei den zahlreichen Fahrten im Polarmeere längst bemerkt, daß die Richtung der Kompaßnadel, die bei trübem Wetter den einzigen Wegweiser in der abwechslungslosen Einöde des schwimmenden Eises bildet, starke örtliche Abweichungen zeigte. Während die magnetische Deklination, d. h. die Abweichung der Richtung der Magnetnadel von der Richtung nach Norden, in der Nordsee etwa 20 Winkelgrade betrug, war sie in der Baffinsbai 90 Grad West, d. h. die Nordspitze der Magnetnadel zeigt dort direkt nach Westen, und im Osten des Parry-Archipels sogar 180 Grad, so daß die Magnetnadel ihre Richtung völlig umkehrte. Außer dieser örtlichen Abweichung aber konnte man auch zeitliche Änderungen wahrnehmen, indem an dem gleichen Orte die magnetische Deklination nach einer Reihe von Jahren ganz andre Beträge aufwies als früher. Wer den Wert eines richtig funktionierenden Kompasses schon in gut bekannten Gewässern schätzen gelernt hat, der wird ermessen können, wie wichtig eine genaue Kenntnis der magnetischen Deklination in dem schwierigen und gefährlichen Fahrwasser des Polarmeeres sein mußte. So darf es nicht wundernehmen, daß eine geniale Theorie, die es ermöglichte, für jeden Ort der Erdkugel die magnetische Deklination im voraus genau zu berechnen, nicht nur unter den Gelehrten, sondern auch besonders in den Kreisen der praktischen Seefahrer großes Aufsehen erregte. Der Göttinger Physiker und Mathematiker Karl Friedrich Gauß veröffentlichte im Jahre 1838 seine Theorie des Erdmagnetismus, aus der hervorging, daß eine solche Berechnung der magnetischen Deklination für alle Teile der Erde, also auch für die Meere möglich sei, wenn genaue magnetische Messungen von wenigen Punkten auf der Erde zur Verfügung ständen. Besondere Bedeutung mußten aber solche Messungen haben, die in der Nähe der magnetischen Pole, die mit den geographischen nicht zusammenfallen, angestellt wurden. Da nun aus der ganzen Südpolarzone noch nicht eine einzige magnetische Messung vorlag, so nahm man zuerst deren magnetische Erforschung in Angriff, und James Clarke Roß, der Entdecker des magnetischen Nordpols, erhielt den Oberbefehl über diese Expedition, die mit den Schiffen „Erebus" und „Terror" auszog und in den Jahren 1839—1842 nicht nur wichtige magnetische Messungen ausführte, die die Lage des magnetischen Südpoles durch Rechnung zu bestimmen gestatteten, sondern auch ausgedehnte und bedeutsame Entdeckungen auf geographischem Gebiete machte. Dieser ungeahnte Erfolg der ersten großzügigen Südpolarexpedition ermutigte zu ähnlichen magnetischen Messungen in der Nordpolarregion, wobei wiederum die rührige Agitation

John Barrows von neuem das Interesse weiter Kreise für das neue Unternehmen zu erwecken verstand. Dieselben Schiffe „Erebus" und „Terror" wurden dem Kommando John Franklins unterstellt, der am 19. Mai 1845 mit 138 Mann die Themse verließ, Ende Juni noch von Walfängern in der Melville-Bai getroffen wurde und seitdem verschollen blieb. Als nach drei Jahren keine Nachricht von Franklin eingetroffen war, wurde eine Rettungsexpedition nach der andern ausgesandt, die jedoch keine Spur von dem Vermißten fanden. Im höchsten Grade erfreulich aber war die Fülle von Aufopferung und Nächstenliebe, die sich bei der Suche nach Franklin und seinen Genossen in glänzendster Weise betätigte. Wiederum setzte die Admiralität 400 000 Mark, diesmal für die Rettung Franklins, die Hälfte dieser Summe aber für die Erlangung sicherer Nachrichten über sein Schicksal aus, und zahlreiche Schiffe, in dem Jahre 1850 allein sechzehn Fahrzeuge, drangen in das amerikanische Polarmeer vor, wobei alle nur erdenklichen Mittel angewandt wurden, um die Aufmerksamkeit der Verschollenen auf die nahende Hilfe zu lenken. Es wurden in bestimmten Intervallen Kanonenschüsse abgefeuert, nachts Feuersignale gegeben, Felswände mit großer Schrift beschrieben, Flaschenposten ins Meer geworfen, Luftballons emporgelassen, die fortwährend farbiges, mit Nachrichten bedrucktes Papier ausstreuten, ja es wurden sogar ganze Rudel von gefangenen Polarfüchsen mit Metallhalsbändern versehen in die Inschriften eingraviert waren, und die Tiere dann in Freiheit gesetzt. Alle diese Vorkehrungen sollten dazu dienen, die Vermißten auf Depots von Proviant, Kleidungsmitteln und Heizmaterial aufmerksam zu machen, die man an zahlreichen Stellen angelegt hatte. Nicht weniger als 25 Millionen Mark wurden für die Franklinsuche von Regierung und Privaten geopfert, und wenn diese Summe auch die unglücklichen Mitglieder der Expedition nicht retten konnte, so hat sie doch unsre Kenntnis von dem nordamerikanischen arktischen Archipel sehr bereichert. Erst 1879 wurde die Leidensgeschichte der Franklin-Expedition völlig aufgeklärt, und zwar durch die elf Monate dauernden, nicht weniger als 5232 Kilometer langen Schlittenfahrten von Schwatka, wobei die Überreste der Expedition gesammelt und die Gebeine der Verhungerten begraben werden konnten. Leider ist es nicht gelungen, irgendein Schriftstück aufzufinden, das ausführliche Nachricht von den Erlebnissen der Franklinschen Expedition gibt.

Inzwischen aber hatte die Nachforschung nach Franklin auch zur Auffindung des Weges der langgesuchten nordwestlichen Durchfahrt geführt. Dem Engländer Mac Clure gelang es im Jahre 1850, auf dem Schiff „Investigator" durch die Beringstraße von Westen vordringend, bis Banks-Land zu kommen, in ein Gebiet, das frühere Expeditionen schon von Osten her erreicht hatten. Dort wurde er vom Eise festgehalten und mußte infolgedessen dreimal überwintern, bis ihm am 6. April 1853 eine von Osten her kommende Expedition unter Leutnant Pim Rettung brachte. Mit dieser kehrte er ostwärts nach Hause zurück, während sein Schiff im Eise bei Banks-Land eingefroren blieb. So war zum ersten Male ein Mensch, von der Beringstraße her kommend, durch die Gewässer des arktischen Amerika nach dem Atlantischen Ozean ge-

langt und hatte damit die nordwestliche Durchfahrt ausgeführt, allerdings in der zweiten Hälfte unter Benutzung eines andern Schiffes. Mac Clures „Investigator" wurde erst nach vierundfünfzig Jahren, im Sommer 1907, von englischen Walfischfängern bei Banks-Land wieder aufgefunden. Es befand sich noch in so gutem Zustande, daß es sich lohnte, dasselbe ins Schlepptau zu nehmen und zurückzubringen. Der erste, der wirklich ein Schiff durch die Nordwestpassage geführt hat, ist bekanntlich der Norweger Roald Amundsen, der 1903—1906 auf dem kleinen Fahrzeug „Gjöa" vom Atlantischen zum Stillen Ozean gelangte, nachdem er eingehende magnetische Messungen am magnetischen Pol vorgenommen hatte.

Andre Franklin-Sucher gelangten über den nördlichsten Teil der Baffinsbai hinaus und fanden, daß diese nicht, wie man anfangs glaubte, eine geschlossene Bucht sei, sondern daß sie nach Norden eine Fortsetzung habe. Edward Augustus Inglefield fuhr 1852 in dem Ellesmere-Land von Grönland trennenden Smith-Sunde nordwärts bis 79 Grad und fand dort relativ hohe Temperaturen und offenes Meer, so daß er zu der Anschauung kam, jenseits eines gewaltigen Packeisgürtels finde man im hohen Norden, wenn man die Eisbarriere glücklich durchbrochen habe, ein offenes Polarmeer, das die bequemste Gelegenheit biete, zum Pole zu gelangen. Diese Hypothese hatte natürlich viel Bestechendes, zumal wenn man sich an die Berichte von Hudson und von den holländischen Walfängern aus dem 17. Jahrhundert erinnerte. Auch ging das Gerücht, daß Cluny im Jahre 1745 in 83½ Grad nördlich von Spitzbergen und ebenso Mac Callam und Watt 1751 ebenda offenes, eisfreies Meer angetroffen hätten. Auch der Amerikaner Elisha Kent Kane, der noch weiter als Inglefield nach Norden in den Kennedy-Kanal hinein vordrang, berichtete von einem offenen Polarmeere, dessen Ufer Mitglieder seiner Expedition 1855 in 82½ Grad erreicht zu haben glaubten. Spätere Expeditionen fanden jedoch in derselben Gegend, wo man früher offenes Wasser gesehen hatte, dichtes Packeis vor, so daß der Glaube an das offene Polarmeer wieder mehr und mehr abnahm. Einer Expedition in diesem Smith-Sund-Gebiet sei jedoch hier noch gedacht, weil auf ihr zuerst die von Parry 1827 erreichte Breite übertroffen wurde. George Nares war mit der Leitung einer englischen Regierungs-Expedition beauftragt worden, die auf Anregung der Londoner geographischen Gesellschaft mit einem Kostenaufwande von 2½ Millionen Mark ausgerüstet war, und auf deren Gelingen man die weitestgehenden Hoffnungen setzte. Man hatte der Expedition die Aufgabe gestellt, in möglichst hohe Breiten, wenn tunlich bis zum Pol selbst vorzudringen. Nares kam auch 1875 mit seinem Schiff im Kennedy-Kanal bis 82½ Grad, dem nördlichsten bis dahin von einem Schiff erreichten Punkt, und einer seiner Offiziere, Albert Hastings Markham, gelangte auf Schlitten am 12. Mai 1876 bis 83 Grad 20 Minuten. Der sonstige Mißerfolg dieser so wohlvorbereiteten und so vorzüglich ausgerüsteten Expedition jedoch führte zu der Überzeugung, daß von diesem Angriffspunkt aus der Pol nicht zu erreichen sei.

Dagegen hatte der bekannte Geograph August Petermann in Gotha schon früher darauf hingewiesen, daß die See östlich von Spitzbergen häufig sehr günstige Eisverhältnisse darbiete, wahrscheinlich weil der warme Golfstrom, der sich hier in das Polarmeer verliert, das Eis zum Schmelzen bringe, und er schlug daher vor, den Angriffspunkt für den Kampf um den Pol weiter nach Osten zu verlegen. Diesen Anregungen folgte eine österreichisch-ungarische Nordpolarexpedition in den Jahren 1872—1874 unter Karl Weyprecht und Julius Payer, deren Schiff „Tegetthoff" jedoch sehr bald im Eise einfror und, mit diesem treibend, an die Küste eines bisher unbekannten Archipels verschlagen wurde, der den Namen Franz-Josef-Land erhielt. Auch dieser Weg erwies sich also als ungangbar, und die Entdeckungsfahrten gerieten wieder ins Stocken. Dazu kam, daß sich immer mehr die Anschauung Bahn brach, daß andern Zeiten auch andre Ziele in der Polarforschung entsprächen. Der enorme Aufschwung der Naturwissenschaften in der damaligen Zeit hatte eine Spezialisierung der verschiedenen Wissenszweige im Gefolge gehabt, die auch ihren Einfluß auf die Polarforschung geltend machte. Jede Spezialwissenschaft verlangte jetzt ihren Anteil. Der Geophysiker wollte erdmagnetische Beobachtungen an die erste Stelle gerückt wissen, der Meteorologe wies auf die Bedeutung hin, die meteorologische Beobachtungen in der Arktis für die Erkenntnis und Prognose der Witterung in Europa hätten, der Ozeanologe betonte die Wichtigkeit der Erforschung der Meeresströmungen in hohen Breiten, und Geologen, Botaniker und Zoologen verlangten reichhaltige Sammlungen aus der Polarwelt, um ihre Museen zu füllen und um zu einem Verständnis des genetischen Zusammenhanges der einzelnen Erdräume auf Grund geologischer und biologischer Forschungen zu gelangen. Ja, es machte sich sogar die Ansicht breit, daß geographische Entdeckungen allein, die Auffindung neuer Länder und ihre Eintragung in die Karte, eigentlich überhaupt keine wissenschaftliche Leistung darstelle, sondern daß die wahre Wissenschaft erst bei der spezialwissenschaftlichen Untersuchung begänne. Unterstützt wurde diese Ansicht durch die allerdings bedauerliche Tatsache, daß bei den vorausgegangenen Expeditionen offenbar wenig Wert auf die Mitnahme von Fachgelehrten gelegt wurde, so daß in der Tat die wissenschaftliche Erforschung der neuentdeckten Länder entschieden zu kurz gekommen war. Als daher Karl Weyprecht im Jahre 1875 mit der Forderung hervortrat, daß die bisherigen Prinzipien der Polarforschung geändert werden müßten, daß nicht die geographischen Entdeckungen und die Erreichung der Pole, sondern die wissenschaftlichen, und zwar besonders die physikalischen Beobachtungen Hauptzweck der Expeditionen werden müßten, da fiel diese Anregung auf fruchtbaren Boden. Weyprechts Gedanke war, an Stelle der vereinzelten Fahrten gleichzeitige Expeditionen ins Werk zu setzen, die, nach gemeinsamem Plan organisiert und mit wissenschaftlichen Instrumenten vorzüglich ausgerüstet, längere Beobachtungsreihen, insbesondere meteorologischer und erdmagnetischer Elemente von verschiedenen Punkten der Polargebiete gewinnen sollten. Er erreichte auch wirklich, daß zehn verschiedene Staaten Europas und die Vereinigten Staaten von Amerika dreizehn Beobachtungsstationen, davon elf in hohen nördlichen Breiten, errichteten und

daß diese „internationalen Polarstationen" vom Sommer 1882 bis zum Sommer 1883 in Tätigkeit waren. In erster Linie handelte es sich bei diesen um meteorologische und erdmagnetische Messungen, die auf jeder Station von mehreren Gelehrten und deren Hilfspersonal mit anerkennenswertem Eifer und großer Gewissenhaftigkeit angestellt wurden. Von diesen Stationen lag die unter dem Befehl von A. W. Greely stehende amerikanische am weitesten nördlich, an der Küste der Lady Franklin-Bai, welche die Ostküste des Grant-Landes in 81¾ Grad nördlicher Breite bildet. Während die übrigen Stationen sich in mehr oder weniger bekannten Gegenden befanden, lag die amerikanische an der Schwelle des unbekannten Nordens, und die Gelegenheit, auf ausgedehnten Schlittenreisen die Kenntnis von diesem Gebiet zu vervollkommnen und womöglich neue Länder zu entdecken, war natürlich höchst verlockend. Sie wurde auch nach Kräften ausgenutzt, und Leutnant Lockwood, der die Nordwestküste Grönlands auf Schlitten bereiste, konnte feststellen, daß diese im äußersten Norden nach Osten umbiegt, und daß somit die Inselnatur dieses größten aller Nordpolarländer wahrscheinlich sei. Er gelangte dabei am 13. Mai 1882 noch etwas weiter nach Norden als Markham im Jahre 1876, nämlich nach seiner eigenen Angabe bis 83 Grad 24½ Minute, während Peary später denselben Punkt besuchte und dessen Breite zu 83 Grad 30½ Minute bestimmte. Leider sollte sich Lockwood seines Erfolges nicht lange erfreuen. Er fiel auf der Rückreise der Expedition, die unter den größten Entbehrungen stattfand, ebenso wie die meisten andern Teilnehmer dem Hunger zum Opfer. Nur sieben von den dreiundzwanzig Mitgliedern wurden im letzten Moment gerettet.

So sehen wir, daß die Geschichte der Polarforschung untrennbar verknüpft ist mit den geographischen Problemen, welche die Menschheit zu einer bestimmten Zeitepoche bewegen, und daß sich die Fortschritte der Wissenschaften widerspiegeln in den Zielen, welche die Polarforschung anstrebte, und in den Mitteln, die sie zur Anwendung brachte. Von höchstem Interesse ist es daher, den Wechsel in den treibenden Kräften zu verfolgen, die in anscheinend regelloser Folge einander ablösen, so daß, wenn ein Problem gelöst ist, sofort ein andres in die Erscheinung tritt, dessen Aufstellung nunmehr neue Triebkräfte auslöst. Die Nordwestpassage war jetzt bekannt, die Nordostpassage, der Seeweg an der nordsibirischen Küste entlang, war durch Erik Nordenskiöld auf seiner Fahrt mit der „Vega" 1878—1879 zum ersten Male durchmessen worden, und die Erreichung des Nordpols galt vorläufig als unausführbar. Da die Rückkehr Nordenskiölds sich verzögerte, sandte der Amerikaner Gordon Bennett auf seine Kosten mit dem Schiff „Jeanette" eine für drei Jahre ausgerüstete Expedition unter der Leitung von G. M. de Long aus, die durch die Beringstraße in das Polarbecken eindringen und zunächst Nordenskiöld aufsuchen, dann aber von dieser bisher nicht ernstlich in Angriff genommenen Seite her den Pol erreichen sollte, um durch das europäische Eismeer oder den Smith-Sund zurückzukehren. Aber auch dieser Weg erwies sich als undurchführbar. Die „Jeanette" wurde vom Eis besetzt und ging im Juni 1881 nordöstlich von den neusibirischen Inseln unter. De Long kam mit dem größten Teile

der Mannschaft um, und nur einigen gelang es, sich nach abgelegenen Tungusenniederlassungen zu retten. Also auch von dieser Seite her, der einzigen, die noch in Betracht kam, war der Pol nicht zu erreichen. Dennoch sollte gerade die verunglückte Jeanette-Expedition den Anstoß zu einer neuen modernen Ära der Polarforschung geben, die in dem Moment anhob, als ein erfahrener Polarforscher, der in der Bezwingung des Polareises Hervorragendes geleistet hatte, nicht nur seine körperliche Kraft und Energie, sondern auch seine durch eingehendes Studium der früheren Polarfahrten gewonnene wissenschaftliche Überlegenheit in den Dienst der Nordpolarforschung stellte. Dieser Mann war der Norweger Fridtjof Nansen. Sein Name wurde zuerst bekannt, als er 1888 das große Wagnis unternahm, sich mit wenigen Gefährten an der eisumpanzerten, unbewohnten Ostküste Grönlands aussetzen zu lassen, um das unbekannte Innere dieses rätselhaften Landes zu durchqueren. Gelang der kühne Vorstoß nicht, so war der Tod allen Teilnehmern sicher. Die geglückte Durchquerung jedoch, deren Bedeutung in geographischen Kreisen damals höher bewertet wurde als eine Durchquerung Afrikas, lieferte den Nachweis, daß das ganze Innere Grönlands von einer zusammenhängenden, viele hundert Meter dicken Schicht von Gletschereis und Schnee bedeckt wird, dem sogenannten Inlandeis, dessen Flächeninhalt etwa gleich dem von Deutschland, Österreich-Ungarn, Frankreich und Italien zusammengenommen ist. Das Polarprojekt, mit dem Nansen kurz nachher an die Öffentlichkeit trat, knüpfte an Überreste von der Jeanette-Expedition an, die 1884 in Südgrönland gefunden worden waren. Im Distrikt Julianehaab, dem südlichsten an der grönländischen Westküste, war auf den Packeismassen, die an der grönländischen Ostküste entlang südwärts treiben, an der Südspitze Grönlands umbiegen und die Häfen des Distriktes zu blockieren pflegen, das Beinkleid eines Matrosen gefunden worden, in dem ein Name eingenäht war. Nachforschungen ergaben, daß der frühere Eigentümer zu der Besatzung der „Jeanette" gehört hatte. Die Eisscholle, auf der das Kleidungsstück angefroren war, mußte also von der Gegend der neusibirischen Inseln her durch das unbekannte Polarmeer in den Ostgrönlandstrom gelangt sein. Nansen konstruierte unter Berücksichtigung der bekannten Meeresströmungen den Weg, den diese „Jeanette"-Reliquie vermutlich zurückgelegt hatte, und fand, daß deren Weg gerade über den Pol oder doch dicht an demselben vorbeigeführt haben müsse. Dazu kam, daß schon öfter Gegenstände, die zweifellos aus der Gegend der Beringstraße herkamen, in Grönland gefunden worden waren, und daß der größte Teil des Treibholzes, das stellenweise in großen Massen an der grönländischen Küste angeschwemmt wird, aus den Wäldern Sibiriens stammt, dessen große Flüsse die Stämme in das asiatische Polarmeer geschwemmt haben. Mit Recht folgerte Nansen aus diesen Tatsachen, daß eine gewaltige Strömung zwar langsam, aber mit großer Beständigkeit aus der Gegend der Beringstraße über den Nordpol gehen müsse, und daß diese Strömung als Ostgrönlandstrom auf der europäischen Seite des Polarbeckens dasselbe wieder verlasse. Es ist bekannt, wie Nansen auf dem Schiffe „Fram", das durch seine eigenartige Form besonders befähigt war, die Eispressungen des arktischen Meeres ohne

Schaden zu ertragen, in den Jahren 1893—1896 diese Polarströmung ausgenutzt hat und sich von ihr auf dem eingefrorenen Schiff treiben ließ; wie er wiederum ein einzig dastehendes Wagnis beging, indem er mit nur einem Gefährten im einsamen Polarmeer in der höchsten bis dahin je erreichten Breite von 84 Grad das sichere Schiff verließ und auf Schlitten am 7. April 1895 die hohe Breite von 86 Grad 14 Minuten erreichte, also um $2^3/_4$ Grad weiter nach Norden vorgedrungen war als Lockwood im Jahre 1882. So hatte Nansen eine Reihe neuer Gesichtspunkte in die Polarforschung hineingetragen, nämlich die Konstruktion von besonderen Schiffstypen, bei denen die Gefahr, vom Eise zerdrückt zu werden, erheblich verringert ist, die Mitnahme nur eines Begleiters auf Schlittenreisen und die Ausdehnung dieser Schlittenreisen auf dem gefrorenen Polarmeere über viele Hunderte von Kilometern. Der größte Fortschritt aber bestand darin, daß Nansen nicht, wie man es bisher getan hatte, den Kampf mit den Meeresströmungen aufnahm, sondern daß er sich dieselben dienstbar machte und sie für seine Zwecke ausnutzte. Allerdings setzte diese Methode eine Kenntnis der Strömungen voraus, die bis dahin nur in sehr bescheidenem Maße vorhanden gewesen war. Der Mann der kühnen Hypothese zeigte sich aber auch als ein Meister der exakten Forschung. Die „Fram“ war ein schwimmendes Laboratorium ersten Ranges, und da man niemals auf Land stieß, so konnten alle Kräfte auf die Untersuchung des bisher noch so gut wie unbekannten Polarmeeres verwandt werden, was denn auch in nachdrücklichster Weise geschah. Nun stellte sich das Polarmeer, das man bis dahin für ein seichtes Meer gehalten hatte, als ein gewaltiges Ozeanbecken heraus, dessen Tiefe nahezu bis 4000 Meter hinabreicht, und in dem sich eine eigentümliche Übereinanderlagerung wärmerer, salzreicher, vom Golfstrom herrührender, und kälterer, salzarmer, durch Eisschmelze entstandener Wasserschichten nachweisen läßt. Die Kenntnis des zusammenhängenden Kreislaufes der Meeresströmungen in den Ozeanen der Erde ist durch die Nansensche Expedition beträchtlich gefördert worden, und das geographische Sondergebiet der Ozeanographie hat reiche Anregungen aus seinen Untersuchungen geschöpft, die eine neue Ära auch in diesem Wissenszweige eingeleitet haben. Nansens Resultate und Erfolge spornten jetzt zahlreiche Forscher an, ebenfalls Vorstöße in das Eismeer auszuführen, und es gelang einem Offizier namens Cagni von der Expedition des Herzogs der Abruzzen, der Franz Josef-Land als Ausgangspunkt gewählt hatte, auf einer Schlittenreise am 25. April 1900 noch weiter nach Norden zu gelangen als Nansen, nämlich bis 86 Grad 34 Minuten. Mehrere andre, von Franz Josef-Land und von Spitzbergen aus versuchte Vorstöße nach dem Pol blieben ohne Erfolg. Auch Kapitän Sverdrup, dem Führer der „Fram“ und Reisegenossen Nansens über das grönländische Inlandeis, war es nicht beschieden, seinen Plan auszuführen, der dahin ging, 1898 mit der „Fram“ durch den Smith-Sund nach Norden zu fahren, Grönland im Norden zu umschiffen und somit die Inselnatur desselben zu erweisen. Es gelang ihm nicht, das Eis zu durchbrechen, und er wandte sich daher nach Westen, wo er das Glück hatte, im Norden der bekannten Inseln des arktischen Archipels eine weitere Insel-

gruppe zu entdecken und zu erforschen. Auf dieser Expedition traf Sverdrup mit Peary zusammen, der, wie schon eingangs erwähnt wurde, in jenen Gegenden seit fast zwei Jahrzehnten tätig war, und dem es später gelang, dort bis 87 Grad 6 Minuten vorzudringen.

Soweit waren die Erfolge der Nordpolarforschung gediehen, als Cook auf dem Plan erschien.

In Begleitung des amerikanischen Millionärs Bradley, der die Kosten der gesamten Ausrüstung trug, fuhr Cook auf der Motorjacht „John E. Bradley" am 3. Juli 1907 von Boston ab und gelangte im August nach Etah, in dessen Nähe er überwinterte, um dann am 19. Februar 1908 mit 10 Eskimos, mehr als 100 Hunden und 11 Schlitten zunächst nach Westen aufzubrechen. Er durchquerte den Smith-Sund und Ellesmere-Land und drang dann in nordwestlicher Richtung durch den Nansen-Sund bis zur Nordspitze von Axel-Heiberg-Land vor. Nach Anlegung von Proviantdepots trat Cook am 18. März mit 4 Eskimos und 44 Hunden die Reise über das Eis des Polarmeeres an. Aber nach wenigen Tagen schon sandte er zwei Eskimos zurück, so daß nur noch 2 Eskimos, 26 Hunde und 2 Schlitten übrig blieben. Am 30. März wurde in $84^3/_4$ Grad nördlicher Breite und $86^1/_2$ Grad westlicher Länge neues Land im Westen gesehen. Am 8. April war eine Breite von $86^1/_2$ Grad, am 14. eine solche von $88^1/_3$ Grad und am 21. April der Pol selbst erreicht, an dem die Lufttemperatur 39 Grad Celsius unter Null betrug. Die Rückreise, die am 23. April begonnen wurde, ging unter großen Schwierigkeiten vonstatten. Am 24. Mai war man bis zum 84. Grad gekommen, aber die Beschaffenheit des Eises wurde dann so ungünstig, daß es nicht gelang, die Proviantdepots zu erreichen. Unter großen Entbehrungen kam die Expedition bis zum Johns-Sund, wo bei Kap Sparbo in einer Höhle überwintert wurde. Im Februar 1909 trat Cook mit seinen beiden treuen Eskimos den Aufbruch nach Grönland an, dessen Küste im April nach langen Mühsalen glücklich erreicht werden konnte.

Indessen war Peary auf der „Roosevelt" am 1. September 1908 bei Kap Sheridan, der Nordostecke von Grant-Land, eingetroffen, wo er überwinterte. Am 15. Februar 1909 verließ er das Schiff und reiste entlang der Küste nach Westen bis Kap Columbia, der Nordspitze von Grant-Land, von wo er am 1. März mit seiner Schlittenexpedition nach Norden aufbrach. Am 11. März überschritt er den 84. Breitengrad, und von da ab wurde am 15., 18., 26. März, 2. und 4. April je ein weiterer Breitengrad passiert, bis am 6. April Peary in Begleitung eines Negers und eines Eskimos am Nordpol angelangt war. Am nächsten Tage begann der Rückmarsch, am 23. April war das feste Land bei Kap Columbia, am 25. April die „Roosevelt" erreicht.

So ist nun der höchste Erfolg errungen, der Kampf um den Nordpol siegreich beendet, und das Ziel, nach dem die Menschheit jahrhundertelang gestrebt hat, glücklich erreicht worden. Die Nordpolarforschung ist aber damit nicht beendet, denn die Entdeckungen neuer Länder durch Peary und Cook

haben gezeigt, daß noch manche Überraschungen möglich sind. Sollte aber wirklich einmal die Erforschung der Verteilung von Land und Wasser und die genaue Kartierung des Gebietes der ganzen Nordpolregion völlig durchgeführt sein, so wird auch dieser Abschluß der extensiven Polarforschung nur den Erfolg haben, der Forschung wieder neue Ziele zu stecken. Dann wird die intensive Polarforschung in ihre Rechte treten, bei der den einzelnen Wissenszweigen reiches Material für ihre Spezialforschung geboten wird. Die Ergebnisse dieser werden wieder neue Probleme aufrollen, so daß nach menschlichem Ermessen ein Ende in der Reihe nicht abzusehen ist.

Man mag den Wert der Erreichung des Nordpols beurteilen wie man will; man mag selbst den extremen Standpunkt einnehmen, daß diese Tat eine völlig wertlose Sportleistung sei, die keinerlei wissenschaftliche Bedeutung beanspruchen kann. Eins läßt sich jedenfalls nicht wegdeuten: eine Triebfeder von allergrößter Tragweite kommt jetzt für die Polarforschung nicht mehr in Betracht. Die Erdpole haben den Nimbus des Unerreichbaren, des Rätselhaften verloren, und damit ist ein psychologisches Moment von größter Bedeutung ausgeschaltet. Wohl wird auch in Zukunft weitergearbeitet werden an der Erforschung des Nordpolargebietes, wohl wird die Nordpolarforschung noch manche Erfolge aufzuweisen haben, ein Mangel aber wird ihr jetzt, wo das Hauptziel erreicht ist, immer anhaften, sie wird nicht mehr in gleichem Maße wie bisher getragen sein von der begeisterten Anteilnahme der gesamten Menschheit.

Die Marinepolitik der Großmächte.

Von

Valois, Vizeadmiral z. D.

Unter Marinepolitik sind diejenigen Bestrebungen und Maßregeln zu verstehen, die jeder Staat für notwendig erachtet, um seine Seeinteressen nach Möglichkeit zu fördern und zu sichern. Wenn auch die hierzu notwendigen Machtmittel in erster Linie aus schwimmendem Materiale bestehen, ist deren Wirksamkeit durchaus nicht allein auf die See beschränkt. Denn die Marinepolitik soll nicht nur dazu führen, die Heimat und deren Handel zu schützen, sondern auch fremde Länder zu beeinflussen und deren Produkte den eigenen Interessen nutzbar zu machen. Es ist deshalb nicht möglich, die Marinepolitik als ganz selbständiges Element darzustellen; — sie wird stets nur ein Glied in der Kette der allgemeinen Maßnahmen bilden, die zum Wohle des Landes angestrebt werden, aber gemäß der geographischen Lage und den Machtmitteln eine mehr oder minder wichtige Stellung einnehmen. Demzufolge haben Kriegsflotten auch oft in kontinentalen Angelegenheiten eine entscheidende Rolle gespielt [1]).

Wenn man von der Seemacht eines Landes spricht, so bedeutet dies zunächst nur das Vorhandensein schwimmender Streitkräfte. Durch die erfolgreiche Verteidigung der eigenen Interessen gelangt man zur Seegeltung, durch die völlige Niederwerfung des Feindes zur Seeherrschaft. Inwiefern es möglich ist, das eine oder das andre zu erreichen, wird für alle Völker der Erde — mit Ausnahme eines einzigen — von dem zu überwindenden Gegner abhängen. Daß auch kleinere Marinen die Seeherrschaft erringen konnten, während größere ganz oder teilweise versagten, ist — abgesehen von der fernen Vergangenheit, die hier nicht in Betracht gezogen werden soll — aus den Kämpfen zwischen der Türkei und Griechenland Ende vorigen Jahrhunderts sowie aus dem russisch-japanischen Kriege zu ersehen. Das einzige Land der Erde, das jedem einzelnen Gegner gegenüber die Seeherrschaft beanspruchen und behaupten kann, ist zurzeit England, und wird es auch für absehbare Zeiten bleiben.

---

[1]) Siehe Mahans, Influence of Seapower on History.

Eine starke leistungsfähige Flotte wird stets die Grundlage der Marinepolitik bilden, und wie die Verhältnisse nun einmal liegen, werden alle andern Völker sich in ihren Maßnahmen mehr oder weniger nach England richten müssen. Wenn auch nicht in allen Einzelheiten mustergültig, muß Englands Flotte von den andern maritimen Großmächten doch als vorbildlich angesehen werden. Es erscheint daher angemessen, wenn bei diesen Betrachtungen England den Reigen eröffnet.

I. England.

Seitdem England zum Bewußtsein seiner Kraft und seiner Bedürfnisse gekommen, war das Bestreben seiner Regierung auf die Beherrschung der See gerichtet.

Als nacheinander Spanien, Holland und Frankreich niedergerungen waren und wenigstens stillschweigend dies Faktum hatten anerkennen müssen, stand England nach den napoleonischen Kriegen als unbestrittene Beherrscherin der See auf der Höhe der Macht. Dies Bewußtsein führte aber zu einer derartigen Vernachlässigung der Marine, daß zu Zeiten Napoleons III. die französische Flotte plötzlich wieder als ernster Konkurrent betrachtet werden konnte. Freilich war dieser Zustand nur von kurzer Dauer, denn durch den Bau der französischen Panzerfregatten „Couronne" und „Gloire" aufgeschreckt, entfaltete man in England wieder eine derartige Tätigkeit, daß die alte Überlegenheit bald aufs neue erreicht wurde.

Seitdem ist Englands Flotte dauernd nicht nur im Zustande absoluter Überlegenheit über jede einzelne Macht geblieben, sondern man hat als Maßstab für die Stärke derselben den „Two Power Standard" eingeführt. Dies bedeutet, daß die Flotte stets stark genug sein soll, um den beiden nächstgrößeren Marinen der Welt mit Aussicht auf Erfolg entgegentreten zu können. Die letzten Parlamentsdebatten haben sogar dazu geführt, hierzu noch einen Zuschlag von 10 Prozent festzusetzen. Dies ist nicht nur ein frommer Wunsch geblieben, sondern der Zustand ist tatsächlich noch mit Überschuß an Kraft erreicht.

Mehr als bei jedem andern Lande der Welt bildet die Marine die Grundlage für Englands Politik — wie das bei einem Inselreiche auch nicht anders möglich ist. War die Seeherrschaft in der Vergangenheit Englands Entwicklung förderlich, so ist sie zurzeit eine Lebensfrage, denn es ist eine bekannte Tatsache, daß durch eigene Produktion die Bevölkerung nur etwa zwei Monate ohne ernste Störungen ernährt werden kann. Ungehinderte Zufuhr von Lebensmitteln ist daher absolute Notwendigkeit geworden, da anderseits Zustände im eigenen Lande eintreten würden, welche die Kriegführung unmöglich machen könnten.

Dasselbe gilt auch von der Zufuhr vieler Rohprodukte, welche die Grundlage der englischen Fabriktätigkeit bilden — in erster Linie betrifft dies die Baumwolle. Die Absperrung oder erhebliche Verteuerung dieses zum größten Teil aus den Vereinigten Staaten von Amerika kommenden Artikels würde

Millionen von Fabrikarbeitern in eine solche Notlage versetzen, daß die Regierung damit ernstlich rechnen muß. So mußte Englands Regierung — um dieser Möglichkeit aus dem Wege zu gehen — gegen Ende des vorigen Jahrhunderts (1895/96) sich seitens der Vereinigten Staaten eine Brüskierung gefallen lassen, wie sie selten einer Großmacht geboten worden ist. Es handelte sich um die Berichtigung der Grenzen zwischen Venezuela und England am Orinocostrome; Amerika mischte sich unter Berufung auf die Monroe-Doktrin hinein und stellte die Forderung, daß eine vom amerikanischen Kongresse zu ernennende Kommission die Frage prüfen und entscheiden sollte. England lehnte zunächst höflich, aber entschieden ab, in der irrtümlichen Ansicht, daß man die Sache in Washington nicht auf die Spitze treiben würde. Die englischen Zeitungen schrieben, es wäre dies die erstaunlichste Zumutung, die jemals in Friedenszeiten seit den Tagen Napoleons I. einer Regierung gestellt worden wäre; wogegen der amerikanische Staatssekretär Olney in der Erwiderung an Lord Salisbury äußerte: „Daß die Vereinigten Staaten die Herren auf dem amerikanischen Kontinent seien und ihr Wille als Gesetz betrachtet werden müsse."

Wenn auch selbst einige Amerikaner dies etwas zu stark fanden, wäre es zweifellos ohne Englands völlige Nachgiebigkeit zum Kriege gekommen.

Englands übermächtige Flotte hätte zwar die Haupthäfen Nordamerikas blockieren können, damit aber selbst den Lebensnerv der eigenen Fabriktätigkeit unterbunden, wenn nicht schon die Ausfuhr von Baumwolle seitens der Vereinigten Staaten verboten worden wäre. Sehr wahrscheinlich hätte man auch mit dem Verluste von Kanada rechnen müssen. England gab nach — das Schiedsgericht trat zusammen, und der französische Schriftsteller Beaumarchais schrieb in seinem Buche über die Monroe-Doktrin (S. 133): „L'Angleterre tendit la joue." Konnte in diesem Falle das mächtige Rüstzeug der englischen Marinepolitik nicht ausgenutzt werden, so erwies es bald darauf seine Wirkungsfähigkeit bis ins Herz des dunklen Kontinents. Das von dem französischen Hauptmann Marchand unerwartet besetzte — südlich des englisch-ägyptischen Sudans gelegene — Faschoda mußte auf die peremptorische Forderung des englischen Kabinetts geräumt werden.

Sieht man auf einer großen Karte die englischen Besitzungen über alle Weltgegenden zerstreut, so kann behauptet werden, daß es seit den Zeiten der römischen Macht und des alten Spaniens unter Karl V. kein Reich gegeben hat, das Großbritannien an Ausdehnung und Anzahl der Bewohner gleich gekommen ist. Den Zusammenhang mit diesen weit vom Mutterlande (bis zu 10000 Seemeilen) liegenden Gliedern des großen Reiches sicherzustellen, das Gefühl der Zusammengehörigkeit zu stärken, ist eine Hauptaufgabe der englischen Marinepolitik, und das Werkzeug dazu die englische Flotte. So war von je das Bestreben darauf gerichtet, die Wege nach den Kolonien noch durch Etappen sicherzustellen; — Gibraltar, Malta, Cypern, Perim, Aden und Sokotra usw. wurden besetzt, trotzdem dem Mutterlande nur Kosten dadurch entstanden. Nach dem Zusammenbruche des französischen Kaiserreiches (1870/71) und nachdem durch wiederholten Personen- und System-

wechsel die französische Marine als ernster Rivale gänzlich ausgeschaltet worden war, strahlte Englands Stern in ungetrübter Klarheit über Land und Meer. Die Seeherrschaft stand unbestritten fest, und in kaufmännischer Beziehung beherrschte England überall den Markt, wo es ihn beherrschen wollte.

Die Ansicht, daß Macht auch zum Gewinn führen müßte, hatte sich bis dahin unbestritten als richtig erwiesen, es war daher eine herbe Enttäuschung, daß fremde Tätigkeit und Tüchtigkeit dies in Frage stellte; denn bald sollten Tage für die Bewohner der glücklichen Inseln kommen, von denen sie mit Recht sagen konnten: „sie gefallen uns nicht". Im Osten und Westen trübten einige Wolken den Horizont, deren allmähliches Anwachsen der britischen Politik nicht angenehm sein konnte. Amerikas und Deutschlands Aufstieg zur Seemacht und der großartige Aufschwung des Handels und der Industrie beider Länder! Überall begegnete der englische Kaufmann amerikanischer und deutscher Konkurrenz, und wenn man nach der schweren diplomatischen Niederlage von 1895/96 (Venezuela) die erstere als etwas Unabweisliches acceptierte so machte sich die Erbitterung gegen den andern Konkurrenten in um so schärferer Form geltend.

Man schien uns das Recht bestreiten zu wollen, etwas tüchtiger, geschickter und arbeitsamer zu sein als unsre Vettern jenseits des Kanals. Der Versuch, alle deutschen in England eingeführten Waren durch die sichtbare Bezeichnung „Made in Germany" dem englischen Publikum zu verleiden, schlug vollständig fehl — die Brandmarke wurde zum Ehrenmal.

Den natürlichsten Weg, der deutschen Konkurrenz durch erhöhte Anstrengung zu begegnen, schien man entweder nicht einschlagen zu wollen oder nicht zu können. Bei allen uns sympathischen Eigenschaften der Engländer — sie sind unbestritten von allen fremden Nationen das uns nächststehende Volk — steckt in ihnen eine ganz unbegrenzte Anmaßung und Überhebung gegenüber allen Ausländern. Der Kernpunkt aller Differenzen mit England ist stets darin zu suchen, daß andern nicht dasselbe Recht eingeräumt wird, das man unbedingt für sich selbst in Anspruch nimmt. Man kann sich nicht daran gewöhnen, daß es in Deutschland ein für allemal mit der alten Zerrissenheit vorbei ist, und wir in allen internationalen Fragen ein Faktor von ernstester Bedeutung geworden sind.

Diese für England unliebsamen Tatsachen haben dazu geführt, daß die englische Politik zu Lande wie zu Wasser sich das Ziel gesetzt zu haben scheint, Deutschlands Fortschritten, anstatt sie im regulären Wettbewerb zu bekämpfen, wenn möglich mit Gewalt entgegenzutreten. Ich erinnere daran, daß der General Monk, der in der Schlacht von North Foreland (26. Juni 1666) sich sogar gegen De Ruyter Lorbeeren erkämpfte, die Frage nach dem Grund des Krieges dahin beantwortete: „Wozu viel fragen, wir wollten den Holländern nur noch mehr von ihrem Handel fortnehmen."

Das ist freilich etwas lange her; daß aber England auch zurzeit derartig eingeschätzt wird, dürfte aus dem Buche des französischen Kapitäns zur See, Darrien (La Guerre sur Mer. Paris, Challamel. 1907) hervorgehen. Darrien schreibt:

„England bleibt stets logisch in den unveränderlichen Grundsätzen seiner Politik. Unentwegt den Sternen seines Glückes folgend, handelt es nach der alten Parole: Carthaginem esse delendam. Und Karthago hieß für England nacheinander Spanien, Holland, Frankreich. — Heute heißt es Deutschland, morgen vielleicht wieder Frankreich, die Vereinigten Staaten oder Frankreich. Verhängnisvoll ergeben der Gewalt, um seine maritime Machtstellung zu wahren, die es zum Leben braucht, wird England ein neues Karthago in jeder Nation erblicken, die ein Teilchen der Herrschaft des Meeres zu erwerben sucht."

Da dies die Ansicht eines angesehenen französischen Offiziers, trotz der zurzeit bestehenden Entente, ist, liegt für uns keine Veranlassung vor, an der Richtigkeit dieser Auffassung zu zweifeln. Zudem geht dies auch klar und bestimmt aus der englischen Politik der letzten Jahre hervor, die in diesem Falle vorwiegend als Marinepolitik bezeichnet werden kann.

Es würde zu weit führen, die Veränderung in der Zusammensetzung und Dislozierung der englischen Seestreitkräfte eingehend zu betrachten. Die Tatsache steht fest, daß alle Auslandsstationen erheblich reduziert worden sind — selbst die englische Mittelmeerflotte — und das Gros der englischen Marine in der Heimat konzentriert ist. Das Home-Channel- und Atlantic-Geschwader zählen 26 Linienschiffe und 15 Panzerkreuzer; 18 Linienschiffe und 4 Panzerkreuzer befinden sich in den Kanalhäfen als Reserve (teilweise besetzt), die in ein bis zwei Tagen dienstbereit sein können.

Das atlantische Geschwader ist hier auch angeführt, da seine Stützpunkte Berehaven (Irland) und Gibraltar sind, von welchen Plätzen das Geschwader in kurzer Zeit (zwei bis vier Tagen) herbeigerufen werden kann. Auch die Mittelmeerflotte mit 6 Linienschiffen und 4 Panzerkreuzern würde einige Tage später in den nordischen Gewässern erscheinen können, und dies würde — ohne die außerdem noch erfolgenden Indienststellungen — die stattliche Zahl von 50 Linienschiffen und 23 Panzerkreuzern ergeben.

Wenn man angesichts dieser Maßregeln und der unausgesetzten unverblümten Äußerungen englischer Zeitungen und Zeitschriften noch Zweifel über die Ziele dieser Konzentrationen hegen sollte, so dürfte die Anlegung des Kriegshafens zu Rosyth an der Ostküste von Schottland dieselben beseitigen. Um dies erreichen zu können, hat England die Abkommen mit Frankreich und Japan getroffen, und infolge derselben das Mittelmeer sowie das chinesische Geschwader erheblich reduzieren können. Bei dem Abkommen mit Frankreich hatte England wohl daran gedacht, uns zu Wasser und zu Lande anzugreifen, falls wir uns nicht in das auferlegte Joch schicken wollten. Da uns inzwischen der andre Freund Englands, Japan, durch Mukden und Tsushima der Sorge für unsre westlichen Grenzen überhoben hatte, weigerte man sich in Frankreich, die verfahrene marokkanische Politik weiter zu verfolgen. Herr Delcassé ging, und der Plan wurde zu Wasser. Zudem gibt es in Frankreich auch Leute, die wie Kapitän Darrien erklärten, „daß die strategische Vorbereitung des Krieges gegen England eine heilige Pflicht für jedes Land ist, das den berechtigten Wunsch nach überseeischer Expansion hat".

Durch den lebhaften Wunsch, ein Ziel in kürzester Zeit zu erreichen, wird oft der Blick für die Zukunft getrübt. Es gibt viele Anbeter des augen-

blicklichen Erfolges, und Englands Politik wird wegen der Anbändelung mit Frankreich und Japan von vielen als der Ausfluß höchster Weisheit gepriesen. Der Bund mit Frankreich hat bei einer ernsten Probe bereits versagt, und mit den Freunden im fernen Osten stehen England gewiß noch unerfreuliche Erfahrungen bevor. Es ist wohl möglich, daß England dereinst mit Wehmut der Zeiten gedenkt, da Port Arthur und Korea noch nicht in japanischen Händen waren, und in der stetig wachsenden Seemacht Japans einen viel schwerer zu behandelnden Faktor erblicken wird als in der — auf weit voneinander entfernt liegenden Meeren verteilten — russischen Flotte.

Englands Marinepolitik verfolgt den Hauptzweck, dem eigenen Handel eine dominierende Stellung zu sichern; in Ostasien ist aber durch die Förderung Japans das Gegenteil hervorgerufen, denn in Korea monopolisiert Japan den ganzen Handel, und in China und der Mandschurei ist die Konkurrenz derartig lebhaft und erfolgreich, daß das in England bereits bitter empfunden wird. Erfahrungsgemäß pflegt Englands Freundschaft geschäftlicher Benachteiligung gegenüber bald zu erkalten, wie wir ja aus eigener Erfahrung wissen. Ewig also wird dieser Freundschaftsbund nicht dauern.

In hypnotischer Befangenheit sind nun noch Beziehungen zu Rußland angeknüpft worden — demselben Rußland, dem man kurze Zeit zuvor die Japaner auf den Hals gehetzt hatte, während man mit diesen dann ein Bündnis abschloß zur Stellung einer Hilfsarmee im Falle eines russischen Angriffes auf Indien. Der Abschluß dieses Vertrages ist von vielen Engländern deshalb bedauert worden, weil man den Indiern dadurch das Eingeständnis machte, fremder Hilfe bedürftig zu sein. Es sei dahin gestellt, ob das den Anlaß dazu gegeben hat, daß sich allerorts in Indien Unruhen bemerkbar machen, die durchaus nicht leicht zu nehmen sind. Daß Rußland sich entgegenkommend zeigte, war nicht zu verwundern, denn das englische Geld wird dort gerne begrüßt werden; ebenso wie früher die zehn oder mehr Milliarden französischer Werte, die unsre Nachbarn jenseits der Vogesen dem erwähnten Ziele noch nicht einen Zoll näher gebracht haben. Da Rußland genügend ruhige Überlegung behalten wird, um sich zu sagen, daß bei uns nichts zu erreichen sein dürfte, daß alle Zukunftspläne gegen Süden, Südost und den fernen Osten nur bei wohlwollender Haltung Deutschlands möglich sind, und es in Wirklichkeit keinen Gegensatz zwischen russischen und deutschen Interessen gibt, so können wir in dem Experimente von Reval nur einen neuen Fehlschlag à la Marokko erblicken[1]). Dies hätte sich vielleicht einigermaßen verschleiern lassen, wenn Eduard VII. nicht von den Höchstkommandierenden des Heeres und der Marine begleitet gewesen wäre.

Vielleicht wird Rußland durch die inzwischen erfolgte Sendung eines englischen Admirals zur Organisation der türkischen Seestreitkräfte daran erinnert, daß dieser Schritt nicht ganz so aufgefaßt werden kann, als ob man in England ernstlich daran denke, russische Interessen zu fördern. Wie

[1]) Bereits im April bis Mai 1907 in der „Deutschen Revue" erwähnt, und jetzt, wie es scheint, durch die Kaiser-Zusammenkunft in den Finnischen Schären bestätigt.

es in der Chemie Substanzen gibt, die gar nicht oder wenigstens nicht dauernd miteinander verbunden werden können, so gibt es auch Länder, die durch ihre historische Entwicklung in unüberbrückbarem Gegensatze zueinander stehen, die bei England und Rußland so klar zutage liegen, daß ein näheres Eingehen darauf überflüssig erscheint. Ein augenblickliches Verschleiern wird nicht hindern, daß derselbe später wieder zutage tritt. (Türkei, Persien, Afghanistan und Ostasien.)

Noch vor Jahresfrist, als König Eduard nach Gastein ging, sangen englische Zeitungen das Lied von der traditionellen Freundschaft zwischen Österreich und England recht lebhaft, sind aber, da Österreich sich nicht verlocken ließ, vom Pfade der Dreibundpolitik abzuweichen, inzwischen verstummt. England war eifrig bemüht, die Schwierigkeiten Österreichs in den Balkanangelegenheiten nach Möglichkeit zu vergrößern, und nichts wäre den englischen Interessen erwünschter gewesen, als wenn die großen Kontinentalmächte darüber zum Schwerte gegriffen hätten. Indessen ist der Kontinent davor bewahrt geblieben. Infolge des Besuchs König Eduards und seiner Gemahlin in Berlin erscheint es möglich, vielleicht sogar wahrscheinlich, daß auch die zwischen Deutschland und England schwebende Verstimmung einem freundschaftlichen Verhältnis Platz machen wird. Eine Schwierigkeit für England liegt jedenfalls darin, daß es fast mit allen Nationen der Welt mehr oder minder bindende Abmachungen getroffen hat. So wird es der englischen Politik nicht leicht werden, bei möglichen Differenzen zwischen seinen vielen Freunden sich auf die richtige Seite zu stellen.

Um schließlich noch einen Blick auf seine Kolonialpolitik zu werfen, sei daran erinnert, daß Englands Regierung schon seit mehreren Jahrzehnten ohne besonderen Erfolg bemüht gewesen ist, die großen Kolonien zur Verteidigung des Gesamtreiches heranzuziehen, um neben der Organisation der lokalen Widerstandsfähigkeit auch die heimischen Steuerzahler betreffs Ausgaben für Heer und Marine etwas zu entlasten. — Bei der großartigen Ausdehnung des britischen Kolonialreiches bedarf es keiner weiteren Erklärung, daß die angeregte Frage an dieser Stelle nur in den allgemeinsten Umrissen behandelt werden kann. —

Ganz kurz sei deshalb erwähnt, daß die sogenannten Kronkolonien — darunter das mächtige Indien mit etwa dreihundert Millionen Einwohnern — hierbei nicht in Betracht kommen, da deren Einnahmen und Ausgaben der Kontrolle von Downing-Street unterstehen. Es handelt sich also nur um die Kolonien mit Selbstverwaltung: vornehmlich um Australien, Kanada, Südafrika und Neuseeland; und angesichts der — durch die angebliche deutsche Gefahr — erheblich gesteigerten Ausgaben für maritime Rüstungen ist es daher erklärlich, daß die Zentralregierung sich neuerdings wieder mit der Frage beschäftigt hat, die großen Kolonien zur Tragung dieser Bürde heranzuziehen.

Demzufolge wurden im Sommer dieses Jahres sämtliche Kolonien zur Beschickung der Imperial Defence Conference aufgefordert, die im August in London tagte, und auf der bei allseitigem guten Willen die Frage der Beteiligung an den Rüstungen des Mutterlandes in festere Formen gebracht

wurde, als sie jemals vorher gehabt. Das Ideal des Londoner Kabinetts, von den Kolonien erhebliche Geldbewilligungen zu völlig freier Verwendung zu erhalten, ist freilich nicht erreicht worden und wird voraussichtlich auch niemals erreicht werden.

Trotz allem Patriotismus wollen die Kolonien, daß die von ihnen zu schaffenden Seestreitkräfte in erster Linie in ihren heimischen Gewässern Verwendung finden.

Der Grad der Beihilfe soll erst bekannt gegeben werden, sobald die Delegierten ihren Regierungen Vortrag gehalten haben; grundsätzlich aber ist festgesetzt worden, daß Dreadnoughts seitens der Kolonien nicht beschafft werden und an deren Stelle Panzerkreuzer treten sollen.

Es scheint beabsichtigt zu sein, vier Schiffsgruppen zu bilden, die ganz oder teilweise durch die Kolonien zu schaffen und zu erhalten sein würden.

Die erste Gruppe wird von Australien allein gebildet: ein Kreuzer der Indomitableklasse, drei Panzerkreuzer zweiter Klasse, eine Anzahl kleinerer Schiffe, Torpedo und Unterseeboote — doch hat die Kolonie sich die Kontrolle über diese Fahrzeuge ausdrücklich vorbehalten. Neuseeland wird einen Teil der in China stationierten Schiffe stellen, und bei der dritten — der ostindischen — Gruppe erwartet man die Unterstützung von Südafrika. Die vierte Gruppe — Kanada — wird aus Kreuzern und kleinen Fahrzeugen bestehen, von denen je die Hälfte im Atlantic und Pacific stationiert werden soll.

Ein Fachblatt bemerkt dazu: „Es werden zweifellos noch mehrere Konferenzen notwendig sein, um betreffs der Verteidigung des Reiches das Ideal zu erreichen, das die britische Nation sich zum Ziel gesetzt hat; immerhin aber ist zurzeit schon ein großer Schritt in dieser Richtung getan." — „Naval and Military Record" vom 2. September äußert sich etwas weniger zuversichtlich: „Ein allgemeines Einverständnis ist noch nicht erreicht. Kanada beabsichtigt die Frage auf die eine, Australien auf die andre Art zu lösen, während Neuseeland noch andre Wege geht und Südafrika erst warten will, bis sich die Vereinigung der früheren Staaten (Kapland-Natal-Orange-Transvaal-Republik und Rhodesia) zur Union konsolidiert hat."

Es soll hier nicht näher erörtert werden, inwieweit die englische Flotte in der Heimat an Schlagfertigkeit gewinnen wird, wenn die vorher angedeuteten kolonialen Rüstungen durchgeführt sein werden. Zweifellos wird dadurch eine Anzahl Kreuzer zum Handelsschutze verfügbar werden, und was die Sicherung der Zufuhr über See für England bedeutet, ist aus den vorhergehenden Erörterungen zu ersehen. Die Leistungsfähigkeit der englischen Flotte für die offene Seeschlacht jedoch wird durch alle Beihilfen der Kolonien nicht berührt. Indessen brechen wir hier ab, um der Gefahr zu entgehen, zu strategischen und taktischen Erwägungen zu gelangen.

II. Deutschland.

Das alte Reich der römischen Kaiser deutscher Nation hat niemals Marinepolitik getrieben und auch nicht treiben können, denn die nordischen Küsten waren im Besitze kleiner selbständiger Fürsten und der großen Hansestädte und hätten den kaiserlichen Plänen eher Widerstand entgegengesetzt als Förderung angedeihen lassen. Hat die Hansa auch in Ost- und Nordsee fast dreihundert Jahre lang eine glänzende Stellung eingenommen, so erwies sich der Bund, der nur durch Handelsinteressen zusammengehalten wurde, doch nicht als stark genug, um dem erwachenden Nationalbewußtsein der nordischen Völker gegenüber seine Stellung zu behaupten. Denn Seemacht kann sich nur dann zur Geltung bringen, wenn deren Fundamente auf gesicherten und genügend großen Landbesitz aufgebaut werden.

So war auch die Marine des großen Kurfürsten nur eine ephemere Erscheinung, und selbst unter Friedrich dem Großen reichten die Kräfte des langgestreckten und unzusammenhängenden preußischen Staates nicht aus, um neben der großen militärischen Rüstung noch aktive Marinepolitik zu treiben. Es kann nicht hoch genug anerkannt werden, daß unsre früheren Herrscher sich darüber klar waren, — denn von Neidern und Feinden rings umgeben mußte in erster Linie die Abrundung des Festlandbesitzes und die Stärkung der militärischen Rüstung angestrebt werden.

Wie lebhaft aber das deutsche Volk die Schaffung einer Marine ersehnte, ist aus der Episode der deutschen Flotte von 1848 zu ersehen. Wenn diese Bestrebungen auch von Preußen durch Geldmittel erheblich gefördert wurden, so beschloß man — wegen der damaligen verworrenen Verhältnisse — gleichzeitig die Organisation einer preußischen Marine in Angriff zu nehmen. Zwar waren schon in früheren Jahren schüchterne Versuche in dieser Richtung gemacht worden, diese kamen aber nicht über das Stadium der Projekte hinaus und scheiterten daran, daß mit unzulänglichen Mitteln nichts zu erreichen war. Da zudem die leitenden Persönlichkeiten der Ansicht waren, daß Preußen auf dem Wasser nichts zu suchen hätte, gelang es erst dem persönlichen Eintreten des Prinzen Adalbert von Preußen, die Schaffung eines bescheidenen Stammes an Schiffen und Leuten durchzusetzen. Das Tempo der Flottengründung war indessen ein so gemäßigtes, daß im Jahre 1857 die Tonnenzahl aller unsrer Schiffe noch nicht diejenige *eines* unsrer jetzigen kleinsten Linienschiffe erreichte; und daß von Marinepolitik noch keine Rede sein konnte, erwies der Verlauf des dänischen Krieges von 1864. Erst unter König Wilhelm und auf Anregung von Bismarck wurden nach 1866 Maßregeln getroffen, die erkennen ließen, daß wir die See fernerhin nicht mehr als die Domäne aller fremden Mächte betrachten wollten. Es wurden drei für damalige Zeiten starke und kriegsfähige Panzerfregatten im Auslande gekauft, und war unsre Flotte auch 1870/71 noch nicht stark genug, der französischen Flotte in offener See entgegenzutreten, so reichte sie doch aus, um unsre Haupthäfen zu schützen. Die weitere Entwicklung und die allmähliche Vergrößerung unsrer Marine

darzustellen, würde zu weit führen, sie blieb noch lange Zeit in einem solchen Zustande, daß sich die großen Seemächte deswegen nicht zu beunruhigen brauchten.

Erst im Jahre 1889 wurde unsre Flotte auf eine Basis gestellt, die eine konstante Marinepolitik ermöglichte. Bis zu dieser Zeit wurde nur für die Sommermonate jedes Jahres — Mai bis Ende September — ein Panzergeschwader in Dienst gestellt. Nach sehr anstrengender Ausbildung wurden diese Schiffe Ende September oder spätestens anfangs Oktober außer Dienst gestellt, und der größte Teil der Offiziere und Mannschaften ging an Bord der für die ausländischen Stationen bestimmten Schiffe. In der Heimat verblieben während der Wintermonate außer einigen Spezialschiffen nur noch die Wachtschiffe der Kriegshäfen. Jede Mobilmachung während der Monate November bis April hätte die größten Schwierigkeiten bereitet, denn es hätte Wochen bedurft, ehe sich die neuen Offiziere und Mannschaften in die Verhältnisse hineingefunden hätten. Diesem unerfreulichen Zustande machte Kaiser Wilhelm II. ein Ende durch Einführung der permanenten Indienstthaltungen. Erst hierdurch wurde ein alle Zeit dauernder Verband geschaffen, aus dem zwar Schiffe und Personen gelegentlich ausschieden, um aber sofort wieder ersetzt zu werden. Auf den gemachten Erfahrungen konnte nutzbringend weiter gearbeitet werden, statt wie früher jedes Jahr von neuem anzufangen. Damit gelangten wir in den Zustand der Stabilität, die die erste Bedingung gedeihlicher Fortentwicklung ist, und dies erkannt und angeordnet zu haben, ist das unbestreitbare Verdienst unsres Kaiseradmirals.

Freilich hatten wir schon in früheren Jahren — selbst noch in der Kindheit der alten preußischen Marine — Aktionen aufzuweisen, die zweifellos als Marinepolitik bezeichnet werden mußten. Ich erwähne nur die Expedition nach Japan unter Graf Eulenburg zum Abschluß von Handelsverträgen, das Eingreifen des Geschwaders unter Admiral Werner an der spanischen Küste (Vigilante), wiederholte Exekutionen in Westindien und vor allem den Erwerb unsrer Kolonien. In den Fällen, in denen es sich nicht um ganz widerstandsunfähige Gegner und völkerrechtlich unbedeutende Aktionen handelte, ist uns die Erreichung des Zieles nur durch Geschicklichkeit und Glück gelungen. Hätte Japan sich z. B. geweigert, den Vertrag abzuschließen, so hätten wir schweigend abziehen müssen, denn Arkona und Thetis repräsentierten damals das Gros unsrer Flotte. Zur Marinepolitik gehören eben nicht nur Klugheit und Geschick, sondern auch absolute Macht.

Daß unsre Flotte inzwischen ein Faktor von Bedeutung geworden war, konnten wir aus der seit Anfang dieses Jahrhunderts beginnenden unfreundlichen Stellungnahme Englands gegen Deutschland ersehen. Man erblickte in der allmählich sich entwickelnden deutschen Marine einen zukünftigen Gegner und schrieb dem Deutschen Reiche die Absicht zu, nach der Seeherrschaft zu streben, sowie Invasionsabsichten zu hegen. Bereits im vorigen Abschnitt habe ich dargelegt, daß dies nur ein Vorwand ist, um in den Augen der Welt und der öffentlichen Meinung im eigenen Lande die gegen Deutschland eingeschlagene Politik zu rechtfertigen und auf Möglichkeiten in Zukunft vor-

zubereiten, daß aber de facto die Mißgunst über unsre Erfolge in Handel und Industrie als Triebfeder bezeichnet werden muß.

War es auch nicht angenehm, überall auf den englischen Gegensatz zu stoßen, so konnte anderseits kein besserer Beweis dafür geliefert werden, daß wir in jeder Beziehung rüstig im Fortschreiten waren. Das Urteil der Gegner pflegt richtiger zu sein als dasjenige der Freunde.

Es hat seine Schwierigkeiten, als Nichteingeweihter über unsre Marinepolitik zu sprechen; da die Wissenden dies aber entweder nicht wollen oder dürfen, bleibt nichts andres übrig als ein Gebäude auf Basis der Wahrscheinlichkeit und des Wünschenswerten zu errichten. Im Laufe der Zeit hatten sich Handel und Schiffahrt bei uns derartig gehoben, daß die verjährte Ansicht, Deutschland-Preußen hätte auf dem Wasser nichts zu suchen, absolut nicht mehr haltbar war. Ohne die ferne Vergangenheit zu berücksichtigen, sei nur angeführt, daß der Handelsverkehr sich von 1897—1907 von $8^1/_2$ Milliarden bis auf 16 Milliarden gehoben hatte, wovon die Hälfte auf den Verkehr über See entfiel, und daß Kolonien zu schützen waren von der fünffachen Größe des Deutschen Reiches (2658400 qkm gegen 540700 qkm). Unsrer, dem Flottengesetz vom 14. Juni 1900 und den späteren Zusätzen gemäß auszubauenden Flotte erwuchs daher die Aufgabe, im Frieden Deutschlands und der Kolonien Handel und Interessen über See zu schützen, zu fördern und die Verbindung mit den Kolonien zu unterhalten. Die Schiffe sollen zugleich als Band der Zusammengehörigkeit für alle in der Welt unter fremder Flagge lebenden Landsleute dienen. Im Kriege muß die Flotte daneben aber auch noch die gegnerischen Seestreitkräfte niederhalten und dem Feinde soviel wie möglich Abbruch tun. Allen andern Seemächten gegenüber — England ausgenommen — sind wir bereits imstande, dies durchzuführen, oder werden dazu imstande sein, wenn unser Bauprogramm durchgeführt sein wird.

Wenn wir auch anstreben, uns England gegenüber in eine achtunggebietende Lage zu versetzen, so liegt uns nichts ferner als nach der Seeherrschaft zu streben. Solange die Welt existiert, hat es nur ein Land gegeben — das alte Römische Reich —, das lange Zeit die unbedingte Oberherrschaft zu Wasser und zu Lande aufrecht erhalten konnte.

Frankreich hat versucht, dies zu erreichen, mußte aber nach langem Ringen, durch die übermäßigen Anstrengungen erschöpft, den Kampf aufgeben. Die absolute Seeherrschaft ist für uns keine Notwendigkeit, und wir würden neben unserm Heere — dem Pivotpunkt und der kräftigsten Stütze unsrer Politik — die damit verbundenen ungeheuren Lasten kaum ertragen können. Sind wir in der Lage, allen andern Völkern mit Aussicht auf Erfolg auf und über See entgegentreten zu können, stehen wir England so gerüstet gegenüber, daß in Anbetracht der großen kommerziellen Interessen des Inselreiches ein Kampf mit uns nur wenig Aussicht auf Gewinn darbietet, so ist der Zweck unsrer Rüstungen erreicht.

Schon die einfache Kriegserklärung verursacht in den betreffenden Ländern große Preisschwankungen, und alle Neutrale versuchen dabei soviel wie mög-

lich zu profitieren. Werden aber die Zufuhrwege gefährdet, so können in einem bevölkerten und wenig Nahrungsstoffe produzierenden Lande leicht Zustände entstehen, welche die Kriegsführung höchst nachteilig beeinflussen. So mächtig England zur See dasteht, ist es hierfür ganz besonders empfindlich, und wenn auch die Tätigkeit unsrer Kreuzer selten von längerer Dauer sein wird, dürfte doch die Fortnahme weniger Schiffe genügen, um die Preise und die Seeversicherungen in die Höhe zu treiben. Die Bezugnahme auf die Vergangenheit — während der napoleonischen Kriege und trotz der Kontinentalsperre erfreute sich England großen Wohlstands — trifft zurzeit nicht mehr zu. Damals — also etwa vor 100 Jahren — hatte England nur ein Drittel der heutigen Bevölkerung und produzierte mehr Feldfrüchte, als es verzehren konnte, jetzt aber mit ca. 45 Millionen Einwohnern ist es fast ganz auf die Zufuhr vom Auslande angewiesen. Die eigene Produktion reicht kaum für etwa zwei Monate aus. Diese Umstände werden mehr zur Erhaltung des Friedens beitragen als alle Friedenskongresse der Welt. England die Überzeugung beizubringen, daß wir imstande sein werden, seine Häfen und Handelswege zu beunruhigen und im geeigneten Augenblick eine Flotte von 34 Linienschiffen einsetzen zu können, muß das Ziel unsrer Marinepolitik sein.

Nach der Seeherrschaft zu streben — unsre Schlachtflotte der Übermacht zum Kampfe in offener See gegenüberzustellen —, müßte als Verkennung der Sachlage bezeichnet werden. Wohl müssen wir den Fortschritten der Engländer im Schiffbau und der Technik aufmerksam folgen, wie wir ja auch dem „Dreadnought-" und „Indomitable"-Beispiele schnell gefolgt sind; in der Steigerung der Deplacements und Kaliber aber voranzugehen, ist nicht unsre Sache. Dies würde nur zu einer noch schnelleren Vergrößerung der Schiffe führen, denn England hat noch niemals, trotz seiner ungeheuren Übermacht, gestattet, daß irgendeine Nation ein stärkeres Schiff besaß, ohne dasselbe durch sofortige Neubauten zu übertrumpfen. Der Versuch Rußlands, in der „Rossija" und „Gromoboi" wenigstens einige stärkere Schiffe zu schaffen als England, wurde mit dem Bau von zehn etwa gleichgroßen oder größeren Kreuzern beantwortet.

Leider wird gelegentlich in deutschen Veröffentlichungen darüber geklagt, daß unsre Schiffe den englischen nicht gewachsen seien, während dies absolut unrichtig ist und nur darauf basiert, daß Schiffe verschiedener Größe in Parallele gestellt werden. Mit Ausnahme von Spezialschiffen bedeutet aber größeres Deplacement auch größere Gefechtsstärke, denn der Überschuß an Tonnengehalt kann in stärkerem Panzer, schwerer Artillerie und großer Maschinenkraft angelegt werden. Es muß daher als eine hervorragende Leistung unsrer Ingenieure bezeichnet werden, daß alle unsre neueren Linienschiffe und Panzerkreuzer (zwei englische Schiffe ausgenommen) bei gleicher Größe allen englischen Schiffen an Leistungsfähigkeit überlegen sind[1]).

[1]) Unsre 13 200 Tons-Linienschiffe sind allen englischen bis zur Größe von 15 200 artilleristisch überlegen und im übrigen gleichwertig.

Dies mag dazu geführt haben, daß wir in der Steigerung der Deplacements zurückgeblieben und den Linienschiffen von über 16000 Tons gegenüber etwas ins Hintertreffen geraten sind; wir befinden uns aber zurzeit auf dem richtigen Wege, dies wieder gut zu machen. Unsre Küstenbefestigungen sind allerdings nicht in ganz vollkommenem Zustande, ich halte es aber für richtig, daß zunächst der Ausbau der Flotte gefördert wird, und glaube nicht, daß selbst die englische Flotte einen Angriff auf unsre Küsten wagen wird. — Die Auffassung, als ob unsre großen Seehandelsplätze gefährdet werden könnten, muß in das Gebiet der Hirngespinste verwiesen werden.

In aller Kürze mögen hier noch einige Angaben über den Ausbau unsrer Flotte gemäß dem Flottengesetze vom 14. Juni 1900 und den Ergänzungen von 1906 und 1908 Platz finden.

Im Jahre 1920 soll die deutsche Flotte nachfolgenden Bestand haben, wobei nur Linienschiffe, Kreuzer und Torpedoboote in Betracht kommen:

38 Linienschiffe,
20 Panzerkreuzer,
38 geschützte Kreuzer,
144 Torpedoboote.

Hiervon sollen vier Geschwader, jedes von 8 Linienschiffen, außerdem zwei für die Flottenführung, also in Summa 34 im Kriegsfalle die eigentliche Schlachtflotte bilden, ihr werden 8 große und 24 kleine Kreuzer zugeteilt.

Für den Auslandsdienst werden vorgesehen: 8 große und 10 kleine Kreuzer. Die Reserve wird gebildet durch 4 Linienschiffe, 4 große und 4 kleine Kreuzer. (Große und kleine Kreuzer sind identisch mit Panzer- und geschützten Kreuzern.)

Das I. und II. Geschwader bildet die aktive Schlachtflotte und befindet sich dauernd in Dienst und in völliger Kampfbereitschaft, das III. und IV. die Reserveflotte, von der nur einige Schiffe mit ganzer oder halber Besatzung im Dienste sind, die gelegentlich zu den Übungen der Schlachtflotte hinzugezogen werden.

Von nicht minderer Wichtigkeit als diese Festsetzung des Effektivbestandes war auch die Bestimmung über die Lebensdauer der Schiffe, d. h. des Termines, nach welcher Dienstzeit sie durch Neubauten ersetzt werden sollten. Bei Unglücksfällen und Verlusten müßte natürlich sofort Ersatz geschaffen werden.

Da dieses Programm sowohl in Rücksicht auf unsre Finanzen als auch wegen Ausbildung und Vermehrung des Personals nur allmählich durchgeführt werden konnte, wurde der Termin dafür auf das Jahr 1920 festgelegt und der Ersatz von Neubauten auf diese Jahre im Einverständnisse mit dem Reichstage verteilt. Bis dahin fungieren in den Listen noch die alten, schon gänzlich veralteten Schiffe, z. B. als Schlachtschiffe die Schiffe der Siegfried-Klasse von ca. 4000 Tons Deplacement. Die Altersgrenze war für Linienschiffe auf 25, für Kreuzer auf 20 Jahre festgesetzt, eine Zeit, die in Anbetracht der rapiden technischen Fortschritte auf allen Gebieten reichlich groß bemessen war. Unsre Marineleitung war sich natürlich klar, daß kürzere Lebenszeit

(oder Tragezeit, wie man in der Armee sagen würde) auch größere militärische Leistung bedeutete, in Rücksicht auf unsre Finanzen aber glaubte man nicht mehr verlangen zu können. Es war daher unstreitig ein großes Verdienst des Flottenvereins, daß er die Verkürzung der Lebensdauer und gleichzeitige Vergrößerung der Deplacements energisch aufnahm. Wie schon in langen Jahren seitens des Vereins durch Aufklärung des deutschen Volkes über die Notwendigkeit einer starken Seerüstung Hervorragendes geleistet worden ist, so hat seine Tätigkeit auch zweifellos dazu beigetragen, daß sich der Reichstag mit der Verkürzung der Lebensdauer (20 Jahre, auch für Linienschiffe) und der Erhöhung der Deplacements einverstanden erklärte. Verstimmungen zwischen der Marineleitung und dem Flottenverein traten zwar zeitweise ein, denn keine Behörde liebt es, sich beeinflussen zu lassen, selbst wenn sie — wie figura zeigt — derselben Ansicht ist; dies kann das Verdienst des Vereins aber nicht beeinträchtigen, es ist sogar wahrscheinlich, daß der Reichstag angesichts der höheren und lebhaft vertretenen Forderungen des Flottenvereins der Regierung bei den Beratungen des Marineetats bereitwilliger entgegenkam.

Welche Wichtigkeit der Festlegung des Programms nach Schiffsklassen beizumessen ist, mag aus nachfolgenden Daten ersehen werden. Zur Zeit des Flottengesetzes von 1900 hatten unsre Schlachtschiffe eine Größe von etwa 11000 Tons, die jetzigen Neubauten erreichen ein Deplacement von 18 bis 20000; unser größter Kreuzer hatte 10700, die neuen werden über 15000 groß werden. Selbst die Torpedoboote sind von 400 bis auf nahezu 700 Tons vergrößert worden.

Es ist nicht unwahrscheinlich, daß späterhin noch eine Verkürzung der Tragezeit für die Panzerkreuzer notwendig werden wird, denn Englands ältestes Schiff dieser Gattung datiert vom Dezember 1899, ist also kaum zehn Jahre alt.

Unser Flottenbauplan bedeutet gegenüber der Vergangenheit einen großartigen Fortschritt, denn vor dieser Periode war mit Sicherheit darauf zu rechnen, daß der Etat in verändertem Zustande gegenüber der Vorlage den Reichstag verließ. Fast über jede einzige Position gab es früher langwierige Verhandlungen: bei der geringen Kenntnis überseeischer Verhältnisse seitens der Mehrzahl der Reichstagsmitglieder war es für die Regierungsvertreter eine schwierige Aufgabe, die Notwendigkeit für die Verstärkung der Flotte überzeugend darzulegen.

Das Fundament für den Ausbau der Flotte sowie die Basis für ihre taktische und militärische Ausbildung durch die Errichtung der permanenten Geschwader seit dem Jahre 1889 verdanken wir dem Interesse und der Einsicht unsres Kaisers, dessen Name für alle Zeiten hiermit verknüpft bleiben wird.

III. Frankreich.

Zu Zeiten der französischen Könige — vor der ersten Revolution — war Frankreichs Marine ein würdiger Rivale der englischen im Ringen um die Seeherrschaft. Da das Seeoffizierkorps sich zum großen Teile aus den Familien des Adels rekrutierte, erblickten die Männer der Revolution in ihm eine Gefahr für die Republik, viele Offiziere wurden hingerichtet, des Kommandos enthoben oder flohen ins Ausland. So kam es, daß die ehemals so stolze Marine durch den Mangel an Führern und durch Argwohn demoralisiert wurde und sich nicht mehr auf See behaupten konnte. Gegen Ende des Direktoriums war, wie ein offizieller französischer Bericht sagt, die Trikolore von der See verschwunden.

Napoleons Anstrengungen, der Marine wieder frischen Geist und Unternehmungslust einzuflößen, waren vergeblich; es ist bekannt, daß, trotzdem bei Trafalgar den 27 Linienschiffen Nelsons 33 französische und spanische gegenüberstanden, die englische Flotte kein Schiff verlor und alle Schiffe nach einiger Zeit wieder vollständig gefechtsbereit waren. Nach dem zweiten Pariser Frieden wurde der Flotte größere Aufmerksamkeit zugewendet, doch erst unter Napoleon III. nahm sie wieder einen derartigen Aufschwung, daß die öffentliche Meinung in England darüber beunruhigt wurde. Die Ereignisse von 1870/71 überhoben dann England der Sorge über das Wachstum der französischen Marine, da man in Frankreich in erster Linie alles daran setzte, das Heer und die Landesverteidigung in Ordnung zu bringen. So wurden der französischen Marine 1890—1908 nur 18 Linienschiffe zugeführt (Schiffe über 10000 Tons), während wir in derselben Zeit davon 24 fertig stellten. Sie sank betreffs Tonnenzahl gegen England so erheblich, daß jede Rivalität in offener See ein Ende erreichte, und daß sie, wenn auch Deutschland gegenüber noch im Deplacement überlegen, an Gefechtswert ungefähr auf dieselbe Stufe rückte.

Die Gepflogenheit, stets den Posten als Marineminister mit Zivilisten zu besetzen, und der schnelle Wechsel derselben (bei jeder Kabinettskrise) waren der Institution nicht förderlich. Mit den Personen fand oft auch ein Wechsel in den Anschauungen über die Organisation statt, so daß jede gedeihliche stetige Entwicklung unmöglich wurde. Bei den großen Schwierigkeiten, die Kosten für die Retablierung der Marine neben denen für Heer und Landesverteidigung aufzubringen, fanden die Ideen des Admirals Aube — unter der Bezeichnung der jeune école bekannt — bei der Regierung leichten Eingang. Damals war von der kommenden Freundschaft zwischen den durch den Kanal getrennten Ländern noch nichts zu merken, die französischen Maßregeln waren ausgesprochenermaßen gegen England gerichtet. Die Schlagwörter lauteten: Kreuzerkrieg und Küstenverteidigung. So wurde der französischen Marine von 1899 bis 1902 kein Linienschiff, wohl aber wurden ihr 10 Panzerkreuzer zugeführt, die Torpedobootsflotte erheblich vermehrt und in den Unterseebooten eine ganz neue Waffe geschaffen. Man erlag der Versuchung, mit geringen Mitteln viel erreichen zu wollen.

Ihre schlimmste Zeit hatte die Marine während der Amtsdauer des Ministers Pelletan durchzumachen, der in Unkenntnis der militärischen Verhältnisse oft die Autorität der Vorgesetzten untergrub und durch Ersparungen an Kohlen und Munition den Admirälen die Möglichkeit raubte, Geschwadermanöver und Schießübungen in genügendem Maße abzuhalten; erst mit Pelletans Rücktritt, der durch Thomson ersetzt wurde, kam wieder die Erkenntnis zu Ehren, daß der Besitz einer leistungsfähigen Flotte von Linienschiffen absolute Notwendigkeit für jede Nation ist, die auf hoher See ihre Rechte wahren will. Man legte jedoch, meiner Ansicht nach, zuviel Wert auf Submarines (Unterwasserboote), die doch nur in gewissen Fällen verwendet werden können und noch keine Probe ihrer wirklichen Kriegsbrauchbarkeit geliefert haben. Ihre Zahl soll in den nächsten Jahren bis auf 130 gebracht werden, und da die Besatzung derselben je 20 Mann beträgt (oder mehr), würden dadurch 2600 der tüchtigsten Leute der Verwendung für die Schlacht entzogen werden. Dies Kapitel kann hier nicht ausführlich behandelt werden, es sei nur angeführt, daß diese Boote in der Sehfähigkeit auf die Spiegel der Periskope angewiesen sind, die bei Nacht und Nebel, Regen und schwerer See nicht funktionieren, unter solchen Umständen also nicht verwendungsfähig sind, in gutem Wetter aber bei scharfer Aufmerksamkeit vom Gegner entdeckt, vermieden oder zerstört werden können. Es ist also nur eine Gelegenheitswaffe, und dafür so viele der besten Leute festzulegen, scheint mir nicht rationell zu sein.

Die Marinepolitik Frankreichs ist zurzeit der unsrigen ähnlich, Schutz des Handels und der Kolonien, Bereitschaft mit Aussicht auf Erfolg allen andern Mächten, außer England, gegenüber zu treten, gegen England sich aber in eine Lage zu versetzen, um dem Inselreiche einen Kampf als ein zu kostspieliges Experiment erscheinen zu lassen. In letzterer Beziehung befindet sich Frankreich wegen seiner größeren Nähe und der ausgedehnten Küsten mit zahlreichen vorzüglichen Häfen in noch günstigerer Lage als Deutschland.

Dem Beispiele Englands in betreff der großen Deplacements ist man ebenfalls gefolgt, es sind bereits 6 Linienschiffe von 18350 Tons auf Stapel oder werden demnächst auf Stapel gesetzt werden.

Die Fortschritte unsrer Marine werden mit Aufmerksamkeit verfolgt; und wenn es auch zweifellos ist, daß zwischen beiden Nationen die Entscheidung zu Lande fällt, will man doch die Position als zweite Marine Europas solange wie möglich behaupten. Es wäre nicht wunderbar, wenn man in Frankreich über die Entente cordiale etwas skeptisch dächte; die Rechte auf Ägypten sind aufgegeben, ebenso wesentliche Privilegien in der Fischerei auf den Neufundlands-Banken und dafür als Hauptsache das Recht erworben, sich in Marokko nach Belieben ausdehnen zu können oder die Finger zu verbrennen. Beide Kontrahenten schlossen den Freundschaftsbund nicht zum wenigsten auch aus Animosität gegen Deutschland, Frankreich erhoffte Rückerwerbung der verlorenen Provinzen, und diese Aussicht blendete derartig, daß Englands Bemühungen bereitwilliges Entgegenkommen fanden. Die Angelegenheit nahm den Verlauf, wie es erwartet werden konnte. Deutschland, in markierter Weise beiseite

gesetzt, nahm dies nicht ruhig hin, die Lage wurde ernst und kriegerisch, und Frankreich zog es vor nachzugeben. Im letzten Augenblicke fehlte das Vertrauen in die eigene Kraft und in diejenige des neuen Freundes, dessen Schiffe den Ausgang des Kampfes auf dem Festlande nicht beeinflussen konnten, und der nicht imstande war, eine wesentliche Truppenmacht zur Unterstützung des französischen Heeres zu gestellen. Frankreich fand auch, abgesehen von den Algeciras-Bestimmungen, daß Marokko eine recht stachelige Frucht und England recht billig fortgekommen wäre, den Franzosen die Anweisung auf einen Besitz auszustellen, bei dessen Vergebung andre noch ein ernstes Wort mitzusprechen hatten. Daß in Frankreich die Möglichkeit eines späteren Gegensatzes zu England in Betracht gezogen wird, geht aus der unausgesetzten Vermehrung der Submarins — die andern Nationen gegenüber wenig Zweck haben — hervor[1]).

IV. Rußland.

Bekanntlich ist Rußland bis zu Peter des Großen Zeiten ein reiner Kontinentalstaat gewesen, wenn man die unwirtlichen Küsten des Weißen Meeres und die in unendlicher Ferne liegenden Küsten des fernen Ostens außer Betracht läßt. Naturgemäß war der Drang nach der offenen See gerichtet, der aber nur nach langen und schweren Kämpfen das russische Reich in den Besitz von Küstenstrichen der Ostsee und des Schwarzen Meeres brachte. Letzteres war tatsächlich ein Mare clausum, und auch von den Ostseehäfen konnte das offene Meer erst nach mehrtägiger Reise und durch die Passagen bei den dänischen Inseln erreicht werden. Da Kolonien nicht vorhanden waren und die russische Handelsschiffahrt keine hervorragende Bedeutung hatte, fehlten die Bedingungen, die in der Regel der Marinepolitik zugrunde liegen. Nichtsdestoweniger wurden im Schwarzen Meere wie in der Ostsee starke Flotten geschaffen, deren Verwendung aber mehr gegen die benachbarten Länder, Schweden und die Türkei, als gegen die in weiter Entfernung liegenden Nationen beabsichtigt war. Diese Beschränktheit der Ziele darf auch vielleicht als Erklärung dafür dienen, daß es der russischen Marine stets an Unternehmungslust gefehlt hat, und ganze Flotten es vorzogen, ruhmlos im Hafen zugrunde zu gehen — wie in Sebastopol und Port Arthur —, statt im offenen Kampfe dem Gegner entgegenzutreten und, wenn auch ohne Aussicht auf Sieg, dem Feinde noch soviel Schaden wie möglich zuzufügen.

Man kann sagen, daß es früher in Rußland keine Marinepolitik gab, wenn man nicht etwa das bewußte Streben nach dem Erwerbe von Seeküsten so nennen will. Die Unmöglichkeit, aus dem Schwarzen Meere herauszukommen, sowie im Norden Europas am offenen Meere Küsten zu erwerben — denn die Absicht, an der Murman-Küste (Halbinsel Kola), die auch im

[1]) Vide das in den letzten Wochen festgelegte Gesetz über die Reorganisation der französischen Flotte, die auf die Stärke von 55 Dreadnoughts gebracht werden soll.

Winter wegen des Golfstromes eisfrei sein soll, einen Kriegshafen anzulegen, scheint fallen gelassen worden zu sein —, führte die russische Regierung dazu, ihre ganze Aufmerksamkeit den sibirischen Küsten zuzuwenden. Die Grenzen wurden allmählich südwärts bis nach Korea zu ausgedehnt, Chinas Proteste auf dem Vertragswege beseitigt. Aber auch der erst 1861 gegründete südlichste Hafen Wladiwostok war etwa 3—4 Monate im Winter zugefroren, konnte somit den Anforderungen an einen großen Kriegs- und Handelshafen nicht genügen. Die russische Politik drängte daher weiter südwärts und erregte dadurch den Argwohn nicht nur von China und Japan, sondern auch das lebhafte Mißfallen Englands, dem es nicht gleichgültig war, daß Rußland in Ostasien eine brauchbare Flottenbasis erlangte und dann durch eine starke Flotte auch England zur Verstärkung seines in Ostasien stationierten Geschwaders genötigt hätte. Die Besetzung von Port Arthur sowie von Teilen der Mandschurei und das Vorgehen Rußlands gegen Korea (am Yalufluſſe) führte den Krieg zwischen Japan und Rußland herbei, der mit den Katastrophen von Mukden und Tsushima endete.

Der russischen Marinepolitik wurden dadurch für längere Zeit die Mittel genommen, sich zu betätigen, denn außer der Flotte des Schwarzen Meeres waren alle kriegsbrauchbaren großen Schiffe in den Kämpfen gegen Japan zerstört oder erobert worden. Als einziges Linienschiff blieb nur der Zessarewitsch übrig, der nach der Schlacht am 14. August beschädigt in Tsingtau eingelaufen war und dort außer Dienst gestellt wurde. Die Flotte des Schwarzen Meeres ist ganz intakt geblieben, kommt aber für andre Teile der Erde gar nicht in Betracht. Neben einer großen Anzahl von Torpedo- booten und -zerstörern (ca. 146) besteht Rußlands Ostseeflotte zurzeit aus 4 Linienschiffen, 7 Panzer- und einigen geschützten Kreuzern usw. Der Bau von großen Schlachtschiffen wird lebhaft gefördert, aber eine lange Zeit wird vergehen, bis die russische Flotte wieder den Stand erreicht haben wird, den sie vor dem japanischen Kriege hatte.

Die absolute Notwendigkeit, an drei weit voneinander liegenden Orten eine starke Flotte aufrecht zu erhalten, erschwert es der russischen Regierung außerordentlich, eine kräftige Marinepolitik zu treiben. Keine Nation, die sich mit Rußland in gespannten Verhältnissen befindet und eine einigermaßen leistungsfähige Flotte besitzt, wird es gestatten, daß sich die Ostseeflotte mit derjenigen des Stillen Ozeans (wenn dort erst wieder eine solche entstanden sein wird) vereinigt. Der Versuch, beide zusammenzuziehen, würde auch das Zeichen zum Beginne der Feindseligkeiten sein.

Trotzdem Rußland erst im Anfange seiner Entwicklung steht, scheint es, als ob es sich niemals zu einer Seemacht ersten Ranges erheben wird. Die Küstenbevölkerung ist zu gering, und es fehlt an richtigem seemännischen Geiste. Eine Notwendigkeit dazu liegt auch nicht vor; wenn erst alle Hilfsquellen eröffnet sein werden und Sibirien durch reichliche Schienenwege dem Zentrum näher gerückt sein wird, dürften nach Jahrzehnten die im Jahre 1904 verfehlten Ziele im fernen Osten auch ohne Flotte erreicht werden.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Der Jan und der Jup.

Von

C. Viebig.

Wenn der Jan mit seiner Flinte übers Venn pirschte, duckte sich alles, was Odem hatte. Es war, als ob's die Hirsche wüßten, die stolzen Kronenhirsche und Sechzehnender, die da oben hausen, daß nun ihr Herr und Meister gekommen sei. Tiefer zogen sie zu Holze, in jene dicht verwachsenen, nachtschwarzen Tannenschonungen, in die ohne Axt kaum ein Mensch einzudringen vermag. Da steckten sie mit den Muttertieren und dem jungen Volk der Kälber. Aber der Jan spürte ihr Bett auf. Die zornigen Tannenäste rissen ihm den Kittel in Fetzen, die Hosen auch; mit ihren spitzigen Nadeln zerkratzten sie ihm das Gesicht, er kehrte sich nicht daran. Die schnellen Augen in dem verwegenen Antlitz blitzten, beständig fuhren sie umher; ihnen entging nichts. Und im Herzen brannte dem Jan die Leidenschaft und lohte hellauf, sowie sich nur hier, da, dort etwas rührte.

Der Jan war der sicherste Schütze im ganzen Bezirk, das wußten alle. Und daß er nicht jagen durfte und doch jagte, das wußten auch alle. Aber sie verrieten ihn nicht. Fürchteten sie ihn? Es war immerhin gut, mit ihm Freundschaft zu halten. Wer weiß, wenn er einem sonst begegnete da oben! Man war ganz allein, man hatte kein Arg, mähte emsig das Venngras, das wie Schilf schnirpst und förmlich knirscht, wenn man es schneidet — da stand er auch schon hinter einem.

Eine Frau hatte Jan nicht gekriegt; was sollte er auch mit ihr? Wo er nächtigte — wenn's hoch kam in halbverfallenen Jagdhütten, in denen dürre Blätter und Strauchwerk das Lager hergaben — da konnte die nicht schlafen. Er hatte wohl eine Wohnung im Dorf, aber wenn es nur irgend anging, trieb er sich draußen umher, so wie er's gewohnt war von Kind an, als er noch Schafe hüten ging hoch oben auf öder Vennheide.

Die Herren aus der Aachener Gegend und die von Verviers, die von den Gemeinden die Jagden pachten oben im Venn, hatten ihren Ärger. Den feisten Bock, dem Karl Böllinger aus Düren schon so lange nachstieg mit Eifer und Geduld, mußte ihm der Jan vor der Nase weggeschossen haben, und den Keiler, der ganz in der Nähe von Monsieur Duvinages Jagdkanzel wetzte, hatte er auch abgefangen.

Es war zum Verzweifeln, man glaubte es genau zu wissen und konnte dem Kerl doch nichts beweisen. Man hörte es knallen im Venn — holla, das war er wieder, der Jan! — aber Leute, die eben vom Dorf nach Dorf gefahren kamen, versicherten, vor einer Viertelstunde noch den Jan oben an seiner Haustür gesehen zu haben. Da saß er auf der Schwelle, schlaftrunken, im bloßen Hemd, und flickte seine Schuhe mit Bindfaden. Als ob er sich verdoppeln könnte, der infame Halunke!

Da kam Herrn Karl Böllinger aus Düren ein guter Gedanke. Wenn er nun den Bock zum Gärtner machen würde?! Karl Böllinger hatte Humor. Man mußte den Wilddieb, der einen bestahl, als Jagdhüter anstellen, ihn gewissermaßen so festlegen mit Amt und Würden.

Er ließ sich den Jan ins Wirtshaus rufen. Der kam sofort. Wollte der Herr Böllinger vielleicht geführt sein? Er kannte die Stelle unten an dem Roerbach, wo der Rehbock immer austrat, so wie es anfing zu dämmern, und wenn nachher der Mond hell schien in der Nacht, so konnte der Herr die Hirsche spielen sehen auf dem Venn zwischen Clefay und Pannensterz; sie spielten da wie die jungen Hunde und jagten sich übers weite Moor.

Die Augen funkelten Jan, es zuckte ihm in den Händen; man sah's: ein Griff, und das Gewehr lag an der Backe — puff!

Der Fabrikant ließ ein paar Schoppen vom Besten bringen und vorab einen Schnaps, und noch einen zweiten hintennach. Er bat den Jan, bei ihm am Tisch Platz zu nehmen. Auch er war ein leidenschaftlicher Jäger. Es wurde gemütlich. Lachend schlug Herr Böllinger dem andern auf die Schulter: „No, Jan, wenn Ihr zukuckt, werden sie da wohl nit mehr lang so ungeniert spielen!" Und der Jan blinzelte schlau: „Mir kann keine Mensch wat beweisen. Sonst —" ein heimliches Lachen stieß ihn inwendig — „säß ich als lang im Kaschöttchen!"

Sie wurden handelseinig. Böllinger hatte fast Besorgnis gehabt, der Kerl werde nicht annehmen, vielleicht reizte den das Verbotene doch mehr als das Gebotene, aber der Jan gestand ganz offen ein, daß Wildern ein elendes Brot sei und seinen Mann kaum satt mache; denn wenn man unten etwas verkaufen wollte, so mußte es erst durch viele Hände gehen, und machte man seinen Preis, so drohten die Händler mit Anzeigen und drückten und feilschten herunter. Aber so! Sein verfinstertes Gesicht leuchtete auf. Er sollte nach wie vor durchs Revier streifen, die Flinte in der Hand, und der Herr wollte ihn dafür noch bezahlen?! Unschlüssig starrte er Herrn Böllinger an.

Der reiche Mann nickte: und gut bezahlen! Er lachte behaglich; der Kerl machte ihm Spaß. Neunhundert Mark im Jahre sollte er erhalten und dazu noch bestimmtes Schußgeld.

Über des Jan verwegenes Gesicht zuckte allerlei: Freude, Unglauben, Hoffnung und Mißtrauen, Gier, Argwohn, Zweifel, Genugtuung — die widerstreitendsten Empfindungen; aber etwas wie Rührung war auch dabei. Und die Rührung gewann zuletzt die Oberhand: so etwas war ihm noch nie geboten worden in seinem Leben, nein, noch nie! Jagen, abschießen, was der

Herr nicht selber abschießen konnte, jagen und dafür noch so bezahlt werden? Er glaubte zu träumen.

„Aber Ihr müßt mir nu auch jut aufpassen," sagte der Fabrikant. „Ihr kennt ja alle Schliche und Pfiffe am besten. Ihr seid nu verantwortlich. In meinem Revier kömmt kein Wilddieb mehr vor — verstanden?" Er sah seinen Jagdhüter fest an.

Des Jan Augen blickten einen Moment unsicher, eine Verlegenheit dämmerte in ihnen; er stieß einen Pfiff aus, aber dann legte er seine Hand mit ausgespreizten Fingern fest auf den Tisch: „Auf Ehrenwort. Ihr sollt nix zu klagen han, Herr Böllinger. Dat sag ich — ich, de Jan!" ...

Hocherhobenen Hauptes war Jan aus dem Wirtshaus getreten; ein ungeheurer Stolz schwellte seine Seele, und dabei beugte sie sich doch in einer ihr gänzlich ungewohnten Zerknirschung. Wie ein andrer kam Jan sich vor. Was für eine Ehre war ihm widerfahren! Eine Ehre, die seinem verachteten Leben so seltsam anstand, wie einem räudigen Hund ein Kranz von Rosen. Er ging heim, so vorsichtig, so behutsam tretend, als hätte er zwischen Eiern zu tanzen, oder als hätte er zu enge Schuhe an.

In seiner dunklen, kalten, verwahrlosten Kammer angekommen, riß er den alten Filzdeckel vom Kopf und schleuderte ihn mit einem Jubelschrei in den Winkel. Wie ein Verrückter rannte er eine Weile umher. In ihm tobte es: Jagdhüter! Die schöne, große Jagd, die sollte er, er hüten, wie ein Förster dort sein! Er faßte sich an den Kopf und befühlte ihn: ja, er war's noch! Ausziehen durfte er nun alle Morgen, wenn die Nebel noch standen, wenn unten im Bachtal alles noch wogte wie ein graues Meer. Hinansteigen würde er zum Vennrücken durch betautes Kraut; kaum sehen konnte man vor Dampf und Dunst; aber er brauchte ja auch nicht zu sehen, er kannte jeden Tritt, blind fand er sich durch die Tannen. Und dann war er oben in seinem Revier, das so groß war wie die Welt, so weit reichte wie der Himmel reicht. Und dann ging die Sonne auf, durchbrach siegend das Nebelgewoge, wärmte ihm seinen Buckel schön. Das war dann ein Spaß, hier zu laufen, die Ohren gespitzt, die Nase witternd zum Boden nieder.

Noch wechselte Wild. Da zog eine Ricke vertraut und äste ruhig auf dem bißchen Gras, das zwischen dem Heidekraut und den Rinnsalen grünt, sie trollte erst davon, als ihre Lichter den begehrlichen Blick des Menschen eräugten. Sie wußte, sie hatte noch Schonzeit. Aber bald — hei! Und dann die Hirsche! Wenn die erst schrien! Dann saß man in der Mondscheinnacht hoch oben auf der Kanzel am Tannenstamm, man kauerte hinterm Weidengeflecht des grünumsteckten Korbes, man sah ihn kommen, den stolzen Geweihten. Dreist trat er auf den Plan, scharrte mit den Schalen, warf ungeduldig Moos und Erde auf, schwellte den Hals, forderte ungestüm einen Gegner. Ha, die Flinte wird lebendig in des Jägers Hand, sie richtet sich ganz wie von selber! Herr Böllinger hat einen Gichtanfall, der kann jetzt nicht kommen — „Lieber Jan, schieße du, der Hirsch, der muß weg!" — paff, da liegt er auch schon. Und man braucht gar nicht bange zu sein, ihn scheu zu verstecken, bis die Nacht so dunkel ist, daß niemand

etwas sehen kann; jetzt schlägt man Alarm im Dorf, man läßt ihn stolz holen mit der Karre. Und der Herr Böllinger schreibt einen Brief: „Das hast du jut jemacht, meine Sohn. Zehn Mark sollst du kriegen. Meine Frau is so froh mit dem Ziemer —" und dann — und dann —!

Jan warf sich auf seine zerwühlte Bettstatt hin und vergrub den Kopf in das Kissen. Es schwindelte ihn. Heiß machte die Freude, und doch kroch's ihm kalt längs des Rückens: was würde der Jup dazu sagen? Der Jup unten im Kreisstädtchen. Ob's dem auch recht war so?!

Der Schweiß brach Jan aus, ihm wurde zu heiß, schwer fiel ihm das Atmen. Pah, was ging ihn der Jup denn an, dem war er nichts schuldig! Hatten sie nicht immer redlich Halbpart gemacht, ganz gleich, ob der oder der geschossen hatte?! Und hatte der Jup noch besondere Mühe gehabt, das Wild zu verschärfen, so hatte er auch jedesmal mehr als die Hälfte, zwei Drittel gekriegt. Nein, der mußte sich nun darein finden, zufrieden sein, wie es eben war! Mit beiden Beinen fuhr Jan aus dem Bett, er stellte sich aufrecht: die Jagd des Herrn Böllinger war gut bei ihm aufgehoben — die Ehre — und das Zutrauen, das der Herr ihm geschenkt hatte! — ja, der Jup mußte es einsehen, es ging nun nicht mehr so wie bisher!

Es war schon spät am Abend, als Jan unten im Gäßchen an des Jup Haustür klopfte. Der war Flickschuster. Wollte jemand ein Paar zerrissene Schuh bringen, so spät noch? Das Weib wollte sich eben austun, zu Bette legen, jetzt öffnete sie. Jan drückte sich herein, aber er blieb bei der Türe stehen.

„Is Eure Mann zo Huhs?"

„Minge Mann is net do."

„Wohin is hän dann?"

Die Frau zögerte einen Augenblick; dann lachte sie, ein Lachen, das ihr vergrämtes Gesicht noch vergrämter erscheinen ließ. Warum sollte sie dem Jan nicht die Wahrheit sagen? Der wußte ja doch, wie es stand.

„Er is hin nach'm Märtessteg. Wenn de nit am Jagen is, dann jeht de fischen. Unsen Josef hat er sich mitjenommen, de paßt uff, ob nit jemand kömmt!" Ihre einstmals schönen Augen hingen sich an den Jan: „Ihr wart joo so lang nit hei. Warum denn nit? De Jup war als janz falsch!" Sie legte Jan die Hand auf den Arm und blinzelte ihn von unten her vertraulich an. „Äwer ich sagt: de Jan is dein Freund, ihr zwei hört zosammen, ihr klebt wie mit Pech. Ihr zwei dürft nit uneins sein! Han ich nit recht?" Sie gab ihm einen vertraulichen Puff.

„Hm." Er nickte. Er kam nun weiter in die Stube herein und setzte sich schwer auf den Schemel am Tisch. Da lag allerlei Schusterhandwerkszeug; er nahm einen Pfriem und bohrte gedankenlos Löchelchen in ein Stück Leder.

Das Weib betrachtete ihn ganz verwundert, noch immer sagte der Jan nichts. Sollte sie etwas bestellen?

„Nä."

Was hatte er denn, warum war er so stumm? Vor ihr brauchte er nicht geheim zu tun, sie wußte doch alles, und wenn sie nicht wäre, so würden

sie nicht einmal halb so gut ihr Wild los. Gerade gestern hatte die Händlerin ihr gesagt, daß die Wirtin vom „Lamm" einen Braten brauchte zum Sonntag. Hirsch oder Reh, Hase oder Ente, das war egal. „Macht, macht, dat mir Jeld in et Huhs kriehn," drängte das Weib. Es hatte so hungrige Augen.

Jan holte tief Atem. Vor der Tring hatte er eine höllische Angst. Es wäre ihm doch noch lieber gewesen, der Jup wäre zu Hause. Der mußte es ja einsehen! Er stand auf: „Ich will bei'm Jup jehen. In der Perlenau, sagt Ihr, bei Märtesfteg? Ich find hän."

„Nä, nä!" Das Weib hing sich an ihn. „De Jup hat sein Jewehr bei sich — mer sieht nit jut bei dem Nebel. Nä, nä!" Sie hielt ihn fest. „Sagt et mir, wann wollt Ihr hän dann treffen — morjen? Übermorjen? Et is höchste Zeit, dat wir Jeld in et Huhs kriehn!"

Verlegen drehte Jan seinen Filzdeckel in den Händen; er hatte ihn abgenommen und war sich über die heiße Stirn gefahren. Was half's, er mußte es ihr nun doch wohl sagen, sie setzte ihm zu arg zu; er kam nicht drum herum! So sagte er ihr denn mit einer Stimme, die anfänglich schwankte, erst nach und nach fester wurde, daß das nun nicht mehr so anginge, wie es bisher gegangen war. Er war nun angestellt wie ein Förster beim Herrn Böllinger aus Düren. Es war ihm selber überraschend gekommen, so vom Himmel gefallen wie's große Los, daß er zugegriffen hatte, er wußte selber nicht wie. Und nun war er verpflichtet. „Ich han ihm et Wort jejeben. Wen ich antreff auf seiner Jagd, de halt ich fest, de muß in't Kaschöttchen!"

Das Weib schlug eine Lache auf, es schien das alles gar nicht für Ernst zu nehmen. Der Jan und Förster? Das war, um sich totzulachen. Was würde der Jup erst einen Spaß davon haben!

„Da is nühst zo lachen," schrie Jan grob. „Hört auf mit Eurem dreckige Lachen!" Er war wütend, er hätte ihr eins aufs Maul schlagen mögen. „Et is meine Ernst. Wahrhaftijens Jott, ich mach nit mehr mit mit'm Jup!"

„No, dann jeht hän allein," sagte sie und zuckte die Achseln.

„Ich rat ihm jut, sich nit meh auf dem Herr Böllinger seiner Jagd sehen zo laoßen — dat is mein Revier!"

„Oho!" Nun wurde die Frau aber wütend.

Der Jan hatte schon gewußt, warum er vor ihr eine Furcht hatte. Sie hatte eine Zunge wie ein geschliffenes Schwert. Er bekam was zu hören: Lump, Halunk, Betrüger, Schuft! Hatten sie sich nicht, als sie sich zusammentaten, geschworen, einer den andern nicht im Stich zu lassen, miteinander zu gehen durch dick und dünn? Spion, Verräter, meineidiger Kerl, Judas! Das waren noch die gelindesten Worte. Tring schrie so laut, daß die Kinder, die in allen Winkeln herumschliefen, greinend auffuhren und laut kreischten vor Schreck.

Wie begossen schlich Jan fort. Ihr Schimpfen gellte ihm noch lange in den Ohren. O, was für eine war das, die hatte ein Maulwerk! Er schüttelte sich. Aber wie er sich's dann recht langsam bedachte, sagte er sich: hatte sie denn so arg unrecht, die Trina? Wenn er ehrlich war, mußte er

sich's gestehen: er war nun fein heraus — aber der Jup und die Seinen?! Die Flickschusterei brachte nicht viel, es mußte immer noch ein bißchen dazu sein und dann war's auch noch nicht üppig. Acht Kinder haben acht Mäuler, die schnappen alle nach Brot, und die Tring war immer elend, die konnte auch nicht viel mehr schaffen.

„Hm, hm!" In schweren Gedanken trottete Jan dahin. Wenn er nun dem Jup von dem was abgäbe, was er kriegte? Neunhundert Mark hatte der Herr Böllinger ihm zugesagt, und dazu kam noch Schußgeld. Würde der Jup dann das Schießen aufgeben? Sicher würde er's tun!

Herr Böllinger war zur Jagd auf Hirsche gekommen, die schrien jetzt. Jan glaubte alle Tage, er sei im Himmelreich. Die verfallene Jagdhütte oben zwischen den moosbehängten, ewig seufzenden Tannen hatte er wieder in Stand gesetzt, das Dach mit grünen Rasenvierecken neu gedeckt, innen das Bänkchen festgenagelt und darauf die Lagerstatt aus dürrem Laub und Heidekraut geschichtet. Die Wände hatte er mit frischgebrochenen Tannenzweigen grün-duftend geschmückt, den erdigen Boden mit Nadeln trocken gestreut.

Wie einen König empfing der Jan seinen Jagdherrn. Bequem konnte sich Herr Böllinger auf die raschelnde Streu der Länge lang strecken, Jan deckte ihn sorgsam mit Decken zu; und dann kauerte er sich selber auf seine Hacken, er saß darauf wie auf einem Stuhl.

Draußen ging auf schlürfenden Sohlen der Vennwind um die Hütte und pochte bald hier, bald da an. Ein Brausen war in der Venn-Nacht, ein dumpfer, geheimnisvoller Ruf mitten in majestätischer Stille. Der Sturm erhob seine Stimme und orgelte dazu; er spielte gewaltige Melodien, und fern gab Antwort ein Stolz-Geweihter.

Sie erzählten einander Jagdgeschichten; sie schnitten auf, daß die Lügen faustdick wurden. Für den Jan waren sie ein Evangelium. Sein Herz lief über vor Seligkeit. Einen Kronenzehner hatte Herr Böllinger geschossen, und er, er hatte den Vierzehnender abschießen dürfen, den kapitalsten Hirsch im ganzen Revier! Eine Belohnung für so geringe Dienste, wie noch keine je dagewesen war! Jan war starr über all sein Glück.

Herr Böllinger lächelte: eine geniale Idee, sich den Halunken einzuzahmen — ein prachtvoller Kerl — so gut war er noch kein Jahr zu Schuß gekommen! Zu Weihnachten ließ er Jan eine Joppe machen mit grünen Aufschlägen und Hirschhornknöpfen. Einen Lodenhut kriegte er auch mit Spielhahnfeder; es machte dem reichen Mann Spaß, an dem armen Teufel herumzuputzen. Der Jan ging nun stolz; jetzt war er auch außen ganz wie ein Förster, und er sprach: „Mein Revier" und renommierte im Wirtshaus.

Von Wilddieberei merkte man gar nichts mehr; kein verbotenes Knallen ward gehört. Nirgendwo mehr. Alles war still; man war jetzt ganz sicher. Die Bauern tuschelten: jetzt sah man's ja recht, der Jan war es doch gewesen!

Da fiel wieder ein Schuß. Er fiel, als Jan, wie immer, sein Revier abwanderte. Unten aus dem Hilltal kam er herauf, kurz und scharf, und das mehrfache Echo kollerte nach. Jan stand still auf der Heide wie vom Donner gerührt; er spitzte die Ohren, er witterte in die Ferne wie ein spürender Hund, und dann setzte er sich jählings in Lauf. Da unten, da unten im Hilltal, da hatte einer geschossen! Da war noch Herrn Böllingers Jagd!

Er rannte; wie geschnellt sauste seine magere Gestalt übers Moor. Wer war das gewesen? Wer hatte da geschossen? Die Grenze war nahe, nur über den Bach, und man entkam herüber nach Belgien.

„Halunk verdammter!" Zwischen zusammengebissenen Zähnen Verwünschung auf Verwünschung murmelnd, sauste Jan dahin, im Wind, den er heftig durchschnitt, dahinsegelnd wie ein großer Vogel. Er wußte, daß er zu spät kam; bis er da unten war, war der Wilderer längst weg. Aber die Spur konnte er vielleicht noch entdecken — nur rasch, rasch. Jetzt sollte Herrn Böllingers „Treff" zur Stelle sein, dem entging so leicht keine Fährte. Aber wer sagte denn, daß ein Wild getroffen war, es konnte ja auch nur ein Schuß gefallen sein aus Spaß, aus Dummheit, vielleicht um ihn, den Jagdhüter, zu narren? Nein, nein! Eine Röte wie eine Flamme schoß dem Dahinstürmenden heiß zu Kopf: hier schoß keiner aus Spaß! Eine Wut kochte in Jan auf; er hatte ganz vergessen, daß auch er einst hier verstohlen umhergestrichen war, geschossen hatte, was zum Schießen da war. Die Zeiten waren vorbei; er wußte nichts mehr von ihnen.

Nun war er unten im Hilltal. Rücksichtslos brach er sich durchs Urwaldgestrüpp Bahn, Blut rann ihm aus Kratzwunden von Händen und Gesicht. Nichts — niemand! Er war zu spät gekommen. Als wäre hier nie ein Schuß gefallen, so standen die Tannen in undurchdringliches Schweigen gehüllt; stumm, fast vereist, sickerte langsam der Bach zwischen grünmoosigen Steinblöcken. Hier sah im Sommer, wenn das niedere Gewirr des Laubholzes grünte, niemals ein Sonnenstrahl durch, aber auch jetzt ließ sich der Himmel kaum erblicken. Das Geäst war so dicht, das Gerank alles zuspinnend. Eine modrige Wärme wie im geschlossenen Keller war hier gegen die durchpustete, schutzlose Fläche oben.

Es war ein rechter Schlupfwinkel. Oft hatte Jan hier genächtigt, allein oder auch mit dem Jup zusammen. Hier war man immer so sicher gewesen, sicherer als anderswo; wie sollte einer, der sich nicht ganz genau auskannte, wohl hierher gelangen?

Mitten in seinem Zorn fiel dem Jan beim suchenden Stöbern der alte Kumpan ein. Hier war die Stelle — noch sah man's, daß da ein Feuer gebrannt hatte, der Regen des Herbstes hatte den verkohlten Fleck im grasigen Grund nicht verwaschen können — an der sie letzten Sommer den Spießer aufgebrochen und zerwirkt hatten, gleich an Ort und Stelle. Die einzelnen Stücke ließen sich dann besser im Rucksack fortbringen und verstecken unter Dürrholz in dem Jup seiner Kiepe. Es war ein Hauptspaß gewesen. Sie hatten sich die Leber am Feuer gebraten nach Jägerrecht. Es war ein gemütlicher Schmaus gewesen — Donnerwetter! Jan bückte sich hastig.

Da war ja Schweiß! Er klebte am Boden, frisch, fast warm noch. Die roten Tropfen waren deutlich zu sehen auf dem raschelnden Laubwerk. Zum Bach hinunter — hier eine Stelle, aufgewühlt und zertreten — hier war das Wild abgenickt worden. Ei, so viel Blut! Der feuchte Sumpfgrund hatte nichts eingesogen.

In wildem Ingrimm hob Jan die Büchse und ließ sie enttäuscht dann wieder sinken. Was nützte sein Zorn? Der Wilddieb war jetzt sicher drüben. Man sah deutlich die Spur — hier hatte er's Wild geschleppt — hier war er über den Bach gesprungen! Drüben setzte die Spur sich fort. Mit umflorten Augen prüfte Jan sie. Was würde Herr Böllinger dazu sagen?!

Schwer ließ sich Jan auf den nächsten Stein fallen, er mußte sich setzen. In die Glieder war ihm der Schreck gefahren: was machte er nun? Der Herr Böllinger war so zufrieden mit ihm gewesen — jetzt würde er nicht mehr zufrieden sein. Eine tiefe Scham kroch Jan zum Herzen, er atmete zittrig: also dafür, würde Herr Böllinger sagen, dafür zahle ich dich so gut und laß dich umherlaufen mit Flinte und Pulver und sag dir: paß auf? Wie kann so 'was passieren? Ja, wie konnte das?! — — —

Über Jan war eine Unlust gekommen, er hatte nicht Ruhe im Dorf. Bis Weihnachten hatte man noch keinen Schnee gehabt, fast ein Wunder im Vennland, aber nun Nebel und Regen und etwas Frost. Es fingen weiße Flocken an, leicht hinzufliegen wie Schwanenflaum, vom Winde geblasen. War es dem Jan nicht zu unwirtlich draußen? Er hätte es doch nicht nötig gehabt, auch des Nachts herumzustreifen?! Aber er tat es. In hohen Stiefeln, die schon auf zehn Schritt nach ranzigem Schmeer rochen, stapfte, watete er durch Wald und Moor. Mühselige Gänge.

Jan sagte keinem, was ihn umtrieb; er schrieb es auch an Herrn Böllinger nicht. Er behielt seine Wut für sich und die Scham und den Schmerz: was brauchten's andre zu wissen, wie er blamiert war! Schlimm genug, daß es einmal passiert war, aber es würde ja nicht zum zweiten Male vorkommen. Er würde aufpassen, mehr als früher, sehen mit hundert Augen und lauschen mit hundert Ohren. Der Herr Böllinger war ja so gut, der Herr Böllinger traute auf ihn, er war der Jagdhüter — er gönnte sich keine Rast.

Und doch schoß es wieder; wieder im Hilltal. Jan fand noch das Gescheide; wie ihm zum Hohn war es hingeworfen. Und dann oben auf dem Venn! Ein Alttier. Der Wilderer mußte gestört worden sein oder das Stück war ihm zu schwer zum Fortschaffen gewesen, er hatte es in der Dickung liegen lassen. Jan fand es in der dichtbestandenen, jungen Anschonung; Krähen und Raubvögel, die unruhig kreisten, verrieten es ihm. Das war kein Fallwild, durch Hunger oder Krankheit eingegangen, das war ein schönes, tragendes Rottier. Verruchter Mörder! Am Morgen, als Jan mit einem Spaten kam, das schöne Tier zu vergraben, war's aber weg; der Wilderer hatte es doch geholt, während der Nacht, während der Jagdhüter nur auf ein paar Stunden nach Hause gegangen war. Da weinte Jan fast, Tränen stiegen ihm in den Blick. — — —

Es fiel den Leuten im Dorfe auf, daß Jan so schlecht aussah. Fehlte ihm etwas? Er kam nicht ins Wirtshaus. Seine Farbe, die braun gewesen war, wurde jetzt fahl, ordentlich grün. Die Galle war ihm ins Blut getreten.

Es war ein harter Winter, viel Stürme und Kälte gab es im Vennland. Dann fühlen die Armen ihre Armut doppelt. Es kam selten vor, daß Jan hinunterging in das Städtchen. So oft er vormals den Jup aufgesucht hatte, so selten besuchte er den jetzt: nur wenn er das Geld brachte. Allmonatlich die Hälfte von seinem Gehalt. Die Armut schien bös zu hausen in des Flickschusters Hütte, die Stube war dunkel und kalt — oder machte die Unordnung sie nur so unleidlich? Tring war elend. Die Kinder bettelten stets um Brot, um Kuchen, um einen Groschen für Zuckerwerk. Und daß die Frau ihn so umschmeichelte, das mochte der Jan noch am wenigsten leiden. Aber konnte man's ihr wohl verdenken? Sie erhob allemal ein Freudengeschrei, wenn Jan mit dem Geld kam. Viele Mäuler hatte sie satt zu machen und die Zubuße ganz verloren — o je! Jan gab ihr oft mehr, als ihr zukam. Die Frau dauerte ihn, aber froh war er doch jedesmal, wenn er ihr entronnen war. Und der Jup, was trieb denn der alte Kamerad? Der ließ sich nie sehen. Der war ihm doch wohl noch böse, trotz des Geldes, konnte es immer noch nicht verwinden, daß der Kamerad ihn im Stich gelassen hatte! Die Frau schien verlegen, wenn Jan nach ihm fragte, so fragte er nicht mehr.

Ein einziges Mal begegnete Jan dem Jup. In der Au war's, ziemlich weit draußen vorm Städtchen. Jup kam den Pfad herunter, daran der Wegweiser seinen Arm zum Venn hinaufstreckt. Er hatte schwer geladen; eine große Kiepe, hochgepackt drauf das Holz, trug er auf dem Rücken. Schweiß stand ihm auf der Stirn.

„Wo kömmste här?" sagte Jan und hielt ihm die Hand hin mit einem versöhnlichen Lachen.

Aber Jup sah die Hand nicht; er nickte nur, sagte flüchtig „guten Tag" und hatte es eilig. Sie, die sonst immer lange zu sprechen gehabt hatten, trennten sich eiligst.

Es war ein seltsamer Blick, den der Jup hinter dem Jan drein sandte. Und dann lächelte er; sein hageres, blasses Gesicht, auf dem kein Härchen eines Bartes sproßte, das glatt war wie ein Jungengesicht und doch schon ältlich, verzog sich spöttisch. „Esel", brummte er vor sich hin. Und dann wurde das Grinsen noch stärker: wenn der Jan wüßte! Es war ein Spaß, wie der sich ärgerte! Das war ihm recht, warum war er untreu geworden?!

Darüber war Jan sich nicht klar, wie es kam, daß der Wilddieb so gut Bescheid wußte. Nur einer, der die Böllingersche Jagd so ganz genau kannte wie er selber, konnte ihm entwischen; es war kein Leichtes, sich durchs Urwaldgestrüpp hindurchzuwinden, und draußen im Offenen, wo das Venn schwankt, mußte man auch ganz genau wissen, wohin treten, auf welche Scholle und auf welche nicht, wollte man nicht bis an die Ohren im Sumpf versinken.

Aber einmal hätte er den Kerl beinahe schon gehabt. Es war im Abenddämmern gewesen. Einen Schuß hatte er freilich nicht gehört, aber er sah einen schwarzen Schatten dicht vor sich aus der Schonung auftauchen; so nah, daß er erschrak. Aber der Schatten wischte vor ihm her unter die großen Tannen, so behend, so flüchtig, daß er im Nachspringen innehielt: seine Sehnsucht, seine Gier, den Wilddieb zu fassen, hatte ihm wohl etwas vorgegaukelt. Das Stutzen dauerte nur wenige Sekunden, aber wie rasch er dann auch wieder zusprang, der Schatten war zerflossen, löste sich auf in die Nacht der tief auf den Boden hängenden Tannen. Hier war kein Mensch gewesen. Aber als Jan umkehrte, die Schonung absuchte, der der Schatten entstiegen war, fand er daselbst in einer Schlinge aus Draht einen noch zappelnden Hasen.

Da ward Jan tiefsinnig. Sonst hatte er gern einmal im Wirtshaus gesessen, ein Gläschen getrunken, jetzt rührte er keinen Tropfen mehr an, er ließ sich in keiner Wirtschaft mehr sehen. Sein Gesicht trug einen verbissenen Ausdruck, er sah jeden scheel an. Was, wollten sie sich etwa über ihn lustig machen? Er, der Jan, der so lange jeden Jäger genarrt hatte, wurde nun selbst übertölpelt?! Eine unbezähmbare Wut kochte in ihm. Aber bitterer als die Wut war doch die Scham. Er traute sich nicht, an Herrn Böllinger zu schreiben, und er sollte doch ab und zu dem Herrn Bericht erstatten, wie alles stand. Wenn Herr Böllinger nun plötzlich kam, am Samstag, so über den Sonntag weg, wie er's gern zu tun pflegte, würde er's dann noch länger verheimlichen können, daß sie bestohlen wurden? Früher hatte Jan das Wilddieben nie einen Diebstahl genannt — was war denn dabei, ein Wild abzuschießen, lief das nicht frei herum unter Gottes Himmel, und wer hatte das Recht, zu sagen: dies Stück ist mein? — jetzt benannte er den heimlichen Schützen mit den furchtbarsten Schimpfworten; ein Dieb, der Geld stahl, war lange nicht so schlimm. Und dazu war es ein gemeiner Halunke, der in Schlingen fing, wie ein Schlächter abmurkste, nicht wie ein waidgerechter Jäger nur abschoß, was an der Reihe war, und keine Schonzeit hielt. Wußte der Schuft denn nicht, daß man vom Dezember ab keine Ricke mehr schießt und nur den Februar durch noch Spießer und Rehbock? Und das war Jan der größte Schmerz: die ganze Jagd ging zum Teufel, der Schurke vergrämte alles Wild.

Es nahte die Fastnacht. Jan fühlte schon eine geheime Angst: Fastnacht feiert man allerorts, es wird gebacken und gebraten, mehr und Besseres als an andern Tagen aufgetragen; vor dem langen Fasten schlemmt man noch einmal recht. Jan hörte schon das verbotene Knallen, das ihn so rasend machte, ihm das Blut zu Kopfe trieb, daß er rannte wie ein wütender Stier, rot vor den Augen, rot die schwarze Nacht, rot der weiße Schnee, rot, alles rot.

Am Fastnachtssonntag war überall Tanz. Überall Lärm und Gedudel, Menschen und Masken; nur oben im Venn war's still. Da schlich der Jan. Beschneit waren die Flächen. Aber noch nicht tief lag der Schnee, Wind ging beständig und trieb ihn umher; die Luft mußte erst still werden, dann lag der Flaum fest. Gegen das Pusten kämpfend, das von Westen schnob,

arbeitete der Hüter sich weiter. Heut trieb's ihn um; Festtage, die waren allemal Erntezeit für den Wilddieb, das wußte er noch von früher her. „Jagdschinder, vermaledeiter, wenn ich dich zo packen kriehn!"

Er witterte in den Wind hinein, und dann drehte er um: lieber mit dem Wind schleichen, so wie man's Wild beschleicht. O, der Kerl war schlau, der windete wie ein brunftiger Hirsch und sicherte schon von weitem!

Aber was Jan auch vermutet hatte, wie er auch sicher geglaubt hatte, heute den zu treffen, der noch für die Fastnacht etwas abschoß, er hatte sich geirrt. Kein Knall, kurz und scharf, dem das Echo verdoppelt nachkollerte, schreckte sein Ohr. Wahrhaftig, er konnte ruhig wieder heimgehen, für ein paar Stunden wenigstens! Es lag noch viel Schnee in der Luft, die Füße wurden eiskalt, es war schon spät Nachmittag, und es kam ihm nun doch eine Sehnsucht an, auch einmal wieder im Wirtshaus zu sitzen. Heut waren sie wohl alle drin, auch der Wilddieb feierte. Scharf lugte er nach der Grenze hin: ob er noch einmal ins Hilltal hinabstieg, längs des Baches dahinschlich, gedeckt von den moosigen Blöcken, die wild das Wasserbett füllen? Es war beschwerlich, er hatte wenig Lust dazu, und zudem war heut eine Müdigkeit in seinen Gliedern; die ganze vergangene Nacht, solange die Sterne nur Licht gaben, und dann wieder sobald der Osten sich rötete, war er herumgelaufen. Und es war ja doch alle Mühe umsonst, nun und nimmer stellte er den Halunken!

Hoffnungslos stand er still bei den großen Tannen, die wie eine Wand das Hochmoor vom Grenztal scheiden. Sollte er noch da hinunter, oder sollte er nicht?! Verdrossen ließ er sich auf einen alten Stumpf nieder am Rand des Bruchs, hinter ein dichtes Gestrüpp von Brombeergerank und Schilfbüscheln. Hier war etwas Deckung; es saß sich ganz gut hier, man merkte den Wind nicht, wenn man ganz unterduckte.

Ob er eingeschlafen war? Ein plötzlicher Knall schreckte ihn. Nah, ganz nahe! Den Hahn spannen, aufspringen, die geladene Flinte an die Backe reißen ist eins.

Da steht er, der Kerl, keine zwanzig Schritt weit! Ha, überrascht! Diesmal hatte er den andern nicht kommen sehen, der saß zu verborgen. Da steht er — man sieht ihn nur vom Rücken — ein großer, hagerer Mann, hat keine Ahnung, wie nahe ihm das Erwischtsein ist, hat kein Rascheln gehört, kein Knacken, nicht das zitternde Atmen des Verfolgers, fühlt sich so sicher. Ganz dreist steht er da im scheidenden Licht und guckt auf das Wild hin, das er eben geschossen hat. Jetzt beugt er sich nieder — wird er nun das Gewehr hinlegen? — nein, er behält es noch in der Hand!

„Haa—a—lt!" Wie ein Donner grollt die Stimme des Jan.

Der sich Beugende schnellt empor, er fährt herum — ein blasses Gesicht, ein langer, schwarzer Bart.

„Hinlegen!" brüllt der Jan. „Hingelegt, eins — zwei — d—r—ei!"

Der Wilddieb legt nicht hin, er weiß, wenn er die Flinte zu Boden wirft, fortrennt, dann packt ihn der andre im Nacken, er ist ihm zu nahe.

Der Jan schreit, schreit wie ein Besessener, er weiß nicht, was er dem andern alles zuschreit: sind's Schimpfworte, Befehle? Sie sind sich ganz nah, einer starrt dem andern wild ins Gesicht. Der freche Lump wirft ja nicht hin, der will sich noch widersetzen? Er legt auf Jan an, zielt — jetzt setzt er noch einmal ab. Hat seine Hand gezittert?

Die Hand des Jan zittert nicht. Er schießt sicher wie immer. Ein Knall! — getroffen. Und dann kommt er heran mit ein paar weitausholenden Schritten und steht bei dem vornüber platt aufs Gesicht Gestürzten: „Hab ich dich endlich!" Und kehrt ihn dann um.

Wo hatte er dies blasse Gesicht denn schon einmal gesehen? Es war sehr mager. Noch war es nicht Nacht. Er starrte darauf hin: was war mit dem Kerl? Er befühlte ihn, neigte das Ohr ihm auf die Brust — kein Atemzug mehr. — — — —

Eine wilde, triumphierende Freude hob sich plötzlich in Jan: der narrte ihn nicht wieder, der traf keinen Schwanz mehr in Herrn Böllingers Jagd, der war ja —

„Tot!" sagte irgend jemand. Hatte er's selber gesagt? Er sah sich groß um. Ja, er hatte es laut gesprochen. Aufrecht stand er da wie ein Sieger; das Recht war auf seiner Seite, das gute Recht, der Kerl hatte auf ihn angelegt, er mußte sich wehren.

Er kniete nieder: kaltblütig machte er sich daran, den Toten genauer zu betrachten. Die Joppe hatte der Kerl verkehrt herum angezogen, um sie nachher wieder auf die rechte Seite zu drehen, dann verriet ihn kein Schweiß; aha, ein ganz Schlauer! Er musterte den armseligen Anzug.

Der Tote lag nun auf dem Rücken, ganz steif, die Beine in den zerrissenen Hosen von sich abgestreckt. Kein Mond, keine Sterne, aber der Himmel gab bleiches Licht, so wie er es gibt, wenn viel Schnee droben hängt. Immer näher beugte sich Jan über des Toten Gesicht, die gebrochenen Augen starrten gen Himmel; er sah sie sich an, sie waren grau-grün, er wollte sie zudrücken, aber sie schlossen sich nicht. Auf die Lippen der Leiche war Blut gequollen — gewiß Schuß ins Herz!

Jan wollte mal nachsehen, die Joppe aufknöpfen, da faßte seine Hand in den schwarzen Bart, der lang bis auf die Brust hing. Der fing an zu rutschen. Donner und Doria! Jesus Maria! der verschob sich! Wie Jan daran zog, gab er immer mehr nach.

Ein Grausen erfaßte den Kecken, scheu fuhr er zurück und faßte doch wieder zu, sah nicht genug im bleichen Licht — die Augen quollen ihm aus dem Kopf — und sah doch alles. Da war der Bart ab — der Bart war falsch — und das war der Jup, sein alter Kumpan!

Über Jan war ein Lärmen gekommen, das er sonst nicht gekannt hatte. Er war sehr lustig, so laut und lustig wie bisher noch nie. Er betrank sich auch oftmals, und wenn er so betrunken war, daß er genug hatte, dann weinte er, daß ihn das Schluchzen stieß.

Jetzt lachten sie ihn im Dorfe aus. Was war nur in den gefahren?

„Du säufst doch nit, meine Sohn?“ forschte Herr Böllinger. Da verschwur sich Jan mit einer Hast, die ihn rot machte und heiß, daß ihm das Trinken nichts anhabe. Er mußte mal trinken — was fing er denn sonst an?

Seit Fastnacht schneite es. Tag und Nacht waren die Flocken gefallen, unablässig; sie schichteten sich höher und höher. Herr Böllinger, der eigentlich gekommen war, um zu jagen, denn im Venn fuhlten sich jetzt die groben Sauen, gab das nur ungern auf. Kam man wirklich nicht durch da oben? Nein, kein Denken daran, mannshoch lag Schnee, der Herr Böllinger würde versinken.

Da fuhr Herr Böllinger wieder nach Düren zurück, und Jan atmete auf. Es war merkwürdig, wie sein Eifer nachgelassen hatte. Er, der sonst kein Wetter gescheut hatte, hockte jetzt immer im Wirtshaus. Die Dörfler wunderten sich, sie schwatzten darüber; aber bald verdrängte etwas Neues das Interesse an Jan gänzlich.

Der Flickschuster unten im Städtchen war noch nicht wieder da, noch immer nicht, und er war doch schon abhanden gekommen seit Fastnacht. Am Fastnachtssonntag hatte er ins Wirtshaus gehen wollen — sein Weib sagte das — er war auch gegangen, aber in dem Wirtshaus, wo er sonst zu verkehren pflegte, war er nicht gewesen; in keinem Wirtshaus. Die Frau jammerte laut: wer sollte sie ernähren mit all den Kindern? Nun mußte sie betteln gehen! Ihr Mann war fort, o, wohin war er? Sie rang die Hände.

War der Flickschuster verunglückt? Tot? Nein, daran glaubte niemand. Dem war's eben zuviel geworden, das keifige Weib, die greinenden Kinder, er war noch ein starker Kerl, der allein besser fortkam; er hatte sich davon gemacht, seine Familie im Stich gelassen.

Die Tring jammerte an allen Türen, sie heulte sich fast die Augen aus: wovon sollten sie nun satt werden?

Ja, wenn der Jan nicht gewesen wäre! Das erste Mal war er verstohlen gekommen, als hätte er Angst. Stockend und stotternd bot er sich an: konnte er ihr was helfen? Er hatte es gehört, der Jup war fort.

Sie weinte zum Steinerweichen, sie hing sich an ihn; o, er war der einzige Freund, er würde sie nicht verlassen!

Ihr Anhängen war ihm lästig — was rückte sie ihm denn so auf den Leib? — aber er hatte nicht das Herz, sie von sich zu stoßen. Er durfte das ja auch nicht. Er ließ sie weinen an seinem Halse; er sah auf sie nieder, auf ihren struppigen Kopf, der auf seiner Schulter lag, mit einem Herzpochen, das ihm schier die Brust sprengte. Er hatte Angst, sie möchte das Klopfen hören. Donner, wenn sie es wüßte, daß —! Er rang nach Luft. Und schob sie dann von sich, zaudernd, zögernd; in fahles Grau spielte sein bleiches Gesicht.

Sie nahm sein Zaudern für etwas andres, für genierliche Verlegenheit; der Jan war ja täppisch, hatte sich sein Lebtag nicht mit Frauensleuten bemengt. Zögerte er etwa, sie an sich zu nehmen? Das brauchte er nicht. Der Jup war nicht der Beste gewesen, er hatte sie oft geprügelt. Vor den

Leuten jammerte Tring, aber — wenn der Jup nicht wiederkäme?! Der Jan war besser, förmlich zart ging der mit ihr um, kam jetzt fast alle Tage, guckte in alle Ecken, sah, wo es fehlte, schleppte ihr Holz heran, kaufte ihr Kohlen, Kartoffeln und Kaffee, brachte den Kindern Korinthenbrot und prügelte sie auch durch, wenn es nottat; ganz wie ein guter Hausvater. — — —

Und der Schnee fiel und fiel. Nun schon seit acht Wochen. April kam ins Land, und noch immer war nicht an Frühjahr zu denken. Die Tring fühlte sich ganz wohl unter des Jan Fürsorge, sie gedieh ordentlich dabei; nach und nach vergaß sie das Gejammer. Wie ein Leichentuch deckte der Schnee alles zu. Etwas wie Zuneigung mischte sich in ihre Berechnung: nur den Jan halten, der war ja so dumm, wenn sie recht weinte und klagte, dann fühlte er sich noch immer verpflichtet, der alte Kumpan! Er war wahrhaftig ein guter Kerl; wer weiß, wenn die Frist des Wartens verstrichen war — nein, der Jup brauchte nicht wiederzukommen — dann heirateten sie und der Jan sich! Sie setzte ihm die Kleinsten auf den Schoß, und wenn er kam und ging, machte sie ihm zärtliche Augen, so gut sie's noch konnte.

Das war ihm zuwider. Wenn sie sich an ihn lehnte, wurde sein banges Herz noch bänger, er zitterte vor Schreck. Er mochte das Weib nicht, überhaupt keine Weiber; er hatte nicht nach ihnen geschaut, auch als er noch jünger war, die Hindinnen mit ihren feucht-sanften Lichtern und die Schmalrehe, die zierlichen jungen, hatten ihm immer besser gefallen. Und die hatten kein Maulwerk. O je, und jetzt, überhaupt jetzt!

Jan konnte gar nichts andres denken, nichts andres fühlen als: oben liegt er! Tief, tief drinnen unter den verwachsenen Tannen, und der Schnee hatte ihn schweigsam zugedeckt. Er kam nie mehr zum Vorschein.

Sie sprachen gar nie vom Jup. Das Weib hielt eine Scheu zurück, sich zu verplappern. Es durfte ja niemand wissen, daß der Jup auf die Jagd gegangen war, kein Mensch, und vor allem der Jan nicht, denn dann war's aus mit der Versorgung, er tat gewiß dann nichts mehr für sie. Wozu überhaupt brauchte sie's zu sagen? Über die Grenze war er ja doch nun einmal, der Lump, hatte sie sitzen lassen mit all den Würmern. Ja, es war immer nicht viel an ihm dran gewesen, er hatte sich betrunken, statt fleißig zu arbeiten! Sie glaubte zuletzt selber fest daran, daß ihr Mann hatte wollen ins Wirtshaus gehen. Daß der Jup am Ende tot sein könnte, daran dachte sie nie. Nur nachts, wenn sie einsam lag, und der Wind am baufälligen Häuschen rüttelte, glaubte sie eine Hand auf der Klinke zu spüren. Und dann erschrak sie.

Den Jan aber hielt eine noch größere Scheu zurück, von dem Jup zu reden; er hätte dessen Namen nicht über die Lippen gebracht. Was sollte er auch nach ihm fragen? Er wußte ja selber nur zu gut, wo der war. Jesus, wie schrecklich! Bei Tag ging's noch an; wenn er dann unten war, die Waisen umsorgte, dann fühlte er wohl etwas wie eine Beruhigung: der Jup konnte nur unter den Tannen bleiben, er kam schon für alles auf. Aber nachts, wenn er sich wälzte, nicht schlafen konnte, dann stand der Tote von seinem Platz unter den Tannen auf, kam langsam vom Venn herunter geschritten, ging

durchs ganze Dorf bis hier an diese Tür, trat herein, ohne anzuklopfen, kam bis ans Bett, hob drohend den Finger, packte ihn an. — — —

„Jesus, zu Hilf!" Gellend schrie Jan auf in der einsamen Nacht; er sprang aus dem Bett, er fuhr in die Kleider, es litt ihn nicht mehr allein, er rannte zum Wirtshaus — o weh, das war geschlossen! Er rannte ins Freie; draußen würde es besser sein, im Wald, auf dem Moor, Schnee kühlt den Brand. Innen war Feuer, Schweiß lief ihm wie Wasser herab. Aber wenn er dann hinansteigen wollte, bekannte Wege, die er hundert und aberhundert Mal gegangen war, fand er sie nicht mehr. Er irrte. Alles war weg, alles war anders. Der Jup hatte auf alles die Hand gelegt, sein war nun alles; er reckte, er dehnte sich, er machte sich breit — überall war nur er.

Es waren entsetzliche Nächte. Wenn er nun das Weib, die Tring, auch nachts bei sich hätte, ob er dann mehr in Ruhe gelassen würde vom Jup? Aber eines war so entsetzlich wie's andre.

Jan verfiel. Von dem lauten, lustig sein sollenden Gelärm, mit dem er die Fastnacht begangen hatte, war nichts, gar nichts übrig geblieben. Jetzt war er still; den Kopf zwischen beide Hände gestützt, saß er abends beim Glase, er war der letzte, der nachts aus der Wirtschaft nach Hause ging. Sie mußten das Licht ausblasen: „Et wird zujemacht!" — sonst wäre er bis zum Tage sitzen geblieben.

Was wurde aus Herrn Böllingers Jagd? Es ging dies Jahr viel Wild ein; der Winter war zu lang und zu streng, der Schnee lag zu hoch, kein Moos, kein Hälmchen war mehr darunter hervorzuscharren. Die heruntergekommenen Tiere litten bittere Not; sie verbissen hungrig die Rinde der Bäume. Man hätte sie füttern müssen; Herr Böllinger liebte seine Jagd, er hätte gewiß nicht gespart. Eicheln, Kastanien, Bohnen, Erbsen hätte er streuen lassen und Haferbündel aufstellen, aber er lag an der Gicht und konnte nicht nachsehen, und der Jan, der kümmerte sich um gar nichts mehr. Es war eine Schande, das Geld einzustecken, das hohe Gehalt, und dann nichts dafür zu tun!

Herr Böllinger empfing anonyme Briefe. Da schrieb er an Jan: War das wirklich wahr, ließ er die Jagd so verkommen? Der Teufel sollte ihn holen. Aber nein, das konnte nicht sein, das konnte und wollte er ja nicht glauben, dazu liebte der Jan selber die Jagd viel zu sehr. Neid war es, Verleumdung. Aber Jan sollte doch ja nun sorgen, daß dem Wild gestreut wurde und Heu aufgesteckt, er sollte gleich so viel Fuhren wie nötig taten, unten im Städtchen bestellen. Und so wie die verwünschte Gicht nachgelassen hatte und es anfing zu tauen, dann kam er selber; dann wollten sie zusammen auf Schnepfen gehen.

Dem Jan zitterte das Herz im Leibe, als er den Brief herausbuchstabierte. Es wollte ihm hüpfen wie einst, wenn der Herr Böllinger geschrieben hatte: „Ich komme auf Jagd", aber eine eiskalte Hand streckte sich aus und drückte gleich das hüpfende Herz wieder nieder. Wenn der Herr Böllinger wüßte, ach, wenn der wüßte! Blutete ihm, dem Jan, denn nicht auch das Herz, daß er's hungernde Wild nicht besser versorgen konnte? Aber er konnte ja nicht hinauf aufs Venn — nein, er konnte nicht! Das war eine fixe Idee. — — —

Endlich ward's Frühling, das heißt, kein Frühling, in dem die Veilchen blühen und die Vögel schmettern; doch zog ein leichterer Aprilhimmel dem herben Venn blaßblaue Bänder über den nackten Rücken, und die Schnepfen strichen.

Nun würde Herr Böllinger auch nicht lange mehr ausbleiben; es ging ihm besser.

In einer stumpfen Resignation sah Jan seinem Kommen entgegen: was würde er zu Herrn Böllinger sagen, wenn der schimpfte — mit Recht — was? Er würde dann bitten, ihn zu entlassen; Jagdhüter konnte er nicht mehr sein, das sah er wohl ein. Aber dann, dann, was sollte dann werden? Nicht mehr jagen und kein Geld mehr haben, um es der Witwe und den Waisen zu geben — was dann? Jan wußte es nicht, er überlegte auch nicht, er kniff wie ein Schwindliger beide Augen zu. Ihm war sehr schlecht zumute. Gestern war er wieder bei der Tring gewesen — Jesus Maria, was hatte das Weib ihm zugesetzt! Wenn die noch lange so weiter machte, dann schrie er ihr eines Tages, der Quälerei satt, noch zu: Laß mich zufrieden, ich hab deinen Mann umgebracht — ich — nun weißt du's! Dann würde sie ihn endlich in Frieden lassen! Er empfand eine Erleichterung bei dem Gedanken.

Aber noch niemals hatte er ernstlich daran gedacht, sein Geheimnis zu lüften. Sicher wäre ihm dann wohler, wenn er es sagen könnte, sich jemand mitteilen — aber nein, o nein, es war zu schrecklich, er, den alten Kumpan! Das durfte niemand erfahren. Und so preßte er die Lippen zusammen und trug seine Qual ganz allein. Nicht einmal zur Beichte traute er sich mehr, er hätte es auch nicht beichten können. So war niemand, der es verraten konnte, nur das Venn wußte es. Und das Venn, das war stumm. — — —

Herr Böllinger kam, das Wetter war milder. Er war erschrocken über den Jan: „Mensch, wat hafte jemacht? Wat siehfte schläch uhs, jottserbärmlich!"

Mit trüben Augen blinzelte Jan seinen Herrn an, er versuchte ein Lächeln. Ja, er war mager geworden; übermäßig stark war er zwar nie gewesen, aber nun schlotterte ihm die Joppe. Wie ein Schatten schlich er hinter Böllinger drein.

Dieser war guter Dinge. Die Gicht, die war weg, das Wetter geeignet, zum Abend schon konnten sie auf den Strich gehen. Jan machte Ausflüchte: wollten sie nicht lieber warten bis morgen früh?

Warum denn? Der Abendanstand war viel vorteilhafter, morgens strichen die Schnepfen zu schnell! Herr Böllinger war ganz entbrannt; bei der Fahrt hierher hatte er schon einen Vogel zwischen Buschwerk und Binsen quarren hören; es mußte eine Schnepfe gewesen sein. Treff, der braune Vorstehhund, war nicht minder aufgeregt als sein Herr.

Jan konnte nicht anders; nun mußte er doch hinauf.

Es war noch Nachmittagssonne, als er langsam, wie ein geschlagener Hund, hinter seinem Herrn zum Venn hinaufschlich. Herr Böllinger war so guter Dinge, daß er nicht einmal merkte, wie einsilbig Jan war. Ein Mann

von viel Worten war der freilich nie gewesen, aber sein Gesicht hatte gesprochen; so viel Lust, so viel Begier, so viel Freudigkeit hatten bei solchen Gängen in den verwegenen Zügen herumgewirtschaftet. Und hatte der Hund etwas aufgespürt, hei, wie hatte er da die Blicke umherfahren lassen, blitzschnell; es leuchtete in ihnen von Feuer. Jetzt waren des Jan Augen glanzlos; er ließ sie nicht mehr umherspähen, scheu hielt er sie zu Boden gesenkt.

Die Sonne hatte schon Kraft. So lange man noch im Halbschatten ging, merkte man's nicht, da war es noch kalt, da lag der Schnee auch noch und hing zwischen den Ästen der Tannen. Langsam nur kam man vorwärts. Aber je höher sie hinauf kamen, desto besser ging sich's, des Schnees wurde weniger, die Sonne hatte gut ankommen können. Es taute, es sickerte und tropfte; schlürfend sog die Erde das erwärmte Naß ein, man hörte sie schlucken und gluckſen.

Es war ein herrlicher Tag. Die Luft war noch scharf, aber man fühlte die Sonne jetzt auf dem Rücken. „Wahrhaftijens Jott, 'ne Frühlingstag," sagte Herr Böllinger wohlgefällig und nahm den Hut ab. Da ließ ein unterdrückter Laut ihn herumfahren: was war denn los?!

Da stand der Jan hinter ihm, hatte beide Arme vorgestreckt und stierte geradeaus mit weitgeöffneten Augen. Sah er was? Wo?! Der Treff zeigte nichts an. Man hörte kein Pfitzen von streichenden Schnepfen. Nichts war zu sehen. Nur das Venn war da in seiner ganzen Weite.

Man war jetzt oben. Nichts mehr von Schnee. Aufgeräumt hatte hier die Sonne, gewaltig geschafft, reinen Tisch gemacht mit dem, was der Winter übrig gelassen hatte. Blank lag der Boden, es zeigten sich Kraut und Gras, Moorerde und Lachen; aufgedeckt hatte das Venn sich ganz, das Hemd vom Leibe getan, das dicke, weiße, das so vieles verborgen hatte.

Die Augen traten dem Jan stier heraus, er zitterte am ganzen Leibe: jetzt — Jesus Maria — o jetzt — kam jetzt nicht alles zutage?!

Er stolperte, er wäre beinahe hingefallen, er lag auf den Knien; mühsam nur richtete er sich wieder auf, er stammelte etwas, was Herr Böllinger nicht verstand.

Wahrhaftig, der Kerl soff! Es war doch so, wie die Leute sagten. Mißtrauisch betrachtete Böllinger seinen Jagdhüter: der Blick war schon wirr. Schade, schade um den Kerl! Nun würde er ihn doch nicht behalten können!

Herrn Böllingers Stimme war streng, aber es mischte sich doch ein Ton des Bedauerns hinein, als er jetzt im Weiterschreiten seinem Jagdhüter eine Standrede hielt. Er ermahnte ihn ernstlich: wußte er denn nicht, daß alles Übel vom Saufen kam? Ja, und die Gicht auch!

Jan hörte nicht, was Herr Böllinger sagte, und er hatte doch sonst immer so viel darauf gegeben. — — „Hingelegt — eins — zwei — drei" — ein Knall — — — das hörte er nur. Und war das nicht die Stimme des Jup, die jetzt plötzlich ganz laut und vernehmlich schrie: „Hier, hier bin ich!" Jan packte seinen Herrn am Ärmel: O, nicht *dahin* gehen!

Ganz ärgerlich machte sich Böllinger los; ihm wurde es schon nicht zu viel, pah, und wenn dort ein bißchen Gestrüpp war, das machte ihm nichts;

daß eine Schnepfenjagd mühsam ist, weiß man ja. Sie wollten jetzt gerade da weiter hinüber, nach dem kleinen Bruch vor der Tannenwand über dem Hilltal; da im Buschwerk, da lagen die Schnepfen gern fest. Man ließ den Hund dort rasch einspringen.

Im Jagdeifer eilte Böllinger voran, Treff hatte Witterung. Weit blieb der Jan hinter beiden zurück, er kam nicht recht vorwärts. An seinen Füßen hing es wie Blei: warum, warum gerade dahin, in die Richtung? Das Venn war doch groß — gab's nicht noch andre Striche für Schnepfen? Treff ging jetzt los. Ha, das machte der Jup, der lockte den Hund!

Horch, Treff gab jetzt Laut! Das tat er doch sonst nicht, wenn er einspringen sollte? Dazu war er zu gut geschult. Jetzt heulte er gar. Ein klägliches, widerwilliges Heulen!

Wie gelähmt stand Jan, ihm schlugen die Zähne aufeinander. O, die Angst, die Furcht — was machte der Jup jetzt? Ha, am Ende war er doch weg! Er fing an zu hoffen. Und wenn er auch da wäre, Herr Böllinger brauchte ihn darum doch nicht zu finden. Er hatte den Jup ja bei den Füßen gepackt, ihn weit hineingeschleift, weit ab vom Rande des Bruchs bis unter die dichtverwachsenen Tannen; da lag er gut versteckt unter den bis zum Boden reichenden Ästen. Da war vielleicht doch noch Schnee. Nein, nur keine Angst, das Venn, das war schweigsam, das verriet seinen Jan nicht!

Jan gab sich einen Ruck. Es mußte sein — er biß die Zähne aufeinander —, was sollte Herr Böllinger sonst von ihm denken?! In weiten Sätzen sprang Jan seinem Herrn nach. Da — ein Ruf bannte ihn.

Der Hund kläffte laut. Wer schrie so: „Jan, Jan!" War das der Jup? Jan faßte sich an den Kopf.

Zwei Schnepfen gingen auf, er beachtete sie nicht, sein Herr rief nach ihm — nein, der Jup rief — nein, Herr Böllinger schrie!

„Ich komm schon!" Jan stürzte voran, er sah ganz genau alles; rotgolden war der Himmel, auf der Erde aber war's Dämmerung, es wurde Abend. So war es auch dazumal gewesen. Und da, unter den Tannen, da winselte Treff jetzt, und Herr Böllinger kniete, ganz blaß vor Schrecken am Boden und schrie ihm entgegen: „Jan, hier liegt 'ne Mensch!" — — — —

Herr Böllinger war hinunter geeilt, um vor Nacht noch die Meldung im Städtchen zu machen. Zur Polizei. O, das war ein greuliches Ende der vergnüglichen Jagd! Jan war oben geblieben. „Nicht anrühren," hatte Herr Böllinger gesagt, „alles so lassen." Es war gar nicht nötig, daß Jan Wache hielt, hierher kam keiner; aber er wollte es. So war Herr Böllinger mit seinem Hund hinuntergelaufen, Jan aber war allein mit dem alten Genossen, wie früher so oft hier beim Jagen.

Er hockte neben dem Toten am Boden, er saß auf seinen Fersen wie auf einem Stuhl und guckte der Leiche unverwandt ins Gesicht. Wie hatte er den Jup nur nicht erkennen können? Auch wenn er den Bart trug! Jetzt begriff er sich nicht. Wenn auch die Tiere des Waldes schon an dem Jup genagt hatten, man erkannte ihn jetzt noch. Und die Tring würde ihn auch erkennen. O weh, was die wohl sagen würde dazu?

Es schauderte Jan, er kehrte die Augen ab und blickte scheu um sich. Er hörte des Weibes Gejammer, Angstschweiß brach ihm aus; er wischte und wischte, der quoll immer aufs neue. Er fing an zu zittern. O, wie sie schrie! Nein, das war zu viel! Denn wenn er sie jetzt auch heiraten würde, sich jetzt auch anheischig machte dazu — er schnappte nach Luft —, jetzt würde sie ihn nicht mehr wollen. Nein, nein, fluchen würde sie ihm, mit Abscheu sich abkehren von ihm, der ihr den Jup erschossen hatte. Jesus, er hörte sie schon! Verzweifelt blickte er um sich. Wie machte er's gut, wie machte er's gut?!

Wohin er auch schaute, kein Ausweg. Da kehrte sein Blick wieder zum Toten zurück. Nein, der war nicht so bös. Der sah nur arg traurig aus, häßlich entstellt. Am Kinn klebte noch ein Fetzen vom falschen Bart — nein, der stand ihm nicht gut!

Langsam hob Jan die Hand und strich dem Toten übers starre Gesicht. Er blieb bei ihm sitzen. — — —

So fand man sie beide, den Jan und den Jup. Dicht nebeneinander. Auch der Jan war tot; er hatte sich eine Ladung Rehposten ins Herz geschossen. Warum das nur?! Das wußte kein Mensch, und auch keiner erfuhr es.

Vielleicht, daß der Tring etwas aufdämmerte, aber sie sagte es nicht. Sie warf sich über den Jan und weinte herzbrechend — sie hätte ihn geheiratet, trotzdem und trotzdem. Er war ihr doch noch der Liebste von beiden.

Die politische Weltlage.

Oktober 1909.

Gerade vor einem Jahre gingen die Wogen der Weltpolitik hoch und die Wetterwolken schienen sich drohend zu einem Kriegsgewitter zusammenzuziehen. Der nationale und diplomatische Sturm, den in den ersten Oktobertagen 1908 die Erklärung Österreich-Ungarns, daß es fortan die dem Staatsrecht nach noch zu der Türkei gehörigen Landschaften Bosniens und der Herzegowina als Teile seines Reiches betrachten werde, und die Proklamierung Bulgariens zu einem unabhängigen Königreiche heraufbeschworen, hat im beständigen Auf und Nieder bis zum März 1909 gedauert und Europa in Unruhe und Sorge gehalten. Nur die kategorische Erklärung Deutschlands, daß es im Ernstfall zur Verteidigung seines Bundesgenossen die Waffen ergreifen würde, hat den Frieden bewahrt. Die Regierungen des Dreibundes: England, Rußland und Frankreich, fühlten sich der vereinten Militärmacht Österreich-Ungarns und Deutschlands gegenüber zu einem Waffengange nicht stark genug, und in den Völkern überwog auf beiden Seiten das Friedensbedürfnis und der Friedenswunsch weit die Kriegslust der wenigen Schürer, Phantasten und unverbesserlichen Unruhestifter. Diese entscheidende Kraftprobe des deutschen und österreichisch-ungarischen Bündnisses, das in diesen Tagen sein dreißigjähriges Bestehen in „Nibelungentreue" feierte, hat seitdem ein allgemeines Nachlassen der Spannung herbeigeführt und die Aussichten auf Erhaltung des europäischen Friedens gebessert. Die Gefahr freilich, welche die Friedensfreunde in den fortgesetzten Rüstungen der Völker sehen, besteht unvermindert weiter, und alle akademischen Erörterungen und alle Freundschaftsversicherungen bei Kongressen, gegenseitigen Besuchen der Staatsoberhäupter und der Volksvertreter werden sie nicht aus der Welt schaffen. Aus dem einfachen Grunde, weil keine große Kulturnation ihre Sicherheit und Unabhängigkeit, ihre Lebensinteressen und ihre Ansprüche an die Zukunft von irgendeinem Schiedsgericht und seinen Beschlüssen abhängig machen will und kann, die Engländer nicht daran denken, ihre Suprematie über das Meer aufzugeben oder auch nur einzuschränken, und die Deutschen nicht aufhören werden, darin eine Bedrohung ihres Handels, ihrer Flotte und ihrer Küsten zu fürchten. Die törichte Angst, die während des Sommers so oft in der englischen Presse wegen einer plötzlichen Landung deutscher Truppen über Nacht laut wurde, beweist eben, wie tief das Gefühl der Unsicherheit in dem englischen Volke verbreitet ist, denn dieses Gespenst der Invasion erhob sich, trotzdem die englische Flotte in riesiger und majestätischer Macht und Stärke in der Nordsee vereinigt war, und die deutsche Flotte fernab im Meerbusen von Biscaya ihre Schieß- und Fahrübungen machte.

Das Dogma von der Notwendigkeit der Erhaltung der englischen Seeherrschaft ist aus der Insellage Großbritanniens und dem Rückgang seiner Landwirtschaft erwachsen. Die Erhaltung des englischen Volkes ist vollständig von der überseeischen Zufuhr des Auslandes und der Kolonien in Vieh und Getreide abhängig, es muß sich den Atlantischen Ozean und die Nordsee offen halten, wenn es sich nicht einer Hungersnot aussetzen will. Die Verbindung mit seinen Kolonien ist nur über See

möglich, ohne die Herrschaft über das Mittelmeer und den Suezkanal verdoppelt sich für England die indische und die ägyptische Gefahr. Im Verlauf des neunzehnten Jahrhunderts haben die Engländer wegen ihrer Seeherrschaft niemals eine ernstliche Beunruhigung empfunden: diese Hegemonie schien unantastbar wie das Übergewicht des englischen Handels und der englischen Industrie. Der wirtschaftliche und politische Aufschwung der Vereinigten Staaten, Deutschlands und Japans haben diese Sicherheit erschüttert. Daß die Nordstaaten und mit ihnen die Erhaltung der Union siegreich aus dem amerikanischen Bürgerkriege hervorgingen; daß Deutschland nach seinem Siege über Frankreich sich zu einem einheitlichen Bundesstaate zusammenschloß; daß Japan durch seine Besiegung Chinas und Rußlands zum führenden Staate Ostasiens wurde: diese Tatsachen sind die Ursachen der englischen Beklemmungen. Drei Mächte sind emporgekommen, mit denen früher das englische Selbstgefühl kaum je gerechnet hatte. An keinem Punkte seines Weltreiches bedrohen Deutschland und Japan unmittelbar die Interessen Englands, und die etwaigen Absichten der Union auf einen Anschluß oder eine Eroberung Kanadas sind so sehr Zukunftsphantasien, daß sie den Schlaf Englands nicht zu stören brauchten, aber das bloße Dasein dieser Mächte, ihr Wachsen und Fortschreiten ist für die englischen Politiker eine unerschöpfliche Quelle des Mißtrauens, des Neides und der Eifersucht geworden. Sie wittern überall Ränke und Gefahren, weil sie selbst ihre Suprematie auf den Ozeanen nicht mehr für unangreifbar halten. Im Viktorianischen Zeitalter hatten sie nur den Atlantischen Ozean zu behaupten, im universalen müssen sie den Indischen und den Stillen Ozean dazu verteidigen. Dazu kommt, daß die steigenden Kosten der Rüstungen in England wie in Deutschland in diesem Jahre eine innere Krisis herbeigeführt haben. In Deutschland ist die sogenannte Finanzreform — die Beschaffung von fünfhundert Millionen Mark durch neue Steuern — nicht durch den Block der Konservativen und der Liberalen, sondern durch das Bündnis des Zentrums und der Polen mit den Konservativen durchgesetzt worden. Der Reichskanzler, der Fürst Bülow, ist nach zwölfjähriger rühmlicher und verdienstvoller Amtsführung der neuen Mehrheit zum Opfer gefallen. In England hat die Bewilligung der neuen, hauptsächlich die besitzenden Klassen belastenden Steuern durch das Unterhaus den Widerspruch des Oberhauses herausgefordert. Nicht nur die konservative Partei, auch frühere liberale Parteiführer wie Lord Rosebery haben sich in schärfster Weise dagegen erklärt und die neue Steuergesetzgebung als den ersten und verhängnisvollen Schritt zum Sozialismus bezeichnet. Sollte das Oberhaus das Budget gegen seine bisherige, seit der großen Revolution von 1688 geübte Praxis, die Regelung des Staatshaushaltes dem Unterhause zu überlassen, ablehnen oder umändern, wäre die Auflösung des Parlaments unvermeidlich. Aber auch wenn dieser äußerste Fall nicht eintritt, wird die Regierung die allgemeine Wahl nicht allzu lange hinausschieben dürfen, um den Wahrspruch des Volkes über die Finanzgesetze einzuholen: zu tief ist die Erregung in den mehr oder minder aristokratischen Schichten des Volkes, die bisher an der Spitze Englands gestanden und seine Geschäfte geleitet haben. Die ungeschriebene Verfassung Englands setzt eine wohlhabende, durch ihren Reichtum und ihre Bildung hervorragende Klasse als die eigentliche Lenkerin des Staates voraus: die Grundlage, auf der sie ruht, soll nicht ins Wanken gebracht werden, ohne die Zustimmung des Volkes dafür eingeholt zu haben.

Aber die Aussichten auf eine Einschränkung der englischen und der deutschen Flottenrüstungen sind nicht darum nur so gering, weil die eine Nation in ihrer starken Flotte ein notwendiges Werkzeug ihrer Herrschaft, die andre ihr notwendiges Verteidigungsmittel sieht, sondern auch wegen der Rüstungen aller andern Mächte. Die Vereinigten Staaten, Frankreich und Japan suchen ihre Flotte beständig zu erhöhen und zu vervollkommnen, selbst Österreich-Ungarn hat sich zur Erbauung zweier Dreadnoughts entschlossen, um das Gleichgewicht im Adriatischen Meere zu behaupten. Wenn man zurzeit von den russischen Flottenrüstungen weniger hört, so liegt das nicht an dem Mangel des Willens, sondern an dem Mangel an Geldmitteln dazu.

Auch für Rußland ist eine große Flotte notwendig: es hätte im Notfall in Europa die Ostsee und das Schwarze Meer zu verteidigen und kann ohne Dreadnoughts in Wladiwostok nicht an einen Krieg mit Japan, sei es zur Revanche oder zur Abwehr, denken.

Asien aber in allen seinen Teilen ist seit dem Beginn des zwanzigsten Jahrhunderts der Mittelpunkt der Weltgeschichte geworden. Und noch mehr der weltgeschichtlichen Spekulation und Politik. Seit dem siegreichen Kriege der Japaner gegen die Russen und der Bewegung der mohammedanischen Völker, der Perser und der Türken, sind überall Propheten mit der Weissagung aufgetreten, daß der Tag nicht mehr fern sei, wo Asien den Asiaten gehören und jeder politische Einfluß Europas dort ausgeschaltet sein werde. Nach ihnen ist die Vertreibung der Engländer aus Vorder-, der Franzosen aus Hinterindien, der Russen aus Mittelasien nur eine Frage absehbarer Zeit. China wird dann seine wirtschaftlichen, wissenschaftlichen und politischen Reformen, die sich in den kaiserlichen Verordnungen so vielversprechend ausnehmen, durchgeführt und sich von der Vorherrschaft des europäischen und amerikanischen Handels befreit haben, Japan die Führung im Kampfe übernehmen. Auf dem Gebiet der Industrie, wie auf dem der Waffen. Dieselbe Angst, die man in England vor einem plötzlichen Überfall der Deutschen hegt, empfindet man in den Vereinigten Staaten, in Kanada und Australien vor der Einwanderung der Japaner. Wie in der Themse die deutschen Schiffe, sieht die erregte Phantasie die japanische Flotte in dem Hafen von San Francisco. In dem einen wie in dem andern Falle ist der Neid und der Ärger über den unerwarteten Aufschwung eines Volkes, das man bisher nicht für ganz ebenbürtig gehalten hatte und das nun Gleichberechtigung verlangt, die letzte Ursache der Bewegung. Denn in Wahrheit denken die paar tausend Japaner, die in Kalifornien und Kanada, auf den Philippinen und den Hawaii-Inseln durch Arbeit ihr Brot verdienen, nicht an politische Umtriebe und sind nicht die Vorposten eines Eroberungsheeres. Auch hat Japan für die nächste Zeit noch eine so schwere Arbeit in Korea, in der südlichen Mandschurei und auf Formosa zu leisten, um dieses Besitzes auf die Dauer sicher und froh zu werden, daß es seine Volkskraft zusammenhalten muß und nicht in weitentlegenen Unternehmungen verzetteln darf. Und wie könnte es des unmittelbaren Feindes und Nebenbuhlers vergessen, der an seiner Grenze nur auf die Wiedererstarkung seiner Kraft und die günstige Gelegenheit wartet, um sich seine Revanche zu holen? Weder Rußland noch Japan sind trotz aller gegenwärtigen Friedensversicherungen innerlich versöhnt, sondern bereiten sich vor, den Kampf wieder aufzunehmen, der nach ihrer Meinung nicht zu Ende geführt ward. Den Japanern brachten ihre Siege den erhofften Preis nicht ein, die Russen wollen ihre Niederlage rächen, ihr verlorenes Prestige und den breiten Zugang zum Stillen Ozean, den sie in Port Arthur besaßen, wieder gewinnen. Diese kriegerische Stimmung gegen Japan würde in der russischen Presse lauter und eindrucksvoller zum Ausbruch kommen, wenn die militärische Lage des Reiches, im Heer und in der Flotte, eine stärkere wäre und die inneren Wirren und die tastenden Versuche zu einer staatlichen Umbildung nicht jeden energischen Vorstoß gegen das Ausland lähmten. Ihrerseits bedürfen auch die Japaner der Schonzeit, um die außerordentliche finanzielle Belastung des Volkes, zu der sie der Krieg gezwungen hat, zu erleichtern und sich in dem wiederhergestellten Volkswohlstand die Grundlagen für neuen Kredit zu schaffen. Denn wie der erste, würde auch der zweite russisch-japanische Krieg mit dem Gelde der andern geführt werden müssen. Nun hat sich in den vier Friedensjahren die Industrie und der Handel Japans nicht unbedeutend gehoben; sie haben in Korea und in der südlichen Mandschurei neue vorteilhafte Märkte gewonnen, die englische und amerikanische Konkurrenz eingeschränkt und die russische beinahe ausgeschaltet, zeitweise hat der Boykott der Chinesen, bald gegen die englischen, bald gegen die amerikanischen Waren den japanischen zu einem großen Absatz verholfen, allein zu einer Rückzahlung der Kriegsanleihen, auch nur in einem bescheidenen Maße, reichen diese Erfolge noch

lange nicht aus. Zu der Sorge der europäischen Kaufleute, von den chinesischen Märkten durch die Japaner verdrängt zu werden, geben sie so wenig Veranlassung, wie die Siege der Japaner bei Mukden und Tsushima zu der Nähe der „gelben Gefahr". Die Europäer, die sich noch im Anfang des Jahrhunderts durch die Überwindung des Boxer-Aufstandes und die Besetzung Pekings als Herren in Ostasien fühlten, sehen durch den Aufschwung Japans und das langsame Erwachen Chinas ihre Hegemonie erschüttert. Es ist nicht mehr möglich, auch nur in ehrgeizigen Träumen das Reich der Mitte in Machtsphären Englands und Frankreichs, Rußlands und Deutschlands aufzuteilen und die japanischen Inseln und Korea der Oberhoheit der Vereinigten Staaten unterzuordnen. Diese Vorstellungen, in denen sich unser Kulturdünkel und unser Eroberungsdrang gefielen, sind vor der Wirklichkeit wie Nebelgebilde entschwunden: wir werden den Ostasiaten ihre Unabhängigkeit, ihre Eigenart und die Freiheit ihrer Entwicklung lassen müssen. Unser Herrenspiel in Ostasien hat aufgehört. In der Weltpolitik wie in der Weltwirtschaft haben die Ostasiaten mit den Weißen die Gleichberechtigung errungen. Daß sie nun aber auch die Weltherrschaft gewinnen oder uns in absehbaren Zeiten den Vorsprung im Handel und Gewerbe entreißen, größere und bessere Heere und Flotten als wir aufstellen würden, fällt in das Gebiet phantastischer Schwarzseherei. Schon die Schwerfälligkeit und die Unsicherheit, mit der die eingerostete Regierungsmaschine in China arbeitet, die geringe Beweglichkeit und Anstelligkeit der Volksmassen beweisen, daß die Reformbewegung in China nicht entfernt das rasche Tempo einschlagen kann, das uns bei den Japanern in Staunen versetzte. Was dort unter günstigen Umständen, in einem kleinen Staate, bei einer temperamentvollen und für die Aufnahme und Verarbeitung fremder Wissenschaft und Technik besonders begabten Nation in einer Generation gelang, das werden die Chinesen nicht in drei Generationen vollführen. Sie sind zu Ackerbauern und Kaufleuten, aber nicht zu Fabrikarbeitern und zu Soldaten geboren. Zu ihrer natürlichen Unfähigkeit für die Aneignung fremder Art gesellt sich der berechtigte Stolz auf ihre nationale Kultur, um sie gegen alle Errungenschaften und Einrichtungen der Barbaren mißtrauisch und feindselig zu stimmen. Die Reformen wühlen mit ihrem Boden und ihrem Staat auch ihr Inneres um: sie hielten sich bisher, nicht ohne gewisse Berechtigung, für die Lehrer der Welt und sollen nun bei den „rothaarigen Teufeln" in die Schule gehen. Die Wandlungen und der unberechenbare Verlauf der chinesischen Reformation rücken die gelbe Gefahr für Europa in die unbestimmte Ferne. So wenig wie Südafrika, hat Australien eine Überschwemmung mit chinesischen Kulis zu befürchten, wenn wir selbst sie nicht rufen. Die Möglichkeit, daß die Europäer doch noch einmal, sei es zur Verteidigung ihrer Handelsinteressen, sei es aus politischen Gründen, bei einem drohenden Zerfall des Reichs, China ihre starke Hand zeigen, behält für die Betrachtung noch immer eine ungleich größere Wahrscheinlichkeit, als ein Angriffskrieg Chinas gegen eine europäische Macht.

Wie die Reformen im Reiche der Mitte ist auch das Erwachen des Islams, der Versuch der Türken und Perser, sich von innen heraus zu erneuern, zunächst ein Wechsel auf die Zukunft. Die jungtürkische Bewegung hat seit ihrem Ausbruch im Juli 1908 die allgemeine Sympathie für sich gehabt. Die Philanthropen, die Liberalen haben ihr im gleichen warmen Tone gehuldigt wie die zünftigen Diplomaten. Ihr Sieg über den Versuch Abdul Hamids, das absolute Regime wieder herzustellen, im April dieses Jahres, hat diese Teilnahme und Bewunderung womöglich noch verdoppelt. Durch vielfache Präzedenzfälle ist Europa an türkische Palast- und Straßen-Revolutionen gewöhnt, und die Absetzung Abdul Hamids durch das Parlament wiederholte nur in scheinbar gesetzmäßigerer Form seine Erhebung auf den Thron im Jahre 1876, neu aber war es, daß die türkischen Offiziere als Freunde der internationalen Freiheit und Mitverschworene der großen Zukunft bis in die Zeitungen und Versammlungen der Sozialdemokratie durch ganz Europa gefeiert wurden. Das Schwergewicht eines militärischen Erfolges gehört zu jenen Imponderabilien,

deren Wirkung unwiderstehlich ist. Unter dem Schutz des Heeres vermochte sich der neue Sultan Mohammed V. und die neue Regierung gegen die Beeinträchtigung der türkischen Oberhoheit in Kreta in einer Weise zu erheben, zu der Abdul Hamid nie den Mut gefunden hätte. Die vier Schutzmächte, England und Rußland, Frankreich und Italien, die seit 1894 das Schicksal der Insel bildeten, hatten ihre Truppen und Gendarmerieposten zurückgezogen, und die Kretenser glaubten damit sich am Ziel ihrer Wünsche — der Vereinigung mit Griechenland. Eine Volksversammlung sollte den Anschluß an das Königreich erklären, die griechische Flagge gehißt werden. Da drohte die Pforte mit der Entsendung ihrer Flotte und der Landung türkischer Truppen auf der Insel. Sie forderte die Schutzmächte auf, die Souveränität der Türkei zu schützen, wo nicht, werde sie selbst ihr Recht wahren. Eifrig wurden die Rüstungen betrieben und in den jungtürkischen Zeitungen der Krieg in Sicht gegen Griechenland verkündigt. Die Drohung schon genügte, wie in jenen alten Tagen, da die Türkei wirklich noch eine Großmacht war. Eiligst kehrten die Schiffe der Schutzmächte nach Kreta zurück, um die übereifrigen Patrioten vor unbesonnenen Streichen zurückzuhalten, ihre Matrosen holten von den Zinnen der Festung in Kanea die griechische Fahne herab. Die Pforte will die Selbstverwaltung und die Autonomie der Insel nicht antasten, aber sie nicht aus dem türkischen Reichsverbande entlassen: sie fordert ausreichenden Schutz für den Rest der Mohammedaner, der nach so vielen Kämpfen und Unterdrückungen noch in Kreta zurückgeblieben ist, und das Recht der Ernennung des Generalgouverneurs im Verein mit den Schutzmächten. Für Griechenland und die Kreter war diese Erklärung ein Donnerschlag am heiteren Tage. In dem griechischen Heere brach eine heftige Bewegung aus, die sich diesmal nicht nur gegen die Regierung des Ministers Theotokis, sondern mit ihrer schärfsten Spitze gegen den König und den Kronprinzen richtete. Ihnen vor allen wurde in einer Versammlung von Offizieren auf einem Platze in Athen der Vorwurf gemacht, daß sie die Ordnung und Rüstung des Heeres vernachlässigt und das Land ohne Waffen und Geld dem Übermut der Türken überliefert hätten. Anfangs erschien König Georg zur Abdankung geneigt, schließlich hat er doch in die Einsetzung eines Reformministeriums unter Mauromichalis eingewilligt. Dafür haben die Prinzen die Zeche bezahlen müssen. Der Kronprinz Konstantin, seine Söhne und Brüder haben ihre Stellen im Heere niedergelegt und das Land verlassen. Die Hellenen leiden wie die Serben, Bulgaren und Montenegriner an Großmannsucht und träumen bei unzureichenden materiellen Mitteln von Marathon-Siegen und einer Vormachtstellung im europäischen Südosten. Daher ihr Zorn, als jetzt die türkischen Drohungen ihnen ihre Ohnmacht unsanft zu Gemüte führten. Ob das Opfer, das die Prinzen gebracht haben, die nationale Entrüstung beschwichtigen wird, steht freilich dahin. Aber ein Fortschreiten auf der Bahn der Revolution würde Griechenland bald der Sympathien Europas berauben und den Zusammenstoß mit der Türkei unvermeidlich machen.

So glücklich und stattlich wie gegenüber dem Auslande, dem ihre militärische Bereitschaft Respekt eingeflößt hat, ist die Lage der neuen türkischen Regierung im Innern nicht. Die Aufstände in Yemen und in Albanien, die Räubereien der Kurden in Kleinasien und die Gärung in Mazedonien dauern wie unter Abdul Hamid fort trotz der größeren Kraftentwicklung, welche die Regierung überall entfaltet. Von einer Verbrüderung der verschiedenen Volksstämme und Religionen, von tatsächlichen Anfängen gleichen Rechts und konstitutionellen Lebens kann nicht die Rede sein. Überall erhebt die partikularistische Gesinnung das Haupt. Die Christen verlangen zur Ableistung ihrer Wehrpflicht besondere, nur aus Christen zusammengesetzte Kompanien in den Bataillonen, die Druſen und Maroniten, die Armenier und Griechen, Bulgaren und Serben in den Bezirken, in denen sie die Mehrheit bilden, eine nationale Selbstverwaltung. Wie weit sind solche Gesinnungen noch von dem gemeinsamen ottomanischen Staatsgefühl entfernt, das den Jungtürken als Ideal vorschwebt! Ihre Führer haben jüngst in Saloniki getagt, und die Beziehungen ihres Geheim-

bundes „für Einheit und Freiheit", der 350000 Mitglieder zählen soll, erstrecken sich über die ganze mohammedanische Welt. Bis nach Afrika und Indien hinein. Wohl ist eine gewisse Bewegung und innerliche Gärung im Islam unverkennbar, aber der Gegensatz zwischen dem alten Glauben und den neuen, durchaus auf christlicher und europäischer Anschauung beruhenden Vorstellungen ist nirgends im Schwinden begriffen. Die unklaren Wünsche und Ansprüche auf politische Freiheit und Unabhängigkeit von der Vormundschaft des Auslandes haben ihn nur zurückgedrängt. Die neuen Schläuche, in die der neue Wein gegossen werden könnte, sind nirgends vorhanden. Weder in der Türkei noch in Persien. Hier hat den Schah Mohammed Ali das Schicksal Abdul Hamids getroffen. Eidbrüchig wie dieser, hatte er die wiederholt beschworene Verfassung verletzt, das Parlamentshaus in Teheran beschießen lassen, durch seine nach russischem Muster eingerichtete Kosakenbrigade ein Schreckensregiment in der Hauptstadt eingeführt. Allen Mahnungen der Gesandten Englands und Rußlands, die ihm zur Mäßigung und Umkehr rieten, setzte er Starrsinn und Hochmut entgegen, bis eine allgemeine Volkserhebung, von Täbris im Norden und Ispahan im Süden ausgehend, ihn zur Abdankung zwang. Sein junger Sohn, ein unmündiger Knabe, für den ein Verwandter die Regierung übernommen hat, wurde zum Herrscher ernannt, er selbst widerwillig an die russische Grenze gebracht: jetzt sitzt er als Verbannter in Odessa. Angesichts dieser Tatsachen muß man der islamitischen Bewegung ihre Eigenart und Bodenbeständigkeit zugestehen: sie ist keineswegs ein Produkt äußerer Einflüsse und die Empörung einer geringen unzufriedenen Partei. Der beständige Druck des Auslandes hat, wie in China auch in der Türkei und in Persien, endlich den Widerstand der Massen und den Versuch der Befreiung erzeugt. Die Erkenntnis, daß der erste Schritt dazu die Vernichtung der autokratischen Regierung sein müsse, drängte sich den Führern durch die eigene Erfahrung auf: die Frage, ob das Volk überhaupt schon für Freiheit und Recht, für religiöse Duldung und Brüderlichkeit reif sei, wurde gar nicht aufgeworfen. Daß hierin jedoch der Kern der Dinge liegt, daß die Fortschritte der Bewegung von den stärkeren oder schwächeren Widerständen abhängen werden, die ihnen die alten religiösen und politischen Einrichtungen, Gewohnheiten und Vorurteile entgegensetzen, wissen wir Abendländer aus unsrer Geschichte. Die Grundsätze und Menschenrechte von 1789 sind uns noch heute nicht in Fleisch und Blut übergegangen; glaubt man, daß der Islam mit seiner Erneuerung rascher zum Ziele kommen wird?

Gerade jetzt, wo ihn die Vorgänge in Marokko in der ungebrochenen Wildheit seiner Natur offenbaren! Vom Glück begünstigt, ist der Sultan Muley Hafid all seiner Feinde Herr geworden. Wochenlang wurden Tag für Tag die Gefangenen in Fez eingebracht, zuletzt noch jener Bu Hamara, der sich so lange, von den Franzosen heimlich unterstützt, erst seinem Bruder und dann ihm gegenüber als Prätendent behauptet hatte. Statt Milde zu üben, verfuhr Muley Hafid mit unbarmherziger Grausamkeit, den einen wurden Hände und Füße abgehauen, andre zu Tode geprügelt, den Bu Hamara warf er den Löwen vor. Auf die Proteste der europäischen Gesandten erwiderte er ablehnend: er handle nach den Gesetzen des Korans und den Sitten der Väter. Seinem Beispiele ahmen die Rif-Kabylen in ihren Kämpfen gegen die Spanier nach. Von Melilla aus haben die Spanier eine Eisenbahn in das Innere, wenige Kilometer lang, nach den Vorbergen angelegt, deren Minen sie ausnutzen. Hier wurden am 9. Juli sechs spanische Arbeiter von den Leuten des Kaid Chaldi erschlagen, der schon seit Monaten den heiligen Krieg predigte und zu einem Angriff auf die spanischen Besitzungen rüstete. Dies ist die Veranlassung zu dem blutigen Kriege, der jetzt zwischen Spaniern und Kabylen im Rif tobt. Mit zahlreichen Streitkräften und schweren Verlusten auf beiden Seiten. Mehr als vierzigtausend Mann hat Spanien allmählich hinüberschaffen müssen, um die Angriffe der Kabylen abzuwehren und die fruchtbare Ebene zwischen Melilla und den Bergen in seine Gewalt zu bekommen. Vermutlich ist es die

Eroberung dieser Landschaft, die dem Kriegseifer der spanischen Regierung zum Sporn dient. Aber der Widerstand der Kabylen ist noch nicht gebrochen, der General Marina, der bisher die Operationen im ganzen erfolgreich und geschickt geleitet hat, fordert immer neuen Nachschub, so daß schließlich der Preis doch zu teuer bezahlt werden dürfte. Dabei bleibt immer die Voraussetzung, daß der Sultan sich nicht einmischt. Das Abenteuer würde verhängnisvoll werden, wenn Muley Hafid von der Volksstimme gezwungen, sich an die Spitze des heiligen Krieges stellen müßte. Die ersten Nachrichten über die Vorfälle in Marokko erregten im Juli eine leidenschaftliche Aufregung in dem spanischen Volke. Überall fanden Manifestationen gegen den Krieg statt, an vielen Orten suchte man den Ausmarsch der Truppen zu hindern. In Barcelona brach, unter diesem Vorwand, ein wüster anarchistischer Aufstand aus. Innerhalb weniger Tage wurden neunzig Kirchen und Klöster geplündert und verbrannt, viele Geistliche, Mönche und Nonnen getötet. Der lang genährte Zorn der Arbeiter über die Konkurrenz, die ihnen die Klosterarbeit macht, verband sich mit dem Haß gegen alles Geistliche, die ihnen die anarchistische Propaganda eingeflößt hatte, zu einem vulkanischen Ausbruch. Es bedurfte eines großen Aufgebots polizeilicher und militärischer Machtmittel von seiten der Regierung, um die Ordnung wieder herzustellen. Kriegsgerichte walten jetzt in der Feste Monjuich über der unglücklichen Stadt ihres blutigen Amtes. Keine ihrer Verurteilungen hat einen so gefährlichen Sturm erregt und eine so tiefe Wirkung in die Ferne hervorgerufen, als die Francisco Ferrers, der am 13. Oktober nach längerer Haft standrechtlich erschossen worden ist. Ferrer war Lehrer und Schriftsteller, aus den niederen Schichten, ein Autodidakt. Durch eine Erbschaft war er ein reicher Mann geworden, und er verwandte sein Vermögen, das er geschickt zu vermehren wußte, im Sinne der republikanischen und antiklerikalen Sache. Aus seinen Grundsätzen und Gesinnungen hat er niemals ein Hehl gemacht, und als Begründer der sogenannten „modernen Schulen" zur Erziehung der Arbeiterbevölkerung stand er längst auf der schwarzen Liste der Regierung und der Geistlichkeit. Die Anklage bezeichnete ihn als einen Führer des Aufstandes, nicht nur durch Reden und Aufrufe, sondern auch durch tatsächliche Beteiligung; aber die öffentliche Meinung hat sich dabei nicht beruhigt. Seine Hinrichtung vollends hat in Frankreich und Italien, den beiden romanischen Schwesternationen, lärmende Straßenkundgebungen entfesselt. Aber weit hinaus über die tumultuierende Menge, bis in die Kreise der Gebildeten aller Länder hinein, hat sich der Unwille verbreitet, der sowohl in den Protesten der Magistrate von Paris, Rom und Florenz, wie auch in den deutschen und englischen Zeitungen der verschiedensten Parteirichtungen seinen Ausdruck fand. Auch die gemäßigtsten von ihnen warfen der spanischen Regierung vor, einen Märtyrer gemacht und die Rache des Volkes herausgefordert zu haben. In Spanien selbst wird jede freiere Meinungsäußerung noch unter Klausur gehalten; aber es ist klar, daß der Feldzug gegen die Kabylen und die innere Wirrnis sich immer bedenklicher verschlingen — um so verhängnisvoller, als sich die Eifersucht Frankreichs über die marokkanischen Erfolge Spaniens schon leise zu regen beginnt. Die Konferenz in Algeciras versprach 1906 den Marokkanern Ordnung und Friede, Unabhängigkeit und Wohlstand. Statt dessen verwüsten Blutvergießen, Aufstände, Plünderungen das Land von einem Ende zum andern. Unablässig seit drei Jahren. Zum Teil durch die Leidenschaft und die Habsucht der Menschen, aber im viel stärkeren Maße durch die Macht der Dinge, die geographische Lage Marokkos und die Barbarenart seiner Bewohner heraufbeschworen. Sie sind es, die das Reich unaufhaltsam dem Verfall und dem französischen Protektorat entgegentreiben, der spanische Stoß hat die rollende Kugel noch zu eiligerem Laufe beflügelt.

Literarische Rundschau.

Die Viktorianische Ära.

Die englische Literatur im Zeitalter der Königin Viktoria. Von Dr. Leon Kellner, Professor an der Universität in Czernowitz. Leipzig, B. Tauchnitz. 1909.

Schon auf den ersten Blick hat diese Geschichte der englischen Literatur im Viktorianischen Zeitalter unsre Sympathie durch die übersichtliche Anordnung des Stoffes gewonnen. Mag immerhin einzelnes dem durch eine solche Methode bedingten Zwang zum Opfer fallen, im großen und ganzen ist es dennoch Gewinn, in so guter, taktischer Ordnung mit so ungeheuern Massen zu manövrieren. Für ein Werk, das sein Verfasser „Das Buch der Könige" nennt, ergaben sich die Führerrollen wie von selbst zur Darstellung einer Schaffensperiode, wie sie der Welt zu sehen und zu genießen nur selten beschieden ward. Wir lassen Professor Kellner das Wort: „Die Reihenfolge dieser Fürsten gibt den Leitfaden für das Labyrinth der Viktorianischen Literatur. Im Jahre 1837, dem Jahre der ‚Pickwickier', kommt Charles Dickens auf den Thron; das Jahr 1838 bringt Edward Bulwer seinen großen Theatererfolg; 1839 erobert Carlyle mit seinem ‚Chartismus' die erste Stelle unter den lehrhaften Schriftstellern seiner Zeit; 1843 rückt das ‚Lied vom Hemd' den Stern des armen, verbrauchten Thomas Hood ins Gesichtsfeld des großen Publikums; 1844 macht ‚Coningsby', der erste Roman aus dem parlamentarischen Leben, Disraeli zum Helden des Tags; 1846 verschafft sich Thackeray mit dem ‚Jahrmarkt des Lebens' den ihm gebührenden Platz; 1847 nimmt Charlotte Bronte mit ‚Jane Eyre' ganz London im Sturm; 1848 wird Macaulay durch die ‚Geschichte Englands' der Abgott der Nation; 1850 bringt ‚In Memoriam' seinem Dichter unbestrittenen Ruhm." In diese beredte, für sich sprechende Nomenklatur gliedern sich die Brownings und vor allem George Eliot ein, deren Ruhm 1857 anhebt und die nächsten Jahrzehnte beherrscht. Dazwischen liegen andre geistige Strömungen und Gefolgschaften, deren Bannerträger ihre intellektuellen Farben in die Weltliteratur übertrugen. Stuart Mill führt die Utilitarier, John Henry Newman die Oxforder Bewegung, Charles Kingsley die Christlich-Sozialen; Herbert Spencer ist der Verkünder, nicht der Entdecker des Entwicklungsgedankens; Dante Gabriele Rossetti und die Präraffaeliten reichen Ruskin die Hand. Ihnen nicht fern steht Morris. Meredith, Stevenson, Swinburne sind dem Wesen ihrer Begabung nach vereinzelte Erscheinungen. Kipling hat Gesinnungsgenossen, Nachahmer, jedoch, mit Ausnahme des genialen Henley, keinen Nebenbuhler. Um den liebenswürdigen Goethe-Verehrer Matthew Arnold scharen sich Eklektiker. Farquar Tupper repräsentiert die Biedermeierliteratur, als deren letzte Blüte Marie Corelli eine sehr milde, wohl allzu gnädige Behandlung erfährt. Um so dankbarer berührt die an Oskar Wilde vollzogene Hinrichtung. Die überreiche englische Reiseliteratur der Zeit, die mit Darwins „Voyage of the Beagle" 1839 einsetzt, der Layard zehn Jahre später die hier nicht erwähnte Schilderung der Entdeckung Ninives geschenkt hat, ist wohl nicht ganz glücklich unter der Rubrik „Vertreter der Fremde in der Literatur" geborgen, worin erotische Romane mit inbegriffen sind. Der Vorliebe des deutschen Publikums für Carlyle und Ruskin ist durch ausführliche und vortreffliche Darstellungen Rechnung getragen. Wenn es der Verfasser bescheiden beklagt, einer Gestalt wie Browning nicht völlig gerecht geworden zu sein, so spricht ihn der Umstand frei, daß schon zu des Dichters Lebzeiten eine Gesellschaft zur Deutung seiner poetischen Geheimschrift sich gebildet hatte, der Browning selbst jede Aufklärung scherzend verweigerte. Der vielseitigste

und tiefste moderne Dichter, der den Menschen verherrlicht, ist seinem eigenen Volke durch die Eigentümlichkeiten seines Stils schwer zugänglich geblieben.

Die Memoirenliteratur und die Biographie, die in Tagebüchern, Erinnerungen, Briefen und Aufzeichnungen, wie die von Croker, Senior, Greville, Crabb Robinson und so vielen andern, Schätze der Beobachtung, des Erlebnisses und nicht selten literarischer Formvollendung gebracht hat, ist im Werk, das uns beschäftigt, übergangen. Der Verfasser, der fast kein Erzeugnis der Romanliteratur unbeachtet läßt und von vielen derselben Auszüge gibt, hätte diesen Teil seiner Darstellung beschränken müssen, um Raum für die Besprechung der ungeheuren Produktion zu gewinnen, die der Kulturgeschichte, der Psychologie, nicht zum wenigsten der Geschichte unentbehrlich und unschätzbar zugleich geworden ist. Infolge der Anordnung, die er gewählt hat, sind die Historiker selbst stiefmütterlich behandelt. Professor Kellner hat es versucht, James Anthony Froude gegen den Vorwurf parteiischer Unzuverlässigkeit in Schutz zu nehmen, und darauf hingewiesen, daß er seinen Text urkundlich belegt hat. Aber Froude hat sich nicht nur auf unzuverlässige Dokumente gestützt, er hat auch nach Bedarf gekürzt, verändert und häufig falsch zitiert. Der Künstler, der in Froude lebte, täuscht über den Wert des Geschichtschreibers. A. Stanley, nebenbei bemerkt derjenige, zu dem Disraeli das auch von Kellner angeführte Wort „No dogmas no deans“ gesprochen hat, zählt kaum zu den Geschichtschreibern. Unter den größten ist einer nicht erwähnt. Es ist Bischof Stubbs, der unerreichte Meister auf dem Gebiet der englischen Verfassungsgeschichte. Buckle wollte seine „Geschichte der englischen Zivilisation“ umschreiben, da die Evolutionstheorie sie bereits ein Jahr nach ihrem Erscheinen gänzlich überholt hatte. Der Tod hat ihn daran verhindert. Die kurze Sir Henry Sumner Maine gewidmete Notiz läßt seine Bedeutung kaum erkennen. Der Verfasser von „Ancient Law“ und der „Village Communities in the East and West“ war ein Bahnbrecher und Forscher ersten Ranges, der als Beamter in Indien über die Urzustände der Gesellschaft Licht verbreiten lernte. Als er 1888 zu Cannes starb, stand Fustel de Coulanges, der berühmte Gelehrte, an seinem offenen Grab: „Nous avons perdu le plus grand des historiens de notre temps“ sprach der Autor der „Cité antique“.

Viele andre der in dieser Geschichte der englischen Literatur verzeichneten Namen rufen persönliche Erinnerungen wach. George Eliots Jugendgeschichte birgt Geheimnisse, die ihre späteren Schicksale in einem wesentlich andern Licht erscheinen lassen, als ihr zweiter Gatte — „George Eliots Witwer“, wie man scherzend in England sagt — sie in ihrem „Leben“ schildert. Sie war, trotz ihres Genies, eine echte, mit allen Schwächen und aller Anziehungskraft ihres Geschlechts behaftete Frau, und man wird sich nicht täuschen, wenn man hinzufügt, daß sie oft, wenn auch nicht immer, eine tief unglückliche Frau gewesen ist. Als sie sich entschloß, das Verhältnis mit dem verheirateten Mann, den sie liebte, einzugehen, verteidigte sie den Schritt auf ihre Weise, nicht ohne Pedanterie und im Namen einer persönlichen Moral. „Leichthin geschlossene und ebenso wieder gelöste Bande“, schrieb sie, „erkenne ich weder in der Theorie noch in meinem Leben an. Frauen, die sich damit begnügen, handeln nicht so wie ich. Eine Verurteilung meiner Beziehungen zu Mr. Lewes als unmoralisch kann ich mir nicht anders als durch die Subtilität und Komplexität der Einflüsse erklären, die die öffentliche Meinung gestalten.“ Sie wollte derjenigen, die sie verurteilten, nicht lieblos gedenken, obwohl sie ein andres Verdikt erwartet habe. Die Frau, die so sprach, wagte niemals allein über die Straße zu gehen, weil sie den Spott der Vorübergehenden fürchtete, auch nachdem längst die Schatten einer anfänglichen Kritik dem Glanz ihres Ruhmes gewichen waren. Nach seinem Tode hat ihr Lewes Enttäuschungen zurückgelassen, die es erklären, wie sie dazu kam, sechs Monate später eine andre Ehe einzugehen. Es ist bemerkt worden, daß die Heldinnen ihrer Dichtung die königliche Gabe des Verzeihens nicht besitzen. Der beste ihrer Biographen, Lord Acton, der sie so warm bewundert, sagt: „Sie glaubte zu wissen, was sie verlor, indem sie Lewes folgte; sie wußte es nicht. Was sie

tatsächlich opferte, war die Freiheit des Wortes, der erste Rang unter den Frauen und ein Grab in Westminster." Es fand sich, daß sie noch mehr geopfert hatte. Die besten Biographen wissen nicht alles — oder sagen es nicht. So wie sie veranlagt war, bedeutete der künstlerische Erfolg wenig genug, wenn die ethische Mission, in deren Dienst er gestellt war, versagte. Das aber hat sie nicht ohne Grund befürchtet. Die Welt pries den größten weiblichen Geist, der jemals zu ihr gesprochen hat; die Botschaft, die ihr den Altruismus verkündete, verklang. Im Abenddunkel katholischer Kirchen, so wird uns erzählt, hat, Ruhe für ihre Seele suchend, die Übersetzerin von Strauß, die Schülerin von Comte, die Freundin Herbert Spencers manche Stunden in stiller Betrachtung verbracht.

Bei der Lektüre des der viktorianischen Ära gewidmeten Werkes kamen uns noch andre Gedanken, zustimmende und widersprechende, in der einen wie in der andern Form eine Anerkennung für das so reich Gebotene. Sie müssen unausgesprochen bleiben und sich auf den Wunsch beschränken, dem Buch weite Verbreitung und verständnisvolle Leser zugewendet zu sehen.

Eine Mystikerin des Mittelalters.

Das fließende Licht der Gottheit. Von Mechthild von Magdeburg. Ins Neudeutsche übertragen und erläutert von Mela Escherich. Berlin, Gebrüder Paetel. 1909.

Es wird nicht bestritten werden können, daß auch weitere Kreise neuerdings ein lebhafteres Interesse Gebieten entgegenbringen, die, abseits und unsern modernen Anschauungen scheinbar fernliegend, lange Zeit selbst von der gelehrten Forschung nur vereinzelt und vorübergehend betreten worden sind. Zu ihnen gehört die deutsche Mystik des Mittelalters, an der Theologie, Sprach- und Literaturgeschichte gleichen Anteil haben, die letztere aber in ganz besonderem Maße, insofern die mittelalterliche Mystik, wenn auch oft mit größeren Unterbrechungen, nie aufgehört hat, anregend und befruchtend auf die literarischen Strömungen der späteren Zeit bis in unsre unmittelbare Gegenwart hinein zu wirken. Der mystische Faden spinnt sich durch die Jahrhunderte fort von Meister Eckhart, Seuse und Tauler zur Deutschen Theologie und Luther, zu Schwenkfeld und Daniel Sudermann, zu Jakob Böhme, Spee und Angelus Silesius, zu Spener und den Stillen im Lande, zu den Bekenntnissen einer schönen Seele und zum Darmstädter Kreis des jungen Goethe, zur Romantik eines Brentano und Görres sowie zu Maeterlincks Neuromantik. Die neuromantische Bewegung aber führt zu den Quellen zurück, und mehrfach begegnen wir in jüngster Zeit zielbewußten Versuchen, altes Gut zu heben und in neuer Fassung in Umlauf zu bringen. Sie verfolgen in allgemein verständlicher Darstellung die verschiedenen Arten der Mystik durch Heidentum und Christentum[1]) oder geben eine Blütenlese ekstatischer Konfessionen[2]) von Mystikern und Mystikerinnen aller Zeiten und Länder; sie behandeln insbesondere die Grundlehren[3]) der deutschen Mystik, suchen Meister Eckharts[4]) Gedanken durch Erneuerung seiner freilich in ihrer Authentizität vielfach strittigen Predigten und Traktate der Gegenwart nahe zu bringen und klarzumachen oder den Poeten der deutschen Mystik, den geistlichen Minnesänger Seuse[5]), in seiner

[1]) E. Lehmann, Mystik im Heidentum und Christentum. Leipzig 1908.

[2]) Ekstatische Konfessionen. Gesammelt von M. Buber. Jena 1909.

[3]) P. Mehlhorn, Die Blütezeit der deutschen Mystik. Tübingen 1907. — W. v. Scholz, Deutsche Mystiker, in: „Die Kultur". Herausgegeben von E. Gurlitt. Band 28.

[4]) Meister Eckharts Schriften und Predigten. Aus dem Mittelhochdeutschen übersetzt und herausgegeben von H. Büttner. Erster Band. Leipzig 1903. — Meister Eckharts Mystische Schriften. In unsere Sprache übertragen von G. Landauer. Berlin 1903.

[5]) W. v. Scholz, Heinrich Suso, eine Auswahl aus seinen deutschen Schriften. München und Leipzig 1906.

schönheitberauschten Geisteswelt, seiner von Schönheit getragenen Sprache auferstehen zu lassen, der Bemühungen nicht zu vergessen, die die tiefen Zusammenhänge zwischen Mystik und Kunst[1]) darlegen, die mystischen Anklänge bei Fra Angelico, der Kölnischen Malerschule des 14. und 15. Jahrhunderts, bei Martin Schongauer, Mathias Grünewald und den Präraffaeliten des 19. Jahrhunderts aufdecken wollen.

Einen neuen Beitrag zu diesen Bestrebungen liefert nun auch Mela Escherich, die erst vor kurzem den Lesern der „Deutschen Rundschau" eine feinsinnige Studie über Mathias Grünewald und die Symbolik des Lichtes vorgelegt hat: sie läßt Mechthilds von Magdeburg „Fließendes Licht der Gottheit" aufs neue aufleuchten. Die Verfasserin hat aus den zahlreichen Frauengestalten, die die deutsche Mystik kennt, in denen die mystische Lehre praktische Anwendung auf das mystische Leben gefunden hat, ganz entschieden die poesievollste sich zu eingehender Beschäftigung auserwählt; denn die Magdeburger Begine und spätere Zisterzienserin des Klosters Helfta bei Eisleben bezeichnet mit ihren deutsch geschriebenen Offenbarungen (1250 bis nach 1265) einen Höhepunkt deutscher Frauenbildung und religiösen Lebens im Mittelalter. Läßt sie, was die Wirksamkeit nach außen betrifft, einer Hildegard von Bingen und Elisabeth von Schönau, den begeisterten und begeisternden, ihrer Natur nach aber spröden, ja gelegentlich herben Visionärinnen und Prophetinnen des 12. Jahrhunderts den Vortritt, und bleibt sie die Ungelehrte gegenüber ihren lateinschreibenden visionären Mitschwestern in Helfta, so überragt sie diese wie so viele andre sich literarisch betätigende Frauen in den Klöstern des 13. und 14. Jahrhunderts an phantasiereicher Begabung und dichterischem Schwung. Sie stellt uns mit ihrem Werk, „das als ein Bote gesandt werden sollte allen geistlichen Leuten, den bösen und den guten", ein reizvolles Problem, auf dessen befriedigende Lösung wir zunächst verzichten müssen, insofern wir nicht wissen, woran diese aus niederdeutscher Gegend, aus der Heimat des Sachsenspiegels stammende Frau ihren Geist, ihren Stil geschult und gebildet, ihre Sprache gelernt hat, die bald als schlichte Prosa, bald in rhythmischen Perioden dahinfließt oder in Reimen und Assonanzen schwelgt. Wer überhaupt für die eigenartige Gedankenwelt der Mystik Sinn und Stimmung mitbringt, wird sich dem Eindruck ihrer Diktion nicht entziehen können, die nicht einmal in der Urschrift vorliegt, sondern nur in einer oberdeutschen Übertragung des Mystikers und Weltpriesters Heinrich von Nördlingen aus dem Jahre 1345. Er hatte seinem Beichtkind, der Dominikanerin Margareta Ebner in Maria-Medingen, die Schrift mit den Worten übersandt, es sei „das lustigste Deutsch und das innerlich ergreifendste Minnegeschoß, das er je in deutscher Sprache gelesen habe".

Die Verfasserin hat ihrer Erneuerung eine größere Einleitung vorausgeschickt, die von liebevoller Vertiefung und verständnisvollem Nachempfinden jener Kräfte zeugt, die in der Magdeburger Begine dichterische Gestalt angenommen haben. Auch auf die Darstellung ist etwas von der Wärme, der Begeisterung und dem Glanz des Originals übergegangen. Neben dem Zweck, die literarische Bedeutung der Frau allgemein zugänglich zu machen, will die Verfasserin einen Beitrag auf dem Gebiete der Frauenpsyche und der Kulturpsychologie geben, insbesondere das Verhältnis der Frau zu den religiösen Ideen ihrer Zeit veranschaulichen.

Mechthilds lose aneinandergereihte Gedanken, Betrachtungen, Visionen, Gedichte sind Improvisationen, „Studien zu einem ungeschriebenen Riesenwerk", gleichsam ein flüchtiger Entwurf zu Dantes „Göttlicher Komödie", mit der Mechthilds Werk mehr als einen Berührungspunkt hat, ohne daß man deshalb die deutsche Nonne mit Matelda, Dantes Führerin im irdischen Paradiese, wird identifizieren dürfen; doch bleibt es immerhin beachtenswert, daß auch Boccaccio im „Decamerone" (VII, 1) La lauda di donna Matelda nennt. Was sie mit Dante verbindet, ist Gemeingut

[1]) A. Pelzer, Deutsche Mystik und deutsche Kunst. Straßburg 1899. — E. Hintze, Der Einfluß der Mystiker auf die ältere Kölner Malerschule. Breslauer Diss. 1901. — Fr. Schneider, Mathias Grünewald und die Mystik. Beilage zur „Allgemeinen Zeitung" 1904, Nr. 234, 235.

der Zeit; der Jenseitsgedanke, Himmel und Hölle und Jüngstes Gericht haben seit den Zeiten des Frühchristentums die Menschen beschäftigt, zu dichterischer Ausmalung angeregt. An Mechthild ist es die Auffassung des Weibes, die interessiert, und ihren Ursprung, ihre Entwicklung zu schildern, läßt sich die Verfasserin angelegen sein. Sie verfolgt die visionäre Richtung in der geistlichen Literatur des 12. bis 14. Jahrhunderts, in der die Frauen eine führende Rolle gespielt haben, die schon einem Lamprecht von Regensburg zu denken gab, wenn er sagt: „Was ist das für eine Kunst, daß ein altes Weib mehr Einsicht hat als gelehrte Männer". Sie schildert das Ineinanderfließen von Minnesang und Mystik, von irdischer Minne und Gottesminne[1]), wie Tizian sie gesehen: „die beiden Frauen am Brunnen, verhüllt und enthüllt ein und dieselbe Gestalt — das Wesen der Liebe".

Das huldigende Werben des Mannes um die Frau ist der eigentliche Inhalt der Minnepoesie. In ihr ist die Frau eine Idealgestalt, der Inbegriff des Vollkommenen. Ihr Seelenleben offenbart sich uns aber nur in der Auffassung des Mannes; sie selbst kommt unmittelbar im Minnesang nicht zum Wort. Wohl aber in der Mystik. Da, wo das mystische Lehrsystem ein mystisches Leben entwickelt hat, wie in den Frauenklöstern, sehen wir auch sie suchend und sich sehnend, ringend und kämpfend, gelegentlich unterliegend, aber auch siegreich sich und andre erlösend, sei es als „heldische Natur" warnend, drohend und zürnend wie die genannten rheinischen Prophetinnen, oder mehr sinnlich-religiös sich auslebend wie die bis ins Perverse ekstatischen Frauen flandrischer Klöster und die fast ausnahmslos visionären Bewohnerinnen vom Kloster Engeltal, dessen bedeutendstes Mitglied Christina Ebner schon zu den eigentlichen Gottesfreundinnen überleitet, die wie Margareta Ebner und Elsbeth Stagel — Meister Eckharts Schwester Katrei kommt als wahrscheinlich poetische Fiktion hierfür nicht in Betracht — „durch den Verkehr mit edlen Freunden geläutert und erhoben werden und wiederum läuternd und erhebend auf diese zurückwirken".

In Mechthild von Magdeburg erscheinen die verschiedenen Typen vereinigt. „In ihr faßt sich das gärende Leben der Zeit zu künstlerischer Form zusammen." Sie berührt die tiefsten Fragen des Seelenlebens, die höchsten Wahrheiten und Geheimnisse des Glaubens, nur selten, und doch wohl ihr selbst unbewußt, die vom Dogma gezogenen Grenzen überschreitend. Im Fluge der Beschauung durcheilt sie die Hölle, jene Stadt, die der ewige Haß heißt, und wo der vielarme Spielmann, der hier auf Erden mit hohem Mute sündliche Eitelkeit zu wecken wußte, mehr Tränen weint als das Meer Wasser hat. Sie erzählt über das Fegefeuer und den Himmel und entwirft darüber farbenreiche Zeichnungen, wie wir sie später ähnlich auch bei Dante finden. Mit heiligem Ernst geißelt sie die Verweltlichung der Kirche und ermahnt namentlich den Dominikanerorden, zu dem sie innige Zuneigung hat. Mit besonderer Vorliebe aber versenkt sie sich in den geheimnisvollen Wechselverkehr zwischen Gott und der Seele und zwischen der Seele und dem Leibe, den die göttliche Minne vermittelt. Aber nicht nur, wo ihre eigene Seele sich in Gott vertieft und sich ihm vermählt, kommt diese allumfassende Liebe zu Wort, auch wo sie prophetisch, wie einst Hildegard von Bingen, auf ihre Umgebung wirken will, predigt sie vor allem Liebe. Ihrer Verherrlichung leiht sie den tiefsten Ausdruck ihres poetischen Geistes. Bewundernswert ist der Farbenglanz und die Mannigfaltigkeit der Situationen, die Mechthild zu Gebote stehen, um das mystische Thema der Vereinigung Gottes und der Seele immer und immer wieder zu behandeln. Phantasie und Sprache zeigen sich gerade hier im schönsten Lichte. Wohl mutet uns diese Überschwenglichkeit, dies Ganz-Aufgehen im Gefühl seltsam an, aber wir fühlen doch die Innigkeit und Tiefe der Empfindung heraus, und auch unsre Phantasie wird erregt, weil Mechthild auf der Bahn des Schönen und Anmutigen bleibt und

[1]) Vgl. jetzt auch die lehrreichen Aufschlüsse bei E. Wechßler, Das Kulturproblem des Minnesangs. Bd. I. Minnesang und Christentum. Halle a. S. 1909.

sich mit wenigen Ausnahmen fernhält vom Geschmacklosen und Unästhetischen. Es spiegelt sich in ihren Auslassungen der Geist der Minnepoesie wider. Wir erkennen, daß sie unter den Eindrücken des Ritter- und Hoflebens aufwuchs, wie sie es selbst mehrfach betont. Aber „so eng sich auch ihre Gestalt mit ihrer Zeit verknüpft, so erleben wir in ihr doch psychologische Vorgänge, die etwas zeitlos Allgemeines haben. Sie gehört zu jenen Frauen, die Typen des Frauentums sind. In Mechthild entrollt sich das ganze Empfindungsleben der Jungfrau; die spröde Reinheit geliebten Menschen gegenüber, die ziellos mütterliche Teilnahme für alles und jedes, die durch nichts entweihte Liebeskraft, die instinktiv nach höchstem Ziele strebt. Bis in ihr Alter, bis zum Tode hat sie sich diese Jungfräulichkeit bewahrt: leidend, liebend, helfend. Eine hoheitsvolle Frau, deren stürmisches Gefühl sich im Umgang edler Männer geläutert hat, deren Seele in der Unnahbarkeit einer großen Liebe frei geworden ist, deren ganzes Leben vor uns liegt wie ein feierlicher Gottesdienst."

Die Verfasserin ist bei der Auswahl der Abschnitte, die sie mit eigenen, auch das Übergangene berücksichtigenden Erläuterungen begleitet, geschickt und mit Verständnis für das Wesentliche und Eigenartige verfahren; hübsch und durchaus am Platze sind auch Parallelen aus Malerei und Architektur des öfteren eingefügt. Hinsichtlich der Übertragung ins Neuhochdeutsche stellten sich der Übersetzerin nicht nur die allgemein bekannten, durch die oft äußere Gleichheit mittelhochdeutscher und neuhochdeutscher Wortformen bei verschiedener Bedeutung bedingten Schwierigkeiten entgegen — sie hat sie nicht immer siegreich überwunden — sondern in diesem Falle war auch mit der vielfach fehlerhaften, dazu noch vom ersten Herausgeber nicht korrekt wiedergegebenen oberdeutschen Überlieferung, die ja das verlorene niederdeutsche Original nicht ersetzen kann, zu rechnen. Hier und da begegnende Mißverständnisse wären zu vermeiden gewesen, wenn die Verfasserin, zumal in Zweifelfällen, die lateinische Übersetzung der Offenbarungen herangezogen hätte; insbesondere hätten sie in dieser Beziehung die „Studien zu Mechthild von Magdeburg" von Hubert Stierling (Göttinger Dissertation, Nürnberg 1907), die jetzt manche fehlerhafte Lesungen aus der Einsiedler-Handschrift unter Heranziehung des lateinischen Textes berichtigen, fördern können. Auch sonst wäre in der Einleitung wie in den Anmerkungen zu Besserungen mehrfach Anlaß gegeben — so ist z. B. Mechthild nicht 1277, sondern frühstens 1282 geboren — da die Verfasserin sich fast ganz auf Pregers zum Teil überholte Ausführungen stützt. Doch ist hier nicht der Ort, darauf näher einzugehen. Die Schrift wird trotz dieser Ausstellungen auf Beifall in weiteren Kreisen rechnen dürfen; sie wirkt anregend, indem sie gegenwärtigen literarischen und künstlerischen Neigungen entgegenkommt.

Philipp Strauch.

Mau's Pompeji.

Pompeji in Leben und Kunst. Von August Mau. Zweite, vermehrte und verbesserte Auflage. Mit einem Kapitel über Herculaneum. Mit 304 Abbildungen im Text, 14 Tafeln und 6 Plänen. Leipzig, Wilhelm Engelmann. 1908.

Mit August Mau ist der Wissenschaft einer ihrer verdienstvollsten Forscher und besten Kenner Pompejis vor und nach der Zerstörung durch den Tod entrissen worden. Wird doch sein Name stets mit der Entdeckung und Klarlegung der verschiedenen Stile der pompejanischen Malerei verbunden bleiben.

Noch kurz vor seinem Tode konnte er die für die zweite Auflage seines Buches „Pompeji in Leben und Kunst"[1]) nötig gewordenen Umarbeitungen und Er-

[1]) Eine Besprechung der ersten Auflage (1900) findet sich in dieser Zeitschrift 1901, Bd. CVII, S. 315, 316.

weiterungen vollenden, so daß auch diese neue Auflage ein mit Rücksicht auf die letzten Ausgrabungen allseitig ergänztes Bild Pompejis gibt. Ein Vergleich der dem Kapitel V in beiden Auflagen beigegebenen Übersichtskarten zeigt, daß in den acht Jahren seit dem Erscheinen der ersten Auflage nur ein kleiner Teil der Stadt vollständig neu ausgegraben ist, ein Häuserblock ganz im Norden an der „Vesuvstraße", wo nur Privathäuser gestanden haben. Doch die völlige Freilegung einzelner wichtiger Gebäude, die im Jahre 1900 eben erst begonnen hatte, und einige Einzelfunde haben inzwischen reiches neues Material zutage gefördert. So glaubt Mau aus der Gestaltung einer altertümlichen in der Wand eines Hauses eingemauert gewesenen dorischen Säule den Schluß ziehen zu dürfen, daß die erste Anlage Pompejis nicht etruskisch, sondern hellenisch war.

Besonders ausführlich behandelt der Verfasser die Baugeschichte des an der Südwestecke der Stadt nahe beim Forum gelegenen Tempels der Venus Pompejana, der Stadt- und Schutzgöttin von Pompeji, dessen Stätte erst in den Jahren 1898—1900 aufgedeckt worden ist. Der Tempel befand sich zur Zeit der Verschüttung im Bau, da ein an Stelle des ursprünglichen Tufftempels hier errichteter Marmortempel infolge des Erdbebens vom Jahre 63 n. Chr. zusammen mit dem umgebenden Portikus eingestürzt war. So ist eigentlich nicht viel mehr als die Baustelle vorhanden, da im Jahre 79 noch nicht einmal der Unterbau vollendet war; doch kann man aus den spärlichen Resten immerhin mit Sicherheit schließen, daß ein Prachtbau von großen Dimensionen mit annähernd 300 Säulen geplant war, was erklärlich ist, da es sich um die Stadtgöttin handelte.

Einen Beitrag zu der Streitfrage, wo im griechischen Theater der Platz der Schauspieler war, ob auf dem Proskenion oder in der Orchestra, liefert der Verfasser durch seine Untersuchungen über die älteren Teile des großen Theaters zu Pompeji aus dem zweiten Jahrhundert v. Chr. und kommt zu dem Schluß, daß hier wenigstens die Bühne sicher nicht die Orchestra war, da diese von einem Wasserbassin eingenommen wurde, daß aber auch kein höheres Proskenion vorhanden war, sondern daß wahrscheinlich zwischen den Paraskenien im Niveau der Orchestra gespielt wurde, wo ein unsern Bühnen ähnlicher, 5 m breiter trapezförmiger Raum sich befand.

Wie fast alle andern, so hat der Verfasser auch das Kapitel (LIV) über die Wanddekorationen erweitert und ergänzt. So gibt er hier eine geistreiche Untersuchung über die verschiedenen Spielarten der Dekorationen ersten Stils und ihren Zusammenhang untereinander, besonders über die logische und künstlerische Bedeutung des gelben Sockels.

Ganz neu ist in dem Buche ein Anhang über Herculaneum. Wenn auch nur ein kleiner Teil, und zwar unter sehr erschwerenden Umständen (durch unterirdische Gänge), im 18. Jahrhundert erforscht worden ist, so bieten die damaligen Entdeckungen und Aufzeichnungen, von denen unglaublicherweise ein großer Teil wieder verloren gegangen ist, doch einigen Anhalt zu Vermutungen über die wahrscheinliche Lage und Größe der Stadt; danach mag sie bei ungefähr 2500 bis 3000 Einwohnern 15 oder 19 „Insulae" mit dem Forum in der Mitte gehabt haben. Nur das Theater und einige am Anfang des 19. Jahrhunderts unvollständig ausgegrabene Häuser sind jetzt noch zugänglich, da die übrigen unterirdischen Gänge wegen Gefährdung der darüber liegenden Ortschaft Resina sofort wieder zugeschüttet werden mußten. Deshalb sind wir auf die sehr unvollständigen Schriften und Zeichnungen aus dem 18. Jahrhundert angewiesen, nach denen der Verfasser eine dankenswerte kurze Übersicht über die vermutliche Lage der Stadt und über die wenigen, auch nur teilweise durchforschten Gebäude, so z. B. das (vermutliche) Forum, zwei an der Südwestseite desselben gelegene öffentliche Gebäude, das Theater und vor allem die berühmte „Villa suburbana" gibt. Mit Mau bedauern wir, daß die reichen Schätze, die sicher unter dem Lavatuff schlummern, noch lange, vielleicht für immer der Forschung entzogen bleiben werden. Z.

cr. **Sonnenfahrten.** Von Friedrich Naumann. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe". 1909.

Friedrich Naumann, der so viele Jahre nun schon im Mittelpunkt des öffentlichen Lebens steht und mit Rede sowohl wie Schrift die Gemüter zu leiten sucht, mag als Politiker Feinde genug haben, als Schriftsteller ist seine natürliche, warme und doch beherrschte Art jedem Leser immer willkommen gewesen. Er bietet uns diesmal Reiseaufsätze, die früher in seiner „Zeit" und „Hilfe" erschienen sind und dort freundlichen Beifall gefunden haben. Sie verlieren nichts, so zum Buche gesammelt. Im Gegenteil, etwas Zusammenhängendes wird aufgereiht, dem die vielfältige Zeit der Entstehung Frische und Ursprünglichkeit hinzufügt. Naumann reist als Erholungsuchender. Er will als Naturforscher, als Volkswirtschaftler und Politiker zugleich genießen, lernen, vor allem aufnehmen. Seine Reiseschilderungen ordnet er nicht chronologisch, sondern er setzt die Bretagner Reise, die im Jahre 1907 geschah, vor die Nordafrikanische vom Jahre 1902. In den vier Stücken dieses ersten Abschnitts sind es vor allem die Gedanken über französische und deutsche Gotik, die interessieren. Denn bei Naumann sind die sinnlichen Eindrücke immer nur Telegraphen geistiger Erkenntnisse. In seinem Geiste sind so viele Gedankenfolgen aneinandergereiht, daß es nur einer kurzen Reibung mit Außendingen bedarf, um sie zu entzünden und zum Leuchten zu bringen. Seine intensivste Schilderungskunst gilt aber auch hier dem Heutigen. Nicht etwa der romantischen Insel St. Michel, nicht dem Strand, dem Meere, sondern den Eisenbahnbauten in St. Brieuc, die den modernen Eisen- und Steinstil der Industrie darstellen. Denn Leben, alltägliches und doch erhobenes Leben — das ist Naumanns Losung auch als Genießender. Er gehört nicht sehr zu den mystischen Träumern, die das Fremdartige nicht verstehen, nicht erklären wollen, um ihm seinen suggestiven Reiz nicht zu zerstören. Nein, er will lernen, für sein Deutschland lernen, abwerten und urteilen. In Nordafrika ersteht ihm das Problem der Europäerherrschaft auf mohammedanischem Boden, in Venedig wünscht er, ganze Straßenzüge möchten abbrennen, damit man die Bevölkerung volkswirtschaftlich heben, ihr gesunde Wohnungen und Luft geben könne. Und alles das ist bei Naumann mit dem innigsten Gefühl für malerische Schönheiten gepaart. Charakteristisch sind auch des Reisenden Betrachtungen in einer kalten Nacht in Assisi. Er stellt es sich ergreifend vor, wie der heilige Franziskus mit seinem Bruder Leone in fürchterlicher Kälte sein berühmtes Gespräch über die Freuden der Geduld und des Leidens geführt hat. Naumann erkennt in dieser moralischen Passivität eine Größe. Lieber aber wäre ihm wohl eine moralische Aktivität gewesen: nämlich wenn der heilige Franz den Türhüter, der ihm so viele Leiden machte, fortgejagt hätte. Geistvoll und eigenartig und auch sonst die Gedanken Naumanns in Assisi. Er untersucht, warum die Engländerinnen gerade dort so andachtsvoll verharren? Und er kommt zu dem Schlusse, daß sie hier eine Art heiligen Sühnöls empfangen für die verfeinertste kapitalistische Kultur. Der heilige Franziskus erstand gerade zu einer Zeit, da der Mammonismus groß zu werden begann im römischen Reiche. „Es ist, als hätte die alte Zeit einen Schrei ausgestoßen, daß man sie nicht töten solle, und als sei dieser krampfhaft angstvolle Schrei eine Einzelperson geworden." In einem hier abgedruckten Artikel für die „christliche Welt" nennt er sich einen gewesenen Schüler des Franz von Assisi und, nach seiner Aussage, setzt für Naumann die Trennung von dem Heiligen dort ein, wo es sich um die praktische Durchführbarkeit der Bruderliebe handelt. Die Verbesserung der irdischen Lebenslage der ärmeren Klassen, die Naumanns Lebensziel bedeutet, geht der Lehre des Heiligen von Assisi nur zur Seite: ihm ist die Stimmung, nicht das Werk, die Hauptsache. — Überall wendet Naumann den Maßstab des volkswirtschaftlichen an. So wenn er sich ausmalt, was Deutschland an Richard Wagners Ruhm verdient, oder wenn er in Ungarn die Landschaft auf ihren nutzbaren Waldbestand schätzt. Weit gefehlt aber wäre es, das Naumannsche Buch sich als trocken und hausbacken vorzustellen. Sein Reiz besteht gerade in der vielseitigen Erfassung des Lebens auf Reisen, das von den meisten immer nur einseitig künstlerisch oder fachmäßig geschildert wird. Und daß dies alles eigen und zum ersten Male gedacht wurde, daß dieser vieldenkende und -fühlende Reisende und sein jedesmaliges Objekt eine Kombination darstellen, die noch niemals vorher da war, das gibt seinem Sammelwerke die Berechtigung, sich als etwas Bleibenderes herauszuheben aus den unzugänglicheren und weniger leicht handlichen Heften der Zeitschriften.

cr. **Ewige Weisheit.** Spruchpoesie des Talmud und der rabbinischen Literatur nebst Fabeln, Parabeln und Sagen derselben. Übersetzt von Max Weinberg. Halle a. S., Otto Hendel. O. J.

Der längst als verdienstvoll bekannte Verlag von Otto Hendel in Halle versendet als neueste Erscheinung seiner „Gesamt-Literatur" diese Sammlung talmudischer Sprüche, die vom Übersetzer in poetisches Gewand gekleidet und mit Quellenangabe versehen sind. Durch Fabeln, Parabeln und Erzählungen vervollständigt, gibt das Bändchen erwünschten Einblick in die eigentümlich skeptische, praktische und dennoch tief ethische Geisteswelt des alten jüdischen Volkes. Es sind Produkte der späteren rabbinischen Literatur, die der Übersetzer vereinigt hat, von dem Gesichtspunkte eines allgemeinen weltliteraturmäßigen Interesses aus wählend. Aber nicht nur als Einblick gewährend in die Produktion sowohl wie die Anschauung der nachbiblischen Zeit, und somit als Beitrag zur Völkerkunde wertvoll sind diese Sprüche und poetischen Erzählungen, sie sind es auch an und für sich. Ich führe einige Verse an:

Dein Gefangner ist's Geheimnis,
Wenn du nicht darüber sprichst:
Sein Gefangner bist du worden,
Wenn du ihm die Fessel brichst.

Und:

Wer in fremdem Haus etwas befehlen will,
Dem, der nichts hören mag, etwas erzählen will,
Hohe Herren abfällig kritisiert,
Einen Platz besetzt, der ihm nicht gebührt,
Und zu Gast geht ungeladen,
Der sorge nicht um Schimpf und Schaden.

Oder das Sprüchlein von Rabbi Hillel und seinen Jüngern:

Die Jünger Hillels fragten einst den Hirten:
„Wohin des Weges?" — „Einen Gast bewirten,
Der kurze Weile bei mir eingekehrt
Und seines Wegs dann weiterfährt."
„Und darf man wissen, wie der Fremde heißt?"
„Der liebe Fremde ist — mein Geist."

Die Parabeln atmen eine heitere, überlegene Lebensklugheit, selbst wo sie Edelmut und altruistische Zurückhaltung predigen. — Das Weinbergsche Buch eignet sich seiner Natur nach weniger dazu, hintereinander gelesen zu werden; es gehört zu denen, die man eigentlich nie zum ersten Male lesen, sondern immer gleich schon kennen und wieder lesen müßte.

γ. **Grundriß einer Geschichte Roms im Mittelalter.** Von Oskar Rößler. Erster Teil. Berlin, Gebrüder Paetel. 1909.

Der Verfasser dieses Buches hatte ursprünglich die Absicht, eine Geschichte Colas di Rienzo zu schreiben; dabei gewann er die Erkenntnis, daß er diesen Mann nur dann recht verstehen werde, wenn er ihn als Ergebnis einer Jahrhunderte langen, bis ins Altertum zurückreichenden Entwicklung auffasse. So erwuchs ihm der Plan eines viel umfassenderen Werkes, mit dem er freilich keine vollständige Geschichte Roms im Mittelalter schaffen will, die die alten Mängel des Gregoroviusschen Werkes überwinden soll. Namentlich die topographischen Fragen und die architektonische Entwicklung Roms treten bei Rößler zurück; was er bietet, ist nur eine Zeichnung der Grundlinien der römischen Stadtgeschichte im Mittelalter. In dieser Beschränkung scheint uns sein Versuch aber ernster Beachtung wert; in nüchterner, klarer, das Wesentliche fest erfassender Darstellung zieht eine reiche Geschichte an uns vorüber, und mit Interesse erwarten wir den zweiten Band.

δ. **Umbrische Städte:** Orvieto, Narni und Spoleto (Stätten der Kultur, XVII). Von O. v. Gerstfeld. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. 1909.

Die in diesem vorzüglich ausgestatteten Bändchen vereinigten drei größeren Aufsätze über die bedeutendsten Städte des südlichen Umbriens stellen ein Reisebuch für Italienfahrer dar, wie sie sein sollten, aber heutzutage freilich nur sehr selten noch angetroffen werden; für Menschen, die Italien nicht durchstreifen wie eine Galerie von Galerien, sondern es aufsuchen als das Land unsrer Ahnen, ist es gleich unsre Heimat nicht mehr — als den Mutterboden unsrer geistigen Kultur, hat sich diese gleich längst davon losgelöst. Dem Oberflächlichen ist Italien in kürzester Frist erschöpft; wie viele nehmen Umbrien überhaupt in ihren Reiseplan auf, Umbrien, das Italien Italiens, zumal in der Landschaft! Wer sich aber einführen lassen will in ihre weihevolle Schönheit und ruhmreiche Geschichte, der kann nicht besser tun, als zu dem oben genannten Buche zu greifen. Der große, bereits in andern Arbeiten bewährte Vorzug der Verfasserin ist die gründliche Vertiefung in die Geschichte der besprochenen Stätten. Der Kenner bemerkt hier leicht umfangreiche und methodische Quellenstudien, die aber vollkommen zu einer flüssig und außerordentlich fein geschriebenen, warm getönten Darstellung verarbeitet sind. In farbigen Bildern steigt die Vergangenheit vor uns herauf, von den Anfängen primitiver Kultur bis zum nationalen Risorgimento, in Bildern, die nicht immer freundlich — blutdurchtränkt ist in Italien mehr als sonst in Europa der Boden —, aber stets menschlich und daher fesselnd und ergreifend sind. Und neben dieser erregten Leidenschaft steht bald mehr ernst — wie im Süden Umbriens —, bald mehr heiter — wie im lieblichen Tal von Perugia — die ewige Natur, mit ihrer gehaltenen Ruhe, ihrem in Italien so besonders beredten Schweigen eindringender Formensprache und unerschöpflichen Blühens. In ihr gewinnt der Mensch sein verlorenes Maß zurück. Und auf Straßen und Plätzen wie in den Kirchen findet das vom Geschmack weit sicherer als vom Katalog geführte Auge die Schöpfungen künstlerischer Kultur. Neben alle Epochen überbietenden Höhepunkten, wie dem Dome von Orvieto und seiner Signorellikapelle, begegnen in unscheinbarem Rahmen und zuweilen unter entstellenden Hüllen reichliche Denkmäler der Kunst einer Zeit, da diese auf des Handwerks goldenem Boden so viel schönere Blüten trieb als die aristokratische unsrer Tage. Zu alledem zeigt die Verfasserin Gleichstrebenden den Weg und weiß nicht nur das Finden, sondern auch das Suchen zu lehren. Etwas von der inneren Freudigkeit und dem persönlichen Verhältnis zum Gegenstand, womit das Buch augenscheinlich geschrieben ist, strömt auf den Leser über. Eine Reihe sehr gelungener photographischer Reproduktionen und besonders ein Aquarell und mehrere Federzeichnungen, höchst stimmungsvolle Schöpfungen des in Rom lebenden Malers Hjeremy, schmücken das Buch und steigern hoffentlich bei vielen die Lust, die umbrischen Städte kennen zu lernen. — Einige Seiten Anmerkungen und eine ausführliche Bibliographie sind willkommene Beigaben. Dagegen wird, wer das Buch unterwegs nachschlagend benutzt, ein Register vermissen, das wenig Raum gekostet und auch den flüchtigen Leser nicht gestört haben würde.

ϱμ. **Une Tragédie d'amour au temps du romantisme. Henriet Charlotte Stieglitz.** Par Ernest Seillière. (Avec des documents inédits). Avec un portrait. Paris, Plon. 1909.

„Triste" ist das vorletzte Wort des Buches, und „trist" ist es in jeder Hinsicht: durch den Inhalt, wie durch die Art des Verfassers. Seit Brunetière, ein Pedant von großartigem Wurf, Schule gemacht hat, braucht Frankreich uns um unsre Pedanten in der Literaturgeschichte nicht mehr zu beneiden. Seillière schreibt in diesem

Geist; er gehört der neuen Richtung der Romantikerfeinde an, ohne Lasserres „fougue“ oder Maurras' Pathos zu besitzen. In dieser „Erholungsarbeit“ zwischen den Erledigungen verschiedener Phasen des als „ästhetischer Hysterismus“ aufgefaßten „romanticisme“, schreibt er die Krankheitsgeschichte des Ehepaars Stieglitz. Gegen seinen Standpunkt ist höchstens zu erinnern, daß er die Alternative Zeitlosigkeit — Zeitgemäßheit zwar etwas berührt, aber zu sehr im Hintergrund läßt; die Beurteilung Charlottens bringt diese gegen Treitschke mit Recht zu Ehren, die von Stieglitz war nicht zu verfehlen. Auch wird die Geschichte sehr sorgfältig und quellenmäßig vorgetragen; gelegentlich freilich glaubt Seillière den Erinnerungen von Stieglitz zu sehr, dem er doch ein andermal (wahrscheinlich zutreffend) das nachträgliche Ableugnen eines eigenen Gedichts zutraut. — Aber wie blaß und müde wird das alles erzählt, wie pedantisch wird jede Äußerung auf „Gesundheit“ oder „Exaltation“ geprüft! wie hochmütig werden „mildernde Umstände“ bewilligt! Immer will der Verfasser, wie die Autoren von Erbauungsbüchern, nur abschreckende Muster hinstellen; was sich in Rahel, in Mundt, ja selbst in dem Schwächling Stieglitz als neu ankündigt: das Bedürfnis, in Schönheit zu leben — was in Charlotte zu der Kraft ward, „in Schönheit“ zu sterben, dafür zuckt keine Ader bei ihm. — Dazu stimmt die säuerliche Art, in der Seillière zu der deutschen Sünde, französische Verse zu tritisieren, kein Gegenstück liefern will; stimmt die Geschmacklosigkeit, mit der — der Hauptmann von Köpenick herangezogen wird! stimmt aber nicht die Behauptung, „wir selbst gehören der fünften romantischen Generation an“! O nein! nicht einmal der zehnten rationalistischen. — Das beigebrachte Material bleibt interessant: auf die Nachgeschichte bis hin zu „Hedda Gabler“ hätte Seillière, der so gern mit Nietzsche und Erwin Rohde kommt, wohl näher eingehen können; er analysiert nur einen französischen Roman, von dem unsicher bleibt, ob er auf diese „geschichtliche Liebestragödie zurückgeht. — Die Übersetzungen von Ausdrücken wie „Flitterwochen“ oder „sich herumtummeln“ haften schulmäßig am äußeren Klang.

ρσ. **Schiller und die Deutsche Nachwelt.** Von Albert Ludwig. Von der Kaiserlichen Akademie der Wissenschaften zu Wien gekrönte Preisschrift. Berlin, Weidmannsche Buchhandlung, 1909.

Was den Verfasser zur eindringenderen Beschäftigung mit Schillers Nachleben führte, war nach der Erklärung des Vorwortes ein Bonner Preisausschreiben, das die Wiener Akademie der Wissenschaften noch im selben Jahre aufnahm, und dem der Verf. ein „vierjähriges Mühen“ widmete. Der für den Autor doch immerhin von außen her gegebene Anlaß des Werkes sowie die verhältnismäßig kurze Zeit der Vorbereitung und Ausarbeitung erklären genugsam das, was an dem Buche auffällig erscheinen könnte, oder was man sich in der Anlage oder im Stoff anders wünschen möchte. Indessen darüber hinaus kann nur eine lobende Stimme sein, daß hier ein Material bezwungen ist, das ins Ungeheure geht, und daß der Verf. die Kraft besessen hat, die tausend Einzelergebnisse seiner zum Teil kompilierenden Arbeit zu einem achtunggebietenden Gesamtergebnis zusammenzufassen. Nach einem Blicke auf das Verhalten des deutschen Publikums in Schillers letzten Lebensjahren und auf die veranstalteten Totenfeiern setzt die Betrachtung der niedergehenden Schillerverehrung bei den Romantikern ein, bis am Ausgang der Romantik Schillers literarisches Ansehen sich neu begründete und in den Jahren der Reaktion Schiller der Dichter der Nation wurde. Im neuen Reiche verblaßten die alten Ideale und damit der bisherige Glanz der Persönlichkeit Schillers, ein neuer Goethekultus kam auf, der noch in Blüte steht, ohne die neueste „Schillerrenaissance“, die in den Säkularfeiern ihren glänzendsten Ausdruck fand, aufzuhalten oder zu schädigen. Diesen ungefähren Gang des Nachlebens, wie es Schiller beschieden war, belegt nun im einzelnen auf Schritt und Tritt der Autor unsres Buches mit überreichlichen Früchten seiner planmäßig bewirkten Belesenheit. Und doch, wo gäbe es in dieser Fülle nicht überall Stellen, wo man vermißt und zusetzen möchte. Das Recht zu den Urteilen, die er abgibt, soll und darf dem Verf. nirgends verschränkt werden, aber ebenso berechtigt ist der Leser, die Dinge auf seine eigne, nicht immer mit der Meinung des Autors übereinstimmende Weise zu bewerten. Manchmal liegt der Grund des Urteils in der Schule des Verf., die sich nicht verbirgt. Bisweilen würden auch mehr äußerlich, aus Briefwechseln, Aussprüchen usw. gewonnene Ansichten durch eigentliches Studium der Werke des betreffenden Autors vertieft, verändert oder verbessert worden sein. Aber wer dürfte durchweg die Anforderungen so hoch treiben, ohne zu bedenken, daß alsdann überhaupt die Möglichkeit solches Werkes in Frage gestellt würde! Wir können froh sein, daß wir es haben; ein fester Kern ist geschaffen, an den jede neue vermehrende und bessernde Arbeit sich anschließen kann: der Verf. wird am rührigsten selbst Hand anlegen. So vielfach einzelne Meinungen bestritten werden können, ja müssen: im ganzen ist das Werk eine sehr willkommene Erscheinung, eine gute Orientierung in dem hundertjährigen Nachleben Schillers.

Berichtigung.

Auf Ersuchen des Herrn Professor Dr. Richard M. Meyer berichtigen wir hiermit den ihm in seiner Besprechung „Der Sinn der Geschichte“ (Deutsche Rundschau, Bd. CXXXX, S. 478, September 1909) untergelaufenen Irrtum. Der dort variierte Vers gehört nicht Goethe, sondern Schiller, und steht in der „Huldigung der Künste“. Die Redaktion.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. Oktober zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Adler. — Joseph Haydn. Festrede, gehalten am 26. Mai 1909 bei der Haydn-Zentenarfeier im grofsen Musikvereinssaale von Professor Dr. Guido Adler. Wien, Artaria & Co. 1909.

Adlerstron. — Der Luftkreuzer Spion. Erlebnisse und Enthüllungen eines französischen Generalstabsoffiziers. Von J. von Adlerstron. Leipzig, K. G. Kummer. O. J.

Apitz. — Aus Sturm und Stille. Neue Gedichte. Von Edwin Apitz. Leipzig, Schulze & Co. 1910.

Arnim. — Der Kampf ums Dasein und züchterische Erfahrung. Von Graf Arnim-Schlagenthin. Berlin, Paul Parey. 1909.

Benzmann. — Evangelienharmonie. Von Hans Benzmann. Mit Holzschnitten von Albrecht Dürer, Lucas Cranach d. Ä., Altdorfer und Burgkmair. Leipzig, Fritz Eckardt. 1909.

Berolzheimer. — Deutschland von heute. Kulturgemälde der deutschen Gegenwart. Von Dr. Fritz Berolzheimer. Dritte, unveränderte Auflage. Berlin, Dr. Walther Rothschild. 1910.

Bode. — Goethes Leben im Garten am Stern. Von Wilhelm Bode. Mit zahlreichen Abbildungen. Zweite Auflage. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1909.

Boy-Ed. — Nichts über Mich! Roman von Ida Boy-Ed. Stuttgart, J. Engelhorn. 1910.

Bratli. — Filip den anden af Spanien. Hans liv og personlighed. Carl Bratli. Med 6 illustrationer og 1 facsimile. Kobenhavn, J. L. Lybeckers forlag. 1909.

Bullen. — Cut off from the world. By Frank T. Bullen. London, T. Fisher Unwin. 1909.

Burchard. — Unter kanarischem Himmel. Von Käthe Burchard. Mit photographischen Originalaufnahmen von Dr. Oskar Burchard. Leipzig, Verlag für Kunst, Literatur und Musik. 1909.

Christaller. — Gottfried Erdmann und seine Frau. Roman von Helene Christaller. Sechste Auflage. Basel, Friedrich Reinhardt. 1910.

Christaller. — Ruths Ehe. Roman von Helene Christaller. Basel, Friedrich Reinhardt. 1910.

Dickens. — Charles Dickens' ausgewählte Werke. Übersetzt und herausgegeben von Richard Zoozmann. Mit einer Biographie und zwei Bildnissen des Dichters. Fünf Bände. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Die Bücher der Bibel. Herausgegeben von F. Kahlwes, Zeichnungen von E. M. Lilien. II. Die Liederdichtung. (Die Psalmen. Die Klagelieder. Das Hohelied.) Braunschweig, George Westermann. O. J.

Duncker. — Kämpfer. Roman von Dora Duncker. Berlin, Gebrüder Paetel. O. J.

Ebhardt. — Der Väter Erbe. Beiträge zur Burgenkunde und Denkmalpflege. Aus Anlaß des zehnjährigen Bestehens der Vereinigung zur Erhaltung deutscher Burgen herausgegeben von Professor Bodo Ebhardt, Architekt. Mit 6 Lichtdrucktafeln, 58 Bildtafeln und zahlreichen Abbildungen im Text. Berlin, Franz Ebhardt & Co. 1909.

Ebner-Eschenbach. — Altweibersommer. Von Marie von Ebner-Eschenbach. Berlin, Gebrüder Paetel. 1909.

Eisenhart. — Denkwürdigkeiten des Generals Friedrich von Eisenhart. 1769—1839. Herausgegeben von Ernst Salzer. Mit zwei Bildnissen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1910.

Falke. — Die ewige Tragödie. Drei Einakterzyklen von Konrad Falke. I. Träume. II. Eros und Psyche. III. Danse Macabre. Zürich, Rascher & Cie. 1909.

Felner. — Satandämmerung. Kapitel aus dem Leben des Teufels. Von Paul Felner. Umschlagzeichnung von Aurel Reinitz. Dresden, E. Pierson. 1909.

Festenberg. — Groß-Friedrichsburg. Erzählendes Gedicht von Hermann von Festenberg. 2. Auflage. Buchschmuck von Curt Topel. Lissa i. P., Friedrich Ebbecke. 1907.

Fischer. — Denn alle Schuld rächt sich auf Erden. Lebensbild von Willi Fischer. Dresden, E. Pierson. O. J.

Fränkel. — Marginalien zu Goethes Briefen an Charlotte von Stein. Von Jonas Fränkel. Jena, Eugen Diederichs. 1909.

Freigeist. — Mit gebrochenen Flügeln. Auf dem Pegasus. Lyrische Gedichte und komische Lyrik von Dr. Ernst Freigeist. Leipzig, B. Volger. 1909.

Frisch. — Lesebuch für Soldaten und solche die es werden wollen. Von Hauptmann Frisch. Leipzig, K. G. Th. Scheffer. O. J.

Frommel. — Im farbigen Reigen. Gedichte von Otto Frommel. Berlin, Gebrüder Paetel. 1909.

Fulda. — Sieben Einakter. Von Ludwig Fulda. (Unter vier Augen. Frühling im Winter. Fräulein Witwe. Lästige Schönheit. Die Zeche. Ein Ehrenhandel. Der Traum des Glücklichen.) Stuttgart, J. G. Cotta. 1909.

Gammius. — Ein Leben. Tagebuchblätter und anderes. Gedichte von H. Gammius. Dresden, E. Pierson. O. J.

Gerhard. — Die Familie Vanderhonten. Roman von Adele Gerhard. Berlin, Hermann Ehbock. O. J.

Goethes Gespräche. Gesamtausgabe. Begründet von Woldemar Frhr. v. Biedermann. Zweite, durchgesehene und stark vermehrte Auflage, herausgegeben von Flodoard Frhr. v. Biedermann, unter Mitwirkung von Max Morris, Hans Gerhard Gräf und Leonhard L. Mackall. Erster Band. Von der Kindheit bis zum Erfurter Kongrefs. 1754 bis Oktober 1803. Leipzig, F. W. v. Biedermann. 1909.

Greßmann. — Palästinas Erdgeruch in der israelitischen Religion. Von Professor Lic. Dr. Hugo Greßmann. Berlin, Karl Curtius. 1909.

Griois. — Mémoires du général Griois. 1792—1822. Publiés par son petit-neveu. Avec introduction et notes par Arthur Chuquet. Tome second. Paris, Librairie Plon. 1909.

Hachet-Souplet. — Untersuchungen über die Psychologie der Tiere. Neue experimentelle Methode zur Klassifikation der Arten nach psychologischen Gesichtspunkten. Von Pierre Hachet-Souplet. Autorisierte, vom Verfasser auf den neuesten Stand ergänzte deutsche Ausgabe von Friedrich Streifsler. Leipzig, E. Ungleich. O. J.

Hasse. — Dantes Göttliche Komödie. Das Epos vom inneren Menschen. Eine Auslegung von Else Hasse. München, Jos. Kösel. 1909.

Haeckel. — Arbeitsteilung in Natur und Menschenleben. Vortrag, gehalten am 17. Dezember 1868 im Saale des Berliner Handwerkervereins von Ernst Haeckel. Leipzig, Alfred Kröner. 1910.

Hausrath. — Jesus und die neutestamentlichen Schriftsteller. Von Adolf Hausrath. Zweiter Band. Berlin, G. Grote. 1909.

Heichen. — Auf See und in Kamerun. Ein Buch für die deutsche Jugend von Walter Heichen. Mit zahlreichen Illustrationen nach Photographien und Originalen von Maximilian Trübe. Leipzig, Phönix-Verlag. O. J.

Hjörleifsson. — Klein-Hvammur. Novelle von Einar Hjörleifsson. Autorisierte Übersetzung aus dem Isländischen von Prof. Franz Kuntze. Universalbibliothek Nr. 5130. Leipzig, Philipp Reclam jun. O. J.

Ilgenstein. — Die beiden Hartungs. Roman von Heinrich Ilgenstein. Zweite Auflage. Berlin, Hermann Ehbock. O. J.

Jacoby. — Der Pragmatismus. Neue Bahnen in der Wissenschaftslehre des Auslands. Eine Würdigung von Privatdozent Günther Jacoby. Leipzig, Dürr. 1909.

Jaeger. — Die Bakteriologie des täglichen Lebens. In achtzehn gemeinverständlichen Vorträgen von Generaloberarzt a. D. Prof. Dr. Heinrich Jaeger. Mit 108 Abbildungen im Text und vier Farbentafeln. Hamburg und Leipzig, Leopold Voss. 1909.

Jatesch. — Die Schicksale der blonden Rasse. Die Kämpfe um Böhmen im Spiegel der Weltgeschichte. Zwei Vorträge vom Kaiserl. Rat Dr. Wilhelm Jatesch. Leipzig, G. Müller-Mann. O. J.

Justi. — Michelangelo. Neue Beiträge zur Erklärung seiner Werke. Von Carl Justi. Mit 41 Tafeln. Berlin, G. Grote. 1909.

Kindermann. — Die Führer im modernen Völkerleben, ihr Grundcharakter, ihre Erziehung, ihre Aufgaben. Von Hochschulprofessor Dr. Karl Kindermann. Stuttgart, Eugen Ulmer. O. J.

Klaußmann. — Abenteuer der Luft in Ballon und Flugmaschine. Von A. Oskar Klaußmann. Mit zahlreichen Illustrationen und Originalumschlagzeichnung von Hans R. Schulze. Leipzig, Phönix-Verlag. O. J.

Krause. — Das hohe Lied des Weibes. Gedichte von Otto Krause. Dresden, Rudolf Kraut. O. J.

Krosigk. — Karl Graf von Brühl und seine Eltern. Lebensbilder auf Grund der Handschriften des Archivs zu Seifersdorf bearbeitet von Hans von Krosigk. Mit acht Bildnissen. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1910.

Kullmann. — Die drei Daseinsstufen in der Entwickelung. Neue naturwissenschaftlich-philosophische Betrachtungen über den Zusammenhang des Körperlichen und Geistigen. Von G. Kullmann. Mit zwei Tafeln. Zweite Auflage. Wiesbaden, Carl Ritter. 1909.

Kyser. — Einkehr. Lieder und Gedichte. Von Hans Kyser. Berlin, Paul Cassirer. 1909.

Lalo. — Les sentiments esthétiques par Charles Lalo. Bibliothèque de philosophie contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1909.

Lauterer. — China. Das Reich der Mitte einst und jetzt. Nach seinen Reisen und Studien geschildert von Dr. Joseph Lauterer. Mit 154 Abbildungen nach chinesischen Originalen sowie nach photographischen Naturaufnahmen. Leipzig, Otto Spamer. 1910.

Leist. — Tagebuch eines Wanderers. Von Arthur Leist. Dresden, E. Pierson. 1909.

Litzmann. — Freiwillige Jäger bei den Totenkopfhusaren. Siebzehn Jahre Leutnant im Blücherhusaren-Regiment. Aus dem schriftlichen Nachlaß eines Kolberger Veteranen. Erzählungen aus Kolbergs Ruhmestagen, aus dem deutschen Befreiungskrieg, aus kleiner pommerscher Garnison und von der Grenzwacht gegen den polnischen Aufstand 1831. Herausgegeben von Generalleutnant Karl Litzmann. Mit zwei Bildnissen. Berlin, R. Eisenschmidt. 1909.

Lortet. — Nous autres Français (Französischer Sprachschatz) par Charles Lortet. Altenburg, H. A. Pierer. 1909.

Marcks. — Bismarck. Eine Biographie von Erich Marcks. Erster Band. Bismarcks Jugend. 1815—1848. Mit zwei Bildnissen. Stuttgart, J. G. Cotta. 1909.

Maurenbrecher. — Von Nazareth nach Golgatha. Untersuchungen über die weltgeschichtlichen Zusammenhänge des Urchristentums. Von Max Maurenbrecher. Berlin-Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe". 1909.

Meister der Farbe. Europäische Kunst der Gegenwart. 1909. Hett IV—VIII. Leipzig, E. A. Seemann. 1909.

Meister-Novellen neuerer Erzähler. Mit fünf Bildnissen und einer Einleitung von Richard Wenz-Enzio. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Mengin. — Benozzo Gozzoli. Par Urbain Mengin. Les maitres de l'art. Paris, Librairie Plon. S. A.

Mentzel. — Wolfgang und Cornelia Goethes Lehrer. Ein Beitrag zu Goethes Entwicklungsgeschichte. Nach archivalischen Quellen von E. Mentzel. Mit 9 Bildern und 12 Faksimiles und Handschriftenproben, größtenteils aus unveröffentlichtem Material. Leipzig, R. Voigtländer. O. J.

Miomandre. — Le vent et la poussière. Roman. Par Francis de Miomandre. Paris, Calmann-Lévy. Rue Auber. S. A.

Müller. — Diary and letters of Wilhelm Müller. With explanatory notes and a biographical index edited by Philip Schuyler Allen and James Taft Hatfield. Chicago, the university of Chicago press. (1903) 1909.

Murat. — Lettres et documents pour servir à l'histoire de Joachim Murat. 1765—1815. Publiés par S. A. le prince Murat. Avec une introduction et des notes par Paul le Brethon. Tome troisième. Gouvernement de Paris. 1804—1805. Avec portrait et fac-similés. Paris, Librairie Plon. 1909.

Muthesius. — Goethe ein Kinderfreund. Von Karl Muthesius. Mit einer Abbildung. Zweite, neubearbeitete Auflage. Berlin, E. S. Mittler & Sohn. 1910.

Nerö. — Sonnentage. Reisebilder aus Andalusien von M. Andersen Nerö. Mit fünf Zeichnungen von Erich Gruner. Erstes und zweites Tausend. Leipzig, Georg Merseburger. 1909.

Ostmärkische Städtepolitik. — Ein Zukunftsbild von einem Deutschen. Lissa i. P., Oskar Eulitz. 1909.

Otto. — Die Sage vom Doktor Heinrich Faust. Der Jugend und dem Volke erzählt von Berthold Otto. Dritte Auflage. Leipzig, M. G. Th. Scheffer. 1909.

Pauls. — Vom Leid. Novellen von Eilhard Erich Pauls. Buchschmuck von Rud. Curdt. Hamburg, Gustav Schloeßmann. O. J.

Pflaum. — Die Poetik der deutschen Romantiker. Von Chr. D. Pflaum. Berlin, Deutscher Schriftenverlag. 1909.

Pohlmann. — Zwei Tage und Nächte im Luftballon. Im Göttinger „Segler" von Bitterfeld nach Frankreich. Eine Pfingstfahrt mit Prof. Dr. Poeschel von Dr. Adolf Pohlmann. Leipzig, B. Volger. 1909.

Raccolta Vinciana. Il quinto fascicolo. Presso l'archivio storico del comune di Milano. Castello Sforzesco. 1909.

Richter. — Friedrich Nietzsche. Sein Leben und sein Werk. Sechzehn Vorlesungen, gehalten an der Universität zu Leipzig, von Professor Raoul Richter. Zweite, umgearbeitete und vermehrte Auflage. Leipzig, Dürr. 1909.

Richter. — Lebenserinnerungen eines deutschen Malers. Selbstbiographie nebst Tagebuchniederschriften und Briefen von Ludwig Richter. Herausgegeben und ergänzt von Heinrich Richter. Mit einem Bildnis Ludwig Richters und einer Einleitung von Ferdinand Avenarius. Volksausgabe des Dürerbundes. Erstes bis zehntes Tausend. Leipzig, Max Hesse. O. J.

Rohrbach. — Deutsche Kolonialwirtschaft. Kulturpolitische Grundsätze für die Rassen- und Missionsfragen. Von Lic. Dr. Paul Rohrbach. Schöneberg, Buchverlag der „Hilfe". 1909.

Ruete. — Gedichte. Von Edmund Ruete. Bremen, Gustav Winter. 1909.

Sabel. — Märchen und Sagen von Robert Sabel. Mit Bildern von Aloys Sieberath. Zwei Bände. Limburg a. d. Lahn, Verlag der Kongregation der Pallottiner. 1909.

Saudek. — Der Mikado. Ein Seeroman. Von Robert Saudek. Berlin, Hermann Ehbock. 1909.

Schiele. — Geschichte der Erziehung. Vier Vorlesungen, gehalten im ersten Stuttgarter Hochschulkursus für Lehrer und Lehrerinnen. 1909. Von Privatdozent D. Friedrich M. Schiele. Leipzig, Dürr. 1909.

Schmidt. — Aus goldner Ferienzeit. Ein Strauß fröhlicher Verglieder von Theodor Schmidt. Breslau, Max Woywod. 1908.

Schubin. — Miserere nobis und andere Geschichten. Von Ossip Schubin. Berlin, Gebrüder Paetel. 1909.

Schubring. — Hilfsbuch zur Kunstgeschichte. Heiligenlegenden, Mythologie, Technik, Zeittafeln. Von Paul Schubring. Berlin, Karl Curtius. 1909.

Schwartzkoppen. — Karl von François. Ein Soldatenleben. Nach hinterlassenen Memoiren von Clotilde von Schwartzkoppen. Vierte und fünfte Auflage. Mit einem Bildnis. Berlin, R. Eisenschmidt. 1910.

Seeck. — Geschichte des Untergangs der antiken Welt. Von Otto Seeck. Dritter Band. Nebst Anhang zum dritten Bande. Berlin, Franz Siemenroth. 1909.

Seemann. — Vierblatt. Ein viert Blatt plattdütsche Gedichte von August Seemann. Berlin, W. Römer. 1909.

Servaes. — Michael De Ruyters Witwerjahre. Der Roman eines Lebensdilettanten. Von Franz Servaes. Berlin, Egon Fleischel & Co. 1909.

Stauff. — Der Deutsche und die Politik. Von Ph. Stauff, Enzisweiler. Berlin, Hermann Kuhz. O. J.

Stempel. — Maler Bernhard und seine Frau. Schauspiel von Alexander v. Stempel. Libau, E. Fischer. 1909.

Stober. — Scheffel als Freund der Berge. Dargestellt im Rahmen eines Lebens- und Charakterbildes von Friedrich Stober. Mit vielen Abbildungen. Wien, Ed. Bayers Nachf. 1909.

Thoma. — Hans Thoma-Festmappe. Zehn farbige Gemälde. Mit einem Porträt des Künstlers und einem biographischen Abriß. Leipzig, E. A. Seemann. O. J.

Thoma. — Thoma. Des Meisters Gemälde in 874 Abbildungen. Herausgegeben von Henry Thode. Stuttgart, Deutsche Verlags-Anstalt. 1909.

Was ich meinen Söhnen erzähle. Memorabilien eines viel- und hartgeprüften Achtundvierzigers. R. G. v. Z. I. Buch. Leipzig, Bruno Volger. 1909.

Wegner. — Ackerscholle und Steinkohle. Soziale Erzählung aus dem Ruhrkohlengebiet von D. R. Wegner, Leipzig, B. Volger. 1909.

Wenckstern. — Imme. Roman von Adolf von Wenckstern. Mit einem Bilde des Groß-Glockner-Kreuzes. Berlin, Vossische Buchhandlung. 1910

Wille. — Die Abendburg. Chronika eines Goldsuchers in zwölf Abenteuern. Von Bruno Wille. Buchausstattung von F. H. Ernst Schneider. Erstes bis fünftes Tausend. Jena, Eugen Diederichs. 1909.

Verlag von **Gebrüder Paetel** in Berlin. Druck der Piererschen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. **Bruno Hake** in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

Unverbesserlich.

Erzählung

von

Marie von Ebner-Eschenbach.

Sie waren Zwillingsgeschwister, Fräulein Monika und Pfarrer Emanuel, hatten jüngst ihr sechzigstes Jahr erreicht und gehörten zur kleinen Gemeinde der einsamen Menschen. Was verliebt sein heißt, hatte Monika nie erfahren, obwohl sie dereinst sehr nahe daran war, sich zu verheiraten. Aber nur aus Hochachtung. Was in ihrem Bruder vorgegangen, ob er Kämpfe zu bestehen gehabt hatte, ob die Entsagung ihm so leicht geworden wie ihr, davon wußte sie nichts. Nur einmal, als sie etwas gedankenlos sich und ihn als Muster einer lautersten Lebensführung hinstellte, sprach er lächelnd:

„Vielleicht die Folge einer Mangelhaftigkeit unsrer Naturen. Es kommt vor. Cicero soll nie geliebt haben."

Die Ähnlichkeit zwischen den beiden war eine sogar bei Zwillingen auffallende. Sie waren groß und hager, hatten feine Gesichter von durchsichtiger Blässe mit Adlernasen und schmalen, geraden Lippen, die nie geküßt und nie ein gemeines Wort gesprochen hatten. Ihre Haare blieben noch im Alter reich und bewahrten ihr mattes, altgoldfarbiges Blond, so wie die Augen ihr helles Himmelblau. Aus denen Monikas blitzten oft schon bei geringem Anlaß Zornesfunken hervor, oder es sprach aus ihnen aus bloßer Freude am Dasein in Gottes schöner Welt eine Heiterkeit, die äußerst erquickend wirkte.

Emanuel hingegen war immer im Gleichgewicht, war des Zornes unfähig, sogar des — und darüber machte er sich Vorwürfe — sogar des heiligen Zornes. Er liebte seinen Beruf, seine Gemeinde, seine gelehrten theologischen Studien und die Klassiker, besonders die alten, und haßte, so gut er hassen konnte, die Politik. „Denn," meinte er, „in der Politik können die Leute das Niederträchtige tun, ohne sich für niederträchtig zu halten und ohne dafür zu gelten."

Nach dem kleinen Pfarrsprengel im östlichen Mähren, in dem er nun seit vielen Jahren lebte, war er strafweise versetzt worden, weil er den Wunsch seiner obersten Behörde, in seinen Predigten scharfe Töne gegen gewisse

Parteiungen anzuschlagen, unbeachtet gelassen hatte. Seine Schwester geriet damals außer Rand und Band. Sie sah die Welt in zwei Teile zerspalten, in ein Heer von Übeltätern und einen Märtyrer, und beschloß, diesem von nun an ihr ganzes Dasein zu weihen.

Rasch und unwiderruflich machte sie ihre Verlobung rückgängig, nahm aber mit großer Zartheit dieser Tat den Stachel. Es gelang ihr, den Bräutigam zu überzeugen, daß jede der vielen, unter denen er jetzt die Wahl hatte, besser zu ihm passen würde als sie und geeigneter sei, ihn zu beglücken.

Die Geschwister begaben sich an den neuen Wohnort und erfuhren bei ihrer Ankunft manche angenehme Überraschung. Sie fanden eine ehrwürdige, gut gehaltene Kirche, ein kleines Pfarrhaus, das an freilich argen, aber nicht unheilbaren Schäden litt. Klaglos und ohne Überstürzung ging man daran, sie zu beheben. Der Regen mußte sich's abgewöhnen, durch das Dach und durch die Fenster hereinzusickern, die ausgebrochenen steinernen Stufen, die zur Eingangstür führten, wurden durch neue ersetzt und bekamen ein hübsches eisernes Geländer. Dem verwilderten Gärtchen vor dem Hause widmete Monika von allem Anfang an ihre liebevollste Pflege.

Eingerichtet war man bald, und die Einteilung der Zimmer ergab sich von selbst. Rechts die des Bruders, links, ihnen gegenüber, die der Schwester, doch betrachtete sie nur das zweite, kleinere Gelaß als ihr ausschließendes Eigentum. Das erste, größere diente auch als Lese- und Musikzimmer. Durch den Gang, der nicht sehr breit war, und die Gemächer voneinander trennte, gelangte man, an der Küche und den Wirtschaftsräumen vorbei, in den Obstgarten. Aus ihm führte ein gepflasterter Weg zur Pforte der Sakristei, und bei dieser Pflasterung war auf die Wahl flacher Steine kein Wert gelegt worden. — Man geht dahin wie auf einem Reibeisen, dachte Monika, aber er wird es nicht merken. Er würde es kaum merken, wenn er barfuß zum Gottesdienst ginge. Er bemerkt überhaupt so schwer etwas Unangenehmes; wie rasch und freudig jedoch das kleinste Gute!

Der neue Aufenthalt hatte aber wirklich gegen den früheren manchen Vorzug. Monika lächelte beinahe zustimmend, als der Pfarrer einmal sagte:

„Sollte meine Versetzung eine als Strafe verkleidete Belohnung gewesen sein?"

Die Geschwister fühlten sich wie in die Heimat zurückgekehrt. Sie hatten auf einem benachbarten Gute, dessen Verwalter ihr Vater gewesen, ihre frühe Kindheit zugebracht. Längst abgebrochene Beziehungen wurden wieder angeknüpft, alte Leute kamen und erzählten: „Wir haben Ihren Herrn Vater, Ihre Frau Mutter gekannt," und die Mitteilung eines kernigen Ausspruches, den er, einer guten Tat, die sie getan, folgte. Das Verhältnis der Gemeinde zu ihrem milden Hirten und zu seiner Schwester, die so leicht böse, aber auch wieder so leicht gut gemacht werden konnte, war im ganzen vortrefflich. Daß der Herr Pfarrer alle Ausgaben für sein Haus und auch manche für die Kirche aus eigenen bescheidenen Mitteln bestritt, wurde mit

Befriedigung hingenommen. Mit Befriedigung, nicht mit Dankbarkeit — wo hat es je eine dankbare Dorfgemeinde gegeben? — „Wenn er's nicht hätte, würde er's nicht tun," hieß es. Aber es war doch angenehm, daß er's hatte.

Fünfundzwanzig Jahre lebten die Geschwister nun in dem stillen Dorfe, und sie waren ihnen vergangen wie ebensoviele Monate. Kam ihnen einmal ein Tag lang vor, so war es einer, an dem gar zu dauerhafte Besuche aus der nahen oder fernen Nachbarschaft sich eingefunden hatten. Trotzdem wurden die Gäste immer freundlich willkommen geheißen, und manche waren es auch wirklich. Am glücklichsten fühlten sich die Geschwister aber doch, wenn man sie den Feierabend in selbst gewählter Gesellschaft zubringen ließ; das war die denkbar beste, da wurde ein Buch aus dem Schrank genommen, in dem die Blüten klassischer Ehrwürdigkeiten ihr ewiges Leben führten, und der Bruder las vor. Oder vier alte Hände bewegten sich mit noch ziemlich elastischen Fingern auf den Tasten des guten, alten Klaviers, und die Geister Bachs, Beethovens, Haydns schwebten durch den Raum und riefen in den zwei Einsamen Ahnungen eines durchdringenden Allwissens, Allverstehens und Miterlebens wach. Alle Lieblichkeit und alles Grauen des Lebens tat sich vor ihnen auf, sie erschöpften seine schmerzvollsten Wonnen und seligsten Leiden, und sahen im Tod den Vollender eines reichen Daseins.

Und beim Gute Nacht wünschen dachten sie: Wir sind glückliche Menschen.

Ungetrübt floß das Leben freilich nicht hin; es kamen auch trübe Zeiten, besonders seitdem die Schule anfing, Politik zu treiben, und viele bisher Zufriedene hörten, daß sie eigentlich Unzufriedene zu sein hätten. Das schwerste Leid aber verursachten dem geistlichen Herrn seine unverbesserlichen Beichtkinder, die alten Sünder, über die er schon so oft das Kreuz — das Kreuz der Vergebung — gemacht hatte, die jungen, die schwerer belastet wiederkamen, als sie vor der letzten Lossprechung gewesen waren. Ach, die Jungen! Bei denen es nicht nur um die arge Gegenwart, sondern um die arge Zukunft ging. Menschenkinder, Sorgenkinder! Die Seele eines jeden einzelnen ist ein ihm anvertrautes Gut, er hat die Verantwortung dafür zu tragen bis zum letzten Atemzug. Und deshalb, so hoffnungslos er auch manchmal war: wie einer, der die Hoffnung aufgegeben hat, handelte er nie, ließ sich lieber seine Langmut vorwerfen und alle Übel prophezeien, die ihm aus ihr erwachsen würden.

War's nicht ein Mißgeschick, daß an der Spitze der Nichtsnutzigen im Dorfe gerade Monikas ehemaliger Ziehsohn, der Edinek, stehen mußte?

„Nein," versicherte sie dem Bruder, der sie ungläubig anlächelte, „nein, sag ich dir, nicht eingefallen wäre mir's, mich seiner anzunehmen, wenn ich geahnt hätte, was für ein Unband aus ihm werden sollte."

Vor achtzehn Jahren war seine Mutter, die in der Stadt einen anstößigen Lebenswandel geführt, plötzlich in ihren Heimatsort gekommen, hatte sich bei Verwandten einquartiert und Geld ausgestreut wie Heu.

Die schiefen Blicke, die man ihr zuwarf, die spöttischen Begrüßungen, die man ihr zurief, schienen ihr Spaß zu machen. Sie lachte vor sich hin, wenn die jungen Frauen und Mädchen das Wippen der Federn auf ihrem Hute, das Rauschen ihres seidenen Unterrockes mit mißgünstiger Bewunderung anstaunten.

Das Wickelkind, das sie mitgebracht hatte, war das schönste, das man sehen konnte. Es hatte rabenschwarze, große Augen, eine Gesichts- und Hautfarbe wie hellbrauner Samt, und — unglaublich! den Kopf schon ganz bewachsen mit dunklen Löckchen. Es befand sich auch im Besitz einer reichen Ausstattung an Wäsche und Decken, an Bändern und Spitzen sogar. Daß es auf den Namen Eduard getauft worden, hatte man gleich gehört. Neugierige wollten aber noch mehr erfahren und fragten: „Na, und wer ist denn der Vater?"

„Was weiß ich?" erhielten sie zur Antwort.

„Vielleicht der Teufel," sprach eine Alte.

„Vielleicht," kam's lachend zurück, und die Übermütige küßte und herzte ihr Kind.

Als sie aber eines Morgens so plötzlich verschwand, wie sie erschienen war, vergaß sie es mitzunehmen. Man hörte nie mehr etwas von ihr. Der fremd klingende Name, den sie ihrem Söhnchen gegeben, verwandelte sich im Munde der Leute in ein kosendes „Edinek".

Aber ein andrer Name, mit dem er später verhöhnt oder gegeißelt werden sollte, lautete „Teufelsbrut", und blieb sein einziges mütterliches Erbe.

Um dem Gesetz Genüge zu tun, ließ sich ein Bäuerlein zum Vormund des Verlassenen ernennen. Die Rechte und Pflichten auszuüben, die er damit übernahm, lag ihm aber ferne. Sie waren, als wenn es gar nicht anders sein könne, vom ersten Augenblick an in die stets offenen und hilfsbereiten Hände Monikas geglitten.

Das Fräulein hatte den Schützling bei einem kinderlosen Ehepaare untergebracht, braven Leuten, deren letzte ruhige Stunde schlug, als aus dem Kinde ein Knabe wurde und ein phänomenaler Leichtsinn ihn zum Gegenstand ihrer beständigen Qual und Entrüstung machte. Monika versäumte nie, ihm auch in erziehlicher Hinsicht ihre Sorgfalt zu widmen; sie ermahnte, bestrafte, ja sie züchtigte ihn mit eigener jungfräulicher Hand, brachte aber nichts andres zuwege, als ihm große Scheu einzuflößen, eine ganz besondere vor ihren Ermahnungen. Die machten auf ihn den Eindruck eines peinlich unangenehmen Geräusches, dem er um jeden Preis zu entrinnen suchte. Er verkroch sich, wenn er seine Wohltäterin dräuend nahen sah, lief oft vor ihr hilfesuchend geradeaus zum Herrn Pfarrer, rief ihn an, war voll ehrlicher Reue, gelobte Besserung und faßte die besten Vorsätze. Dann hielt er sich eine Weile ordentlich, und in ungetrübtem Lichte erschienen seine guten Eigenschaften, seine Gutmütigkeit, seine Ehrlichkeit, seine Aufrichtigkeit. Sie blieben ihm auch im Jünglingsalter getreu. Monika ließ sie aber nur partiell gelten

und fragte mit Recht: Wo bleiben sie den Frauen gegenüber? Zögert er je, die Hand nach einer auszustrecken, die ihm gefällt? Und was kümmert ihn dann das Unglück und die Schmach der armen Betörten?

Eine Entschuldigung hätte er vorbringen dürfen. Die Dorffräulein kannten ihn, warum liefen sie ihm nach? Warum? Vermutlich wußten sie selbst es nicht. Weil er so schön ist, so ganz eigentümlich schön, weil er besser als der Lehrer, der ihm nur ein paar Stunden gegeben hat, auf der Geige spielen kann? Weil ihm alleweil etwas Lustiges einfällt und man sich halbtot lacht, wenn er es erzählt?

Nein, aus diesen Gründen nicht: viel eher, weil er, achselzuckend sagten sie's, „halt so" war; weil er etwas Eigenes hatte, etwas Unbeschreibliches, das die einen unwiderstehlich anzog, andre wieder mächtig abstieß und dem Glauben an seinen teuflischen Ursprung Nahrung gab.

Ebenso verderblich wie für die weibliche Jugend war sein Einfluß auf die männliche. Das Beispiel der Auflehnung gegen Autoritäten, die ihm mißliebig waren, wurde von seinen Nachahmern gegen jegliche Autorität angewandt. Und die Streiche der Jünger fielen ärger aus als die des Meisters, weil den Jüngern die angeborene Gutmütigkeit fehlte, die ihm Zügel anlegte. Aber als der geistige Urheber all des Schlimmen, das sie taten, wurde doch er angesehen, und die Eltern erzählten einander, was für hoffnungsvolle Geschöpfe ihre Söhne gewesen, bevor sie in Grund und Boden verdorben wurden durch den Umgang mit dem Teufelsbraten. Jetzt hatte er sie in den Krallen, wie die Schafe ließen sie sich von ihm leiten, wurden in seiner Gefolgschaft zu Säufern, Spielern, Schürzenjägern. Ein Unheil fürs Dorf war er, wenn er auch zur Kirche und zur Beichte lief, und im nüchternen Zustand aussah, als ob er nicht Fünf zählen könne. Im Rausche, bei den Prügeleien im Wirtshaus, die dem Pietienak, dem Gendarm, so viel zu schaffen gaben, da mußte man ihn sehen! Da kam der wilde Satan, der in ihm steckte, zum Vorschein.

So zusammengesetzt aus Widersprüchen er aber auch war, in einem blieb er immer gleich, in seiner Anhänglichkeit an den Herrn Pfarrer. Sie kam bei jeder Gelegenheit zutage, und schon als kleiner Junge hatte er sie bewährt. In der Volksschule nie durch etwas andres ausgezeichnet als durch seine Faulheit und seine Frechheit, hielt er sich beim Religionsunterricht aus Liebe zum Herrn Pfarrer, und um ihm eine Freude zu machen, stets unter den Besten. — Einen Ministranten, wie er als Knabe war, konnte der geistliche Herr sich nie wieder erziehen, und ein gewissenhafter Besucher der Kirche blieb er bis heute. Er trat auch alljährlich mit solcher Andacht in den Beichtstuhl und an den Tisch des Herrn, daß Pater Emanuel ihn immer wieder hervorholte aus der Reihe der Unverbesserlichen, in die er ihn notgedrungen so oft gestellt hatte.

Ergötzlich und beinahe rührend, Monika selbst mußte das zugeben, war die Obsorge, die der nichtsnutzige Bursch allem widmete, was zum Eigentum der Pfarrei gehörte. Wenn sich jemand an ihm vergriff im Garten oder auf

dem Felde, gab es für Edinek keine ruhige Stunde, bevor er den Täter erwischt und durchgeprügelt hatte. Eine widerrechtliche Handlung, für die aber Monika nicht ganz ohne sympathisches Verständnis war, denn in diesem Unrecht bekundete sich ein entschiedener Sinn für das Recht.

Eine Gelegenheit aber gab es, bei der der makelvolle Jüngling nie versäumte, sich im reinsten Lichte zu zeigen. Um die Erntezeit, wenn der große Mangel an Arbeitern eintrat, wenn man um keinen Preis Leute auftreiben konnte, die das Heu, die Feldfrucht hereingebracht hätten, kam er daher und stellte seine Dienste zur Verfügung. Und war es auch nach einigen im Wirtshaus durchtollten Nächten und war auch sein hübsches Gesicht rot und gedunsen, waren auch seine Augen verglast, er kam, holte das Arbeitszeug herbei und verrichtete freudig und unverdrossen sein Tagewerk.

Es war ein ästhetisches Vergnügen, ihm dabei zuzusehen, und die Geschwister gönnten sich's, standen in einiger Entfernung und bewunderten ihn im stillen. Er fühlte recht gut, daß sie es taten, ein beglückender Stolz erhöhte seinen Eifer, er warf den Kopf zurück und überfah das Gebiet seiner Tätigkeit mit einem Feldherrnblick. Seine schlanke Gestalt reckte sich, mit weit ausholender, gleichmäßiger Gebärde schwang er die Sense und legte das goldene Getreide in mächtigen Schwaden vor sich hin.

„Sieht er nicht aus wie ein junger Perseus mit dem Sichelschwert, der Schlingel?" fragte Emanuel.

„So weit ein Perseus wie ein Schlingel aussehen kann," erwiderte Monika und ging nach Hause, um dem Perseus-Schlingel eine tüchtige Mahlzeit bereiten und aufs Feld schicken zu lassen.

Am nächsten Tage spendete sie ihm etwas weniger Willkommenes — eine Ermahnung. Sie stellte ihm vor, wie schön und in jeder Hinsicht ersprießlich es wäre, wenn er immer brav und arbeitsam sein wollte. Alles war vortrefflich gesagt, und die guten, klugen Worte mit Herzlichkeit vorgebracht.

Im Kopfe Edineks jedoch stellte sich ein Zusammenhang her zwischen diesen Ermahnungen und dem Zustande immerwährenden Bravseins, und sie verbanden sich zu der Vorstellung einer unermeßlichen Langweile.

Das Fräulein hatte kaum den Rücken gekehrt, als er auch schon dem Genuß eines so unmäßigen Gähnens frönte, daß er in Gefahr geriet, sich die Kinnlade zu verrenken.

Fräulein Monika war auf der Suche nach einer neuen Dienerin. Ihre, wie sie sagte, „langjährige Kathi" stand im Begriff, sie zu verlassen. Es hatte sich ein Liebhaber ihres wohlkonditionierten Sparkassenbuches gefunden, den sie für einen Liebhaber ihrer dürftigen Reize hielt: ein vagierender Schreiber von anrüchigem Charakter und um neun Jahre jünger als sie.

Mit ebenso viel Scharfsinn als Delikatesse stellte ihr das Fräulein die Gefährlichkeit des Schrittes vor, den sie unternehmen wollte. „Ich habe einmal gelesen," sprach sie, „sterben ist nichts, heiraten — das ist etwas."

„So?" Kathi, deren Gesicht viel Ähnlichkeit mit dem eines Meerschweinchens hatte, lächelte ernsthaft.

„Sie sollten nicht lächeln, liebe Kathi. Der Tod, sehen Sie, ist das Ende eines jeden Kampfes, während mit dem Eingehen einer Ehe der Kampf beginnt."

„So?" Kathis Lächeln wurde ironisch.

„Es handelt sich oft um Angriff und Verteidigung." Monika ging vom allgemeinen zum konkreten Fall über. „Sie zum Beispiel werden Ihr Sparkassenbuch zu verteidigen haben."

Das Meerschweinchengesicht nahm einen bösartigen Ausdruck an. Kathi mußte sehr bitten. Wenn das Fräuln glaubte, er, der Schreiber, beabsichtige eine Geldheirat zu machen, irrte das Fräuln. Und sie entwarf in knappen, abgebrochenen Sätzen ein derart geschmeicheltes Bild von ihrem Verlobten, daß Monika nicht umhin konnte, in scharfem Tone auszurufen:

„Sie sind verliebt!"

Das war in ihren Augen ein so harter Tadel, daß sie meinte, ihrer Köchin damit den Dolch ins Herz gestoßen zu haben, und über die eigenen Worte sehr erschrak.

Aber Kathi zuckte nur die mageren Achseln und antwortete schnippisch:

„Warum soll ich nicht verliebt sein?"

Auszusprechen, was sie dachte: „Sie haben nicht mehr das Recht dazu, sehen Sie doch in den Spiegel!" war Monika nicht grausam genug, und so hatte das Gespräch ein Ende.

Monika freute sich, daß sie ihren Ärger überwunden und die harten Worte, die er ihr eingab, nicht ausgesprochen hatte. Ihr Gewissen war gut und leicht, aber im Magen spürte sie einen leichten Druck.

Als sie zu ihrem Bruder ging, um ihm ihr jüngstes Erlebnis mitzuteilen, fand sie ihn nicht allein.

Ein junger, hübscher Mensch in Dragoneruniform stand in militärischer Haltung vor ihm und salutierte nun das Fräulein bei seinem Eintreten auf das Ehrerbietigste.

„Um Gotteswillen," rief Monika, „was ist Euch, Sylvin, Ihr weint ja!"

Sylvin bestätigte mit einem Schluchzen, daß er weine, und der Druck im Magen Monikas verstärkte sich. Der Anblick eines weinenden Soldaten war ihr alles eher als angenehm.

„Er rückt morgen nach seinem Urlaub wieder ein," sagte der Pfarrer, „und bekommt keinen Urlaub mehr, bevor er ausgedient hat. Die Trennung von seiner Braut, der Anna — du weißt, der Tochter des Zimmermanns — wird ihm sauer."

„Wohl und gut, aber ein Mann weint doch nicht, weil ihm etwas sauer wird."

Sylvin widerlegte diese Behauptung tatsächlich; der kräftige Mann, der aussah wie das blühende Leben, vergoß Ströme von Tränen.

„Ein Jahr, ein ganzes Jahr . . . gnädiges Fräulein . . . und die Anna, meine Anna . . ."

„Wird sich schon noch gedulden, lieber Sylvin, wird auf ihn warten."

„Sie möcht wohl, sie meint wohl — und was sie is — o, da . . . da bin ich sicher . . . aber die Bursche, gnädiges Fräulein — und eine so schöne Person, eine so schöne, schöne Person! . . ."

Weiter konnte er vorläufig nicht, ein leidenschaftliches Schluchzen erstickte seine Stimme.

„Wenn er seiner Anna sicher ist," sprach Monika trocken, „was kümmern ihn da die Bursche?"

„Die sind so keck! Die geraten jetzt alle der Teufelsbrut nach, dem Edinek. Wie soll ein armes Mädel sich erwehren, wenn die Mutter tot ist und der Vater oft die ganze Woche fort, in der Arbeit . . . O gnädiges Fräulein! O wenn sich ihrer annehmen wollten! Die Leut sagen, daß die Kathi heiratet — o wenn das gnädige Fräulein die Anna nehmen möchte statt der Kathi, die Anna möchte ihr alles absehen an den Augen . . ."

Das Wort „Augen" mußte eine besonders rührende Wirkung auf ihn ausüben, es war kaum ausgesprochen, als seine Stimme abermals brach.

Monika fühlte sich äußerst abgestoßen und äußerst gedrängt, ihre Empfindungen auszusprechen. So viele gute, kräftige Ermahnungen fielen ihr ein — wahre Schlager. Sie litt die Qualen eines Demosthenes, der nicht zu Worte kommen darf, aber sie schluckte, schluckte! Und es war, als ob in ihrem Innern kleine Hände kämpfend rängen, als ob es lautlos schrie: Wenn's nur nicht auf einmal übergeht!

Aber — unglückseliges Naturell! — es ging über.

Als Sylvin in seiner Pein sehr unschön aufschrie, war's mit ihrer Selbstbeherrschung vorbei. Sie sprach. Leider keines der vortrefflichen Worte, die ihr früher in den Sinn geraten waren, sondern unüberlegte, unwillkürlich hervorgebrachte:

„Flenn er nicht! Hör er auf. Ihn stößt ja schon der Bock. Wenn ich die Anna wäre, ich nähme lieber den Edinek als einen Mann, der flennt!"

Nun war ihr Magen frei, aber in welchem Zustand befand sich ihr Gewissen! Sie stand auf und verließ das Zimmer.

Sylvin fühlte sich eisig angeweht. Wie eingefroren versiegte der Quell seiner Tränen.

Bei dem Aus- und Aufbruch seiner Schwester hatte Pater Emanuel die Augenbrauen hoch emporgezogen. Auf seiner Stirn bildeten sich Falten, alle voll reinsten Wohlwollens, heiterer Freundlichkeit, und seinen Mund umkräuselte das bekannte, ein wenig überlegene und sehr gütevolle Lächeln. Er näherte sich dem rührseligen Kriegsmann, klopfte ihm auf die Schulter und sagte: „Sei ruhig, Sylvin, sei du ganz ruhig. Glaub mir, Sylvin, bevor die Woche um ist, steht deine Braut unter dem Schutze des Pfarrhofs."

Nun war der Pfarrherr allein und geriet alsbald in eine der wundervoll rosigen Stimmungen, die sein Alter so jung und so schön machten. Durch keinen äußeren Grund veranlaßt, konnte auch kein äußerer Grund ihnen so leicht etwas anhaben. In herrlicher Unabhängigkeit, von jeder Erdenschwere frei, kamen sie und erfüllten ihn mit ihrem stillen, sanften, unsagbar warmen

Lichte. In jungen Jahren hatte er diese Stimmungen nicht gekannt, sie waren Früchte des späten Alters, und um kein Jugendglück hätte er sie getauscht. Heute freute ihn einmal wieder alles. An ihm erfüllte sich die Verheißung: „Wer seine Zelle liebt, wird in ihr den Frieden finden." Er liebte seine niedrige, aber geräumige „Zelle", und jeden Gegenstand, den sie enthielt: die Einrichtung — Urväterhausrat, aber gediegen und erprobt. Jeder Schrank, jede Truhe, jeder Sessel sah ihn mit treuen Augen an und fragte: Bin ich dir nicht ein braver Diener gewesen? Habe ich je auch nur mit einem Fuße gewankt? Kannst du mir einen übermütigen Sprung nachweisen? Fest wie Stein ist mein edles Holzwerk mit der Zeit geworden und metallisch sein milder Glanz. Wir haben deine Eltern überlebt, wir werden auch dich überleben. Was dann?

Was dann? Ja, Erben, die sie ihm zuliebe in Ehren halten würden, hatte er nicht, aber die neue Zeit weiß das Alter zu schätzen, besonders an Möbeln, und er prophezeite den seinen den glorreichsten Aufenthalt in einer berühmten Sammlung. „Ihr sollt es gut haben," sprach er munter und strich leicht mit der Hand an der Konsole hin, über der die Bilder seiner Eltern hingen, Werke einer altmodischen, schlichten, aber sehr echten Kunst. — Einen Gruß zu ihnen empor; dann trat er ans Fenster, öffnete beide Flügel und ließ die Herbstabendluft hereinfluten.

Sie kam in breitem Strome, kühl und sehr erquickend, und trug den Duft der späten Rosen herein, die noch im Vorgarten blühten. Edinek pflegte sie, er hatte eine gute Hand für Blumen, dieser Mensch.

Am Himmel verglomm ein blasser Purpurstreifen, die lange Reihe der fernen Berge begann sich im Dämmern zu verlieren. Bald sachte ansteigend, bald sich leise senkend, wellte die Landschaft zu ihnen hin. Etwas Großartiges hatte sie nicht, diese gute mährische Landschaft, aber für den alten Mann am Fenster einen liebkosenden Heimatszauber. Vom jetzt wasserreichen Flusse herbeigesandt, begannen graue Nebel sich in die Niederungen zu breiten und mählich jede Linie und jede Form zu verwischen, jede Farbe auszulöschen. Mildes, leises, vom geheimnisvollen Hauch des Sterbens umwehtes Hingleiten in die Nacht . . . Und sie wieder nur ein Übergang zum lichten Morgen, und der Schlaf, auch der tiefste, der letzte, nur ein Übergang zu neuem Tagen. Traumloses oder vielleicht traumumsponnenes Einschlafen, dem seligen Erwachen in Gottes himmlischer Nähe entgegen . . .

Pater Emanuel hatte manche Anzeichen dafür, daß er vor seiner Schwester sterben sollte, und überzeugt hielt er sich, daß sie ihn nicht lange überleben werde. So stark sie war, das ginge über ihre Kraft. Aber an seinem offenen Grabe sah er sie aufrecht stehen und angesichts des Trauergeleites wahrscheinlich tränenlos. Seine starke, seine schwache, seine liebe, alte Schwester!

Als sie ihn zum Abendessen rufen ließ, fand er sie genau so, wie er erwartet hatte. Mit etwas geröteten Wangen und unruhigen Augen. Auch ungewöhnlich gesprächig und lebhaft von Dingen redend, die ihr recht gleichgültig waren. Nach der Mahlzeit ging sie zum Klavier, blieb eine Weile unentschlossen, ob es heute eine Beethoven- oder eine Haydnfeier geben sollte,

durchstöberte die Noten und sagte, über sie gebeugt, leichthin: „Unter anderm! Ich war recht grob mit dem sentimentalen Myrmidonen."

„Das warst du, liebe Schwester."

„Ich will meine Heftigkeit durchaus nicht entschuldigen, aber du weißt, daß Sentimentalität und alles, was ihr gleichsieht, mich anwidert, mich aufwühlt. Eine gewisse Art Männlichkeit fordere ich sogar von den weiblichsten Frauen. Übrigens läßt sich die Sache mit der Anna, die ja ein braves Mädchen ist, erwägen . . ." Sie neigte den Kopf tiefer — sie machte einen strengen Unterschied zwischen dem Bruder, ihrem vertrauten Freunde, und dem geweihten Priester, ihrem Seelsorger: „Morgen komme ich zur heiligen Beichte, Hochwürden."

Er jubilierte im stillen, ihm lachte das Herz. — Schlaf ruhig, kummervoller Sylvin, deine Anna ist geborgen, dachte er. Das hast du der Reue über einen unbezähmten Ausbruch der Ungeduld zu danken. Ja, ja, gar manches große Gute entsprang schon der Reue über ein kleines Unrecht — und da leugnen sie, da mißkennt sogar Goethe ihren Wert.

Die Hochzeit Kathis wurde prunkvoll gefeiert. In Seide starrend stand die Braut vor dem Altare und trug mit Stolz und mit Recht den Myrtenkranz. Aber wie viel besser hatte ihr doch das immer blütenweiß garnierte Diensthäubchen gestanden! Trotz Schleier und Kranz nahm sie sich neben dem jugendlichen Bräutigam aus wie eine wohlhabende Großtante an der Seite ihres lachenden Erben.

Der Herr Pfarrer und Monika nahmen als Ehrengäste am Hochzeitsschmause teil. Für die Tafelmusik sorgte Edinek, gab auf seiner Geige Volkslieder und Tanzweisen zum Besten und brachte dazwischen die tollsten Witze und Späße vor. Einen großen Teil der männlichen Jugend riß er zu schallendem Gelächter hin, die Mädchen kicherten, und viele von ihnen sahen ihn mit blitzenden, andre mit vorwurfsvollen Augen an. Der Neuvermählte trank ihm zu und schmunzelte verständnisvoll bei jeder Anspielung auf das Glück, eine schöne, reiche Frau heimzuführen. Aber die Alten und Mittelalterlichen stellten sich taub, kehrten ihm den Rücken zu. Zu schlecht angeschrieben war er bei ihnen, um mit seiner Unterhaltungsgabe und mit seiner Musik etwas andres als ihren Ärger und ihr Mißfallen zu erregen.

Neulich erst hatte der Vorsteher selbst erklärt, es würde im Dorfe solide Burschе und brave Mädchen erst wieder geben, wenn der Teufel seinen zur Hölle längst reifen Sohn geholt hätte.

Auf dem Heimwege erging Monika sich in Betrachtungen. Erziehung! — einmal ist sie alles, einmal ist sie nichts. Dieser Edinek — wäre etwas andres aus ihm geworden, wenn ihn Pestalozzi selbst in die Hand genommen hätte?

Ihr Bruder wußte es nicht, gestand auch, daß er sich keine Gedanken darüber mache.

Es sei allerdings fruchtlos, meinte sie, aber interessant. Und schad ist es um den Buben, sehr, sehr schad. Er hat künstlerische Anlagen, der Bub, könnte Musiker werden, Sänger, Schauspieler. Das weibliche Publikum hätte er für sich. Wie sie ihn alle anstaunten, die Dorfprinzessinnen! Sogar die ernste Anna, die doch keinen Augenblick vergessen sollte, dem tränenreichen Bräutigam nachzutrauern, hatte mehr als einmal laut mitgelacht. Das Fräulein beschloß, ihr bei nächster Gelegenheit eine Bemerkung darüber zu machen.

Anna nahm seit einiger Zeit die Stelle Kathis im Pfarrhause ein. Sie hatte sich, durch ihre Vorgängerin in den Dienst eingeführt, deren Unterweisungen zunutze gemacht. Geschickt, still und freudig verrichtete sie ihre Arbeit, gab nie Grund zum Tadel und nahm jedes Lob wie ein Gnadengeschenk hin. An Respekt für ihre Gebieter leistete sie das Äußerste. Sie betrat das Zimmer des Fräuleins so ehrfürchtig, als ob sie eine Kapelle beträte, besorgte das Waschen und Plätten der Kirchenwäsche ernst und hingebend wie eine heilige Handlung. Wenn sie dem Herrn Pfarrer begegnete, blieb sie stehen, machte Front, knickste, und rührte sich noch eine ganze Weile nicht, nachdem er schon vorüber war.

Einmal sagte Monika: „Du hast Respekt vor dem Herrn Pfarrer, das ist recht. Was denkst du denn, wenn du ihn siehst?"

Ein großer Schreck bemächtigte sich Annas bei dieser Frage. Sie zerknüllte den Zipfel ihrer weißen Küchenschürze, führte ihn tief geneigten Hauptes an die blühenden, zuckenden Lippen und blickte das Fräulein von unten herauf bestürzt und ratlos an.

„Antworte. Du mußt immer antworten, wenn ich dich frage."

„Herr Jesus, gnädiges Fräuln, was ich denk? — Wenn ich ihn seh, denk ich, wie mir sein möcht, wenn er vor uns stehen möcht, vor mir und dem Sylvin, und uns trauen möcht . . . gnädiges Fräuln. Und wenn ich das denk, steigt mir's immer so rot in den Kopf, und ich möcht mich vor ihm niederknien."

Nun, dachte Monika, vorläufig hat der plärrende Othello noch keinen Grund ihr ans Leben zu gehen.

Zu wachen hörte sie trotzdem nicht auf. Es war geboten, denn man sah den unternehmenden Edinek das Haus jetzt besonders oft umstreichen. Freilich, die Zeit der Kartoffelernte war da, er schickte sich an, sie hereinzubringen und hatte im Keller zu tun. Ins Haus selbst durfte er nicht, seitdem es ein so schönes Vögelchen beherbergte.

Am Tage nach dem Rosenkranzfeste wurde dieses Verbot von ihm gebrochen. Da kam er einher gestürmt, nahm in zwei Sprüngen die Stufen zur Eingangstür und rannte schreiend auf Monika zu, die eben am Ende des Ganges aus der Küche trat. „Fräuln, Fräuln, denken sich, die Pagasch, die niederträchtige . . ."

Monika trat ihm mit gebieterisch erhobener Hand einen Schritt entgegen: „Beherrsche er sich. Solche Ausdrücke sind . . ."

Sie mußte innehalten, Edinek war nicht zu bändigen.

„Drei Säck!" schrie er, noch lauter als vorhin, „just die neuen, die das Fräuln erst gekauft hat, fort — gestohlen!"

„Was? Kartoffelsäcke?"

„Ich hab noch oben auf dem Feld zu tun, leg sie hin auf den Rain, wo der Weg ins Dorf geht, meinen Rock dazu . . . komm nach einer Viertelstund wieder, und da liegt auch noch der Rock . . . den habens liegen lassen, der hätt sie verraten können. Aber, meine Säck! Meine neuen Säck, die hat mir das Gesindel . . ."

Monika unterbrach ihn: „Ich habe ihm schon gesagt, daß er nicht zu schimpfen braucht. Aber recht schön, recht schön, daß es ihm nah geht. Übrigens hätte er auch besser acht geben und die Säcke nicht an den Rain legen sollen, wie hergerichtet zum Forttragen . . . Das Diebshandwerk ist eben wieder recht in Aufschwung gekommen im Dorfe . . ." Ihre Stimme wurde immer milder, die Empörung des Nichtsnutz über eine widerrechtliche Handlung berührte verwandte Saiten in ihr, und sie schloß beinahe vertraulich: „Mir fehlen ja auch seit einigen Tagen zwei meiner schwarzen Hühner."

Edinek stieß von neuem sein Lieblingsschimpfwort aus:

„Pagasch niederträchtige! Gleich drei Säck und zwei Hendeln, und Gott weiß, was alles noch! Aber . . . ich kenn die Pagasch, und wenn ich sie erwisch — und ich . . ."

Er schwor darauf, daß er sie erwischen und „treschaken" werde, fluchte und wetterte, überstürzte sich und warf in seinen Reden alles derart durcheinander, daß man nicht mehr wußte, ob er von den Säcken, der Pagasch, dem Fräulein oder von den Hendeln sprach

Plötzlich aber, wie auf den Mund geschlagen, schwieg er, riß die Augen auf, starrte. — Anna war aus der Küche getreten, rosig und blond, im Glanz ihrer lieblichen Schönheit. Der Anblick wirkte auf den Jüngling, wie wenn er zum erstenmal in ihm schwelgte, berückend und entzückend. Es gab keine Erdäpfelsäcke und keine Hendeln mehr, das Fräulein war in einen Abgrund versunken, auf der ganzen Welt lebte nur die Anna. Der Gedanke: Du mußt mein werden! durchblitzte ihn, und er murmelte zu früh triumphierend: „Sackerlot!"

Monika riß ihn aus seiner Berauschung, indem sie ihm die Tür wies. Dann wandte sie sich mit strenger Miene ihrer Dienerin zu.

Das junge Mädchen bog sich wie eine Gerte, steckte den Kopf zwischen die emporgezogenen Schultern, rang die Hände über den Knien, pustete, schluckte und brach endlich in ein unaufhaltsames Gelächter aus.

„Worüber lacht sie?" fragte Monika. „Sie sollte nicht lachen, sie sollte lieber gut überlegen, wie sehr sie sich vor dem Nichtsnutz, dem Eduard, in acht zu nehmen hat."

„Verzeihn, gnädiges Fräuln, verzeihn," sprach Anna zwischen neuen Lachanfällen, „der ist ja ein Narr und er" — das hieß bei ihr immer: der Sylvin — „ist auch ein Narr, daß er sich vor dem fürchtet."

Einige Tage später saß Monika in ihrem Zimmer am Tische vor der hellbrennenden Lampe und erwartete Anna, die im nächsten Augenblick kommen sollte, um den Kaffee zu servieren. Ihr leichter und rascher Schritt wurde eben vom Gange her vernehmbar, als ein Schrei ergellte, der dem Fräulein durch Mark und Bein ging. Ihre Magd hatte ihn ausgestoßen, und zugleich klang und klirrte das Getöse zu Boden gestürzten, zerschmetterten Geschirres.

Monika eilte zur Tür, riß sie auf und stand ihrem Bruder gegenüber, der auf die Schwelle seines Zimmers getreten war. Aus dem seinen wie aus dem ihren fiel ein heller Lichtschein auf den halb dunkeln Gang.

Das Fräulein stieß einen Schreckensruf hervor, der Pfarrer fragte gelassen: „Was gibt es denn?"

Erstens also für heute keinen Kaffee. Das gute Getränk duftete ihm zwar entgegen, aber von den Fliesen herauf, wo es sich ausbreitete, aromatisch und dunkelhell. In seiner Nähe bildete die Sahne einen kleinen See und streckte nach ihm schmale Kanäle gleich sehnenden Ärmchen aus. Und drinnen und daneben lag in Trümmern das großelterliche Erbstück, das Altwiener Porzellanservice. Die Kanne mit dem gutmütigen Bäuchlein und der schlanken Taille, mit der Birne auf dem kuppelförmigen Hütlein, und die Zuckerdose und die Tassen, alles in Scherben.

Und an dieser Stätte des Unheils zwei Bilder menschlichen Elends. Dem Fräulein gegenüber preßte sich Edinek in Zerknirschung so dicht mit dem Rücken an die Wand, daß er platt gedrückt aussah wie eine Blume in einem Herbarium. Wieder starrte er zur Anna hin, jetzt aber in Todesangst. Und sie befand sich in sinnloser Verzweiflung. Aus diesem jungen Geschöpfe kam eine Wildheit zutage, deren man es nie für fähig gehalten hätte.

Fluchend hob sie die geballten Fäuste, ihre Augen glühten wie Feuerbrände, und wie das Herz ihr klopfte, sah man am Auf- und Niederwogen ihres Busentuches. Den Kopf zurück werfend, stieß sie in schrillen Tönen abgebrochen hervor: „Teufel — vermaledeiter! . . . In die Hölle mit ihm! . . . Nicht hier herum laufen — nicht Menschen unglücklich machen, Teufel!"

„Was hat er Ihnen getan?" fragte der Pfarrer.

„Ge—ge—geküßt," kam die Antwort unter Schluchzen und Stöhnen heraus. „Er hat mich ge—geküßt!"

„Abscheulich!" rief das Fräulein. „Abscheulich! Miserabilität! Er weiß doch, der Mensch, daß sie eine Braut ist."

„Und ‚er' hat gesagt, wenn ich mich ein einziges Mal von einem Andern küssen laß . . ." Ein neuer Zornes- und Schmerzensausbruch mußte sich Luft machen, ehe sie schließen konnte: „mag er mich nicht mehr . . . und jetzt . . . und jetzt . . . wird er mich nicht mehr mögen . . ."

„Na, na," suchte das Fräulein zu beruhigen, hätte aber selbst nötig gehabt, beruhigt zu werden, und der Pfarrer sprach:

„Sie haben sich ja nicht küssen lassen; Sie wurden überrascht, und wie Sie darüber erschraken, und wie Sie sich wehrten, bezeugen dieser verschüttete Kaffee und dieses zerbrochene Porzellan."

Die Geschwister sahen einander wehmütig an, dann durchschoß Monika den Edinek mit einem Blick vom Wirbel bis zur Sohle.

„Dich," wandte sie sich zu ihrer Dienerin, „wird niemand zur Rechenschaft ziehen für die Untat eines . . ."

Während sie einen Ausdruck suchte, der ihrer nicht unwürdig und für den Verbrecher bezeichnend gewesen wäre, fiel Emanuel sanft ein:

„Nimm sie mit auf dein Zimmer, und Sie, Eduard," — wenn er Sie und Eduard sagte, war er sehr böse — „räumen hier auf und kommen dann zu mir."

Einen besonders schweren Stand hatte der geistliche Herr dieses Mal mit dem immer rückfälligen Sünder. Daß er die Anna mit Gewalt geküßt hatte, gab er zu, aber als einen Willensakt konnte er diese Tat nicht gelten lassen. Er ahnte selbst nicht, wie es geschehen konnte. Es hatte ihn, als er am Pfarrhof vorbei kam, mit Gewalt hinein und in den halbdunkeln Gang gezogen, und im Gang war ihm die Anna entgegen gekommen, und da hatte es ihn zu ihr und seinen Mund auf den ihren gestoßen.

„Was soll das heißen? ‚Es' hat dich gezogen, ‚es' hat dich gestoßen? Es gibt kein ‚Es', das zieht und stößt. Der Mensch hat einen freien Willen, Eduard."

„Ja, hochwürdiger Herr Pfarrer, den hab ich, o den hab ich! Ich tu immer wollen, und immer das Beste, aber was nachher heraus kommt, dafür kann ich nichts."

„Schäm dich, einen solchen Unsinn zu reden," zürnte Emanuel. „Aber du bist gar nicht mehr fähig, dich zu schämen, du bist unverbesserlich und den Unverbesserlichen geb ich auf."

Edinek erschrak. In dieser Weise hatte der geistliche Herr noch nie zu ihm gesprochen. Schlecht stand es mit ihm, wenn der Übergütige also zu ihm sprach. Immer bereit, ins Äußerste zu stürzen, als wär's das Nächste, erwiderte er stockend, schluckend und in naiver, ehrlicher Verzweiflung:

„Wird schon so sein, werden schon recht haben, die Leut, die mich Teufelsbrut schimpfen . . . Wird schon so sein, das Verfluchte, das mich zwingt, wird schon der Teufel sein."

„Laß dich nicht zwingen, laß dich nicht unterkriegen, widersteh der Versuchung!"

„Wenn ich nur nicht eine so teuflische Natur hätt, hochwürdiger Herr."

„Natur! Verschone mich mit deiner Natur. Weißt du, wozu sie da ist, deine Natur? — um überwunden zu werden — dazu!"

„Wenn man nur könnt . . ."

„Man kann! nicht nur der Mensch, sogar das Tier kann seine Natur überwinden. Hast du nie einen braven Jagdhund gesehen? Wozu treibt ihn seine Natur, und was tut er, weil sein Wille stärker geworden ist als seine Natur? . . . Ja, sogar von einem Wolf weiß ich, der seine Natur bezähmte, einem wilden Wolf."

Edinek schien sehr ungläubig. „Haben ihn gesehen, den Wolf?“

„Das nicht. Er lebte vor ein paar hundert Jahren.“

„Ein paar hundert Jahren — ja so.“

Pater Emanuel hatte in einem Lehnstuhl Platz genommen; Edinek stand vor ihm, seine Haltung, die anfangs geknickt gewesen, war schon sicherer geworden:

„Hier war er? Hier bei uns?“

„Nein, in der Nähe einer italienischen Stadt, die Gubbio hieß, und der Schrecken der ganzen Gegend.“

„Ein einziger Wolf? O den hätt ich . . .“

„Nichts hättest du. Er war so stark, daß er alle, die gegen ihn auszogen und wenn ihrer noch so viele waren, und wenn sie sich noch so gut bewaffnet hatten, überwand und auffraß. Zuletzt traute sich niemand mehr aus der Stadt, die Menschen waren hinter ihren Mauern eingeschlossen wie die Belagerten. Sie wären verhungert, wenn ein großer Heiliger sich ihrer nicht erbarmt hätte. Dieser Heilige war Franziskus von Assisi . . . Du weißt von ihm.“

Edinek bejahte.

„Der beschloß, sie mit Gottes Hilfe von dem Feinde zu befreien, machte sich auf und ging ihm entgegen.“

„Das war schön! Er allein, ganz allein!“

„Zuletzt ja; anfangs hatte eine ganze Schar Leute ihn begleitet, als sie aber den Wolf erblickten, der heulend mit aufgerissenem Rachen auf sie zustürzte, wichen alle zurück.“

„Nur der Heilige nicht!“ fiel Edinek begeistert ein.

„Nur der Heilige nicht. Allein stand er da und erwartete den bösen Feind, der in wilden Sprüngen auf ihn zukam . . .“

„Und hat nichts gehabt, kein Gewehr, keinen Säbel? . . .“

„Eine mächtigere Waffe hat er gehabt als Säbel und Gewehr. Die geweihte Hand hat er erhoben und das heilige Zeichen des Kreuzes gemacht.“

„Über den Wolf?“

„Du sagst es. Und das böse, ingrimmige Tier stand still, schloß den Rachen, senkte den Kopf und rührte sich nicht. Der Heilige aber sprach: ‚Komm näher, Bruder Wolf.‘“

„Bruder?“

„So ist es uns überliefert. Und weiter sprach der Heilige: ‚Höre, Bruder Wolf, ich verbiete dir, einem Menschen, einem Geschöpfe Gottes, weh zu tun. Versteht mich mein Bruder?‘ Da konnte man sehen, daß ihn der Wolf verstanden hatte, denn er nickte mit seinem Kopfe, kam ganz nahe heran und legte sich demütig dem Heiligen zu Füßen. ‚Wolf‘, sagte nun Franziskus von Assisi, ‚du hast schon viel Schaden angerichtet, viel Unglück in die Welt gebracht, der ganze Ort ist dir feindlich gesinnt.‘“

Bei diesen Worten sah der Priester den schuldbeladenen Edinek fest und bedeutungsvoll an, und dieser blickte, vor Verlegenheit schielend, zur Seite und murmelte: „Nur die Männer.“

„‚Aber ich will Frieden stiften zwischen ihnen und dir. Sie sollen dir alles Üble, das du ihnen zufügtest, verzeihen, und du sollst ihnen nichts Übles mehr zufügen.‘ Wieder nickte der Wolf, so zustimmend er nur konnte, und der Heilige hielt ihm die Rechte hin: ‚Wenn du's zufrieden bist, Bruder, dann versprich mir's in die Hand.‘ Und der Wolf hob die Pfote und legte sie in die Rechte des Heiligen, zutraulich und fromm und mit einem Nachdruck, wie ein solches Tier es nur irgend tun kann. So hat der Wolf sein Wort gegeben, und als der Heilige in die Stadt zurück ging, folgte ihm der Wolf wie ein guter Hund. Und hat sein Wort gehalten, hat seine wilde Natur bezwungen, und hat sein Wort gehalten. Er ist ein Freund der Bewohner von Gubbio geworden, aus- und eingegangen in ihren Häusern, nirgends mehr gefürchtet und überall willkommen.“

Edinek war immer röter und verlegener geworden: „Wohl, ja wohl,“ versetzte er zagend. „Es war halt ein Wunder.“

„Es ist eine Legende, und ich denke mir die Stadt wie das Himmelreich und den Wolf wie den reuigen Sünder, den der Heilige dahin zurückführt.“

„Es war halt doch ein Wunder,“ wiederholte Edinek, „ein Heiliger hat ein Wunder getan.“

Aber es sprachen nur seine Lippen, ganz anders sprach sein Herz. Das schwoll und klopfte in starken Schlägen:

Ist der Mann, vor dem du stehst, nicht auch ein Heiliger? Lebt er nicht wie in einem gläsernen Hause? Wissen die Bewohner des Dorfes nicht alles von ihm? Hat er je etwas getan, das eines Heiligen unwürdig gewesen wäre? Nie, niemals! . . .

Er ist ein Heiliger, und wie zu einem Heiligen kann man zu ihm beten!

Überzeugt und ergriffen trat er näher an den Geistlichen heran, kniete nieder, hob die Augen tränenfeucht zu ihm empor und fragte:

„Möchten mir nicht die Hand reichen, damit ich meine Pfote hineinlegen kann?“

„Und mir Besserung versprechen?“ Den Mund Emanuels umspielte das gewohnte, mild überlegene Lächeln.

„Ja! ja! ja! O nicht nur versprechen, Wort halten, wahr und gewiß, wenn nur Hochwürden die Gnade hätte, die große unendliche Gnade — ein Wunder zu tun!“

„Hoffnungslos!“ murmelte Pater Emanuel und befahl ihm aufzustehen. „Das Wunder kannst nur du selbst an dir vollbringen,“ sagte er, „und sollst damit gleich anfangen, indem du dich einer Strafe unterwirfst. Ohne die kommst du mir dieses Mal nicht durch.“

„N—icht?“ Edinek fand, daß er in dem Fall schlimmer dran sei als der Wolf, machte aber keine Einwendung, sondern verbeugte sich still und ergeben.

„Ich befehle dir, von morgen an bis zu Allerheiligen statt des Meßners, der krank war und dem es noch schwer wird, seinen ganzen Dienst zu tun, die Kirche täglich am Morgen aufzusperren und zu säubern. Um vier Uhr

an Werktagen, um fünf Uhr an Sonn- und Feiertagen. Morgen, Sonntag, also um fünf. Um acht Uhr ist Hochamt; vorher werde ich die Beichte hören."

Abermals verbeugte sich Edinek und versprach, daß der hochwürdige Herr alles in bester Ordnung finden werde.

Ja, im Versprechen und im Fassen von Vorsätzen ist der Mensch ein Meister. Pater Emanuel musterte die dürftige Kleidung, die er trug, der Mensch, und mochte nicht fragen, wohin der neue Anzug gekommen sei, den Monika ihm erst kürzlich hatte machen lassen. Er wußte ja: verspielt im Wirtshaus, beim Handelsmann eingetauscht gegen ein Kopftuch, ein Ringlein für die Geliebte, die eben an der Reihe war. Aber gleichviel, so kläglich ausgestattet konnte man ihn den Kirchendienst in der vorgeschrittenen Jahreszeit unmöglich versehen lassen.

Was tun? Ein Blick in die Brieftasche hatte den Geistlichen überzeugt, daß da nichts zu holen sei. So begab er sich denn zum Kleiderschrank und entnahm ihm eine warme Soutane, die er dem eben zur Strafe und Buße Verurteilten reichte.

„Der Schneider soll dir daraus einen Winterrock machen und mir die Rechnung schicken."

Nein, das war zu viel der Gnade, und so tief ergriffen und gerührt hatte sich Edinek noch nie gefühlt. Seine Beredsamkeit ließ ihn im Stiche, sogar sein Atem war beklommen. Er zog die Hand Emanuels an die Lippen und bedeckte sie mit Küssen, von denen jeder einen feurigen guten Vorsatz bedeutete.

Seine Wohnung befand sich am Ende des Dorfes in dem halb verfallenen Häuschen einer alten Witwe. Auf dem Wege dahin traf er einige Bekannte. Sie luden ihn ins Wirtshaus zum Kartenspiel und wollten ihn, als er ablehnte, mit Gewalt fortreißen. Es setzte eine regelrechte Prügelei, die erfrischend auf ihn wirkte. Als Sieger über die Versucher und die Versuchung betrat er seine kleine Stube. Da war es schon recht finster, er entfachte das Petroleumlämpchen, entfaltete und betrachtete die Soutane. Wirklich, sie sah dem hochwürdigen Herrn ähnlich, sie war so gediegen, ernst und weich wie er selbst; kein andrer als er konnte sie getragen haben. Edinek legte sie, als er in seine mit Stroh gefüllte Bettlade zur Ruhe ging, dicht neben sich und atmete wohlig den leisen Weihrauchduft ein, den sie ausströmte. Den Kirchenschlüssel hatte er, damit alles Heilige beisammen blieb, in ihre Tasche gesteckt. Er betete andachtsvoll, schlief gut, erwachte rechtzeitig.

Als er beim Schein seiner Laterne ins Freie trat, heulte der Sturmwind ihm eisig entgegen, einzelne große Schneeflocken wirbelten in der Luft herum, zerschmolzen ihm auf dem Gesichte. Den Herbstmorgen durchschauerte eine Anwandlung von winterlichem Froste; es war der richtige Moment, einen Bußgang anzutreten.

Zehn Schritt vom Hause blieb der reuige Sünder plötzlich stehen und schlug sich vor den Kopf. Er hatte den Kirchenschlüssel liegen lassen . . .

Eiligst umkehren denn, ihn hervorholen aus der Tasche der Soutane . . .

Und nun hielt er sie in Händen, bewunderte sie und gedachte der gütigen Absicht, in der der Herr Pfarrer sie ihm geschenkt hatte. Ihr jetzt schon Ehre zu machen, konnte das eine Sünde sein? Er überlegte, beantwortete die Frage verneinend und — zog den Priesterrock über seine Kleider.

So angetan begab er sich wieder auf den Weg. O wie war ihm jetzt! Wie breiteten die langen Ärmel sich schützend über seine Hände! Wie angenehm wärmend umschlenkerte das lange Gewand ihm die Beine!

Und wie man sich in so einer Soutane fühlt, als ein ganz andrer, ein Vornehmer, als ein Kirchendiener und mehr — beinah als ein Kaplan.

Die Turmuhr schlug fünf, als er anfing mit Besen und Wischtuch in der Kirche zu hantieren. Es geschah beim Schein einiger Lichtstümpfchen, die er da und dort aufsteckte. Aber bald herrschte eine große Sauberkeit. So nett hatte es in der Kirche schon lange nicht mehr ausgesehen. Freilich, der Meßner ist alt, es wäre Zeit, daß er sich zur Ruhe setzte. Edinek könnte seine Stelle erhalten und dann auch einen Dienst im Pfarrhofe, als Wirtschafter, als Gärtner, das Fräulein sagte erst neulich wieder: „Eine gute Hand für Blumen, die hat der Nichtsnutz!"

Ja, wenn er in die Pfarrei kommen könnte — später, wenn die Anna verheiratet sein wird, denn früher nehmen sie ihn nicht . . . Leider! Sie geht ihm nicht aus dem Sinn, die Anna, er muß sehr oft an sie denken und an den ihr geraubten Kuß, aber auch an den Wolf, an dem er sich ein Beispiel nehmen soll — und wird!

Er war mit der Arbeit fertig, hatte zuletzt noch den Beichtstuhl abgestaubt, und ließ sich nun darin nieder, um seinen Gedanken bequemer nachzuhängen. Doch vergingen sie ihm im leichten Schlummer, in den er verfiel. Das Geräusch schlürfender Schritte weckte ihn; mehrere Personen waren durch die geöffnete Kirchentür eingetreten. Die Beichtkinder, die der Herr Pfarrer erwartete . . . Wär eine schöne Geschichte, wenn ihn die sähen im Priesterkleide. Jetzt heißt es, sich davon machen im Schutz der Dunkelheit, längs der Wand, am Altar vorüber, in die Sakristei . . . Er steht auf — aber Himmel! da kniete schon jemand im Beichtstuhl vor dem Gitter . . .

Edinek, ganz erschrocken, hält die Hand vors Gesicht und murmelt mit leiser, verstellter Stimme: „Mach sie oder er, wer's ist, daß er oder sie fortkommt, jetzt wird noch nicht Beicht gehört."

Seine Worte blieben unverstanden und wurden gänzlich mißdeutet. Er hatte sie kaum ausgesprochen, als das Beichtkind sein Bekenntnis abzulegen begann. Und nun spitzte er die Ohren. Wer da vor ihm kniete, war niemand anders als die Cibulka, die alte Diebin, die sich schon so oft an pfarrherrlichem Eigentum vergriffen, die er nie hatte „stellen" können, und die sich ihm nun selbst in die Hände lieferte. Sie hat sich im Beginn, gleichsam einleitend, allerlei kleiner Vergehen ohne Stocken angeklagt, aber jetzt kommt es zögernd und stotternd heraus, daß sie gestohlen hat.

Edinek konnte ein „Aha!" nicht unterdrücken, dämpfte aber dessen triumphierenden Ton durch ein kräftiges Räuspern.

„Also gestohlen — und was denn?"

„Dem Schullehrer aus dem Garten zwei Gurken."

„Nur zwei?"

„Nur zwei große."

„Die kleinen hat sie nicht gezählt, waren ihrer zu viele. Was weiter?"

„Dem Herrn Vorsteher ein Bündel Reisig aus der Holzlage."

„Für die Scheite könnt Ihr nichts, die sind von selbst mitgegangen. Was weiter?"

„Dem Kaufmann aus dem Laden eine Handvoll Reis."

„Wird eine tüchtige Hand gewesen sein, die Ihr Euch an dem Tag habt wachsen lassen. Was weiter?"

Jetzt kam's! Jetzt endlich war es da: „Vom Feld des hochwürdigen Herrn Pfarrers drei Säck."

Gibt es einen jubelvollen Grimm? Ja, denn Edinek empfand ihn. „Pagasch!" sprach er, aber so leise, daß die Cibulka es unmöglich gehört haben konnte, und er setzte befehlend hinzu: „Zurücktragen die Säck, gleich zurücktragen! Verstanden?"

„Herr Jesus! Allerheiligste Muttergottes, ich hab sie nicht mehr."

„So, so! Was angefangen damit?"

„Dem Juden verkauft."

„Und das Geld vertan, verpraßt! . . ."

„Gott im Himmel verpraßt — ich arme Witwe mit drei Kindern."

„Saubere Kinder! geraten alle Ihr nach. Lassen keine Kirsche rot werden am Baum, fressen alle schon grün auf. Diebsgesindel!"

„Herr Jesus!" Die Cibulka war in sich zusammengesunken zu einem Häufchen, aus dem heraus es wimmerte: „So streng sind der hochwürdige Herr nie mit mir gewesen!"

Die Mahnung kam sehr zurecht, bei einem Haar hätte der Pseudo-Beichtvater sich verraten. Er nahm sich zusammen und moderierte die Ausdrücke seiner Entrüstung. An Salbung fehlte es ihnen aber durchaus, und die Anzahl der Bußgebete, die er der armen Sünderin aufgab, war außerordentlich. Dann murmelte er etwas, das einer Lossprechung gleichen sollte und befahl:

„Fort! zurück zum Seitenaltar, dort. Ihre Buße abbeten!"

Sie schlich unter tiefen Verbeugungen davon, und zum Entsetzen Edineks schlug die Uhr drei Viertel auf sechs. Auch begann es heller zu werden. Hohe Zeit zum Rückzug, er erhob sich. Aber Himmel! da kniete schon eine zweite im Beichtstuhl, und die erkannte er sogleich. Es war die Rušalkova, deretwegen ihm das Fräulein eine scharfe Zurechtweisung erteilt hatte. Über die mußte er ins Reine kommen, die Versuchung war zu groß. Seinen Platz wieder einnehmend, begann er rasch und leise:

„Dominus sit in corde tuo . . ." und bebte dabei vor Aufregung und schwerer Besorgnis.

Die Rušalkova bekannte redlich ihre unredlichen Taten, und er zählte die Minuten, fieberte vor Ungeduld, fiel ihr alle Augenblicke ins Wort: „Weiß

schon! Geklatscht, verleumdet, den Mann ausgeschimpft, weiß schon . . . Und sich an fremdem Eigentum vergriffen — was? Nicht auch gestohlen — nein? Ein paar Hendeln zum Beispiel?"

Die Rušalkova stutzte; so offenbar zornig waren Hochwürden nie gewesen, und sie, verwöhnt durch seine Güte und frech von Natur, bäumte sich auf und sagte trotzig:

„Ein paar armselige Hendeln."

„Armselig? Hendeln aus der Pfarrei — geistliche Hendeln armselig? Zurücktragen! Hört Ihr? Um Verzeihung bitten — zurücktragen — augenblicklich!"

„Wüßt nicht wie," erwiderte das Weib, in Tränen, aber mehr des Grolles als der Reue, ausbrechend, „wir waren hungrig, wir haben sie gegessen."

„Pag . . ." die zweite Silbe blieb ihm in der Kehle stecken . . . Dreiviertel vorbei, schlugs in seinem Kopfe, klopfte wie mit Hämmern. Dreiviertel vorbei! . . . Ihm war, als sträubten sich seine Haare vor Angst und Bangigkeit. Jeden Augenblick konnte der Herr Pfarrer da sein, ihn antreffen bei Ausübung eines frevelhaft angemaßten Amtes . . . Kalten Schweiß auf der Stirn, mit so viel Atem wie ein Gewürgter, brummte er in Hast einige Worte, die mehr einer Beschimpfung als einer Ermahnung glichen und entließ die Diebin mit der Weisung, ihre Bußgebete: fünfzehn Vaterunser, fünfzehn Ave Maria, den Rosenkranz, am selben Altar abzubeten wie die Cibulka.

„Die richtige Buße kommt nach, du Diebin, die erteile ich dir eigenhändig," setzte er unverständlich murmelnd hinzu, und die Rušalkova, die sich für absolviert hielt, verließ den Beichtstuhl. Eine dritte Bußfertige nahm sogleich ihre Stelle ein. Aber Edinek war schon aufgestanden. „Warten!" flüsterte er, ohne auch nur einen Blick durchs Gitter zu tun. Zur Seite gedreht, den Anwesenden — es waren ihrer noch wenige — den Rücken zukehrend, schleifte er quer durch die halbe Kirche, umging nach tiefer Kniebeugung den Altar und befand sich in der Sakristei.

Es war gerade noch Zeit, hinter den großen Schrank mit den Meßgewändern zu schlüpfen, den man der Feuchtigkeit wegen etwas weggeschoben hatte von der Mauer.

Die Turmuhr hob aus zum sechsten Schlag, der geistliche Herr trat ein und ging geraden Weges in die Kirche. Nun entledigte Edinek sich der Soutane und verbarg sie, sorgsam zusammengelegt, hinter dem Schranke. Dann ging er ins Freie. Die Luft war feucht und schwer, der Himmel trostlos grau.

Der alte Meßner hatte sich schon eingefunden und die Glocke, die zur Kirche rief, in Bewegung gesetzt. Von verschiedenen Seiten kamen Leute herbei, nicht lange und das Gotteshaus wird gefüllt sein.

Dem Edinek ist ganz kurios zumute. Eigentlich ist ihm, als ob er davonlaufen sollte. Aber statt dessen kehrt er zurück in die Kirche, bleibt unfern vom Eingange stehen und späht nach seinen Beichtkindern aus. Sie knien, noch eifrig betend, vor dem Seitenaltare. Er lächelt boshaft und denkt: „Kanaillen!"

Der Herr Pfarrer hat den Beichtstuhl verlassen, bald kommt er wieder, und die Predigt beginnt.

Neben Edinek entstand eine kleine Bewegung, die Leute rückten zusammen, machten Platz; die imposante Gestalt des Fräuleins schritt durch die Menge, der Bank ganz vorn neben dem Altare zu.

Mit geneigtem Kopfe, mit gesenkten Augen folgte ihr Anna. Die jungen Burschen stießen und zwinkerten einander an, sahen dem schönen Mädchen nach. Gar zu gern hätte ihnen Edinek zugeraunt: „Zwinkert nur — ich, ich habe sie geküßt! . . . Das war, das war ihr Tröpfe, als wenn ich meinen glücklichen Mund auf eine rote, volle, frische Rosenknospe gedrückt hätte!"

Wenige Minuten nur, und der hochwürdige Herr stand auf der Kanzel, begann seine Predigt mit der Auslegung der Epistel und des Evangeliums am einundzwanzigsten Sonntag nach Pfingsten, erklärte, was gemeint sei mit den Worten der Schrift: „Denn wir haben nicht nur zu kämpfen wider Fleisch und Blut, sondern wider die Oberherrschaften und Mächte, wider die Geister der Bosheit in der Luft . . ."

Den Worten vermochte Edinek nicht zu folgen, er erwog sie kaum; was ihn tief und mächtig ergriffen, war der Anblick des Heiligen dort oben auf der Kanzel, der war's! Er! Er! In seinem priesterlichen Ernst, durchleuchtet vom Geist seiner gütevollen Weisheit und einer Liebe, die einem unerschöpflichen Borne entquollen, niedertaute über das mühsal- und schuldbeladene Menschenvolk zu seinen Füßen. Göttlich erschien er ihm und verdammenswert das Verbrechen, in eines seiner Rechte einzugreifen.

Und von ihm war es begangen worden in frevelhaftem Übermut — von ihm, dem Sünder, dem Wolf!

Das Bewußtsein seiner Schuld fiel ihm klar und fürchterlich aufs Herz. Und mit einem Male kamen auch die Gedanken an ihre Folgen angestürmt. Maßlos vergrößert durch Angst und Gewissensbisse, erhoben sie sich dräuend vor ihm, jagten ihn fort! fort! trieben ihn zur Flucht.

Scheu und hastig stahl er sich hinweg, schritt längs der Kirche, längs des Pfarrhofgartens dem Dorfe zu . . . Aber nun fiel ihm ein, daß er die Soutane in der Sakristei liegen gelassen hatte, in einem feuchten Winkel, wo sie verschimmeln würde. Ihn jammerte des letzten Geschenkes, das er vom hochwürdigen Herrn empfangen hatte, des schönen, lieben! . . . Weit und breit war niemand zu sehen, er durfte wagen zurückzueilen und die Soutane hervorzuholen aus ihrem Versteck. Fest an seine Brust gepreßt, trug er sie durch den immer unverschlossenen Garten der Pfarrei, durch den Gang, dessen Halbdunkel ihm so verhängnisvoll geworden war, und legte sie auf die Schwelle der Zimmertür seiner Hochwürden. Hochwürden sollte sicher sein können, daß kein Mißbrauch mehr mit ihr getrieben wird.

Und nun eiligen Schrittes durchs Dorf, verfolgt von quälenden Vorstellungen . . . Eine Viertelstunde noch, und der Herr Pfarrer tritt an den Altar, eine halbe Stunde und die Wandlung kommt und die heilige Kommunion und vor dem Geistlichen knien fünf Kommunikantinnen, und nur dreien hat

er die Absolution erteilt. Es wird gefragt, geantwortet — da ist's geschehen . . . Sie werden ihm fluchen, die Weiber, der ganze Ort wird ihn bitterer hassen, als die Bewohner der Stadt, deren Namen er vergessen hat, den Wolf gehaßt haben . . . Seine Phantasie, sonst eine eingefleischte Schönfärberin, führt ihm heute nur düstre Bilder vor. Verklagen werden sie ihn. Religionsstörung wird es heißen — und darauf steht der Kerker . . .

Im Dorfe ist es still und leer. Nur hie und da guckt aus einem Fensterchen ein altes runzliges Gesicht. Müde, Gebrechliche, die sich nicht mehr zur Kirche schleppen können. Unter einer Haustür kommt eine geballte Faust zum Vorschein, und eine zittrige Stimme kreischt:

„Is die heilige Mess schon vorbei? Oder haben's den Teufel ausgetrieben?"

Es folgt keine der kecken und lustigen Antworten, die man gewohnt ist von Edinek zu hören. Er hastet stumm seiner Wohnung entgegen, langt bei der Hütte an, die ihn heute zum letzten Mal beherbergte, und die ihn zum ersten Mal zutraulich anmutet.

Seine wenigen Habseligkeiten waren bald zu einem Bündel zusammengeschnürt. Obenauf schnallte er die Violine und wanderte fort mit seiner leichten Bürde auf dem Rücken.

Sein Zukunftsplan reifte, während er ihn auszuführen begann. Über die Grenze ging's, nach Ungarn. Der Weg war ihm bekannt, er hatte in manchen der umliegenden Ortschaften Abenteuer der verschiedensten Art erlebt. In Ungarn fanden die Verfolger, die sie ihm gewiß nachschicken würden, ihn nicht so leicht. Da mochte er ihm nachlaufen, der Gendarm Pietienak, der den großen Haß auf ihn hat, wegen seines Lümmels von Sohn, über den sich keiner traute und den Edinek neulich so arg verprügelte.

Der Sturm gab sich Ruhe, der Himmel war reingefegt, sah beinahe freundlich aus und schien geneigt, der Mutter Sonne einen Blick auf ihr geliebtes Kind Erde zu gönnen.

Nach einigen Stunden rüstigen Vorwärtsschreitens war Edinek auf eine Anhöhe gelangt, von der aus man fern ins Land sehen konnte. Adje, stolzer Javornik! Adje, blaue Berge, die in weitem Halbkreis die Heimat umsäumen. In Ungarn, sagen die Leute, gibt's keine Berge, nur Steppen, Felder, unabsehbar groß, und reiche, reiche Magnaten. Bei so einem — das ist sein Plan — will er in Dienst treten, als Gartengehilfe, oder als Knecht, oder vielleicht kommt er in den Stall als Pferdewärter. Und bald werden sie staunen, was für ein Arbeiter er sein kann, wenn er will. Und wenn er sich recht ausgezeichnet haben wird, dann geht er zurück zum Herrn Pfarrer und sagt: „Sehen Hochwürden, es ist doch etwas aus mir geworden, und jetzt bitt ich um Verzeihung und bitt um meine Soutane."

Seine guten Gedanken erfrischten ihn, gaben ihm Kräfte zu fröhlichem Weiterwandern trotz des quälenden Hungers, der sich schon vor einer Weile eingestellt hatte.

Am Nachmittag kam er in ein großes Dorf. Mitten drin, auf dem Platze, erhob sich sehr stattlich das Wirtshaus. In reifer Schönheit prangend, stand die Wirtin vor der Tür, das Schlüsselbund am Gürtel, einen Zipfel der schneeweißen Schürze aufgerafft.

Edinek trat auf sie zu, grüßte höflich und behielt den Hut in der Hand. „Frau Wirtin, ich habe großen Hunger und nicht das kleinste Geld."

Sie maß den Wanderjüngling im dünnen, rostfarbigen Röcklein: „Man sieht ihm beides an, und daß er ein Fallot ist, obendrein."

„Da irrt sich die Frau Wirtin, das bin ich nicht." Er funkelte sie strafend an mit seinen Feueraugen, seine Lippen verzogen sich wie die eines schmollenden Kindes, und er wollte fort ohne Gruß.

Die Wirtin hielt ihn zurück: „Mach er keine Geschichten. Ein Stück Brot werde ich für ihn noch übrig haben."

Sogleich kam sein Groll zu Falle, und der Übermut stieg auf: „Trockenes? Da drin," er deutete auf seine Kehle, „ist's auch nicht sehr feucht."

Sie lachte und trat ins Haus. Edinek folgte ihr und saß bald darauf in der geräumigen Wirtsstube vor einer Schüssel mit Suppe, in der zwei gewaltige Knödel schwammen.

In dem Raume, der ihm angewiesen worden, zeigten sich Vorbereitungen zu einem Feste. Der Boden war frisch gescheuert, an den Wänden und über den Türen waren Girlanden aus Reisig und Papierblumen angebracht. Der ungebetene Gast war mit seiner Mahlzeit noch nicht fertig, als die Frau Wirtin erschien, mit einem Pack Leinenzeug unter dem Arme.

Edinek sprang auf: „Kann ich helfen?"

„Bleib er sitzen, schau er, daß er fertig wird, und dann troll er sich. Wir haben viel zu tun."

„So, was gibt's denn?"

„Einen Hochzeitsschmaus. Zwei Reiche heiraten."

„Na ja! Wo Tauben sind . . . Ich krieg keine Reiche, Frau Wirtin."

Wenn sich nicht eine in deine hübschen Augen vergafft, du Spitzbub, dachte sie, und er mit seiner unfehlbaren Kunst, Weibergedanken zu lesen, wurde schleunigst galant.

„Das kann ich nicht sehen, daß sich die Gnädige so abschleppt!" rief er und nahm ihr trotz ihres Sträubens das Tischzeug ab.

„Wohin damit?"

„Erst müssen die Tische zusammen gerückt werden. Warte er, mach sich nicht wichtig und esse weiter."

Er setzte sich wieder vor seine Suppe hin, und die Frau verließ das Zimmer, um einen Stoß Teller zu holen, den sie bald darauf hereinbrachte.

Edinek hatte eben den letzten Bissen mit demselben Vergnügen wie den ersten verzehrt. „Das war gut!" rief er, „und ich danke auch schön!" und eh die Wirtin sich's versah, war er auf sie zugelaufen und hatte ihr einen derben Kuß auf den Mund versetzt. Sie tat sehr entrüstet; von den vielen Tellern, die sie trug, fiel aber keiner auf den Boden. Mit sicheren Händen hielt sie alle fest, stellte sie auf die Anrichte und sprach:

„Er ist ein unverschämter Kerl. Ich möchte nur wissen, woher er kommt, muß eine kuriose Gegend sein, wo's in der Mod is, den Leuten nur so um den Hals zu fallen."

„Es ist eine schöne Mod und eine schöne Gegend, Frau Wirtin, und ein Heiliger lebt dort." Den letzten Satz sprach er ganz wehmütig.

„Der Heilige wird sich wohl nicht viel mit ihm abgegeben haben?"

„Doch, doch! . . . Aber jetzt an die Arbeit. Wie soll ich die Tische stellen?"

Sie gab an, half mit; alles ging rasch vonstatten. Eine große Tafel in Hufeisenform war bald sauber gedeckt. Die Mägde hatten Glas und Eßzeug gebracht, die Wirtin und Edinek legten alles an den rechten Platz; er sprach und scherzte in einem fort, fragte auch:

„Unter anderm: Gibt's denn hier keinen Wirt?"

„'s gibt ihn schon, nur daß er jetzt in Ungarn is und Vieh einkauft."

„In Ungarn? So, so, dahin bin ich grad auf dem Weg. Vielleicht treff ich ihn und kann ihm einen Gruß ausrichten von der Frau Wirtin."

„Richtig, er is der Bote, auf den ich gewartet hab! Also mach er, daß er fortkommt."

„Noch nicht; mir gefällt's da bei ihr; und meinen Dank muß ich auch noch abtragen für das gute Frühstück."

„Den schenk ich ihm, den kann er für sich behalten, seinen Dank. Hört er?"

„Warum will die Frau Wirtin mir die Kränkung antun?" fragte er mit so kläglicher Miene und in so jämmerlichem Tone, daß sie laut auflachen mußte.

Nun hatte er gewonnenes Spiel, ließ seinem Übermut die Zügel schießen und brachte Späße der verschiedensten Qualität in Hülle und Fülle vor. Es sprühte nicht nur, es qualmte auch.

Die Wirtin, keineswegs zimperlich, lachte um so herzhafter, je derber seine Witze wurden, und er, geschmeichelt durch diesen Erfolg, schenkte ihr bald sein ganzes Vertrauen. Sie erfuhr, daß er auf dem Wege nach Ungarn sei, wo er Gärtner bei einem Magnaten werden wolle, oder — eben überlegte er sich's — oder vielleicht Primas einer Zigeunerbande. Auch daß er sein Dorf vorsichtshalber verlassen habe, teilte er ihr mit, und gab die Szene im Beichtstuhl zum besten. Er dramatisierte sie sogar. Er stellte in komischer Abwechslung sich sitzend, die Diebinnen kniend, die eine zerknirscht, die andre frech dar, er stöhnte, winselte, widerbellte mit ihren alten Stimmen, machte die Gesichter, die sie schnitten, und ihre Gebärden nach. Die Wirtin war ein dankbares Publikum, hielt sich die Seiten, wand sich vor Lachen und stieß unter Schreien und Kreischen hervor:

„Hör er auf! — Hör er gleich auf — ich platze!"

Aber je mehr sie kreischte, je toller trieb er's, und zuletzt gab es solchen Lärm, daß ein Knecht und zwei Mägde kamen, um zu fragen, was denn los sei bei der Frau Wirtin.

Sie versicherte, daß ihr nichts fehle, sie habe nur unbändig lachen müssen über den Narren da; und sie versetzte ihm unter neuen Kontorsionen einen fast zärtlichen Backenstreich.

Edineks Eitelkeit war geschmeichelt, er brannte darauf, neue Lorbeeren einzuheimsen. Ja, die Leute zum Lachen zu bringen verstehe er, habe seine Kunst erst neulich bei einem Hochzeitsschmause ausgeübt, er würde sie auch hier gern ausüben, wenn es der Frau Wirtin recht wäre.

Es war ihr recht, und er flüsterte ihr zu: „Meßner und Beichtvater in der Früh, am Abend Lustigmacher, das ist ein Leben! Das paßt mir!"

Eine Wandertruppe, die vor längerer Zeit im Dorfhotel Station gemacht, hatte an Zahlungsstatt einige alte Anzüge dagelassen. Er durfte darunter wählen, was ihm für die Gelegenheit passend schien, und entschied sich für einen blauen Frack mit Messingknöpfen, eine weiße Hose und eine hohe Krawatte mit Vatermördern. Sein bloßer Anblick erweckte Heiterkeit. Die Kleider waren zu weit für ihn und umschlotterten seine schlanke Jünglingsgestalt, die langen Frackschöße flogen wie Fahnen hinter ihm her, und wie zwischen zwei Lanzen blühte sein feines, rosiges Gesicht zwischen den spitzigen Vatermördern hervor. Seine Geige hielt er unbeholfen im Arme und schien ratlos, was mit einem solchen Ding anzufangen sei.

Die Gesellschaft hatte den hergelaufenen Possenreißer mißtrauisch und verächtlich begrüßt, aber die bärbeißigen Gesichter verwandelten sich in heitere, als er damit begann, einen desperaten Musikanten darzustellen, der einen Hochzeitsmarsch aufspielen soll, und eingeschüchtert durch den Anblick der imponierenden Gesellschaft, seinem Instrumente schrille Gickser und katzenjämmerliches Miauen entlockt. Als Gegenwirkung der Angst und Pein, die er am Morgen ausgestanden hatte, überkam ihn eine elementare, eine tolle Lustigkeit und weckte bald lauten Widerhall. Die nie versagende Dankbarkeit für den Komiker stellte sich ein, er durfte am Tische Platz nehmen, mitessen und mittrinken. Als der Tanz anging, erlitt er den Genuß, die Frau Wirtin einige Male durch das Lokal zu rollen und erholte sich von der Auszeichnung bei der Polka mit jungen, hübschen Mädchen.

Der Tag graute, das Fest war noch nicht zu Ende, aber die Hausherrin mahnte ihn fürsorglich:

„Jetzt mach er sich aus dem Staub, er hat noch gute zwei Stunden zu laufen bis zur Grenze."

Sie steckte ihm einige Nahrungsmittel zu, gab ihm etwas Geld, und hätte ihm auch den Raub eines zweiten Kusses verziehen, wenn ihm darum zu tun gewesen wäre. Er aber war kein Freund von Wiederholungen, und stattete seinen Dank platonisch ab.

Nachdem er sich am Brunnen gewaschen und nachdem er seine eigenen Kleider wieder angezogen hatte, trat er die Wanderung ins Ausland Ungarn an. Eine herrliche Zuversicht erfüllte ihn, ein köstlicher Glaube an sein gutes Glück, seinen guten Stern. Wie war es ihm jetzt wieder ergangen! Konnte er sich's besser wünschen? Als hungriger Habenichts zu wildfremden Menschen kommen, ihnen etwas vorfiedeln, ein bißchen lustig sein, und nach ein paar Stunden satt, belobt und beschenkt weiter ziehen — versuch ein andrer, ob ihm das gelingt!

Juchhe! Also vorwärts, hinaus in die Welt! Ihm kann's nicht fehlen, er musiziert sich durch bis zu dem Magnaten, auf den er fahndet. Der wird sich wundern, was für einen tüchtigen Arbeiter er an ihm gewonnen hat, und ihn auch reich belohnen; sie sind großmütig, so heißt es, die Magnaten.

Nur daß ihm der Teufel das Spiel nicht verderbe . . . Hüte dich, Teufel! Edinek faßte von neuem die besten Vorsätze und wehrte sich eine Zeitlang tapfer gegen den Schlaf, der ihn bei dieser Beschäftigung überfiel.

Der Weg führte ihn an einem Kruzifix vorbei, das am Rain zwischen vier Pappeln auf steinerner Stufe stand. Dort kniete er nieder zum Morgengebet. Aber bald verschwammen seine Gedanken, und an das Holz des Kreuzes gelehnt, unter den ausgebreiteten Armen einer göttlichen Liebe, schlief er ein.

Das war wonnig; es kamen alsbald auch Träume in holden Scharen, fein wie feinste Düfte, durchsichtig wie dünnste Schleier. Er stand mitten unter Blumenbeeten, unabsehbar breiteten sie sich, und alle hatte er bepflanzt, gepflegt, gezogen. Er war stolz auf sein Werk, und der Magnat war so entzückt, daß er ihn bat, sein Schwiegersohn zu werden . . . Der gute Magnat . . . Jetzt faßte er ihn an der Hand — und rüttelte ihn . . . o! o! warum so derb? Das geht über den Traum — und verjagt ihn. Edinek erwacht. Das bärtige Gesicht, das sich über das seine beugt, ist nicht das des guten Magnaten, sondern das seines gefürchteten, grimmigen Verfolgers, des Gendarmen Pietienak.

Edinek glotzte ihn an mit den erschrockenen Augen eines plötzlich aus dem Schlafe geweckten Kindes. Bei einem Haar wäre er in heiße Tränen ausgebrochen. So aus dem schönsten Traum gerissen zu werden! Aus den Armen einer Magnatentochter durch die rauhen Fäuste eines Stöckelknechtes! . . Wie schadenfroh der grinste, wie er die Gelegenheit begrüßte, Rache zu nehmen für den zerdroschenen Sohn! Edineks Rührung verwandelte sich in Wut, er sprang auf, führte einen kräftigen Faustschlag ins Gesicht des Gendarmen und wandte sich zur Flucht. Doch war er eingeholt, ehe er sich's versah, und trotz der wildesten Gegenwehr von dem viel stärkeren Manne niedergerungen.

Aus dem beiderseits in Grimm und Haß geführten Kampf ging die obrigkeitliche Person mit geschwollener Nase und zerrissener Uniform hervor, Edinek zwar unverletzt, aber als ein Gefangener.

Die letzte Untat der Teufelsbrut brachte im Dorf eine unerhörte Aufregung hervor. Nun lag's am Tage: Hexerei trieb der Sohn des Satans. Manche Mutter hatte längst behauptet: ohne Teufelskünste hätte er meine unschuldige Tochter nicht verführt, manche Väter schwiegen schon dazu, wenn ihre Frauen behaupteten, ohne Hilfe übernatürlicher, böser Mächte hätte der Verführer nimmer vermocht, ihre braven, soliden Söhne in Taugenichtse zu verwandeln. — Und jetzt erklärten sich die Cibulka und die Rušalkova bereit, vor Gericht aufs Kruzifix zu beschwören, daß die Teufelsbrut ihnen in Gestalt des hochwürdigen Herrn Pfarrers erschienen sei und auch seine Stimme an-

genommen habe. Freilich, was er mit dieser Stimme gesprochen, war nicht im Einklang mit der apostolischen Milde des gütigen Priesters, sondern viel eher eine Eingebung des Teufels.

Ein Schrei, nach Rache mehr noch als nach Strafe, übertönte die Beschwichtigungen der Gemäßigten, das leise Lachen der Humoristen. Dem Herrn Pfarrer wurde es übel vermerkt, daß er einigen allzu sinnlosen Verleumdungen voll Entrüstung entgegentrat. Er büßte damit sogar einen Teil seiner Popularität in der Gemeinde ein.

Mit leidenschaftlicher Spannung wurde der Urteilsspruch über den Verbrecher erwartet. Er befand sich in Untersuchungshaft in der Kreishauptstadt. Wer sich dahin begab in Prozeßangelegenheiten zu einem Rechtsfreund, suchte ihn auszuholen und wenigstens einen Zipfel des Schleiers zu heben, der Edineks Zukunft noch verhüllte. Die Übelwollenden meinten, das Schlechteste hoffen zu dürfen. Für den üblen Leumund des Sträflings hatten die Zeugenaussagen gesorgt, und seine Vergehungen gehörten, Gott sei Dank, zu denen, die von der weltlichen Gerechtigkeit als schwere angesehen und bestraft werden. Auf den Fingern zählten sie nach. Er hatte, als Priester verkleidet, zweien Weibern die Beichte abgenommen und ihnen die Absolution erteilt, somit das Verbrechen der Religionsstörung begangen. Er hatte sich mit gewaltsamen Handlungen seiner Arretierung durch den Gendarm widersetzt, also auch das Verbrechen der öffentlichen Gewalttätigkeit auf sich geladen. Er war überdies — und das sollte ihm besonders eingetränkt werden — schon vorbestraft, hatte einige Tage „gesessen", nach der großen Rauferei mit dem Sohne Pietienak.

„Fünf Jahre kriegt er!" meinten die Gescheiten. „Zehn!" hofften die Phantasievollen, und einige alte Weiber erzählten einander von den leider entschwundenen heiligen Zeiten, in denen alles Hexerei treibende Gesindel auf den Scheiterhaufen kam und verbrannt wurde.

Als endlich das Urteil bekannt wurde: „Zwei Jahre schweren Kerkers, verschärft durch einen Fasttag in jedem Monat," gab es allgemeine Enttäuschung.

Nur zwei Jahre für so viel Untaten und Delikte! Das war ja, als ob man dem schlechten Kerl ein Patent auf Nichtsnutzigkeiten ausstellen wollte. Aber die Richter von heutzutage. Den Namen führen sie noch, sind keine mehr, lassen jeden laufen. Das hat man grad jetzt wieder erlebt.

„Was wollt Ihr erlebt haben?" fragte Monika, wenn solche Reden in ihrer Gegenwart geführt wurden. „Wenn man einem zwei Jahr schweren Kerker zuerkannt, nennt man das ihn laufen lassen?"

Der unbestraft heimkehrende Edinek würde sie unerbittlich streng gefunden haben. Den Verurteilten nahm sie in Schutz und billigte das Verfahren des Gerichtshofes. Sein Urteil war milde, weil der Angeklagte reuig und bußfertig war. Er verlangte keinen Verteidiger, legte ein offenes Geständnis ab, verhüllte und beschönigte nichts. Er war auch damit einverstanden, daß der Vormund auf Rechtsmittel gegen das Urteil verzichte, fand seine Strafe gerecht und trat sie gutwillig an.

Am Schlusse dieser trockenen Ausführungen, die Monika mehr als einmal einem kleinen Auditorium vortrug, wurde sie immer sehr gegen ihren Willen bewegt, und ihre Lider röteten sich. Da teilte sie den Bericht eines Augenzeugen bei den Verhandlungen mit. Nie, sagte der, werde er den Eindruck vergessen, den der Angeklagte auf ihn hervorbrachte, als er unter den Zeugen den Herrn Pfarrer erblickte. Bis jetzt hatte er eine große Sorglosigkeit an den Tag gelegt, die gravierendsten Aussagen mit etwas spöttischem Gleichmut über sich ergehen lassen und das Aussehen eines kecken, wenn auch durchaus nicht unsympathischen Wildlings gehabt.

Das wurde anders mit einem Schlag, als sein Seelenhirt erschien und sich seiner annahm, ihm auch ein bißchen Gutes nachzusagen wußte. Er nannte seinen bisher leider unverbesserlichen Leichtsinn die Quelle aller seiner Vergehungen und auch seiner letzten, allerdings sehr strafbaren Handlung. Daß ihr eine böswillige und gotteslästerische Absicht nicht zugrunde lag, dafür wollte der priesterliche Zeuge, der ihn von Kind auf kenne, einstehen.

Der Schuldige horchte diesen Worten, als ob Engelszungen sie sprächen, und nicht nur Milde schien ihm aus ihnen entgegen zu klingen, er zuckte auch unter ihnen zusammen, als sammelten sie auf seinem Haupte die glühenden Kohlen, von denen das Evangelium redet. Der ganze Mensch zitterte und bebte; er blickte wie zu einer überwältigenden himmlischen Vision zu dem Priester empor. Das Auditorium, die Richter, der Staatsanwalt, alle waren ergriffen, als er mit gefalteten Händen, wortlos und schluchzend, vor ihm auf die Knie stürzte.

Anderthalb Jahre später; ein Februarmorgen. In den Bäumen regt sich's leise und geheimnisvoll. Ein naturkundiges Auge sieht es den scheinbar unveränderten Stämmen an, daß sie ein Erwachendes bergen. Die starren Säfte in ihrem Innern erweichen, bald wird ein Lebensstrom durch das Geäste und Gezweige quellen. Die umschleierte Sonne zweifelt herab auf den grau gewordenen Schnee: Beliebt dir's hinwegzuschmelzen? ja oder nein? Die Antwort wird nicht lang auf sich warten lassen, schon kommen stellenweise die braune Erde, das matte Grün der Wintersaat ans Licht; die Straße, die vom Dorfe her sachte ansteigt zum Pfarrhaus, ist schon ganz schneefrei, in dem Graben neben ihr rieselt munter ein schmales, schmutziges Bächlein. Durch die winterliche, leicht bewegte Luft kommen einzelne laue Wellen gezogen, wonnig einzuatmen, voll köstlicher Verheißung.

Der Pfarrer und seine Schwester waren eben aus dem Hause getreten, Monika in Mantel und Capuchon, Pater Emanuel im weiten Winterrock, einen weichen, breitkrempigen Hut auf dem Kopfe. Er hatte sehr gealtert in der letzten Zeit, sein Gesicht war noch schmaler, die Haare waren ganz weiß geworden, die Augen schienen größer und leuchtender. Etwas seltsam Fremdartiges und Rührendes schwebte über seiner ehrwürdigen Erscheinung, unsichtbar und unausgesprochen wie ein Hauch, und doch deutlich und ebenfalls eine Verheißung. Nur eine andre, eine höhere als sie sich aussprach in der

aufatmenden Natur, kein Beginnen, ein leise, auf sanft schwingenden Flügeln nahendes Vollenden.

Im Augenblick, in dem sich die Geschwister dem Eingang zum Vorgärtchen näherten, drang ein Jauchzen ihnen entgegen.

„Hochwürden! Fräulein!“ und Edinek stürzte auf sie zu und bot einen heiteren, einen überraschenden Anblick; fast elegant sah er aus. Ganz prächtig stand ihm sein funkelnagelneuer Winteranzug: kurzer Rock mit kleinem Pelzkragen, braune Sammethose, hohe, schmucke Stiefel. In der linken Hand trug er ein Felleisen, auf dem seine Geige aufgeschnallt war, mit der Rechten schwenkte er seine Mütze jubelnd empor:

„Entlassen, Hochwürden, gnädiges Fräulein, ich bin entlassen, bin da!“ Er faßte ihre Hände, küßte und küßte sie, sie konnten es ihm nicht wehren.

Der Pfarrer klopfte ihm auf die Schulter: „Schau er! schau er — aus dem Kerker entlassen?“

„Weil ich mich so gut gehalten habe, Hochwürden,“ verkündigte er triumphierend. „Wissen ja, Hochwürden, haben sich nach mir erkundigen lassen, ich hab's gehört. Und lauter Gutes über mich erfahren.“

„Wohl, wohl, es ist wahr, viel Gutes, beinahe nur Gutes.“

„Sehen Hochwürden! und so hab ich das Glück gehabt, daß sie mich vorgeschlagen haben zum Strafnachlaß, und da hat mir der Kaiser ein ganzes halbes Jahr geschenkt.“

„Wenn diese Nachsicht ihm nur auch so heilsam ist, wie die strenge Zucht es war,“ sagte Monika, „die hat ihm prächtig angeschlagen. Er sieht so ordentlich aus wie noch nie. Eine Erbschaft muß er im Kerker auch gemacht haben, wo kämen sonst die schönen Kleider her?“

„Gekauft, gnädiges Fräulein, gestern in der Stadt. Geld genug gehabt, mir Geld verdient“ — das sprach er stolz — „mit meiner Arbeit.“

„Und alles gleich auf einmal ausgegeben? Alles in anderthalb Jahren verdiente, auf einmal für einen Anzug?“

Nicht alles, Gott behüt! Es war noch genug da, um sich und andern Begnadigten, die nicht so reich waren wie er, einen guten Tag zu machen — was für einen! Famos, nur sehr kurz, denn das Geld, das liebe, hat Füße und Flügel bekommen, war gleich weg . . . Aber laufe du! fliege du! Er braucht keines mehr, ist ja da, ist zu Hause, ist geborgen!

Die Geschwister hatten kein Wort gewechselt, keinen Blick, doch wußte jedes, was in der Seele des andern vorging.

„Hast die Rechnung ohne den Wirt gemacht, armer Junge,“ sagte Monika ungewöhnlich weich und traurig, und ging in die Küche, um eine Mahlzeit für den Ankömmling zusammenzustellen.

Edinek durfte den geistlichen Herrn in seine Stube begleiten.

O Himmel, wie ihm da zumute war! Er lief von einem Fenster zum andern, sah umher mit freudestrahlenden Blicken: „Da Hochwürden, da sind gesessen und haben mir vom Wolf erzählt.“

„Mit wenig Nutzen, Edinek.“

„Mit vielem! vielem! . . . Nur, daß er nicht gleich gekommen ist, erst später . . . Als Hochwürden sich meiner angenommen haben vor Gericht, da hat's in mich eingeschlagen wie der Blitz, und ich hab mir vorgenommen: ich will's den Leuten zeigen, wer recht hat, der Hochwürden oder sie . . . Und hab's ihnen gezeigt, da steht's! Hab's Wort für Wort aufgeschrieben, wie's geheißen hat." Er hatte einen Zettel aus seiner Tasche gezogen und las langsam und nachdrücklich: „Hat sich die Sympathie der Funktionäre der Strafanstalt gewonnen durch Fleiß, Disziplin und Reue."

Das letzte Wort betonte er besonders stark, und der Pfarrer dachte: O Ihr Reuekünstler!

Edinek aber begann freudig und rasch die Zukunftspläne darzulegen, die er sich in der Strafanstalt bis ins kleinste so schön ausgemalt. Dem Wohle des Pfarrhauses würde er sein ganzes Können widmen, die kleine Wirtschaft gut führen, auch dem armen Fräulein, das der Arbeit nicht mehr recht gewachsen sei, die Plage mit dem Obst, dem Gemüse, den Blumen abnehmen . . .

„Es wird dem gnädigen Fräulein doch recht sein?" unterbrach er sich, ganz erstaunt, daß Emanuel ihm kein Zeichen der Zustimmung gab.

„Ihr und mir wäre es recht, wenn es sein könnte," erwiderte der Priester, „doch kann es eben nicht sein."

„Wieso? — Warum? Warum soll es nicht sein können, Hochwürden?"

Die Tür öffnete sich, Kathi trat ein und setzte eine Platte mit Speisen und Wein auf den Tisch.

„Die Kathi!" begrüßte Edinek sie voll Erstaunen. „Wie kommt denn die Kathi her? Wo hat sie den Ehemann gelassen? — Na also: Grüß Gott, Grüß Gott tausendmal!"

Er war mit ausgestreckten Händen auf sie zugeeilt — sie schlug die ihren auf dem Rücken zusammen. Haß und Scheu verzerrten ihr Gesicht:

„Untersteh dich, Zuchthäusler!" zischte sie ihn an und schoß mit fluchtartiger Geschwindigkeit davon.

„Was fehlt ihr? Was hab ich ihr getan?" fragte Edinek betroffen. „Und was hat sie hier zu suchen? Wird ihr schlecht gegangen sein in der Ehe, kann mir's denken."

„Es ist ihr nicht gut gegangen."

„Ganz natürlich."

„Sie hat wieder einen Dienst suchen müssen, und meine Schwester hat sie gern aufgenommen."

„Und — die Anna? . . ." Edinek wandte die Augen dem Fenster zu und strich mit den Fingern über den schwarzen Flaum, der ihm im Gefängnis auf der Oberlippe gewachsen war.

„Die Anna ist verheiratet, ist fort mit ihrem Mann nach seinem Dorf, wo er dem Vater die Wirtschaft führt."

„Der Dumme hat's Glück, da kann man nichts machen," seufzte Edinek. „Sie ist halt dort, und ich bin hier in meinem Dorf, meinem Zuhaus, und führe dem Herrn Pfarrer die Wirtschaft. So wird's sein. Also, Hochwürden, also," drängte und ermunterte er: „Behalten mich!"

„Unmöglich, leider, du kannst hier nicht bleiben; sei vernünftig, sieh das ein. Und jetzt setz dich, iß und trink, und dann in Gottesnamen — geh."

Edinek staunte den geistlichen Herrn unaussprechlich bestürzt an: „Gehn soll ich? Wohin denn? Warum denn?"

„Sie würden dich hier nicht dulden."

„Wer?"

„Wie du nur fragen kannst! — die Leute doch."

„Was haben die zu sagen, wenn mir der Kaiser verziehen hat? Was können die Leute mir tun? Können sie mich wieder einsperren lassen?"

„Das nicht, aber dich wie einen Ausgestoßenen behandeln, dir das Leben verbittern können sie, sich, wo du dich zeigst, von dir abwenden."

„Verbieten ihnen das, Hochwürden, befehlen ihnen, gut mit mir zu sein."

„Meine Macht geht nicht so weit. Hast du gesehen, wie sich die Kathi vor meinen Augen gegen dich benommen hat?"

„O, die Kathi!" Er lachte hell auf mit seinem alten, tollen Übermut, „in zwei Tagen wickel ich die um den Finger".

Du kommst als der wieder, als der du gegangen bist, dachte Emanuel und sprach:

„Niemand wickelst du um den Finger, sie sind alle deine Feinde."

„Da ist es ja dem Wolf besser gegangen als mir! In seiner Stadt waren bessere Leute!" rief Edinek voll schmerzlichen Trotzes aus.

„Auch die unseren werden verzeihen, aber Zeit mußt du ihnen lassen. Geh, mein Kind, und komm nicht zurück, bevor die Haare, die jetzt noch braun sind, weiß geworden sind."

„Nein, nein, nein! Da wären ja Hochwürden schon tot, sind ja schon so alt!"

Jetzt erst fiel ihm auf, wie alt der Hochwürden aussah. — So alt, und heiliger denn je. Und hilflos stand dieser Heilige in der Welt, vermochte nichts über die bösen Leute, vermochte nicht einmal sein Eigentum vor ihnen zu hüten. Er brauchte die Stütze einer jungen, hingebungsvollen Kraft, brauchte ihn und durfte ihn nicht von sich weisen.

Mit wilder Entschlossenheit wiederholte er sein dreimaliges „Nein!" und schrie beinah: „Dürfen mich nicht wegschicken, müssen mich behalten."

Aber er begegnete einem ruhigen, sanften, unerschütterlichen Widerstand: „Es ist gesagt. Du kannst hier nicht bleiben, du hast die Heimat für lange Zeit verwirkt. — Du gehst und suchst dir einen Platz an einem fremden Orte, wo sie dich nicht kennen, nichts von dir wissen. Von dort aus schreibst du mir, und ein Dienstbuch wird dir nachgeschickt. Und jetzt noch einmal: Setz dich, iß und trink!"

Edinek würgte mühsam an den guten Bissen, die Monika ihm hatte vorsetzen lassen, legte das Eßzeug fort und stand wieder auf: „Ich kann nicht, Hochwürden, ich bring's nicht hinunter . . . Erst wieder herkommen, wenn Hochwürden tot sind und die hübschen braunen Mädeln alte Weiber . . . und dort sitzen in der Fremde . . ."

„Deine Militärzeit mußt du auch noch abdienen."

„Militärzeit? Ja, das wäre noch das Beste. Da geh ich zur Kavallerie, möcht bald Wachtmeister werden und käm dann her in der Uniform. Da möchten Hochwürden schauen . . . Ja so" — unterbrach er sich und der freudige Schein, der sein Gesicht überflogen hatte, erlosch —, „ja so, ich darf ja nicht kommen."

Der Pfarrer entnahm der unversperrten Tischlade ein Beutelchen, prüfte seinen Inhalt und legte es dem Edinek in die Hand: „Es ist nicht viel, aber es reicht für die erste Zeit, wenn du nicht schon im nächsten Wirtshaus alles vertust."

Edinek wollte danken, aber wie früher die Bissen, so quollen ihm jetzt die Worte im Munde. Er verneigte sich stumm und schritt zur Tür, blieb dort stehen und wandte sich um.

„Geh mit Gott, mein Sohn," sprach Emanuel.

Der Bursche konnte sich nicht entschließen. Von einem trockenen Schluchzen erschüttert, arbeitete seine Brust heftig. Er streckte dem Geistlichen die Arme, die verschränkten Hände entgegen und, wie ein Kind, das um etwas Unmögliches bittet und bettelt, ahnt, daß es nicht erhört werden wird, und dennoch bittet und bettelt, stieß er heraus:

„Hochwürden! Hochwürden! sagen mir nicht Kind, nicht Sohn, sagen mir, Bruder Wolf und behalten mich!"

Emanuel vermied es, ihn anzusehen, ging zur Tür, öffnete sie und sagte: „Komm!"

Draußen auf der Schwelle wiederholte er sein: „In Gottesnamen" und segnete ihn.

Nun erschien auch Monika. Sie gab dem ehemaligen Schützling die Hand, ohne Ermahnung, und als sie ihm Lebewohl sagte, kam in ihr imposantes Sibyllenangesicht ein milder, mütterlicher Zug.

Die Geschwister geleiteten ihn bis zur Gittertür, blieben dort stehen und sahen ihm nach. Monika warf verstohlen einen Blick auf ihren Bruder, senkte aber alsbald die Augen; sie hätte nicht bemerken sollen, daß in den seinen Tränen glänzten.

Trient.

Von

Alois Brandl.

Mitten in waldlosem Tale schläft die Stadt unter den Kanonen des Dos di Trent. Ihr Herz ist der Dom des Bischofs, des einstigen Landesherrn, wuchtig gebaut und glänzend in buntem Marmor; daneben wohnt der Generalvikar, der in die deutschen Einzeldörfer italienische Kapläne hinausschickt, und das Dutzend Domherren, von denen nach dem Statut die eine Hälfte deutsch sein soll. Es ist eine stille Stadt mit wenig Spuren von Vereinsleben oder gewerblicher Unternehmungslust. Demütig kommen die coloni vom Lande herein, um in den Läden und Kanzleien ihre Geschäfte zu verrichten — welcher Unterschied gegenüber den selbstbewußten Bauern in Meran, die jederzeit in den Gassen ihre stolze Nationaltracht aufweisen! Vor dem Bahnhof aber reckt sich das Dante-Denkmal zornig gegen den Norden und kündet mit beredtem Schweigen die verhaltene Leidenschaftlichkeit vieler Bewohner.

Hätte Trient und das österreichische Italienertum überhaupt nur ein nationales Programm, so stünde das Spiel einfach genug. Kaiser Franz Josef hat die Sonne seiner Güte auf Magyaren, Polen, Tschechen, Slowenen scheinen lassen, und es ist nicht abzusehen, warum sie nicht auch seinen italienischen Untertanen in vollem Maße scheinen sollte. In ganz Deutschösterreich ist das Volk Dantes wegen seiner Kulturbedeutung hochgeschätzt; seine Sprache wird neben der französischen am liebsten gelernt; seine Kulturbedürfnisse wurden in Wien von Regierung und Parlament rückhaltlos anerkannt, und die österreichischen Beamten in Südtirol haben früher, als die Zeiten noch friedlich waren, mit den italienischen Kollegen um die Wette deren Literatur bis herab zu Giusti gelesen, und mehr für Dante begeistert, als es der Innsbrucker Dichter und Universitätsprofessor Adolf Pichler war, kann man überhaupt nicht sein. Es ist nicht so lange her, daß der Kaiserhof an der Donau für italienische Dichtung und Musik, namentlich für Metastasio, eine Heimstätte war, und daß der erzherzogliche Hof in Innsbruck unter dem beherrschenden Einfluß italienischen Adels stand. Der Wiener und erst recht die Wienerin hat noch heute für den bronzefarbenen Landsmann des Romeo mehr übrig als für den schlichten Steirer oder den grobkörnigen Tiroler. Halb Österreich

könnte leicht mit italienischen Idealen durchdrungen sein, wenn es den Führern in Trient und Triest nur auf diese ankäme.

Aber die Bewegung ist ausgesprochen irredentistisch. Sie will das Italienertum nicht eigentlich in Österreich gepflegt, sondern aus Österreich befreit haben. Deshalb will die österreichische Regierung den Italienern weder in Trient noch in Triest eine Universität geben; sie scheut sich, in diesen gärenden Städten einen Herd politischer Umtriebe zu schaffen, und in einer andren Stadt Österreichs wollen die Italiener selbst keine Universität haben. Je mehr Irredenta, desto schlechter steht es um die gewünschte Hochschule; die selbstbewirkte Versagung der Hochschule an der gewünschten Stätte aber wird von den Irredentisten wieder prompt als neues Heizmaterial für ihre Sache benutzt.

Kampfmittel stehen der Irredenta zahlreich zur Verfügung. Zunächst die Presse. Unter den Hofnachrichten z. B. meldet sie an erster Stelle, wo il re und la regina sich aufhalten, dann erst, was l'imperatore d'Austria tut: ein deutlicher und täglich wiederholter Wink, gegen den doch keine Polizei möglich ist. Reichsitalienische Redakteure schreiben in Trient die Leitartikel, und die politische Spannung schützt sie vor dem Staatsanwalt. Gesellschaftlicher Boykott umklammert das österreichische Heer; der Bürger, die Bürgerin italienischer Zunge, die mit einem k. und k. Offiziere verkehrten, wären bei ihren Landsleuten verfemt; ein Offizier aus Italienisch-Tirol ist unerhört, er sei denn der Sohn eines österreichischen Offiziers, der dort lediglich in Garnison lag. Die Abgeordneten im Innsbrucker Landtag, in dem sie stark genug sind, verhindern die Verhandlungen; im Abgeordnetenhaus zu Wien nützen sie geschickt den Streit der Parteien und die Verlegenheit der Regierung aus, um Abschlagszahlungen zu erwirken. Ihre Taktik geht zunächst auf die Schaffung einer eigenen Provinz, des Trentino, in der es den deutschen Minderheiten und Sprachinseln nicht gut gehen dürfte. Was zur wirtschaftlichen Bearbeitung der Kampf- und Grenzgebiete geschieht, wurde kürzlich ruchbar, als sich in der Banca cooperativa zu Trient ein Abgang von 342000 Kronen herausstellte, ohne daß auch nur die Nummern der fehlenden Papiere alle zu finden waren. Die Bank besaß nach dem Jahresausweis von 1907 ein eingezahltes Kapital von 752760 Kronen und hatte ausliegen über 15 Millionen conti correnti, über 22 Millionen depositi a garanzia; in eingeweihten Finanzkreisen wird angedeutet, sie sei gegen irredentistische Kreise recht vertrauensselig gewesen; man hört von Fällen, wo Leute dieser Farbe und Dienstbotenwahl die günstigsten Schätzungen zu Belehnungszwecken erlangten; Näheres dürfte durch die noch schwebende Untersuchung zutage kommen, der man nicht vorgreifen darf. Neben diesen stillen Mitteln gibt es gelegentlich wild aufblitzenden Protest, Straßenauflauf und Tumult; so im August dieses Jahres, als in Innsbruck das Hoferjubiläum gefeiert wurde: Studenten, Arbeiter, Kaufmannsgehilfen und selbst untergeordnete Beamte suchten die Abfahrt welschtirolischer Festteilnehmer auf dem Bahnhof mit Gewalt zu verhindern, um die Trennung des Trentino von Tirol zu markieren; österreichische Adler wurden mit teergefüllten Eiern beworfen, und gegen die Absingung des Hofer-

liches in den Schulen verwahrte sich der Gemeinderat. Mitten im Frieden sind wir im Kriege: so sagt jeder Deutsche, der südlich von der Salurner Sprachgrenze amtieren muß.

Eine eigentümliche Stellung nimmt in diesem Kampf die Geistlichkeit ein, die sich hauptsächlich in der Zeitung „L'Alto Adige" ausspricht. Überblickt man die Geschichte der österreichischen Herrschaft in Venetien und der Lombardei, seitdem Kaiser Franz die beiden Provinzen durch den Wiener Kongreß gewonnen hatte, so darf man kühnlich sagen: durch die Rücksicht auf den Papst hat das Haus Habsburg-Lothringen sie verloren. Hätte sich das Erzhaus kurz nach 1815, als sich die Parteien konstituierten, der italienischen Einheitsidee zugewandt, so hätte es ganz Italien dazu haben können; es zog aber aus Autoritätsgründen vor, den Papst zu stützen, und die Empörung über diesen freiheitswidrigen Entschluß spiegelte sich sofort in den Versen Shelleys und Byrons über den slave of slaves, was alsbald für die Parteinahme der öffentlichen Meinung in England wichtig wurde. In Bologna weiß man am besten, was das österreichische Bajonett in den dreißiger Jahren für den Papst bedeutete und wie das Stilett darauf antwortete. Es war die größte Verlegenheit für das Wiener Kabinett, daß sich Pius IX. bei seinem Regierungsantritt 1846 trotzdem der Nationalpartei zuneigte. Kopfschüttelnd schrieb damals Metternich: „Der neue Papst gefällt mir nicht." Wie noch im Jahre 1866 der gläubige Kaiser Franz Josef bei der Abtretung Venetiens an Napoleon sich verpflichtete, wenn in dem sich entspinnenden Waffengang die österreichischen Soldaten Vorteile errängen, so solle die Frucht nicht Österreich, sondern dem Papst zugute kommen, haben wir mit Staunen durch Friedjung erfahren; Beust nannte den Vertrag das seltsamste Aktenstück, das ihm in seiner diplomatischen Tätigkeit jemals vor Augen kam. Vor zehn Jahren fuhr ich einmal im Spätherbst, als die meisten Fremden schon Venedig verlassen hatten, mit einigen Ratsherren der Lagunenstadt vom Lido herein; die Rede kam auf Politik; „wir Venetianer", sagte einer der Ratsherren unter dem Nicken der übrigen, „wären bei Österreich wohl zu halten gewesen, wenn man uns im Geiste Josefs II. regiert hätte". Nach alledem möchte man erwarten, die Geistlichkeit in Italienisch-Tirol, als die Garde des Papstes, werde zu Österreich halten. Aber, wie Pio Nono im Jahre 1846, neigt sie durchaus der nationalen Idee zu. Das zeigt sich schon mit einer elementaren Gewalt bei den Zöglingen im bischöflichen Seminar zu Trient. Hören da die italienischen Theologenjünglinge, wie auf dem Platze draußen deutsche Musik gespielt wird, so rufen sie: „Come è butto!"; schlägt aber italienische Musik auf, so heißt es: „Come è bello". Deutschtirolische Theologen, die es mir erzählten, waren im Gegensatz dazu von der idealen Korrektheit, die unsern Landsleuten in politischen Dingen überall angeboren ist, abgekommen und zu heller Parteinahme für die deutsche Sache entflammt worden. Bestenfalls hat also Österreich vom kirchlichen Lager seiner italienischen Untertanen nichts zu hoffen. Politik soll man nicht für den Papst machen.

Kaiserlich ist nur der Teil des Landvolks, der gescheit genug ist, um selbst zu denken. Die Stadtherren könnten bei einem Anschluß an das italienische

Reich eine Menge Güter gewinnen, die sie von Wien als Angehörige eines fremdsprachigen, fernabliegenden Provinzvölkchens offenbar nicht erwarten: Zutritt zu den höchsten Ämtern, zu den besten Offiziersstellen, zu Ehren und Macht mannigfacher Art. Aber der Bauer, besonders der an der Grenze, sieht nicht, daß es seinen Standesgenossen jenseits der schwarzgelben Pfähle besser geht. Er weiß, daß das, was er produziert, Südfrüchte und Wein, in Österreich vortrefflichen Absatz findet, innerhalb des italienischen Zollgebietes aber auf keinen Markt zu rechnen hätte. Zahlreiche Gemeinden in Judikarien und Valsugana haben in den letzten Jahren die Statthalterei in Trient um deutsche Schulen gebeten. Ziehen Soldaten der dichtgesäten Garnisonen aufs Dorf, um sich eine Kanne Wein zu leisten, so finden sie bei den Bauern willigere Aufnahme und Verpflegung als bei den Gastwirten, die sich oft vor dem scheelen Gesicht des Arztes, Notars und Pfarrers fürchten. Als es sich im August darum handelte, das Hoferjubiläum in Innsbruck zu beschicken, griffen über 3000 Welschtiroler, lauter einfache Leute, in die Tasche, fuhren über den Brenner und nahmen unter den Klängen des Hoferliedes am Festzug teil; sie riskierten manche Nachstellung vonseiten der Irredenta, z. B. bei Aufnahme eines Darlehns schlecht eingeschätzt zu werden; auf dem Bahnhof in Trient wurden sie verhöhnt und angegriffen und konnten nur mit Hilfe der Gendarmen ihren Weg fortsetzen; aber sie kamen und markierten, den signori zum Trotz, mit Ernst und Würde die Einheit Tirols. Solange die österreichische Regierung solchen Anhang im Volke haben kann, ist ihre Stellung nicht hoffnungslos. Aber das Volk hat in Gegenden mit italienischer Zunge, Sitte und Bewirtschaftung nicht entfernt so viel zu sagen wie wenige Eisenbahnstunden nordwärts in Deutschtirol; es besteht nicht, wie dort, aus Besitzern, sondern aus Pächtern; es lebt dürftig von Polenta, wohnt in schlechten Häuschen übereinander, hat wenig Selbstgefühl und fast keine Organisationskraft; es kommt daher in der tatsächlichen Politik nicht recht zur Geltung. So war es auch vor einem halben Jahrhundert in der Lombardei. Liest man die Briefe, die der greise Feldmarschall Radetzky in den fünfziger Jahren aus Mailand an seine Tochter schrieb, so erhalten wir denselben Stimmungsbericht: die Bauern sind gut, aber die nobili! Es scheint Radetzky nicht eingefallen zu sein, daß man die Bauern auch heben, bilden und organisieren könnte; er versuchte sich nur an den Adeligen, mit Einladungen und mit Stockprügeln, in altösterreichischer Weise; jedes Mittel, das nach Demokratie aussah, blieb ihm fremd und unverständlich.

Fragt man, welche Mittel die österreichische Regierung heutzutage ergreift, um den Sturm zu beschwören, so hat man zu nennen: Beschwichtigung, Spenden, militärische Machtentfaltung. Der Bürgermeister, der Abgeordnete, der sich zu kräftig im Sinne der Irredenta hervorwagt, erhält einen Orden. Der Reichsitaliener, der als Redakteur zu deutlich gegen Österreich schreibt, wird von der unteren Instanz ausgewiesen und von der oberen begnadigt. Die Gesuche der Gemeinden um deutsche Schulen werden abgelehnt, damit niemand über Provokation klage. Der italienische Justizbeamte hat es gut: die Stellen am Innsbrucker Oberlandesgericht sind bis auf ein paar Aus-

nahmen alle an Welschtiroler vergeben. Regiment auf Regiment marschiert an die Grenze; in kleine Bergnester werden große Garnisonen verlegt; die Prachtstraße von Cortina nach Bozen, die im September eröffnet wurde, dient wesentlich militärischen Zwecken. Die Statthalter überbieten sich in Gefälligkeiten gegen die signori, die ständig einen Vertreter zu Innsbruck in seiner Nähe halten; zuerst hörte Graf Merveldt freundlich auf ihre Autonomiewünsche, bis er merkte, wo sie hinauswollten — er zuckte zurück und fiel; dann schuf Baron Schwarzenau die italienische Rechtsfakultät in Innsbruck — sie verunglückte, und er fiel; jetzt verfolgt Herr von Spiegelfeld ein System finanzieller Freigebigkeit. Er fand, daß die deutschen Minderheitsschulen in Welschtirol einen jährlichen Staatszuschuß von 90000 Kronen genossen — geschwind schob er den wohlfundierten italienischen Schulen dieselbe Hilfe zu. Er setzte 2800000 Kronen für Straßenbauten in Welschtirol durch, in einer Zeit, wo aus Mangel an 100000 Kronen Staatszuschuß die ganze Aufbesserung der Hungerlöhne für die verzweifelnden Volksschullehrer verschoben wurde. Die versöhnliche Absicht ist unverkennbar; freilich macht das Vorgehen auf Viele den Eindruck, als werde belohnt, wer mit Abfall droht, und Warmblütige sprechen von einer k. k. Züchtung der Irredenta.

Anders verhält sich das deutschtirolische Volk. Nicht immer die Reichen — mancher Bozener Kaufherr soll sich mit der Banca cooperativa eingelassen und hiermit ein Pfand des Wohlwollens gegenüber irredentistischen Aktionen gegeben haben. Auch nicht die Führer der klerikalen Partei — ihr Organ, die „Neuen Tiroler Stimmen", gibt sich bei jeder Gelegenheit so antideutsch, daß es wie Verrat an der Sache des eigenen Volkes aussieht. Aber die Bürger und Studenten Innsbrucks schmetterten eine sehr derbe Faust auf den Tisch, als ihnen die Demonstrationssucht der italienischen Rechtsfakultätler die nationale Einheitlichkeit der Stadt bedrohte; in der Druckerei der „Neuen Tiroler Stimmen" blieb damals kein Fenster ganz, und nach Jahresfrist konnte man noch das zerbrochene Haus der Rechtsfakultät mit verschalten Türen und Fenstern sehen. Aus der Stimmung jener Tage erwuchs der „Tiroler Volksbund", der alle Parteien und alle Nationen des Landes zusammenzufassen trachtet, um die Einheit Tirols zu wahren, von Kufstein bis zur Berner Klause. Begründet hauptsächlich von einem Universitätsprofessor aus Südtirol, einem Schulrat a. D. aus München und einem Maler aus Innsbruck, hat er das Bestreben, der Irredenta kräftiger entgegenzutreten, als es die an hundert Rücksichten gebundene Beamtenschaft vermag. Er ist keineswegs antiitalienisch im nationalen Sinn, wohl aber im politischen. Indem er betont, daß er auf seine romanischen Mitglieder besonders stolz ist, hat er es bereits auf 200 Ortsgruppen und 25000 Mitglieder in allen Teilen des Landes gebracht. Durch sein Auftreten ist die ganze Irredenta-Streiterei, wenigstens was Tirol betrifft, in ein andres Gleise gedrängt worden, so daß es sich empfiehlt, seine Art etwas näher zu erkunden.

Der Volksbund verfolgt sein Ziel auf folgenden Wegen. Er sucht die kaisertreuen kleinen Leute im italienischen Landesteil zu heben und zu kräftigen, indem er ihnen durch deutsche Schule, Zeitung und Fremden-

kolonie Bildung und Verdienst zuführt; diese bodenständigen Elemente vor allem sollen befähigt werden, den trennungslüsternen signori die Spitze zu bieten. Er bekämpft ferner die Fiktion, als ob es ein geschlossenes Italienisch-Tirol gäbe, richtet die öffentliche Aufmerksamkeit auf die eingeschlossenen deutschen Dorfgruppen und hilft diesen durch Schulen und Kindergärten, sich deutsch zu erhalten. Besondere Rücksicht wendet er den Ladinern zu, der dritten Nationalität des Landes, die von der österreichischen Regierung noch bei jeder Volkszählung den angrenzenden Italienern zugerechnet wurden; die Ladiner sind aber nicht Italiener und wollen es der Mehrzahl nach nicht sein, sondern stehen in nächster Verwandtschaft mit den Churwelschen und Graubündlern und neigen auch wirtschaftlich viel mehr zu Bozen als zu Trient. Erst durch die Hinzurechnung der ca. 80000 Ladiner ist der Eindruck entstanden, daß beinahe die Hälfte der Tiroler italienisch sei. Nein, ruft der Volksbund der Regierung zu, nicht zwei Nationen gibt es in Tirol, sondern drei, und wenn sich die Ladiner mit uns vertragen, warum sollen sie offiziell der Irredenta preisgegeben werden? Vor der Gründung des Volksbunds stand der national-italienischen Bewegung nur eine Staatsmaschine gegenüber; jetzt stößt sie auf zwei entgegengesetzte Volksbewegungen. Wie das wirkt, konnte man beim Festzug des Hoferjubiläums beobachten: der ergreifendste Augenblick war der, als die 3000 Welschtiroler anrückten, Veteranenfahnen und Musikkapelle voran, die Marketenderinnen in grellen Farben nach Art des Südens, die Männer im schlichten Waffenrock, der, weil ihnen die alten Nationaltrachten der andren tirolischen Stämme fehlen, der Uniform der Kaiserjäger oder der Gendarmerie oder auch der Bersaglieri nachgebildet war; und wo sie auftauchten, gab es bei den Zuschauermassen ein jubelndes Grüßen und Hutschwenken und Bravorufen wie bei keiner andren Gruppe, als besondere Anerkennung für die patriotische Opferwilligkeit, mit der so viele italienische Brüder sich eingestellt hatten. „Evviva! Evviva!“ scholl es aus ihren Reihen zurück, und als sich später bei ihrer Abreise auf dem Bahnhof die Verbrüderungsbeweise wiederholten, war bezeichnenderweise auch manches „Evviva il Volksbund!“ von ihnen zu hören. An diesem Tage hätte die Regierung den Volksbundgründern goldene Medaillen verleihen dürfen.

Der Reichsdeutsche ist bei der Beurteilung der Irredenta von vornherein geneigt, sie mit seiner Polenfrage in Parallele zu setzen. In der Tat handelt es sich in beiden Fällen um die Trennungsgelüste eines fremdsprachlichen Stammes, der zwar diesseits der Grenze verhältnismäßig nicht stark ist, aber jenseits der Grenze auf viele Millionen von Sprachgenossen sich stützen kann. Die strammste und klügste Regierung kann durch das leidenschaftliche Gebaren eines solchen Volksteils in schwere Verlegenheit geraten. Doch sind zahlreiche Unterschiede vorhanden. Einerseits fehlt bei den Italienischtirolern der religiöse Gegensatz gänzlich, und auch ihre Sprache zu erlernen scheint unsern Landsleuten bedeutend wertvoller als die Kenntnis des Polnischen. Anderseits ist das Mutterland, auf das sich die Trientiner stützen, ein selbständiges Reich, eine Großmacht, ein Bundesgenosse; das erklärt die Zurückhaltung der österreichischen Regierung; säßen Russen in Posen, so hätten wir es noch schwerer.

Wäre es wirklich ein reiner und voller Vorteil für das große italienische Volk, wenn seine südösterreichischen Glieder insgesamt zum regno kämen? Das deutsche Volk hat Massen von Sprachgenossen, die uns nicht minder teuer sind, in den Grenzgebieten der Nachbarstaaten sitzen, z. B. in Belgien wohl 100000, in den Niederlanden gegen 900000, und doch fällt es uns nicht ein, deshalb eine deutsche Irredenta aufzutun. Es hieße den nationalen Gedanken umbringen, wollte man ihn so auslegen, als könnte sich jeder Bezirk, jedes Städtchen seine Staatsangehörigkeit nach der Sprachmehrheit seiner Bewohner aussuchen. Der Nationalstaat ist nötig als Zentrum für die ungestörte Entfaltung eines Kulturvolks; aber die Kulturgrenzen sollten immer weiter gezogen sein und mit tastenden Fingern in andre Staaten übergreifen, um der geistigen Expansion die Wege zu bahnen. Wir sind überzeugt, daß unsre Brüder, die unter andrer Flagge leben, für unsre Achtung im Auslande, für das richtige Verständnis unsrer Absichten, für die Verbreitung unsrer Sprache, die Aufnahme unsrer Literatur, Wissenschaft und Kunst, die Vertretung unsrer Ideale und höchsten Bestrebungen, ja selbst für unsern Export unschätzbare Arbeit leisten, und möchten diesen Blutwechsel nicht durch politische Krisen stören; denn hohe Kulturmacht und wirtschaftliche Kraft haben heute mehr als jemals auch politische Bedeutung. Der Verein für das Deutschtum im Auslande hat daher wiederholt die Landsleute in fremden Staaten aufgefordert, sich durch Bürgertreue gegen ihr neues Heimatland auszuzeichnen und nur die Treue gegen die Muttersprache darüber nicht zu vergessen, im eigenen Interesse und im Interesse ihrer Nachkommen, denn Zweisprachigkeit ist in geistiger und materieller Hinsicht ein gewaltiger Vorteil. Wie viel glücklichen Einfluß hat Italien schon nach Deutschtirol geworfen; man kann die Kunst an der Brennerstraße, die Literatur des Ländchens von Vintlers „Pluemen der Tugend“ bis zu Adolf Pichlers „Fra Serafico“ nicht studieren, ohne Schritt für Schritt Samenkörner aus dem Süden zu finden; und vom Eisack wanderte die Anmut und Technik italienischer Künstler weiter nach Augsburg und Nürnberg, vom Inn aus könnte italienische Poesie einen neuen Triumphzug in die Donaugebiete antreten: ist solche Seeleneroberung nicht den äußeren Besitz etlicher Täler und Städtchen wert?

Die tirolischen Fragen werden gewöhnlich nicht in Tirol ausgefochten. Nicht am Berg Isel wurde über den Besitz des Landes entschieden, sondern bei Wagram und Leipzig. Nicht durch das streitbare Auftreten der protestantischen Knappen in Hall und Schwaz wurde im 16. Jahrhundert die Religion des Landes bestimmt, sondern durch die Konstellation im deutschen Reich. Im Hochgebirge kann man sich in festen Positionen verschanzen, aber nicht große Schlachten schlagen. So wird auch über die Trientinerfrage, wenn sie auf der Tagesordnung bleiben sollte, nicht an der Etsch der Würfel fallen, sondern weit abseits in einer großen Ebene, und wir brauchen die Bahnhofschlachten erregter Welschtiroler nicht gleich tragisch zu nehmen.

Trotzdem ist es wichtig, daß man im Deutschen Reiche richtige Vorstellungen von den Faktoren hat, die in Betracht kommen; denn unser ganzes Verhältnis zu Italien ist dabei berührt. Einige Hitzköpfe am Gardasee wollten bereits

gegen unsre erholungsbedürftigen Mitbürger, die sich dort um die Hebung der Gasthöfe und deren Umgebung bemühen, einen fröhlichen Feldzug eröffnen, der allerdings rasch erstickt wurde. Aber wenn Funken fliegen, so steigt man aufs Dach, um sich umzuschauen. Wir haben mit Italien nicht bloß ein diplomatisches, sondern auch ein Herzensbündnis, nach verschiedenen Seiten hin. Reichsdeutsche bilden die Mehrzahl seiner Besucher; die Schönheit von Natur und Kunst, die Größe historischer Erinnerungen, der Reiz des Volkslebens locken immer neue Pilger aus unsrer Mitte dahin, die sich zur Irredenta ähnlich verhalten wie Goethes Meister von Ephesus zum Straßenauflauf. Was seit Jahrhunderten in Italien mit Glück gedichtet und gesungen wurde, fand und findet bei uns begeisterte Aufnahme; Goethe hat einen wahren Kult Italiens begründet: wir wollen in diesem Tempelhain keine Steinwürfe haben. Kaum brach über Messina das Unglück herein, so rüsteten sich deutsche Hilfskolonnen, unbekümmert um Dank oder Nichtdank; sobald es Ernst wird, ist die deutsche Freundeshand verläßlich zur Stelle. Jenen staatsmännisch denkenden Italienern, die außer dem politischen noch ein viel weiteres italienisches Kulturreich kennen, die mit der Nationalitätenmischung im sogenannten Trentino rechnen und sich nicht blindlings dem Irredentarausch ergeben, weiß man daher in den Kreisen der deutschen Gebildeten herzlichen Dank. Nach deutschen Dörfern die Hand auszustrecken — das könnte doch ein gefährliches Unterfangen werden. Anderseits dürfen wir mit Spannung auf die österreichische Beamtenschaft im Wetterwinkel blicken; man wird sie nicht leichthin der Schwäche zeihen, wenn sie tollkühnen Idealisten die Märtyrerkrone vorenthält, und niemand wird sie tadeln können, wenn sie die staatstreuen Schichten, seien sie auch die bescheidensten und ärmsten, großzuziehen trachtet. Tirol aber dankt bereits vieles von seiner besten Eigenart dem bald ruhigen, bald schäumenden Austausch deutschen und italienischen Wesens längs der Brennerstraße; der Trientiner Streit hat ihm bisher eine Menge Schulen und Kindergärten in Gegenden verschafft, um die man sich früher wenig kümmerte; seine deutschen Söhne mögen nur von den italienischen das nationale Pathos über das klerikale zu setzen lernen, dann hat sie der Zornesblick des ehernen Dante in Trient zu ihrem Glücke angefaucht.

Die Botschafterkonferenz in Konstantinopel und der russisch-türkische Krieg.

(1877—1878.)

Aus dem literarischen Nachlaß des Unterstaatssekretärs Dr. Busch.

Herausgegeben von

L. Raschdau,

Kaiserl. Gesandten z. D.

III. Der Berliner Kongreß (1878).

Die letzten, im Novemberheft veröffentlichten Aufzeichnungen zeigten uns, wie die Vorgänge im Orient sich zu einer neuen schweren Krisis gestalteten. Rußland und England standen sich in voller Feindseligkeit gegenüber, Österreich-Ungarn neigte der letzteren Macht zu. Wenn Rußland auf seiner bisherigen Weigerung beharrte, den Friedensvertrag von San Stefano in seiner Gesamtheit dem europäischen Areopag zur Erörterung zu unterbreiten, war der Krieg unvermeidlich. In England wuchs die kriegerische Stimmung, man mobilisierte die Milizen, ließ englische Truppen nach Malta und indische Regimenter nach dem Mittelmeer schaffen und führte im diplomatischen Verkehr eine drohende Sprache. Rußland bemühte sich, mit der Pforte schnell zu einer endgültigen Verständigung und womöglich zu einer Allianz zu gelangen, indessen ohne Erfolg. Da die russischen Garden in San Stefano standen und die englischen Panzer in Sichtweite vor den Prinzeninseln lagen, konnte ein unglücklicher Zufall zu einer Katastrophe führen. In London war es eigentlich nur noch Lord Derby, der Staatssekretär des Auswärtigen, der ernsteren Schritten widerstrebte. Aber am 29. März teilte die Regierung dem Parlament mit, daß der Lord seine Entlassung genommen habe und die Verhandlungen wegen Berufung eines europäischen Kongresses abgebrochen seien. Die weitere Entwicklung ergibt sich aus den nachfolgenden Aufzeichnungen.

2. April 1878.

An bedeutsamen Momenten ist zu vermerken der Rücktritt Lord Derbys und die Mission Ignatiews nach Wien.

Was Derby eigentlich wollte, ist nicht klar; schon bei der Flottensendung nach den Dardanellen drohte er mit seinem Rücktritt, und jetzt geht er, da mit den Kriegsvorbereitungen Ernst gemacht, die Reserve einberufen wird. Das kann man doch kaum eine politische Idee nennen, wenn man immer alles will und tut, was zum Krieg führt, und nur den Krieg selbst nicht will.

Ob Salisbury klarer weiß, was er will, ist mir fast zweifelhaft. Doch scheint er mir nach meinen persönlichen Eindrücken der Mann, der eines coup de tête fähig ist. Soeben lese ich sein Zirkular vom 1. des Monats, das allerdings in der negativen Beurteilung der Dinge weiter geht und schärfer klingt als alle bisherigen englischen Kundgebungen.

Ignatiews Mission nach Wien ist, insofern sie den Zweck hatte, Österreich zu beruhigen und den russischen Arrangements geneigt zu machen, vollständig gescheitert.

Andrassy formuliert als die österreichischen Bedingungen der Zustimmung: Westgrenze Bulgariens die Eisenbahn Mitrowitza—Salonik, dann Bosnien, Herzegowina und Skutari (Albanien) für Österreich. Weiteres ist aus den fragmentarischen Nachrichten noch nicht ersichtlich.

Wenn auch ein eigentliches Einverständnis zwischen Österreich und England noch nicht bestehen mag, so ist doch unzweifelhaft, daß ersteres in seiner Haltung sich wesentlich durch letzteres beeinflussen läßt und daß in Wien der Mut des Widerspruches wächst, je mehr man England kampfbereit sieht. Es wäre unnatürlich, wenn eine solche Wechselwirkung sich nicht geltend machte. Ob man es in Petersburg unter diesen Umständen wagen wird, die Sache aufs Äußerste zu treiben und es auf den Bruch mit beiden Mächten ankommen zu lassen? Das scheint doch kaum glaublich. Einen englischen Krieg würde man vielleicht auf sich genommen haben, allein nachdem die Ignatiewsche Sendung den Abgrund gezeigt hat, der von Österreich trennt, wird man wohl andre Saiten aufspannen.

5. April.

Der aus Wien eingetroffene Legationsrat v. Hirschfeld bestätigt mir die obigen Nachrichten über die Forderungen, glaubt aber, daß sie absichtlich recht weit gegriffen seien, um Raum für Hin- und Herbietereien und Konzessionen zu lassen.

Der jetzt veröffentlichte volle Text des Salisburyschen Zirkulars läßt erkennen, daß doch an eine bloße Wiederherstellung des türkischen status quo auf der Balkanhalbinsel nicht gedacht wird.

11. April.

Der Ministerwechsel in England und die steigenden Kriegsvorbereitungen haben wenigstens die Folge gehabt, daß der Petersburger Ton erheblich herabgestimmt worden ist. Die Gortschakowsche Antwort auf das Salisburysche Rundschreiben enthält sachlich nichts Neues und entspringt wohl nur dem Bedürfnis nach Replik. Allein alle andern Kundgebungen sind kleinlaut.

Daneben sind auch die Äußerungen der englischen Minister im Parlament vorerst friedlich, ausgleichsbedürftig, und es müßte sonderbar zugehen, wenn bei diesen beiderseitigen Dispositionen nicht doch ein Ausweg für die Rehabilitierung der Kongreßidee gefunden würde. Am schlechtesten kommt bei allen englischen Erörterungen die Pforte selbst weg. Man schreitet über sie als einen toten Körper fort, und es ist, als ob es überall stillschweigend als ausgemacht gelte, daß die Succession eröffnet sei.

Die russischen Truppen in der Türkei werden durch Krankheit stark mitgenommen.

M. schreibt mir aus Konstantinopel, daß im Falle eines englisch-russischen Krieges die Türken doch losschlagen würden. Alles das mag in Petersburg nachdenklich machen, und die bisherige Haltung war wohl nur einer jener kühnen, dem russischen Charakter à la Ignatiew eigenen Versuche, zu sehen, wie weit man es bei der Derbyschen Schlappheit mit outrecuidance bringen könne.

Übrigens scheint auch in der Masse der englischen Bevölkerung der erste Kriegseifer schon verraucht zu sein. Wer dort als Minister den Krieg ernstlich wollte, hätte irgendeinen der ins Auge fallenden Momente in der Kette der letzten Ereignisse, den Aufmarsch der Russen vor Konstantinopel z. B., oder die Weigerung, den Vertrag von San Stefano mitzuteilen, aufgreifen müssen, um die Massen zur Aktion zu treiben.

Ein der Lady Palmerston zugeschriebenes Wort über Layard: „Wir sind Layard Dank schuldig, daß er Ninive ans Licht gezogen, nicht aber Ninive, daß es Layard ans Licht gezogen hat."

21. April.

Um die Spannung der Situation zu mildern, wurden von uns in London und in St. Petersburg die Vorschläge befürwortet, daß jeder Teil sich wieder aus der Sache ziehen, die russische Armee die Umgebung von Konstantinopel räumen und die englische Flotte sich außerhalb der Dardanellen begeben solle. In London wurde der Gedanke zwar im Prinzip beifällig aufgenommen, desgleichen in Petersburg. Allein über den Ausführungsmodus, namentlich über die Frist, innerhalb deren es beiden Teilen freistehen solle, ihre Positionen wieder einzunehmen, hat man sich noch nicht einigen können. Ebensowenig ist über die nebenbei behandelte Frage des Kongresses, die doch ein notwendiges Komplement dieses militärischen Arrangements bilden muß, wenn dieses überhaupt einen Wert haben soll, ein Einverständnis erzielt. England bezeichnet nach wie vor die Vorlage des San Stefano-Vertrages als die conditio sine qua non einer Beteiligung am Kongresse.

22. April.

Die militärische Lage der Russen ist in Hinsicht eines englischen Krieges ungünstig, und zwar durch eigene Schuld. Es gab einen Moment, wo die Türken noch so niedergedrückt waren, daß auch die Okkupation von Bujukdere ohne Aufsehen hätte geschehen oder wenigstens die Besetzung des Ortes durch die Türken hätte verhindert werden können. Jetzt ist der obere Bosporus für die

Russen verloren, also für die Engländer im Kriegsfall offen. Damit würde das Schwarze Meer, die augenblicklich wichtigste Verpflegungsbasis der in Rumelien stehenden russischen Armee, bedroht. Daß man in Petersburg das Bedrohliche der Lage fühlt, ist aus der Sprache der offiziellen und offiziösen Organe erkenntlich.

Die Schuld liegt einzig und allein an der Ignatiew-Gortschakowschen leichten Manier: vielleicht kommen wir mit Keckheit doch noch weiter, also versuchen wir es einmal. Dabei hätten sie durch die Vorlage ihres Präliminarvertrages an einen sofort zusammentretenden Kongreß, der noch unter dem Eindruck des türkischen Zusammenbruches und der russischen Übermacht gestanden hätte, gewiß weniger von ihren Forderungen zu opfern brauchen als heute, wo die Türken sich wieder aufgerafft und verschanzt, die Engländer gerüstet und Europa Zeit gehabt hat, sich von der ersten Überraschung zu erholen. Gestern besuchte mich General v. E., der aus Rußland kommt. Die Stimmung in der gebildeten Masse des Volkes sei verzweifelt, lieber wolle man den Krieg und darin eine gründliche Niederlage als die Fortdauer des jetzigen ungewissen Zustandes. Er glaubt, daß an ein Standhalten gegen Österreich gar nicht zu denken und daß ein Krieg mit dem Nachbarreiche für Rußland fast unmöglich sei. Die trotzdem bestehende chauvinistische Stimmung erklärt er durch das Überwiegen der leichtsinnigen Streber von dem Typus Ignatiews. Einzeln genommen seien auch diese von der Undurchführbarkeit und Verderblichkeit ihrer Richtung überzeugt, aber zusammengenommen besäßen sie nicht den Mut, mit einem mäßigenden Vorschlage hervorzutreten.

Man berausche sich mit den überschwenglichsten Plänen, einer Expedition nach Delhi, einer Vernichtung des englischen Handels durch Ausrüstung einer Lagerflotte und dergleichen mehr. Nur eine Überzeugung sei allgemein, daß es im Innern in der bisherigen Weise nicht fortgehe, daß eine Konstitution unumgänglich sei. Die Freisprechung der Vera Sassulitsch sei nur eine Demonstration in diesem Sinne gewesen. Trepows Persönlichkeit sei dabei nicht in Betracht gekommen, er sei auch jetzt noch populär.

Wenn es nun doch zu einem englisch-russischen oder gar englisch-österreichisch-russischen Kriege kommen sollte, so kann ich mir eine widerwärtigere und ungünstigere Wendung für die gesamte europäische Politik und für uns kaum denken.

Rußland wird wahrscheinlich unterliegen, und was dann? Wir sowohl wie Österreich hätten einen unbefriedigten Nachbarn, der seine Revanche suchen müßte. Die Zusammenhänge mit den slawischen Rassen in Südeuropa ließen sich ihm doch nicht abschneiden. Am wenigsten wird ein in sich zerrissenes Österreich imstande sein, mit seinem Schwanken zwischen Dualismus und Trialismus einen festen Damm gegen Rußland zu bilden, selbst wenn es eine ganze Generation kühner und entschlossener Staatsmänner im Vorrat hätte. Ähnlich sieht sich das Verhältnis nach der englischen Seite an. Kein englisches Ministerium wird auf Dezennien die Aufgabe übernehmen, in Österreich gegen Rußland Wache zu stehen. Die zwanzig Jahre seit dem Krimkriege lehren dies.

Und was soll aus der Balkanhalbinsel werden? An eine Wiederherstellung der türkischen Macht ist nicht mehr zu denken, eine Kräftigung derselben ist unmöglich.

30. April.

Die heutigen Zeitungen melden, daß die Rüstungen Italiens den Zweck hätten, eine Besetzung der albanesischen Küste zu ermöglichen, falls Österreich in Bosnien einmarschiere. Ich halte diesen Plan nicht für unwahrscheinlich.

8. Mai.

Von den bis heute geführten Verhandlungen habe ich, meinem Grundsatze gemäß, nichts Geheimes niederzuschreiben, hier nicht reden können. Sie drehen sich immer noch um den Plan des gleichzeitigen Rückzuges, um die Auffindung einer Kongreßformel, um die österreichischen Vorschläge zur Abänderung des San Stefano-Friedens. Allein soviel steht fest, daß Rußland noch immer nicht zu wesentlichen Konzessionen geneigt ist, daß die österreichischen Forderungen und die russischen Anerbietungen immer noch ein großer Raum trennt, daß England an der Vorlage des Vertrages als eines Ganzen festhält, daß es die russischen Errungenschaften auf das erheblichste beschneiden will. Ich kann mir kaum denken, daß selbst die Reise Schuwalows nach Petersburg diese sachlichen Schwierigkeiten heben werde. Graf Andrassys Politik denke ich mir so, daß er zunächst England vorgehen lassen will, um ohne Kosten seine Zwecke zu erreichen. Österreich rüstet wenigstens nicht, und das müßte doch jetzt schon geschehen, wenn es auch nur nach Monaten aktiv an Englands Seite eingreifen wollte. Diese Zurückhaltung mag in London nicht gefallen und das sonst so natürliche Zusammenhalten beider Mächte hindern. Die indischen Truppen sollen zunächst bei Suez ausgeschifft werden. Es ist auffällig, daß die sonst so erregbare Presse in Frankreich daran gar keinen Anstoß nimmt, und dies scheint zu bestätigen, daß zwischen Paris und London bündige Erklärungen wegen Ägyptens ausgetauscht worden sind, die wir nicht kennen.

21. Mai.

Von einem Ausfluge nach Bonn zurückgekehrt, finde ich die Situation wenig verändert. Schuwalows Reise, der gestern auf der Rückkehr nach London hier durchpassierte, hat die Verhandlungen der letzten acht Tage in suspenso gehalten. Bei seinem Eintreffen in London sollte man eine Entscheidung nach der einen oder andern Seite erwarten dürfen, und vielleicht bringen die nächsten acht Tage Klarheit. Einen Schluß scheint man aber aus der Gesamtlage ziehen zu können, nämlich den, daß eine Verständigung zwischen England und Österreich zu gemeinsamem Handeln bis jetzt nicht erreicht ist. Ein späterer Historiker wird sich einmal verwundert fragen, wie es kommen konnte, daß zwei Mächte, die in der Orientfrage verwandte Interessen und keine konkurrierenden Ziele hatten, die sich einem geschwächten, gemeinsamen Gegner gegenüber fanden, nicht zu einem gemeinsamen Handeln gelangen konnten. Wenn heute Österreich mobilisierte und mit England ein Abkommen träfe, so würde es eines wirklichen Losschlagens gar nicht bedürfen. Daß es

zu einem solchen Einvernehmen nicht kommt, scheint darin zu liegen, daß der Einsatz, den beide Teile in das gemeinschaftliche Geschäft zu bringen hätten, ein so ungleicher ist. Denkt man sich einen englisch-österreichisch-russischen Krieg, so würde topographisch und militärisch die Hauptlast auf Österreich-Ungarn fallen. England würde seine Beisteuer nur durch maritime und finanzielle Mittel leisten können. Und nach Beendigung des Kampfes hätte Österreich wieder die schwierige Rolle; ihm bliebe der grollende Nachbar an der Grenze sitzen mit all seinen unterirdischen Kampfesmitteln, die das Inselreich unbekümmert lassen können. Und eine längere Allianz mit dem militärisch schwachen und parlamentarisch unbeständigen Seestaate würde kein Gegengewicht gegen die Feindschaft des russischen Nachbars bieten.

Daraus mag sich erklären, daß Graf Andrassy es vorzieht, die Kastanien durch England aus dem Feuer holen zu lassen, und sich zu einer Kooperation und der einer solchen notwendig vorausgehenden Rüstung nicht entschließen kann. In England kann diese Absicht nicht verborgen bleiben; daher das Mißtrauen gegen alles, was von Wien kommt. Rußlands Geschick ist damit gegeben: den einen Gegner auf Kosten des andern zu befriedigen.

23. Mai.

Den früheren russischen Geschäftsträger E. auf seiner Durchreise gesehen. Gortschakow sei seit dem vorigen Jahre geistig herunter. Ab und zu leuchte noch seine dialektische Begabung auf, aber einer Verhandlung vermöge er nicht mehr zu folgen; daher auch das Übergreifen von Ignatiew, der sich durch seine Detailkenntnisse in Sachen und in Personen und durch seine Unerschöpflichkeit in Kniffen und Expedienzien immer wieder heraufgebracht habe. Jetzt scheine er aber wieder in den Hintergrund gedrängt.

In Konstantinopel ist also die muradistische Verschwörung endlich zum Ausbruch gekommen. Die Lebensbeschreibung des dabei getöteten Ali Suavi würde nicht uninteressant sein. Er hat doch den wesentlichsten Anteil an allen Umwälzungen der letzten Jahre gehabt. Nachdem die englischen und die französischen Blätter den hier streng geheim gehaltenen Vorschlag des Grafen Schuwalow und die Verhandlungen wegen der Kongreßeinladung bloßgelegt haben, darf ich heute wohl auch hier den Verlauf notieren.

Am 20. Mai traf Schuwalow in Friedrichsruh ein und teilte dort mit, daß er mit erheblichen Konzessionen, von denen er glaube, daß sie Lord Salisbury befriedigen werden, nach London zurückkehre. Die Zugeständnisse waren: Aufgabe der bulgarischen Grenzen am Ägäischen Meer, Beschränkung des autonomen Bulgariens auf das Gebiet des nördlichen Balkans, Bildung eines westlichen Bulgariens unter Berücksichtigung der Nationalitäten unter türkischer Oberhoheit, Freilassung des Gebietes zwischen Montenegro und Serbien, Vorlage des ganzen Vertrages von San Stefano an den Kongreß.

Es wurde mit ihm gleichzeitig eine Einladungsformel zum Kongreß vereinbart.

In London zeigt man sich durch den materiellen Inhalt der Vorschläge im Prinzip befriedigt, war auch mit der Form der Einladung einverstanden.

Allein Lord Salisbury machte seine definitive Zustimmung davon abhängig, daß man gleichzeitig über einen gemeinschaftlichen Rückzug der Streitkräfte aus dem Gebiete von Konstantinopel noch vor dem Zusammentritte des Kongresses übereinkomme. Die Idee eines Vorsprunges für die Russen wurde dabei von Schuwalow selbst fallen gelassen. Allein an dieser Rückzugsfrage liegt zugleich die Klippe, über die man bisher nicht hinüber konnte. Russischerseits wurde nämlich der Rückzug wiederum an die Bedingung geknüpft, daß Varna und Schumla von den Türken geräumt würden. Dadurch sind nun auch die Türken in die Verhandlungen gezogen, und am Ende wird an ihrem Widerspruch und an dem Zusammenhang, der zwischen ihnen und den Engländern natürlicherweise besteht, alles scheitern.

Graf Andrassy, dem die ganzen Verhandlungen gleich vom Beginn aus von hier mitgeteilt worden sind, war einverstanden. Nur wurde auf seinen Wunsch der Termin des Zusammentritts des Kongresses vom 3. Juni auf den 11. Juni verschoben. Auch Frankreich und Italien haben zugestimmt.

30. Mai.

Die Verhandlungen zwischen Lord Salisbury und Graf Schuwalow waren bis gestern noch nicht zum Abschluß gebracht. Den Anstoß scheint immer noch die Rückzugsfrage zu bilden.

Für Österreich hat doch das ganze russische Verfahren etwas Verletzendes. Man verständigt sich mit England über seinen Kopf hinweg, macht in London immerhin beträchtliche Konzessionen, während man für das Wiener Kabinett nur stolze Zurückweisung hatte. Da findet die Andrassysche Unentschlossenheit auf beiden Seiten schlechten Lohn.

Die Angaben des „Globe“ [1]) scheinen das Wesentliche der Abmachungen zwischen Schuwalow und Salisbury zu enthalten. Im übrigen stockt die Einladung zum Kongreß noch immer an der Frage wegen Räumung von Schumla und Varna.

3. Juni.

Man hat sich endlich in London über die Berufung des Kongresses geeinigt. Welche Konzessionen dabei von beiden Seiten gemacht worden sind, läßt sich aus den vorliegenden Nachrichten nicht erkennen. Es scheint, als habe man im letzten Augenblick englischerseits die ganze Rückzugsfrage fallen lassen oder sich mit dem allgemeinen Versprechen begnügt, daß die russische Armee zurückgehen werde. Der Kongreß tritt also am 13. Juni hier zusammen.

10. Juni.

Ich habe vollauf mit Kongreßvorbereitungen zu tun gehabt. Der Fürst hat genehmigt, daß das Sekretariat des Kongresses aus Radowitz, mir, dem Grafen Moun und dem Grafen Herbert Bismarck gebildet werde.

[1]) Ein Extrablatt des Londoner „Globe“ brachte am 30. Mai die Mitteilung, daß England und Rußland sich bezüglich der wichtigsten zehn Fragen und wegen deren Erörterung im Kongresse geeinigt hätten. An erster Stelle war darin, abweichend vom Stefanoer Friedensvertrage, die Herstellung zweier bulgarischer Provinzen vorgesehen.

Die Wahl der türkischen Bevollmächtigten: Karatheodory, der Renegat Mehemed Ali und Sadullah, ist kläglich. Sie werden nie aus eigener Entscheidung stimmen können.

12. Juni.

Heute besuchte mich mein alter Freund Ristitsch[1]). Er hatte gute Hoffnungen, die er besonders aus eigener Unterredung mit Graf Andrassy schöpfe, den er auf der Durchreise in Wien eingehend gesprochen habe. Andrassy habe ihm erklärt, daß er gegen serbische Vergrößerungen nach dem Südosten, d. h. nach Vranja und Pirot hin, nichts einzuwenden habe; dagegen könne von einer Ausdehnung im Westen, in der Richtung von Novi Bazar, keine Rede sein. Als Gegenkonzession verlange Andrassy dann von Serbien Handels- und Eisenbahnkonventionen. In bezug auf letztere scheine in Wien die Idee zu bestehen, den Betrieb der serbischen Bahnen in die Hände der Hirschschen Gesellschaft zu bringen. Ristitsch meint, das sei für Serbien zwar nicht gerade erwünscht, allein man würde sich doch fügen müssen, wenn man dafür Österreichs Unterstützung in den Territorialfragen erlangen könnte. Er selbst sei nicht einmal so sehr auf Gebietszuwachs aus, allein bei dem Bildungszustande des serbischen Volkes werde Vergrößerung doch als der einzig greifbare Erfolg für die gebrachten Opfer angesehen, und die Regierung bedürfe daher solcher Erwerbungen vor dem Lande. — Das Verhältnis Serbiens zu Rußland konnte ich der Kürze der Zeit wegen nur flüchtig berühren. Ristitsch gab zu, daß eine Verstimmung gegen Serbien, eine kühlere Behandlung desselben schon seit langer Zeit in Petersburg vorherrsche. Den Grund dafür sieht er in dem größeren Selbständigkeitsgefühl Serbiens, in seiner Konstitution, in dem Verhältnis Montenegros zu Rußland, das als ein „poetisches Ländchen" dort noch Anziehung ausübe und dessen Fürst rege persönliche Beziehungen zu dem russischen Hofe pflege. Bei dem Frieden von San Stefano sei die Stimmung Rußlands sehr unfreundlich für Serbien gewesen. Diesem habe Tscherkaski[2]) oder vielmehr seine Partei selbst Nisch entreißen wollen, und nur durch die persönliche Intervention des Kaisers Alexander sei die Festung endlich Serbien überwiesen worden. — Die Bulgaren würden von den Russen nach den Erfahrungen des letzten Krieges gehaßt und verachtet, allein die russische Politik sei doch vorzugsweise auf die Bildung eines bulgarischen Kerns gerichtet. Die Nähe des Schwarzen Meeres und die Hoffnung, das ganze bulgarische Gebiet unter russischen Einfluß zu bringen, sei entscheidend für diese Richtung.

Nachmittags besichtigten wir mit dem Fürsten Bismarck den Kongreßsaal; der Fürst ist in bester Laune. Die Sitzung des Kongresses am 13. wird sich, wie er meint, nur auf Formalien beschränken, dann werde er auf den

---

[1]) Früher serbischer Vertreter in Konstantinopel, zur Zeit des Berliner Kongresses serbischer Ministerpräsident. Seine Vorbildung hatte er in Deutschland genossen.

[2]) Tscherkaski, ein hervorragender Slawophile, hatte während des russisch-türkischen Krieges den Posten eines Zivilgouverneurs des von den Russen eroberten Gebiets bekleidet. Er starb am Tage des Friedensschlusses von San Stefano.

Wunsch Andrassys ein oder zwei Tage aussetzen, „pour donner aux plénipotentiaires le temps de se flairer".

15. Juni.

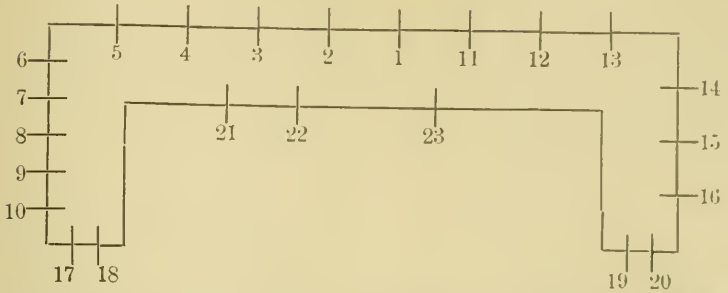
Der Kongreß wurde am 13. um 2 Uhr eröffnet. Nach den Einleitungsworten des Fürsten wurden wir, d. h. Bucher, Radowitz, Mouy, Herbert Bismarck und ich, durch den Fürsten Hohenlohe eingeführt und von dem Fürsten Bismarck dem Kongresse vorgestellt. Es folgte dann die Einsammlung der Vollmachten; der Fürst hatte eine abkürzende Neuerung getroffen, insofern die Vollmachten nicht verlesen, sondern beim Sekretariat deponiert wurden, wo sie eingesehen werden können. Dann verlas der Fürst die Einleitungsrede und knüpfte daran zwei Vorschläge wegen der geschäftlichen Behandlung: 1. daß alle wesentlichen Vorschläge schriftlich formuliert eingebracht werden müssen; 2. daß man mit den schwierigsten Fragen beginnen möge, und zwar zunächst mit der bulgarischen. Diese Vorschläge wurden einstimmig genehmigt. Fürst Bismarck sprach diesmal abgerissener und mit mehr Schwierigkeit als gewöhnlich, wiederholte sich häufig und suchte oft nach dem französischen Ausdruck; erst später gewann er mehr Sicherheit. Nach den Beistimmungserklärungen ergriff Beaconsfield das Wort. Ohne ein Wort der Entschuldigung fing er englisch an; wenige Minuten vor Eröffnung der Sitzung hatte uns sein Sekretär erklärt: „Sa Seigneurie a décidé de parler anglais", wie denn überhaupt das Auftreten der englischen Herren den Eindruck besonderer Patzigkeit macht. Der Ton Disraelis war ein rhetorischer, er erinnert mich lebhaft an englische Prediger. Er wolle eine „preliminary question" von höchster Wichtigkeit berühren: die Frage der Anwesenheit der russischen Truppen vor Konstantinopel, die die Ruhe der Beratungen des Kongresses gefährden könnten. Er hob dann hervor, daß die russischen Truppenbewegungen im Widerspruch mit den ursprünglichen Waffenstillstandsbedingungen ständen, daß eine „capture" von Konstantinopel unabsehbare Folgen haben könnte usw. Gortschakow, der bis dahin in seinem Lehnstuhle zusammengekauert gelegen hatte, richtete sich jetzt auf und bemerkte in lebhaftem Tone, dem man sein Leiden nicht anmerkte, Rußland sei gekommen, nicht um Rekriminationen zu erneuern, sondern um den christlichen Bevölkerungen der Türkei eine gesicherte autonome Existenz zu verschaffen. Wisse Europa andre Mittel, um die jetzige Krisis zu beenden, so werde Rußland sie prüfen, allein es sei, er wiederhole es, der feste Wille des Kaisers Alexander, das Los der Christen in der Türkei für die Zukunft zu sichern. Graf Schuwalow wandte sich in klarer und bestimmter Weise gegen die Ausführungen von Beaconsfield. Das Vorrücken der russischen Truppen über die Waffenstillstandslinie hinaus sei durch die Sendung der englischen Flotte hervorgerufen. Die Rückzugsbedingungen seien nicht gleich für beide Teile; die russische Armee könne sich nicht mit gleicher Schnelligkeit entfernen wie die englische Flotte. Der augenblickliche militärische Zustand gefährde in nichts die Beratungen des Kongresses; er habe seit Monaten zu keiner Kollision Anlaß gegeben. Man wisse, was man habe, aber nicht, was kommen werde. Nach Informationen, die nicht aus russischen Quellen stammten,

stände eine Emigration der ganzen christlichen Bevölkerung bevor, falls die russische Armee sich von Konstantinopel entferne. Wenn Lord Beaconsfield auf die Möglichkeit einer „capture of Constantinopel“ hingedeutet habe, so sei eine solche Eventualität durchaus beseitigt und materiell unmöglich. Fürst Bismarck suchte darauf diese gefährliche Diskussion zu beseitigen; sie gehöre kaum zur Kompetenz des Kongresses, man möge sie lieber den direkten Verhandlungen zwischen den russischen und den englischen Kabinettchefs überlassen. Erst wenn diese nicht gelängen, könnte der Kongreß eine Mediation versuchen. Er schlägt dann vor, den Inzidenzpunkt als erledigt anzusehen, was geschieht. Als der türkische Bevollmächtigte darauf noch gegen die von Schuwalow vorgebrachte Behauptung der möglichen Auswanderung der christlichen Bevölkerung von Konstantinopel replizieren will, wird er von dem Fürsten durch Hinweis auf den allerseits angenommenen Schluß der Debatte zum Schweigen gebracht. Schuwalow, der sich schon auf eine Duplik vorbereitet, zieht deshalb auch zurück.

Lord Salisbury kündigt an, daß er in der nächsten Sitzung die Frage wegen der Zulassung von Griechenland zum Kongresse zur Sprache bringen werde. Fürst Gortschakow glaubt, daß diese Frage durch den Wortlaut der Einladung bereits entschieden sei, Serbien, Montenegro usw. könnten sonst auch Teilnahme verlangen.

Fürst Bismarck konstatiert noch, daß im Kongreß die Minorität nicht an die Majorität gebunden sei in allen sachlichen Fragen. Dagegen sei es wünschenswert, daß man die auf die Geschäftsordnung bezüglichen per majorem angenommenen Beschlüsse als bindend ansehe, falls die Minorität ihren Widerspruch dagegen nicht ausdrücklich formuliere. Auch sei es nützlich, daß diejenigen, die Anträge einbringen, davon im voraus ihre beteiligten Kollegen benachrichtigen, damit man nicht unvorbereitet in abschweifende und überraschende Diskussionen falle. Der Kongreß ist hiermit einverstanden und vertagt sich bis zum 17. Juni. Dieser längere Zwischenraum ist gewählt, damit inzwischen Gelegenheit zu Besprechungen geboten sei.

Im ganzen habe ich aus dieser ersten Sitzung den Eindruck gewonnen: 1. daß die Beratungen sich lange hinausziehen können, 2. daß ohne die Leitung des Kanzlers die Gegensätze scharf aufeinander platzen würden und die Diskussion ins Unabsehbare geraten müßte. Seine Autorität liegt, auch ohne daß er etwas sagt, wie ein Zügel auf der Verhandlung. Schon heute würde ohne ihn der Gedankenwechsel zwischen Beaconsfield, Gortschakow und Schuwalow auf bedenkliche Abwege geraten sein. Auch die Geschäftsordnungsfragen würden sicherlich durch den gewohnten Formalismus eine zeitraubende Länge erfahren haben. So glaubte z. B. Andrassy, daß alle Vollmachten zu verlesen seien; wogegen der vom Fürsten gewählte Modus der Deponierung der Instruktionen (oder Instrumente) bei dem Sekretariat, allerdings ein Novum im diplomatischen Gebrauch, uns mindestens eine halbe Stunde sparte. Hier ist der Plan der Sitzung.



1 Fürst Bismarck. 2 Andrassy. 3 Karolyi. 4 Haymerle. 5 Beaconsfield. 6 Salisbury. 7 Russell. 8 Gortschakow. 9 Schuwalow. 10 Onbril. 11 Waddington. 12 St. Vallier. 13 Desprez. 14 Corti. 15 Launay. 16 Sadullah. 17 Moun. 18 Bucher. 19 Herbert Bismarck. 20 ich. 21 Hohenlohe. 22 Radowitz. 23 Bülow.

16. Juni.

Am Abend des 13. war großes Galadiner im Weißen Saale des Schlosses, zu dem das gesamte Kongreßpersonal geladen war. Klassische Musik. Ouvertüre zur „Iphigenie" und eine Haydnsche Sinfonie. Der Kronprinz[1]) sprach mich freundlich an, und ich erneuerte viele Bekanntschaften aus den letzten Jahren.

Die Zusammenstellung des ersten Protokolls beschäftigte uns Freitag und Sonnabend. Unsre Noten stimmten in allen wesentlichen Punkten und wurden dem Grafen Moun zum Zusammentragen gegeben. Seine gestern, den 15., uns vorgelegte Schlußredaktion schien mir etwas zu breit, und ich zweifle, daß die Protokolle sich in dieser Ausführlichkeit werden machen lassen, wenn die Kongreßsitzungen einmal dicht hinter einander folgen.

17. Juni.

Gestern abend zum Diner beim Graf Karolyi mit Graf Andrassy, Waddington, Corti, Hohenlohe, St. Vallier und andern. Haymerle, mit dem ich nach Tisch sprach, fragte mich, was ich wohl von den österreichischen Aussichten dächte, ob ich glaubte, daß die Pforte, wenn sie durch Österreichs Bemühungen einen großen Teil des in San Stefano abgetretenen Bulgarien zurückerhalte, bereit sein würde, dagegen Bosnien gutwillig abzutreten. Ich antwortete: nein, ich glaube es nicht, besonders auch deshalb nicht, weil niemand in Konstantinopel überhaupt eine politische Entscheidung zu übernehmen wage. Haymerle stimmte bei und gab mir auch darin recht, daß der richtige Moment für Österreich, zu handeln und Bosnien in Pfand zu nehmen, vor einigen Monaten gewesen wäre. Auch er fand es im Grunde absonderlich, vom Kongreß zu erwarten, daß er Österreich gewissermaßen zur bosnischen Okkupation autorisieren solle, und meinte, es werde jetzt wohl offen zur Aktion übergehen.

Das Verhältnis Beaconsfield-Salisbury scheint nicht gerade harmonisch zu sein; sie sprechen wie Minister verschiedener Staaten. Es herrscht die Ansicht, daß, wenn Beaconsfield und Gortschakow fehlten, der Kongreß sich in wenigen Tagen über alle Hauptfragen verständigen würde.

[1]) Während der ganzen Kongreßzeit führte der Kronprinz Friedrich Wilhelm die Stellvertretung seines bei dem Nobelingschen Attentat verwundeten kaiserlichen Vaters.

Bei Graf Karolyi traf ich noch den Oberstleutnant v. Thömmel, einen gründlichen Kenner der südslawischen Länder. Von der Verwüstung in der Herzegowina redend, sagte er, daß er drei Tage lang dort gereist sei, ohne ein menschliches Wesen, einen Hund, eine Katze oder irgendein Haustier zu Gesicht bekommen zu haben.

18. Juni.

Die gestrige Sitzung war nicht sehr förderlich. Zuerst Vorschlag des Fürsten, von der zeitraubenden Lesung des Protokolls in jeder Sitzung abzusehen. Der Kongreß erklärt sich damit einverstanden; dagegen sollen die von einzelnen Mitgliedern gemachten Änderungen verlesen werden — eine recht unbequeme Prozedur! Dann verliest Lord Salisbury seinen Antrag wegen Zulassung Griechenlands. Die Interessen dieses Staates würden durch die Neuordnung der Verhältnisse berührt; er sei ohne Sachwalter in dieser Versammlung, während die slawischen Völkerschaften an Rußland einen Fürsprecher besäßen; Nebenbemerkung über den Rassenhaß, der durch die Trennung zwischen Griechen und Slawen neuerdings geschaffen sei. Fürst Bismarck schlägt vor, den Salisburyschen Antrag nicht jetzt zu beantworten (wozu sich Gortschakow eben anschickt), sondern ihn vervielfältigen zu lassen und auf die Tagesordnung der nächsten Sitzung zu setzen. Die französischen Bevollmächtigten überreichen im Zusammenhang damit, gleichfalls zur Vervielfältigung und zur Beratung für die nächste Sitzung, einen Antrag, worin befürwortet wird, Griechenland bei den Verhandlungen über das Schicksal der benachbarten (limitrophes) Provinzen und bei Fragen, die sein Interesse berühren, zuzulassen. Gortschakow hält darauf, im Vorübergehen zu bemerken, daß Rußland nicht die slawischen, sondern alle christlichen Bevölkerungen der Türkei vertrete und daß er keine Einwendung dagegen habe, wenn den griechischen Bevölkerungen dieselbe Autonomie gewährt werde wie den slawischen. Fürst Bismarck geht darauf zur Verlesung des Artikel VI des San Stefano-Friedens über Bulgarien über, und es entspinnt sich daraus zunächst eine längere Diskussion über die Art und Weise, wie die Beratung über Bulgarien einzurichten sei. Der Fürst war nicht glücklich in der Art der Behandlung der Sache. Er hätte zunächst die Grenzfragen von der Organisationsfrage trennen sollen. Als einzig fester Punkt aus der Diskussion ergab sich 1. der Vorschlag Salisburys, das Bulgarien des San Stefano-Friedens im Süden vom Ägäischen Meere zu entfernen, „um keine neue Seemacht dort zu bilden," und dasselbe im Westen so zu beschneiden, daß die bulgarischen Nationalitäten Berücksichtigung fänden und die Pforte stark genug bleibe, um ihren europäischen Besitzstand zu wahren; 2. die Übereinstimmung des Grafen Andrassy mit diesen Gesichtspunkten. Fürst Bismarck schlägt vor, es möchten sich die russischen und die englischen Bevollmächtigten im Laufe des morgigen Tages privatim besprechen, um unter sich einen status causae et controversiae bezüglich der bulgarischen Frage festzustellen. Lord Salisbury äußert, daß diese Frage doch nicht England und Rußland allein, sondern auch Österreich angehe. Nach einigem Widerstreben erklärt sich Graf Andrassy bereit, an diesen Besprechungen teilzunehmen.

Nachdem die Sitzung schon geschlossen, sieht sich Mehemed Ali noch veranlaßt, in breiter Manier alle die bekannten Banalitäten der türkischen Lohnschreiber über den ungeheuren Fortschritt der Türkei in den letzten Jahren, über die Ursache der Aufstände und über die Schwierigkeit, türkische Zustände zu verstehen, zum besten zu geben. Der Fürst läßt ihn eine Weile anstandshalber reden, entzieht ihm aber dann das Wort mit dem Hinweis auf den erfolgten Schluß der Sitzung. Er bemerkt, daß auch wir den Ereignissen in der Türkei mit Aufmerksamkeit gefolgt und jetzt zu beschäftigt seien, um Bekanntes zu hören.

Die Sitzung scheint allgemein nicht grade einen befriedigenden Eindruck hinterlassen zu haben. Man hat das Bewußtsein, in der Sache keinen Schritt vorwärts gekommen zu sein.

21. Juni.

Ich bin vor lauter Arbeiten nicht zum Notieren gekommen. — Die vertraulichen Besprechungen zwischen Rußland, England und Österreich wegen der bulgarischen Grenzbestimmungen waren bis Mittwoch, den 19., noch zu einem Resultat gelangt. Es fand sich daher auf der Tagesordnung der Sitzung vom 19. nur der Antrag wegen der Zulassung Griechenlands. Er war bekanntlich von Salisbury ganz allgemein formuliert, von den Franzosen genauer dahin abgegrenzt worden, daß Griechenland nur dann gehört werden soll, wenn es sich um die „limitrophen" Provinzen handele, oder wenn der Kongreß es sonst für wünschenswert halte, die Vertreter Griechenlands zuzuziehen. Nachdem Gortschakow eine ziemlich mäßig redigierte Erklärung verlesen, worin betont wurde, daß Rußland nicht nur für die Slawen, sondern auch für die Griechen eintrete, schlug Salisbury vor, das Adjektiv „limitrophes" im französischen Vorschlag durch „grecques" zu ersetzen. Es entspann sich eine ziemlich weitläufige Diskussion, die mit Stimmengleichheit für beide Propositionen endete. Die Stimme des Präsidenten gab für den französischen Vorschlag die Entscheidung, und man beschloß schließlich über das „wann" der Zulassung des griechischen Bevollmächtigten, daß hierzu ein besonderer Antrag und Beschluß des Kongresses abzuwarten sei. Die Sitzung wurde dann mit Rücksicht auf die noch fortlaufenden vertraulichen Verhandlungen wegen Bulgariens auf Sonnabend den 22. vertagt.

Der Schwerpunkt liegt augenblicklich in diesen Verhandlungen, die nach Allem, was verlautet, wenigstens nicht sehr glatt verlaufen. Zu den sachlichen Schwierigkeiten gesellen sich auch noch persönliche; wie Gortschakow und Schuwalow sich gegenübertreten, so sollen auf der andern Seite Beaconsfield und Salisbury auseinandergehen. Ja, es liegt der Verdacht nahe, daß die Veröffentlichung des „Globe" [1]), der die der Kongreßeröffnung vorhergegangenen Abmachungen zwischen Salisbury und Schuwalow verraten, in der Absicht erfolgt sei, Salisbury zu kompromittieren. Denn es war etwas andres, wenn diese Abmachungen als Resultat aus dem Kongresse hervorgingen, als wenn sie von vornherein dem leidenschaftlichen Publikum als Konzession bekannt gemacht

[1]) Vgl. oben die Notiz unter dem 30. Mai und die zugehörige Anmerkung.

wurden. So ist denn auch in London, Petersburg und Wien die Entrüstung gleich groß. Die glimpflichste Erklärung für die Indiskretion des „Globe" ist noch die, daß Disraeli sich der Aufnahme, welche die von Rußland zu machenden Konzessionen bei der englischen öffentlichen Meinung fänden, habe vergewissern wollen.

24. Juni.

Bis verflossenen Sonnabend hat der Fürst unablässig, namentlich auf Beaconsfield gewirkt, um die Gegensätze, die sich in den vertraulichen Besprechungen zu dreien über die bulgarische Frage zeigten, auszugleichen. Sie traten nichtsdestoweniger in der Sonnabendsitzung sogleich hervor. Zunächst verlas Salisbury eine Erklärung, die das Resultat der Einigung, so weit sie erreicht worden war, feststellte. Der Punkt wegen Varnas war, wie mündlich erwähnt wurde, dahin geregelt, daß es bei Bulgarien bleibt; dagegen soll Sofia gegen gewisse Striche an der westlichen Grenze ausgetauscht werden. Darauf ergriff Beaconsfield das Wort und entwickelte wiederum in pastoralem, breitem Tone eine Menge von Banalitäten über die Notwendigkeit, die Souveränitätsrechte des Sultans in dem östlichen Rumelien zu schonen, d. h. ihm das Recht der Truppenversetzung und des Einrückens der Truppen zu lassen. Schuwalow brachte dagegen zwei Amendements vor, von denen er die russische Annahme der Salisburyschen Proposition abhängig machte. Sie verlangen: die Festsetzung derjenigen Punkte, in denen der Sultan Garnison halten und die er befestigen dürfe, durch eine europäische Kommission und die Beschränkung des Rechts des Gouverneurs, die regulären Truppen des Sultans ins Land zu rufen. — Fürst Bismarck trat nachdrücklich für die russischen Amendements ein. Seine Bemerkung über die Aufgabe der zu gründenden Miliz und über die Notwendigkeit, die reguläre Armee, die notwendigerweise einen exklusiv mohammedanischen Charakter behalten werde, aus dem Lande fern zu halten, war durchaus sachlich und zutreffend. Er suchte dann wenigstens eine Einigung des Kongresses über den allgemeinen Teil des Salisburyschen Vorschlages zustande zu bringen und förmlich festzustellen. Dies gelang auch. Es blieben also nur die in den russischen Amendements berührten beiden Punkte. Der Fürst hatte schon vor der Sitzung die französischen Bevollmächtigten gebeten, eine vermittelnde Redaktion zu versuchen, offenbar in der Absicht, auch ihnen einen Teil von der unliebsamen Redaktion zuzuschieben. Waddington merkte das wohl. Er äußerte: C'est une jolie rédaction que le Prince nous demande; c'est bien une question de fond, pas de rédaction.

Graf Andrassy möchte nach Privatäußerungen seinem Antrag wegen Bosniens einen Antrag vorhergehen lassen, der aber von andrer Seite, etwa von der unsrigen, kommen müßte, den Distrikt von Volo an Griechenland zu geben.

Der alte Gortschakow hielt sich von der Sitzung fern, teils aus wirklicher Krankheit, teils aus Ärger über Schuwalow. Letzterer erzählte, Gortschakow habe sich geweigert, ein Telegramm nach Petersburg mit zu unterzeichnen. Er habe ihm dann gedroht, in Petersburg die Entsendung eines andern ersten Bevollmächtigten anzuregen, und darauf habe er nachgegeben.

28. Juni.

In der heutigen Sitzung soll sich also das in der Geschichte bisher Unerhörte begeben, daß dem versammelten Europa in Anwesenheit des türkischen Vertreters vorgeschlagen wird, eine türkische Provinz zu nehmen und sie einer andern Macht zu geben. Bis jetzt ist verabredet, daß Andrassy zuerst das Wort ergreifen soll, um die Abtretung Bosniens zu begründen. Ihm soll sich Salisbury in zustimmendem Sinne anschließen, nach ihm der Fürst gleichfalls sekundieren. — Die Türken hatten bis gestern nachmittag keine Instruktion und werden wohl auch keine bekommen. Sie fürchten namentlich später hervortretende griechische Annexionen. Man spricht von der Absicht Englands, Cypern zu erwerben.

Gortschakow ließ gestern Mouy zu sich bitten, um sich das Protokoll vom Mittwoch, das seine Friedensrede enthält, vorlegen zu lassen; er veränderte dann sehr befriedigt die palmes de paix in branches d'oliviers!

2. Juli.

In den Vorbesprechungen, die in dem Sitzungssaale vor der förmlichen Eröffnung der Sitzung gepflogen werden, schien sich eine gewisse Präokkupation auf den Gesichtern kund zu geben. Der Grund lag wohl in dem schlechten Fortgang der Verhandlungen über die bulgarische Grenze, insbesondere was Sofia betrifft. Die schlechte Laune der Engländer kam auch gleich bei Beginn der Sitzung gelegentlich eines Mißverständnisses zutage. Als nämlich der Fürst beantragte, der Delimitationskommission, die bisher nur mit Serbien und Montenegro befaßt war, auch die Ausarbeitung eines Grenzprojektes für Bulgarien zu übertragen, verstand dies Beaconsfield so, als ob für die bulgarischen Grenzen neue Konzessionen verlangt werden sollten (zugleich ein Beleg dafür, wie wenig er den französischen Verhandlungen zu folgen vermag), und fuhr in brüsker Weise los: England könne zu einer weiteren Konzession in dieser Richtung seine Einwilligung nicht geben, dann möge man lieber zu dem ursprünglichen Projekt zurückkehren. Nachdem das Mißverständnis aufgeklärt war, ging man zur Debatte über die Donaufrage über. Haymerle trat mit einem detaillierten Antrag hervor, der die Neutralisierung der Donau und eine Reihe von Spezialreglements enthielt. Der Fürst war durch diesen mit der Geschäftsordnung im Widerspruch stehenden Modus unangenehm überrascht. Von der Neutralisierung, die auch Schuwalow anzufechten schien, wollte er nichts wissen, da man gar nicht feststellen könne, was Neutralisierung sei. Auch bestritt er, daß der Gegenstand, der weit über den San Stefano-Vertrag hinausgehe, zur Kompetenz des Kongresses gehöre. Man beschloß endlich, daß die Österreicher die Prinzipien ihres Antrages formulieren und der Redaktionskommission zur Ausarbeitung übergeben sollten.

Man ging jetzt zur Beratung über die beiden letzten Alinea c. und d. des Artikels 19 über, indem man die andern Bestimmungen des Artikels, weil sie an die asiatischen Territorialfragen streifen, auf den Wunsch Salisburys vorläufig ausschied. Salisbury drängte die Russen zu der Erklärung, daß unter den Garantien in Alinea c. keine neuen Gebietserwerbungen verstanden

würden. Er wandte sich dann gegen die Kriegsentschädigung im allgemeinen, die bei der notorischen Zahlungsunfähigkeit der Türkei keinen Sinn habe und nur eine Beunruhigung Europas sei. Eine Jammerrede Karatheodoris, in der er ungeschickterweise auf den Ursprung des Krieges zurückgriff, den die Pforte nicht durch einen Vertragsbruch verschuldet habe, gab Schuwalow Gelegenheit zu einer glänzenden Philippika gegen die Pforte. Sie war improvisiert und legte für die rednerische Begabung des Mannes ein Zeugnis ab.

3. Juli.

In der heutigen Sitzung der Delimitationskommission ging es heftig zu. Russischerseits wurde an dem Sandschak Sofia festgehalten mit einer kleinen Rektifikation der Grenzen, während die englischen Vorschläge diese Rektifikation so vornehmen wollten, daß etwa zwei Drittel des ganzen Sandschaks dadurch weggeschnitten würden. Auf die Weigerung Schuwalows, hierauf einzugehen, erklärte Lord Odo Russell, daß man dann englischerseits auf den ursprünglichen Vorschlag, d. h. auf die Belassung Varnas in den Händen der Türken, zurückgehen würde. Schuwalow erklärt, daß er in diesem Falle überhaupt auf die Balkangrenze zurückgehen werde, dann müsse aber Ost-Rumelien von der türkischen Armee ganz geräumt werden und es könne von türkischen Befestigungen im Balkan nicht mehr die Rede sein. Aus dieser Diskussion läßt sich die Genesis des gleich nach Beginn des Kongresses zwischen England und Rußland wegen der bulgarischen Grenzen geschlossenen Kompromisses erkennen. Man sieht, daß das scheinbare Nachgeben Rußlands in bezug auf die militärische Gestaltung Ost-Rumeliens nur durch die Zession Sofias herbeigeführt wurde.

Waddington äußerte gestern die Absicht, einen Antrag auf Zedierung des Distriktes von Volo und eines Teiles von Epirus an Griechenland einzubringen. Er glaubt aus Unterredungen mit Schuwalow die Überzeugung gewonnen zu haben, daß dann Rußland sich mit der Umwandlung Batums in einen Freihafen begnügen werde. Er meint, Schuwalow sei überhaupt entschlossen, die ausschließlich slawische Richtung der russischen Orientpolitik aufzugeben und Griechenland wieder mehr zu berücksichtigen.

4. Juli.

Gleich zu Beginn der Sitzung gab Karatheodori namens seiner Regierung die Erklärung ab, daß sie den Vorschlag des Kongresses wegen Bosniens und der Herzegowina in ernste Erwägung gezogen und sich mit dem Wiener Kabinett wegen des Weiteren verständigen werde. Damit war diese Angelegenheit wider Erwarten schnell erledigt.

Es knüpfte sich daran eine lange, sehr verzettelte Debatte über die Donaufrage. Die Österreicher haben die „Neutralisierung" unterdrückt und statt dessen einige reglementarische Bestimmungen über Ausschluß von Kriegsschiffen und ähnliches aufgestellt, worüber man sich schließlich verständigte.

Es kam dann der Artikel wegen Religionsfreiheit und des Protektorats der geistlichen Anstalten usw. zur Beratung, bei der sich ein großes Maß von Unwissenheit dokumentierte.

5. Juli.

Waddington eröffnete heute die Diskussion mit dem in Frankreichs und Italiens Namen gestellten Antrag auf Zession des südlichen Thessaliens und von Epirus an Griechenland. Beaconsfield sekundierte im allgemeinen. In der gewohnten Unkenntnis türkischer Dinge stellte er die Behauptung auf, die Pforte habe im Frühjahr England gegenüber großes Entgegenkommen betreffs einer Gebietszession an Griechenland gezeigt und die hellenischen Minister hätten damals durch ihre weitgetriebenen Ansprüche ein Abkommen verhindert. Dann ließ er sich in eine lange Polemik gegen die Zeitungen ein, welche die Überlassung Bosniens und der Herzegowina an Österreich eine „Teilung" genannt hätten! Er schloß damit, daß er eine Grenzrektifikation zwischen der Türkei und Griechenland für heilsam halte, aber keine „compulsion" üben wolle.

6. Juli.

Wie bisher noch immer, verliefen gerade die gefürchtetsten Sitzungen am glattesten. Nachdem Gortschakow den Entschluß des Kaisers angekündigt hatte, Batum in einen Freihafen umzuwandeln, ergriff Beaconsfield das Wort, um in getragenem Tone die Mäßigung dieses Entschlusses zu preisen und unter Annahme des russischen Anerbietens die Zustimmung zur Besitzergreifung auszusprechen. Doch wurde immer noch auf Verabredungen hingewiesen, die stattfinden müßten (zwischen England und Rußland), um die Schwierigkeiten, welche die eigentliche Besitzergreifung Batums haben könnte, zu beseitigen. Was eigentlich darunter verstanden wurde, blieb aller Welt unverständlich. Salisbury resumierte nochmals, ad salvandam animam wahrscheinlich, alle englischen Bedenken gegen die russischen Erwerbungen in Asien und konstatierte, daß England sich die Freiheit des Handelns wahren müßte für den Fall, daß diese Erwerbungen zu einer Erschütterung in Asien führten. Gortschakow führte in polternder Weise die Mäßigung Rußlands aus und wollte sogar noch die Aufgabe Erzerums mit auf dies Konto setzen. Ein komisches Intermezzo rief die Bemerkung Salisburys hervor, daß England bei der Frage Batum die Pflicht habe, une nation galante zu schützen. Auf die Frage, was denn dies für eine Nation sei, stockte Salisbury, suchte in seinen Papieren und fand dann die Lasen heraus. Gortschakow wollte deren nur 50000 zugeben und warf wie immer, wenn er zürnt, seinen Bleistift auf den Tisch, als Mehemed Ali deren in Batum allein 150000 zählte. Der Fürst ironisierte und meinte, das ließe sich wohl nie ausrechnen, im übrigen überließe er diese intéressante tribu den weiteren Besprechungen zwischen England und Rußland.

Bei Besprechung der Meerengenfragen kam Salisbury wieder mit seinen geheimnisvollen Reserven wegen Batums heraus und erklärte sich erst mit der Beibehaltung des status quo einverstanden, nachdem er von der Erklärung Schuwalows Akt genommen hatte, daß Batum ein Frei- und Handelshafen bleiben würde. Nun beglückwünschte sich alles wegen der Erledigung der Hauptfragen.

Nach der Sitzung sagte Salisbury zu Gortschakow, er wage nicht nach England zurückzukehren; man möge ihm ein Asyl in Rußland einräumen. Gortschakow bot ihm sein Portefeuille an.

Das Streben der Franzosen, sich als Beschützer der Unterdrückten geltend zu machen und insbesondre die lateinische Rasse in Obhut zu nehmen, fand seinen Ausdruck in dem an die russischen Bevollmächtigten gerichteten Ersuchen, die Rückkehr ihrer Truppen vorzugsweise über Varna vorzunehmen[1]).

8. Juli.

Zunächst wurde der persische Gesandte Malcolm Khan vorgelassen, dann eine ziemlich farblose Resolution betreffs der Convents dédiés[2]) angenommen. Den ganzen Rest der Sitzung bildeten, da die direkten Unterhandlungen wegen Batums nach der Erklärung der Engländer und der Russen noch nicht abgeschlossen waren, die bulgarischen und die serbischen Grenzbestimmungen. Der Fürst zwang durch große Entschiedenheit, sich über all diese Fragen schlüssig zu machen.

In den Abendstunden wurde der englische Coup wegen Cypern bekannt. England hat angeblich bereits seit dem Monat Mai deshalb in Konstantinopel verhandelt. Die Franzosen sollen erst letzten Sonnabend davon Kenntnis erhalten haben und ebenso wie die Italiener sehr unangenehm überrascht sein[3]).

9. Juli.

Wegen der Abgrenzung von Batum ist man noch nicht einig. Der Fürst war entrüstet darüber und setzte durch, daß die Delimitationskommission ermächtigt wurde, per majorem darüber zu entscheiden.

Dann Vortrag Desprez' über die Arbeiten der Redaktionskommission. Frage, ob Druck oder Schrift. Waddington und St. Vallier für letztere. Bei dieser Gelegenheit erhob sich eine Diskussion wegen des status quo der Meerengenfrage. Salisbury meinte, daß der Artikel 2 des Londoner Vertrages von 1871 ergänzt werden müsse, da dieser das Recht des Sultans, fremde Flotten herbeizurufen, auf den Fall der Verletzung des Pariser Vertrages beschränke.

Mit dem 9. Juli schließen die Notizen von Dr. Busch über den Kongreß, der erst vier Tage später seine Sitzungen beendete. Der Verfasser konnte sich schließlich unter der Last der ihm obliegenden Aufgaben kaum mehr aufrecht halten. Sie hinderten ihn offenbar, die Privataufzeichnungen über diesen so interessanten Teil seines Lebens mit größerer Ausführlichkeit vorzunehmen und sie bis zum Schluß des Kongresses zu führen. Als einer der Protokollführer — neben Radowitz und Mouy — hatte er nicht nur den Sitzungen, in denen eine Fülle der wichtigsten Fragen erörtert wurde, mit der größten Aufmerksamkeit zu folgen, er mußte dann auch in gemeinschaftlicher Arbeit mit seinen Kollegen

[1]) Gemeint ist anscheinend, daß Rumänien auf diese Weise durch die Wahl des Seeweges geschont werden solle.

[2]) In Rumänien belegene Kirchengüter, auf die das griechische Patriarchat Ansprüche erhob.

[3]) Aus neuesten französischen Veröffentlichungen geht hervor, daß der französische Kongreßvertreter Waddington über den Vertrag, der den Engländern Cypern überließ, so aufgebracht war, daß er den Kongreß verlassen wollte. Die Versicherung Salisburys, daß Frankreich ja Tunis nehmen könne, scheint beruhigend gewirkt zu haben.

den gedrängten Text der Beratungen und Beschlüsse feststellen und schließlich den sofortigen Druck, da die Protokolle am nächsten Tage dem Kongreß zu unterbreiten waren, aufs genaueste überwachen. So hatte er nach den Sitzungen, die sich in der letzten Zeit täglich folgten, noch 6—8 Stunden eine verantwortungsvolle Arbeit zu verrichten. Unmittelbar nach Beendigung dieser Aufgabe mußte Dr. Busch einen Erholungsurlaub nehmen, nach dessen Ablauf er seine Aufzeichnungen wieder aufnimmt.

Auch Fürst Bismarck hat nur mit Aufbietung seiner Kräfte den Kongreß bis zum Ende leiten können, und auch er verließ gleich darauf Berlin, um in Kissingen Erholung zu suchen. Über den Eindruck, den seine Leitung in dieser berühmten Vereinigung von Staatsmännern gemacht hat, sind in letzter Zeit mannigfache Mitteilungen ausländischer Beobachter in der Öffentlichkeit erschienen. Fast einstimmig ist das Urteil, daß ohne seine große Autorität und freilich auch die durchgreifende Art, mit der er jeder Abschweifung von der Hauptsache entgegentrat, die Beratungen in so kurzer Zeit nicht hätten zum Abschluß geführt, ja vielleicht überhaupt ein Ergebnis nicht hätte erzielt werden können. Besonders die türkischen Bevollmächtigten, die auf eine völlige Beseitigung des San Stefano-Friedensvertrages gerechnet hatten, waren schwer enttäuscht und berichteten an ihre Regierung, daß Fürst Bismarck die Verhandlungen mit der Peitsche (à coups de fouet) leite. Aber die Aufgabe, die sich der Fürst mit der Übernahme der Kongreßleitung gestellt, die Bewahrung des schwer bedrohten Friedens, hatte er glücklich gelöst und gerade die zunächst interessierten Großmächte Rußland, Österreich-Ungarn und England, hatten allen Grund, dem großen Staatsmann Dank zu wissen. Erst im weiteren Verlauf, als in den verschiedenen, auf Grund der Kongreßbeschlüsse geschaffenen internationalen Kommissionen Rußland mit seinen Bestrebungen nicht durchdrang, hat sich bei dieser Macht die Auffassung gebildet, daß die deutsche Leitung des Kongresses die russischen Interessen geschädigt habe. Fürst Bismarck hat diese Auffassung immer entschieden bestritten, und wer sich die Mühe gibt, die Protokolle des Kongresses daraufhin zu prüfen, wird gerechterweise gestehen müssen, daß sie keinen Anhalt für die Anklage bieten.

Von den 64 Paragraphen des Berliner Vertrages sind heute nur noch wenige in voller Geltung. Das große und mühsame Werk hat in den wichtigsten Punkten eine kürzere Lebensdauer gehabt als die Wiener Kongreßakte. Gleichwohl läßt sich von jenem Vertrage sagen, daß er nicht nur seinerzeit den Frieden erhalten hat, sondern auch, daß auf seiner Grundlage zahllose Schwierigkeiten, die die Entwicklung der orientalischen Frage mit sich brachte, haben beglichen werden können. Der größte Teil der diplomatischen Tätigkeit in Europa richtet sich in den dem Kongreß folgenden Jahren auf die friedliche Ausführung seiner Bestimmungen.

Die Marinepolitik der Großmächte.

Von
Valois, Vizeadmiral z. D.

(Schluß.)

V. Italien.

Die Columna rostrata auf dem Forum zu Rom ruft es uns ins Gedächtnis, daß die Römer schon vor 2000 Jahren die Seeherrschaft im Mittelmeer besaßen und Jahrhunderte lang fest in Händen hielten. Die Geschichte hat uns die Taten der Republiken von Amalfi, Pisa, Genua und Venedig überliefert, die sich zwar oftmals untereinander bekämpften, trotzdem aber zeitweise zur See eine Stellung einnahmen, die nicht viel von derjenigen des alten Roms verschieden war. Schon im Mittelalter begann der Verfall infolge unzureichenden und nicht gesicherten Territorialbesitzes, demselben Umstande, der auch der Hansa verhängnisvoll wurde. Nur Venedig rettete einen Teil seines Ansehens als Seemacht in die neue Zeit, bis Napoleon der Herrlichkeit ein Ende machte, und Österreich nach dem Pariser Frieden die ehemalige Republik einverleibte.

Von den sechs oder sieben Staaten der apenninischen Halbinsel besaßen nur Sardinien und Neapel eine organisierte Seemacht; da beide Länder aber nicht immer miteinander in guten Beziehungen standen, konnte von einer italienischen Marinepolitik nicht die Rede sein. Diese konnte erst einsetzen, nachdem im Jahre 1861 und 1862 Italien mit Ausnahme von Venedig und eines Teiles des Kirchenstaates unter dem Zepter Viktor Emanuels zu einem Reiche vereinigt worden war, nachdem die sardinische und neapolitanische Marine miteinander verschmolzen waren und alle andern Teile Italiens sich lebhaft für die Stärkung der Flotte eingesetzt hatten.

Nicht nur die Erinnerungen der Vergangenheit, sondern auch die geographische Lage — langgestreckte Küsten mit vielen guten Häfen — schienen das zum Einheitsstaate gewordene Italien auf eine kräftige Marinepolitik hinzuweisen. Von Norden nach Süden, das Mittelmeer fast in zwei Hälften teilend, könnte eine starke Flotte leicht eine herrschende Stellung einnehmen. Der erste Versuch hierzu — bei Lissa — lief allerdings höchst unbefriedigend ab, denn trotz großer Überlegenheit der Italiener gelang es Tegetthoffs entschlossener Führung, die italienische Flotte so gründlich zu schlagen, daß dieselbe sich während

des allerdings nur kurzen Krieges (1866) zu keinem entscheidenden Eingreifen mehr entschließen konnte. Der Grund mag — neben der unbestreitbar sehr unzureichenden Führung des Admirals Persano — auch daran gelegen haben, daß in der kurzen Zeit von 1862—1866 die sardinischen und neapolitanischen Elemente noch nicht zu einem homogenen Ganzen zusammengewachsen waren. Dieser Mißerfolg spornte mehr zu neuen Anstrengungen an, als daß er entmutigte. So wurden in Italien schon 1880—1882 Schiffe von nahezu 16000 Tonnen Deplacement gebaut (Italia und Dandolo), während das größte Schiff der englischen Flotte damals nur 12000 Tonnen groß war. Da indessen die Finanzen des neuen Einheitsstaates viel zu wünschen übrig ließen, richtete sich die Marinepolitik einstweilen nur dahin, dem Mitbesitzer der Adria — Österreich — im zukünftigen Kampfe um die Seeherrschaft des Adriatischen Meeres überlegen zu sein.

Italiens Ingenieure leisten im Schiffbau so Hervorragendes, daß sich ausländische Fachzeitschriften eingehend damit beschäftigen. Kein Land der Welt baut — bei gleichem Tonnengehalt — so schnelle und schwer armierte Linienschiffe wie Italien. Es ist ersichtlich, daß dies nur auf Kosten andrer Eigenschaften (weniger starke Bauart, geringeren Panzer) erreicht werden kann. Näher hierauf einzugehen, würde zu weit führen; wer Recht hat wird nur durch die Feuerprobe entschieden werden.

Da die italienische Handelsflagge nach Tonnengehalt und Schiffszahl im Mittelländischen Meere diejenigen aller andern Nationen übertrifft, auch am Verkehr in der weiten Welt erheblich beteiligt ist, und Italien durch den Besitz von Erythrea und der Somaliländer in die Reihe der Kolonialmächte getreten ist, erwächst der Regierung hieraus die Verpflichtung, eine starke Flotte zu erhalten. Die Abtretung von Nizza und Savoyen scheint Italien verschmerzt zu haben und auch nicht auf das durchweg italienische Korsika zu ambitionieren. Es würde für die Konsolidierung seiner Verhältnisse nur vorteilhaft sein, wenn es auch darauf verzichtete, nach Landesteilen zu streben, die nie zu Italien gehört haben, wie Südtirol, Istrien und Dalmatien.

Gute Befestigung der nördlichen Landgrenzen würde eine Reduktion der Armee und eine erhebliche Verstärkung der Marine ermöglichen.

Fast alle bedeutenden Städte liegen am Meere oder nicht weit entfernt davon, und auch die Haupteisenbahnen sind in derselben Lage. Ohne entsprechend starke Flotte würden die beiden großen Inseln Sizilien und Sardinien gänzlich vom Mutterlande abgeschnitten und vielleicht erobert werden können. Bei der erheblichen Zahl seetüchtiger Elemente, welche die langen Küsten und großen Inseln liefern, und bei der größeren Bereitwilligkeit dieser Bevölkerung, in der Marine als in der Armee zu dienen, scheint Italien geradezu prädestiniert zu sein, sich eine Flotte ersten Ranges zu schaffen.

Es ist kaum anzunehmen, daß angesichts einer absolut die See beherrschenden Flotte ein Feind nach erfolgreichen Kämpfen an der Landfront weit nach Süden vordringen kann. Wohl aber ist es wahrscheinlich, daß nach einer entscheidenden Niederlage der Flotte die größten und wichtigsten Städte der Willkür des Siegers preisgegeben sein würden, die Eisenbahnen

unterbrochen und zerstört und Landungen ausgeführt werden könnten an Stellen, die nur mangelhaft besetzt sind. Die Inseln würden jedenfalls in Feindeshand fallen.

Um dies alles zu vermeiden, müßte Italien eine so starke Flotte unterhalten, daß diese jedem Gegner — England ausgenommen — gegenüber die Herrschaft im Mittelmeer unbedingt behaupten kann. Aller Sorge für die Sicherheit seiner Küsten, Häfen und Inseln überhoben, könnten dann die gesamten Landstreitkräfte, die andernfalls auf große Entfernung zerstreut werden müßten (Venedig—Palermo), im Norden konzentriert werden. Italien könnte so — vorausgesetzt, daß es nicht selbst kriegerische Verwickelungen herbeiführt — sich fast wie eine Insel der gedeihlichen Fortentwickelung aller seiner Hilfsquellen hingeben; es würde vielleicht auch endlich dazu kommen, auf der gegenüberliegenden Küste von Afrika (Tripolis) festen Fuß zu fassen. Die Halbinsel scheint fast wie England darauf hingewiesen zu sein, ihre Hauptmacht auf die Seerüstung zu konzentrieren.

VI. Österreich.

Durch die im Verhältnis zur Größe des Reiches geringe Küstenausdehnung sowie die Vielsprachigkeit seiner Bewohner hat Österreich von jeher große Schwierigkeiten gehabt, eine Seemacht zu erhalten. Bis zur Erhebung des Jahres 1848 hatte die Marine — als Fortsetzung der alten venezianischen — einen völlig italienischen Charakter, die Kommandosprache war die italienische. Da eine große Zahl von Offizieren und Mannschaften sich der Erhebung gegen die österreichische Herrschaft im Jahre 1848 anschlossen und sogar viele Schiffe dem Gegner ausgeliefert wurden, sah man in Wien ein, daß eine gründliche Reorganisation notwendig wäre. Triest und später Pola traten an Stelle von Venedig, alle Schiffe, Institute und Behörden und Werften wurden allmählich dorthin verlegt, und die Marine auf deutscher (was hier heißen soll: nichtitalienischer) Grundlage aufgebaut; die Kommandosprache wurde deutsch.

Überblickt man die Verhältnisse des Kaiserstaates, dessen Handelsflotte nicht einmal so groß ist wie diejenige des kleinen Griechenlands, der keine Kolonien besitzt und auch nur im bescheidenen Maße am Handel in der weiten Welt beteiligt ist, so ist es klar, daß von einer eigentlichen Marinepolitik nicht die Rede sein kann. Ehe Bosnien und die Herzegowina angegliedert wurden, war die Verbindung mit dem langgestreckten dalmatinischen Küstengebiete nur über See zu bewerkstelligen. Auch zurzeit sind nur wenige Punkte des Küstenlandes auf großen Umwegen per Bahn zu erreichen; wegen der Gebirgigkeit und Zerrissenheit des Litorals erscheint es kaum denkbar, daß jemals eine Küstenbahn von Fiume bis Cattaro gebaut werden wird. Ein zur See mächtiger Feind würde die Küsten und deren Hauptorte Zara, Spalato und Ragusa leicht in Besitz nehmen können, wenn keine Seestreitkräfte seine Operationen verhindern oder wenigstens behindern könnten. Um den Zusammenhang dieser Teile der Monarchie mit dem Ganzen sicher zu stellen, war daher eine Marine unbedingt notwendig.

Wenngleich zurzeit mit Italien im Dreibunde befindlich, scheint dadurch der alte Gegensatz zwischen Österreich und Italien nicht verwischt zu sein, und das törichte Treiben der Italia irredenta macht es bei den beiden Regierungen oft schwer genug, die guten oder wenigstens erträglichen Beziehungen aufrecht zu erhalten. Die Helden der I. I. sollten sich erinnern, daß die Einigkeit Italiens sehr wesentlich durch fremde Hilfe zustande gekommen ist, und daß sie alleinstehend noch niemals — nicht einmal zur See — gegen Österreich Erfolge erreicht haben. Bei dem Versuche, sich fremdes Gut anzueignen, dürften sie aber schwerlich auf fremde Hilfe rechnen dürfen, und dann könnten — wie man so sagt — die Hühner leicht wieder rückwärts kratzen. Auf jeden Fall liegt es in der Natur der Dinge, daß — da Bündnisse nicht für die Ewigkeit geschlossen werden — Österreich sich auch zur See eine entsprechende Rüstung zur Verteidigung oder auch zum Angriffe bereit halten muß, wobei zu bemerken ist, daß eine entschlossene Führung die numerische Inferiorität mehr als ausgleichen kann, wie Lissa bewiesen hat.

Wer die Schwierigkeiten kennt, die wir in Deutschland zu überwinden hatten, ehe die Volksvertretung und die große Menge von der Notwendigkeit der erheblichen Ausgaben für die Marine überzeugt werden konnte, wird ermessen können, mit welchen Hindernissen die österreichische Regierung zu kämpfen hatte. Abgesehen vom Dualismus erschwerten auch die Parteien in Cisleithanien die Bewilligung des Marinebudgets, das oft nur durch Konzessionen an diese oder jene Partei — und selten ohne Abstriche — durchgesetzt werden konnte. Es ist anzuerkennen, daß die österreichische Marineverwaltung trotzdem recht viel geleistet hat. In bezug auf Tonnenzahl ist die österreichische Flotte etwa halb so stark wie die italienische, dabei stehen sich die Budgets gegenüber wie $2^1/_2$ zu 1; — Italien 122 Millionen gegen Österreich 49 Millionen (1908). Ob dies Verhältnis sich zugunsten Österreichs jemals ändern wird, erscheint zweifelhaft, und wenn man sich neuerdings auch entschlossen hat, vier Schlachtschiffe von 19—20000 Tonnen zu bauen, so wird von seiten Italiens darauf durch entsprechende Neubauten geantwortet werden. —

Österreichs Marinepolitik scheint weniger die Herrschaft des Adriatischen Meeres anzustreben, als die Absicht zu haben, seine Küsten gegen Angriffe und Landungsversuche zu sichern. Dazu dürfte seine Flotte ausreichend stark sein. Erforderlich wäre aber, sich außer Pola noch einen südlicher gelegenen Flottenstützpunkt anzulegen.

VII. Vereinigte Staaten von Amerika.

Amerika (wie es der Kürze wegen stets bezeichnet werden wird) ist von allen großen christlichen Nationen zuletzt in die Reihe der Seemächte eingetreten, hat sich dann aber in kurzer Zeit zur zweiten Stelle aufgeschwungen. Gerade in seiner Vergangenheit hat das Auftreten der Seemacht eine entscheidende Rolle gespielt, denn die Zurückweisung des englischen Angriffs unter Admiral Graves durch die französische Flotte unter de Grasse in der Cheasepeake-Bai führte zur Kapitulation von Yorktown. Der englische General

Cornwallis mußte sich, abgeschnitten von allen Verbindungen, an Washington mit seinem ganzen Heere ergeben. Die englische Regierung wurde dadurch so entmutigt, daß der Kampf aufgegeben und später die Unabhängigkeit der bisher als Rebellen bezeichneten Kolonisten anerkannt wurde. Das wäre wahrscheinlich früher oder später doch der Fall gewesen, das Eingreifen der französischen Flotte beschleunigte jedoch die Beendigung des Kampfes.

Zunächst hatte der neue Staat dringende Aufgaben im Innern zu erfüllen, so daß von der Errichtung einer nennenswerten Marine Abstand genommen wurde. Doch schon 1812—1813, als Amerika wegen der unberechtigten Gewalttaten gegen amerikanische Schiffe den Krieg an England erklärt hatte, blieben die Amerikaner in vielen Einzelgefechten Sieger. Zu größeren Aktionen kam es nicht, da Amerika keine Geschwader aussenden konnte. Die englischen Mißerfolge — völlig nebensächlich in ihren Wirkungen — wurden in erster Linie dadurch herbeigeführt, daß die amerikanischen Schiffe schwerer armiert und stärker bemannt, die Engländer aber infolge ihrer unbedingten Seeherrschaft nachlässiger in der Ausbildung ihrer Leute geworden waren, besonders aber das Schießen sehr vernachlässigt hatten.

Von größter Wichtigkeit für das Bestehen der Vereinigten Staaten war das Eingreifen der Marine im Bürgerkriege. Da ein Teil von ihr zu den Konföderierten — den Rebellen, wie man im Norden sagte — überging, bestand sie auch aus vielen armierten Handelsdampfern und während des Krieges gebauten Schiffen (darunter die Monitore). Diese waren aber imstande, den Süden schließlich ganz vom Verkehre mit der Außenwelt abzusperren, und in die großen Flüsse eindringend, die Operationen des Heeres zu unterstützen. Die Konföderierten wurden dadurch schließlich gezwungen, die Waffen niederzulegen.

Die Reorganisation der Flotte nach dem Bürgerkriege schien noch keine andern Ziele zu haben, als für den Kriegsfall eine Anzahl von Schiffen bereit zu halten, als Basis für eine Vergrößerung, wenn sich dies als notwendig erweisen sollte. So befand sich denn die amerikanische Marine, als der Krieg mit Spanien (1896) vom Zaune gebrochen wurde, durchaus nicht im Zustande der absoluten Übermacht, nur die entsetzliche Wirtschaft der Spanier machte es den Amerikanern möglich, überall zur See entscheidende, aber unblutige Siege zu erringen.

Mit dem Erwerbe von Kolonien, sogar solcher, die nicht einmal geographisch zum amerikanischen Kontinente gehören, trat die Union ganz aus dem Rahmen ihrer bisherig verfolgten Politik heraus. Washingtons Testament sowie die Monroedoktrin bezeichneten es als wünschenswert, sich von allen fremden Händeln frei zu halten und nur für die Entwicklung von Amerika zu sorgen. Die nächsten Folgen der Inselannexionen führten zur Vergrößerung des Heeres und der Marine, — denn der neue Besitz erforderte größere Schutzmaßregeln, als bisher vorhanden gewesen waren. Als dann nach der Ermordung Mac-Kinleys der damalige Vizepräsident Roosevelt die Präsidentschaft übernahm und nach Ablauf seiner Amtsperiode wiedergewählt wurde, nahmen die Seerüstungen einen derartigen Fortgang, daß in wenigen Jahren die amerikanische Marine den zweiten Platz unter den Nationen einnehmen mußte, Frankreich

den bisher seit Jahren behaupteten Platz räumen, und Amerikas Überlegenheit trat nicht so sehr im Deplacement, als in der Qualität der Schiffe zutage, da von den Schlachtschiffen z. B. 20 erst nach dem Jahre 1900 vom Stapel gelaufen waren, während dies in Frankreich nur bei 12 zutraf.

Die Union rüstete sich zu einer energischen Marinepolitik, wozu sie eigentlich auch durch die Monroedoktrin verpflichtet war. Denn wenn auch England trotz seiner großen Flotte aus Rücksicht auf die Handelsbeziehungen und seine kanadischen Besitzungen ohne Seestreitkräfte nach Belieben brüskiert werden konnte — wie die Venezuelafrage (1895/96) zeigte —, so konnten andre Nationen doch nur durch eine starke Seemacht zur Anerkennung der amerikanischen Überhebung veranlaßt werden.

Das interessante Kapitel der Monroedoktrin[1]) kann hier nicht eingehend behandelt werden, es sei nur angeführt, daß der ursprüngliche Tenor sich im Laufe der Zeiten wesentlich geändert hat.

Der erste Text vom Jahre 1823 lautete (§§ 48 und 94): „Daß kein Versuch der Einmischung europäischer Staaten in die Angelegenheiten Amerikas mit Gleichgültigkeit betrachtet werden könne."

Der Präsident Cleveland äußerte sich gelegentlich der Venezueladifferenz (1895/96): „Es wäre Pflicht, jede Einmischung mit allen zu Gebote stehenden Kräften zurückzuweisen", während der Staatssekretär Olney sogar an Lord Salisbury telegraphierte: „Amerika sei allmächtig auf dem amerikanischen Kontinent und sein Wille wäre Gesetz."

Etwas später schrieb Präsident Roosevelt in einem Aufsatz über die Monroedoktrin: „Jeder rechtschaffene Patriot, jeder Politiker in unserm Lande sieht verlangend dem Tage entgegen, an dem keine einzige europäische Macht mehr ein Stückchen amerikanischen Boden im Besitze haben wird."

Ob ein derartiger Standpunkt nicht früher oder später Komplikationen hervorrufen wird, bleibt abzuwarten; England, dasjenige Land, das in erster Linie in Betracht kommen würde, verhält sich einstweilen, aus bekannten Gründen, ganz ruhig. Es ist ja erklärlich, daß eine große Nation über andre stammverwandte Länder und Stämme, selbst wenn diese unter fremder Herrschaft stehen, eine Art von Schutzrecht auszuüben versucht, trotzdem daraus leicht ernste Verwickelungen entstehen können. Es gehörte aber nordamerikanische Überhebung dazu, um ein solches Schutzrecht über den ganzen Kontinent in Anspruch zu nehmen, obgleich alle in Frage kommenden Staaten außer der Konstitution nicht das geringste Gemeinsame mit dem Protektor aufzuweisen haben. Der vorwiegend protestantisch-angelsächsischen Union stehen alle 14 katholisch-romanischen Staaten Mittel- und Südamerikas gegenüber. Viele verhalten sich dem Protektor gegenüber recht kühl, denn es ist ersichtlich, daß die Union sich in erster Linie die Vorteile des Handels auf Kosten der Alten Welt zuwenden wollte, und dies entsprach durchaus nicht den Interessen eines großen Teiles der Protegierten. Der Versuch eines amerikanischen Zollvereins (1889) machte daher ein klägliches Fiasko.

[1]) Siehe meine Schrift „Deutschland als Seemacht". Leipzig, G. H. Wigand. 1908.

Bei dem Abschnitte über Japan erwähne ich noch die Differenzen, die zwischen der Union und Japan wegen Einwanderung und Behandlung japanischer Untertanen bestehen. Die Entsendung des amerikanischen Geschwaders unter Admiral Evans von der Ostküste nach San Francisco und weiter im Sommer 1908, die außer der politischen Tragweite auch der Beruhigung der Weststaaten dienen sollte, hat den Übermut dieser Staaten eher gestärkt als gemindert. Die Reise ist glücklich verlaufen, wie auch unbedingt verlangt werden mußte, da überall befreundete Häfen zur Verfügung standen. In der Überwindung von Schwierigkeiten ist die Reise nicht im entferntesten mit der der russischen Flotte von der Ostsee bis nach Tsushima zu vergleichen. Es ist ersichtlich, daß die begründeten Forderungen Japans erfüllt werden müssen, oder daß es früher oder später zum erbitterten Kampfe kommen wird. Die Tage von Port Arthur und Tsushima sprechen lebhaft dafür, daß es dann härtere Arbeit gibt als bei St. Jago de Cuba und bei Manila.

Der Vollendung des Panamakanals sieht man in der Union mit den größten Erwartungen entgegen, und auch die ganze Welt kann in dem Kanal ein den Frieden förderndes Werk erblicken. Der Zeitpunkt für die Eröffnung kann allerdings noch nicht annähernd bestimmt werden. Für Amerikas wirtschaftliche Entwicklung wird die Abkürzung des Weges zwischen der Ost- und Westküste um etwa 8—9000 Seemeilen von der größten Bedeutung sein. Wenn auch die Union sich das Besatzungsrecht der Endpunkte des Kanals gesichert hat, so wird die Beherrschung des Seeweges derjenigen Nation zufallen, welche die stärkste Flotte besitzt. Da es nicht anzunehmen ist, daß Amerika seine Marine bis zur Größe der englischen ausbauen wird (Linienschiff und Panzerkreuzer Englands zu Amerika wie $2\frac{1}{2}$ zu 1), dürfte England der Besorgnis für seine kanadischen Besitzungen überhoben sein. Denn in jedem Konflikte zwischen diesen beiden Nationen würde England die Hand auf den Kanal legen und wenn auch nicht in Besitz nehmen, so doch jedenfalls den Verkehr sperren können.

Das alte Europa aber kann sich darüber freuen, daß man in Washington jetzt noch etwas andres zu tun hat als auf dem Steckenpferde der Monroe-Doktrin herumzureiten.

VIII. Japan.

Das Land der aufgehenden Sonne hat in den letzten Jahrzehnten nicht nur durch seinen rapiden Aufschwung die ganze Welt in Erstaunen gesetzt, sondern auch weil seine Regierung sich als erste nichtchristliche und nichtkaukasische zu einem Faktor von größter Bedeutung unter den Völkern erhoben hat.

Nachdem Kommandeur Perry mit einem amerikanischen Geschwader im Jahre 1854 die bekannte Abgeschlossenheit Japans durchbrochen und den Handelsvertrag von Kanagawa halb erzwungen hatte, begann für das bis dahin — abgesehen von Nagasaki — völlig vom Verkehr mit der Welt abgesperrte Inselreich ein neues Zeitalter. Engländer, Franzosen und auch

wir — damals freilich noch als Preußen — folgten bald, und wenn auch die konservativen Elemente dem Eindringen europäischen Einflusses große Hindernisse entgegenstellten — wiederholte Mordanfälle, Angriffe auf Gesandten und Schiffe (Kagoschima und Simonoseki) — so brach sich schließlich doch die Überzeugung Bahn, daß es vergeblich sei, gegen den Strom zu schwimmen. Nachdem 1868 nach blutigen Kämpfen der Teikun genötigt worden war, die Reichsregierung wieder dem bis dahin ohnmächtigen Mikado zu übergeben, und dann aus dem — unserm alten Deutschen Reiche ähnlichen — Konglomerat von Mittel- und Kleinstaaten (276 an der Zahl) ein einiges Reich unter der Regierung des Mikado hergestellt worden war, begannen die Neuerungen mit geradezu überraschender Schnelligkeit[1]). Die Einsicht, daß ein aus lauter kleinen Staaten bestehendes Reich dem Eindringen, ja der Eroberung der fremden Mächte nicht würde widerstehen können, führte die Fürsten zu dem großartigen Entschlusse, freiwillig auf ihre Souveränität zu verzichten. Aus dem Zeitalter des Panzer und Schwertes, der Sänften und Segelfahrzeuge sprang Japan ohne Übergang in dasjenige der gezogenen Geschütze, der Eisenbahnen und Dampfschiffe.

In rühriger Arbeit — begabte Japaner wurden jahrelang nach allen Ländern von Bedeutung gesandt, um dort Beobachtungen anzustellen — wurde das ganze Staatswesen, Heer und Marine nach europäischen oder nordamerikanischen Vorbildern eingerichtet, und 1894/95 dann der uralte Gegensatz zwischen China und Japan mit den Waffen ausgetragen. Korea war das Streitobjekt, wie es schon seit etwa tausend Jahren der Zankapfel zwischen den beiden gelben Nationen gewesen war. Der Frieden von Simonoseki erregte indessen große Unzufriedenheit in Japan, die zu bitterm Grolle anwuchs, als Rußland sich in dem den Japanern abgezwungenen Port Arthur häuslich einrichtete, Teile der Mandschurei besetzte und auch nicht einmal die Grenzen von Korea respektierte. Da auch England die japanische Politik unterstützte, kam es zum Kriege zwischen Rußland und Japan, dessen Ausgang noch jedermann erinnerlich sein wird.

Durch die von den Russen eroberten[2]) Schiffe und durch zahlreiche Neubauten ist das japanische Reich in die Reihe der großen Seemächte getreten, und jede Nation, auch das zurzeit verbündete England, wird damit zu rechnen haben. Japan wird vorwiegend überseeische Ziele haben und daher in erster Linie Marinepolitik treiben. Korea, Formosa und die Pescadores sowie andre kleine Inselgruppen verdankt es bereits dem Erfolge seiner Waffen. Daß es bereits still stehen wird, erscheint nicht wahrscheinlich, wenn auch noch Jahrzehnte verstreichen können, ehe die stark mitgenommenen Finanzen ein offensives Vorgehen gestatten werden.

Es dürfte erinnerlich sein, wie ein großer Teil der Presse sich nach den japanischen Siegen mit der sogenannten gelben Gefahr beschäftigte. Man hielt es für möglich, daß China und Japan vereint dereinst der gesamten

[1]) Deutschland als Seemacht. Das Erstarken Japans. S. 79 ff.

[2]) Sechs Linienschiffe, 2 Küstenpanzer und 4 Kreuzer russischen Ursprunges sind der japanischen Flotte einverleibt worden.

weißen Rasse gefährlich werden würden. Diese Ansicht entsprang gänzlicher Unkenntnis der Verhältnisse. Wer die Geschichte des Ostens und der beiden Nationen kennt, weiß, daß zwischen beiden ein unüberbrückbarer Gegensatz besteht, und nur eine mäßige Dosis gesunder Menschenverstand mußte den Chinesen sagen, daß nunmehr erst Liang-tung und Korea unwiederbringlich für sie verloren seien. Mußte Rußland bei allen größeren Aktionen noch die europäischen Verhältnisse in Betracht ziehen und waren die Wurzeln seiner Kraft 9—10000 Kilometer von China entfernt, so liegen keine derartigen Schwierigkeiten für Japan vor. Von Port Arthur aus würde ein großes japanisches Heer in zwei Tagen vor Peking stehen können.

Es sind ja auch schon erhebliche Differenzen zwischen Japan und China eingetreten, die einmal sogar zum Boykott aller japanischen Produkte geführt haben. Japan dürfte nicht so einfältig sein, eine Nation von 400—500 Millionen Menschen zu kriegstüchtiger Leistung heranzubilden, der es kurz vorher einige wertvolle Provinzen fortgenommen hat. Sehr wahrscheinlich würde China — zum Bewußtsein seiner Kraft gelangt — in erster Linie Korea, Liang-tung, Formosa und die Pescadores zurückverlangen. Doch wie schon Jahrzehnte früher Instrukteure aller Nationen in China tätig waren, ohne andre als nur oberflächliche Spuren zu hinterlassen, so wird es mit der japanischen Ära auch nicht anders sein. Der Hochmut der tartarischen Prinzen und Mandarine ist noch ungebrochen, und kürzlich wurde durch die Entfernung des reformfreundlichen Yuanchi-Kai die Besorgnis wachgerufen, daß die alten Wege wieder betreten werden sollten. Daß dies für Japan erwünschter ist, als wenn China in kurzer Zeit bei fast zehnfach größerer Bevölkerung ihm an Kriegstüchtigkeit gleich würde, bedarf keiner Begründung.

Der japanisch-englische Vertrag ist bereits unter England kurz erwähnt worden. Eine Eigentümlichkeit der Verträge besteht darin, daß neben dem stipulierten Inhalte jeder Teil noch von andern Beweggründen geleitet worden ist. Abgesehen von der Öffnung des englischen Geldmarktes und Erhöhung des Ansehens — als Protektor englischer Interessen in Indien — brachte der Vertrag für Japan nichts, denn die Rückendeckung zur See war angesichts der völligen Vernichtung der russischen Flotte nur eine leere Phrase. Die Verpflichtung, ein Hilfskorps bei einem russischen Angriffe in Indien zu stellen, brauchte, da der Vertrag nur auf zehn Jahre festgesetzt war, auch nicht ernst aufgefaßt zu werden, da Rußland schwerlich innerhalb zehn Jahren wieder zur Offensive bereit sein würde. England aber hat sein Ansehen in Indien durch den Passus der Hilfeleistung geschädigt und nichts dadurch gewonnen, als daß es sein chinesisches Geschwader — *für anderweitige Verwendung* — um einige Schiffe schwächen konnte. Ob nun Japan dereinst wieder auf Eroberungen — Philippinen, Hawai usw. — ausgehen wird oder nicht, ist gegenüber den Rassengegensätzen, die sich an der amerikanischen Westküste geltend machen, fast nebensächlich.

Die ablehnende Stellung, die Amerika und England allen farbigen Völkern gegenüber einnehmen, birgt den Keim zu schweren Verwicklungen in sich. Vor etwa 1½ Jahren verursachten die Maßregeln des Staates von

San Francisco gegen die Japaner (Ausschließung vom Besuch amerikanischer Schulen, Begrenzung der Einwanderung usw.) eine so ernste Spannung zwischen Tokio und Washington, daß diese nur mit Mühe gehoben werden konnte. Das kürzlich ausgeführte große Manöver der amerikanischen Flotte unter Admiral Evans (16 Linienschiffe usw.) — der Marsch von der Heimat im Osten bis nach San Francisco — wurde hierdurch veranlaßt, obgleich dieser Auffassung natürlich von Regierungsseite lebhaft widersprochen wurde. Die bis dahin ganz schutzlose Westküste der Union sollte beruhigt und den Japanern gezeigt werden, daß auch ohne Panamakanal — freilich etwas später — die amerikanische Flotte an der Westküste erscheinen könnte. Japan machte das entsprechende Gesicht dazu und erbat sich den Besuch der amerikanischen Flotte in Tokio. Harmlose Gemüter müssen von den bei dieser Gelegenheit zwischen Admiral Sperry und den japanischen Behörden ausgetauschten Freundschaftsbeteuerungen aufs innigste gerührt worden sein. Schade nur, daß die frühere Spannung sofort wieder eintrat, nachdem die Flotte Japan verlassen hatte. San Francisco hat dekretiert, daß die farbigen Rassen (in erster Linie auf die Japaner gemünzt) weder Grundeigentum erwerben noch Magistratsbeamte, ja nicht einmal Direktoren von Bankinstituten werden dürfen. Die Zentralregierung möchte diese Härten gerne mildern, stößt aber in den Weststaaten auf hartnäckigen Widerspruch, da sie in allen inneren Angelegenheiten völlig selbständig sind. Zweifellos werden diesmal die Differenzen wieder ausgeglichen werden, werden sich aber wiederholen, und es ist undenkbar, daß ein Volk wie das japanische es sich auf die Dauer gefallen lassen wird wie Niggers behandelt zu werden. Da Amerika die erste Nation war, die sich seinerzeit unter Androhung von Gewalt den Eingang in Japan erzwang, muß das Verhalten dort doppelt erbittern.

Es ist daher vorauszusehen, daß Japans Politik dahin gerichtet sein wird, die Gleichberechtigung zu erringen, die seinen Untertanen zurzeit in Amerika verweigert wird: entweder durch Verhandlungen, schroffe Gegenmaßregeln oder durch Waffengewalt.

Schlußbetrachtungen.

Die Marinepolitik aller Nationen ist naturgemäß darauf gerichtet, sich den Machtmitteln und Interessen gemäß für die Verteidigung und den Angriff vorzubereiten und soviel wie möglich am Welthandel teilzunehmen. Das hierbei Mögliche und Erreichbare richtig zu erkennen, nicht durch zu hochgespannte Bestrebungen den Widerstand andrer Nationen — besonders der stärkeren — herauszufordern, wird die Sache der betreffenden Staatslenker sein. Während bei einzelnen Staaten die Grenzen ihrer Bestrebungen klar zu erkennen sind — z. B. bei Italien nicht über das Mittelmeer, bei Österreich nicht über die Adria hinauszugehen — werden die größeren Nationen das Ziel haben, in weiteren Regionen ihre Interessen zu vertreten. Aber selbst das zur See gewaltige England wird keine so rücksichtslose Marinepolitik treiben können, wie dies infolge seiner starken Flotte wohl möglich sein

würde, weil die Seegewalt an den feindlichen Küsten der Großmächte aufhört, und Seesiege allein schwerlich zu einem befriedigenden Abschluß des Kampfes führen dürften. Dies ist in den vorhergehenden Abschnitten erörtert worden und ist auch der Grund, weshalb es nicht geraten ist, die Marinepolitik ganz für sich allein zu behandeln.

Die Marinepolitik ist nur als ein Teil des Ganzen zu behandeln, da sie in ihren Wirkungen nicht nur auf die See, sondern auch auf das Land berechnet ist. Auch war es notwendig, einige kurze historische Daten anzuführen, um darzutun, wie die Nationen dazu gekommen sind, Marinepolitik zu treiben, in welcher Weise und welcher Richtung dies angestrebt wird.

Zur Entwicklung Japans als Großmacht zu Wasser und zu Lande seien noch einige Worte zugefügt. Deutschland kann dadurch nur gewinnen, daß der englischen oder amerikanischen Vorherrschaft im Stillen Ozean durch die japanische Flotte ein Gegengewicht erwachsen ist, und für eine geschickte Politik dürfte es nicht zu schwierig sein, mit Japan dauernd in freundschaftlichen Beziehungen zu bleiben. Japans Erstarken kann als ein für uns günstiges Ereignis betrachtet werden, das unsrer Politik schon förderlich gewesen ist und fernerhin noch förderlich sein kann. Trotzdem wir nicht wie andre Nationen mit Japan Freundschaftsverträge oder besondere Abkommen abgeschlossen haben, scheint mir die Logik des gesunden Menschenverstandes auf ein derartiges Verhältnis hinzuweisen.

An welchen Klippen ein langandauerndes freundschaftliches Verhältnis zwischen Japan einerseits, England und Amerika anderseits möglicherweise scheitern kann, ist in den vorhergehenden Abschnitten erörtert worden. Die beiden größten englischen Kolonien Kanada und Australien sind jedenfalls mit der neuen Freundschaft des Mutterlandes — die fast zur Entblößung der Auslandsstationen von großen Schlachtschiffen geführt hat — sehr unzufrieden und verlangen ganz unumwunden, daß der Vertrag nicht erneuert wird. Dieser Stimmung der Australier und Kanadier — die größtenteils von englischer Abstammung sind — scheint man in der Heimat Rechnung tragen zu wollen oder zu müssen.

Es ist daher nicht unmöglich, daß außer andern Erwägungen auch diese Verhältnisse dazu beitragen, die Hypnotisierung Englands in betreff der angeblichen deutschen Gefahr zu beeinflussen und demnächst wieder eine andre Verteilung der englischen Seestreitkräfte eintreten wird. — Großbritannien steht auf jeden Fall allen Nationen der Alten Welt in unerreichbarer Stellung als Seemacht gegenüber, und es ist schwerlich daran zu denken, daß ihm diese Stellung jemals streitig gemacht werden wird. Deutschland hat in seinem Flottenbauprogramm einen vorbildlichen Weg — wie französische Fachschriften zugeben — zum Aufbau und zur Erhaltung seiner Flotte eingeschlagen und kann nichts Besseres tun, als ihn unbeirrt weiter zu verfolgen.

Die russischen Finanzen nach Krieg und Revolution.

Von

Georg Tautscher.

Die russische Finanzpolitik wurde vor dem Kriege in Ostasien immer wieder auf das schärfste angegriffen, in Rußland selbst und im Auslande. Es gab Leute, für die der russische Staatsbankerott ganz nahe bevorstand, die da glaubten, fast auf Tag und Stunde den Eintritt des Zusammenbruches ansagen zu können. Seitdem haben ein kostspieliger Krieg und eine langwierige Revolution die Finanzen einer außerordentlichen Belastungsprobe unterworfen; und während früher — so 1854/55 und 1877/78 — ein Krieg *allein* genügte, um die russischen Finanzen und die Währung völlig zu zerrütten, haben sich dieses Mal die Finanzen und die Goldwährung trotz Krieg *und* Revolution behauptet.

Die *ordentlichen Einnahmen* sind seit dem Jahre 1903 um *eine halbe Milliarde* gestiegen und sind im Voranschlag für das Jahr 1909 auf fast 2½ Milliarden angesetzt — trotz aller Klagen *vor* dem Kriege, das Land werde durch das Finanzsystem ruiniert, vor allem aber die bäuerliche Bevölkerung durch unerschwingliche hohe Steuern ausgesogen. Dabei sind noch der *bäuerlichen* Bevölkerung gleich nach dem Kriege Zahlungen im Betrage von 90 Mill. Rubel im Jahre *erlassen* worden, nämlich die sogenannten Auskaufszahlungen, d. h. die noch ausstehenden Beträge für den Erwerb des Bauernlandes zum Eigentum. Allerdings ist inzwischen ein Teil der Steuern und Gebühren [1]) erhöht worden, einige auch nicht unbedeutend.

[1]) Eine größere oder geringere Zunahme der Eingänge weisen fast alle Posten der ordentlichen Einnahmen auf. Es ergaben unter anderm im Jahre 1908: die Grund- und Immobiliensteuer (nach dem Kriege erhöht) mit der Wohnungssteuer, der Rauchfangsteuer im Zartum Polen und gewissen Pachtzahlungen 67,4 Mill. Rubel gegen 49,8 im Jahre 1903; die Staatsgewerbesteuer (zum Teil erhöht) 104,7 Mill. Rubel (gegen 67,5), die Tabakaccise 56 (49), die Zuckeraccise 93,6 (75,5), Naphthaaccise (zum Teil erhöht) 41,6 (31,9), Zündholzaccise (erhöht) 16,7 (8), die Zölle 277,8 (241), Stempel-, Gerichts-, Kanzlei- und Eintragungsgebühren (zum Teil erhöht) 65,5 (48,9), Besitzwechselabgaben 31 (24,6), Passagier- und Eilgutsteuer 20,3 (16,7), die Posteinnahmen 52 (36,6) usw. Eine sehr große Mehreinnahme hat sodann das *Branntweinmonopol* ergeben. Die Zunahme der Trunksucht während der Revolution kam wenigstens den Einnahmen des Staates zugute; auch ein großer Teil der erlassenen Auskaufszahlungen floß in dieser Form den Staatskassen zu. Außerdem wurden auch die Branntweinpreise erhöht.

Aber daß Erhöhungen von der Bevölkerung überhaupt getragen werden und mit ihnen eine Zunahme der Eingänge erzielt wird, kann ebenfalls nur als ein Beweis dafür angesehen werden, daß vor dem Kriege eine Finanzpolitik verfolgt worden ist, die den Verhältnissen möglichst angepaßt war, d. h. der Staat muß zu derartigen Steuerquellen und zu derartigen Steuersätzen gegriffen haben, daß ihm möglichst hohe Einnahmequellen zuflossen, ohne daß jedoch die Bevölkerung „ausgesogen" und „ruiniert" wurde. Die sehr bedeutende Zunahme der Eingänge läßt zugleich den Schluß ziehen, daß vor dem Kriege auch eine Wirtschaftspolitik befolgt sein muß, die die wirtschaftliche Entwicklung des Landes gefördert und die Steuerkraft gehoben hat. Bemerkenswert ist hierbei, daß die russische Industrie, obgleich sie im Jahrzehnt vor dem Kriege sich außerordentlich schnell entwickelt hatte und wegen der besonderen Förderung durch große Staatsbestellungen und hohen Zollschutz vielfach als eine widerstandsunfähige Treibhauskultur angesehen wurde, doch ohne allzu große Einbußen die Kriegs- und Revolutionsjahre überstanden hat. In dieser Weise hat sich auch die Metallindustrie behauptet; die Preise für das einst so teure Eisen sind dabei beträchtlich herabgegangen, und die Herstellung von Gegenständen für den Massenbedarf hat sehr zugenommen (so werden z. B. auch von Waggonfabriken landwirtschaftliche Geräte hergestellt).

Es hat sich denn auch die Reichsduma mit dem Finanzsystem im wesentlichen abgefunden. Früher wurde fast allgemein die Bevorzugung der Verbrauchsabgaben (wie Getränke-, Zucker-, Naphtha-, Zündholzaccise) heftig angegriffen, da durch sie die ärmere Bevölkerung schwer belastet würde; dafür wurden hohe Einkommen-, Vermögens- und Erbschaftssteuern empfohlen. Ferner war die Verstaatlichung des größten Teils der Eisenbahnen und des Branntweinverkaufs ein sehr beliebter Angriffsgegenstand. Jetzt hat eigentlich nur die Linke die alten Angriffe wiederholt, aber ohne irgendwelche positiven Reformvorschläge vorzubringen; sie beschränkte sich darauf, von „Dezentralisation", „Beseitigung staatlicher Bevormundung" und Freiheit im allgemeinen zu reden. Die große Mehrheit der Duma hat bereits zum zweiten Male das Budget angenommen, wobei es in diesem Jahre schon recht glatt ging, fast wie in alten Parlamenten; sie hat das bisherige Finanzsystem im großen und ganzen ohne wesentliche und grundsätzliche Änderungsvorschläge acceptiert oder zum mindesten eingesehen, daß eine Reform nur sehr allmählich durchgeführt werden könnte. S. J. Witte hat somit recht behalten, als er im Herbst 1903 nach dem Rücktritt von dem Amt eines Finanzministers bei dem Empfang einer Abordnung des Petersburger Börsenkomitees in einer Übersicht über seine Finanz- und Wirtschaftspolitik zum Schluß erklärte: „Ich denke, daß ich zu der Eile, mit der ich diese Maßnahmen ins Leben rief, berechtigt war; alle wichtigsten Reorganisationen habe ich mehr oder weniger konsolidiert, und darum kann man sie in Zukunft partiell verändern, verbessern, kaum aber wird sich jemand zu ihrer kardinalen Veränderung oder Aufhebung entschließen."

Die Grundzüge der Finanzpolitik vor dem Kriege entsprechen mit der Bevorzugung und Ausbildung des Systems der indirekten Besteuerung, der Verstaatlichung der Eisenbahnen und Einführung des Branntweinmonopols den Grundsätzen, von denen sich Fürst Bismarck bei seiner Finanzpolitik hatte leiten lassen. Was die Höhe der indirekten (Verbrauchs-) Steuern betrifft, so fällt der Vergleich allerdings sehr zu ungunsten Rußlands aus — allein schon mit Rücksicht auf die sehr viel geringere Steuer- und Kaufkraft der Bevölkerung —; aber es kommt dabei immerhin in Betracht, daß in Rußland keine Steuern auf die notwendigsten Nahrungsmittel bestehen, nichts, was den Korn- und Fleischzöllen in Deutschland entspricht; sogar die Salzaccise ist aufgehoben. Die direkten Steuern waren außerdem für die bäuerliche Bevölkerung geringer geworden — die Grundsteuer war um die Hälfte ermäßigt, die Paßsteuer aufgehoben; dafür war Handel und Gewerbe durch Umgestaltung der Gewerbesteuer stärker herangezogen. Ein weiterer Betrag der staatlichen Grundsteuer (über 8 Mill. Rubel — mehr als die Hälfte der nachgebliebenen Steuer) wurde im Jahre 1896 den Landschaften zu Wegebauten überwiesen — ähnlich wie Fürst Bismarck seinerzeit geplant hatte, die staatlichen Zuschläge zur Grund- und Gebäudesteuer in Preußen ganz oder zum Teil den Kommunalverbänden zu überweisen, und wie es dann Miquel als preußischer Finanzminister durchgeführt hatte, indem er bei Einführung des neuen Einkommensteuergesetzes (1893) für den preußischen Staat sowohl auf die genannten beiden Steuern als auch auf die Gewerbesteuer verzichtete. Von der Einführung einer Einkommensteuer, die Fürst Bismarck nur in engeren Grenzen anerkannte, wurde in Rußland überhaupt Abstand genommen; auch der gegenwärtige Finanzminister erwartet aus ihr nicht sehr bedeutende Einnahmen [1]).

Aber der Krieg und die Revolution sind keineswegs spurlos an den Finanzen vorübergegangen. Im Gegenteil. So ist die russische Staatsschuld um mehr als zwei Milliarden gewachsen, und wenn sie vorher eine jährliche Ausgabe von 290 Millionen Rubel erforderte, so sind es jetzt gegen 400 Mill. Rubel. Sodann haben inzwischen viele dringende Bedürfnisse unbefriedigt bleiben müssen, und die Anforderungen an den Staatssäckel sind daher gegenwärtig sehr gewachsen. Wenn die ordentlichen Einnahmen auch bedeutend gestiegen sind, so ist doch die Zunahme der Ausgaben noch größer. In den Budgetentwürfen des Finanzministers sind interessante Ziffern zusammengestellt über das Mißverhältnis zwischen dem Zuwachs der Einnahmen und dem Anwachsen der Ausgaben während der letzten Jahre, wobei noch hervorgehoben wird, wie wenig trotz dieses Anwachsens auf die sogenannten produktiven Ausgaben entfällt. Nach dem Voranschlag für das Jahr 1909 entfallen im ordentlichen Budget: auf

[1]) Eine ausführlichere Darstellung der russischen Finanz- und Wirtschaftspolitik in dem Jahrzehnt vor dem ostasiatischen Kriege ist enthalten in der „Deutschen Rundschau“ 1904, Bd. CXX, S. 264 ff. und S. 383 ff. „Der russische Kriegsschatz und die russischen Finanzen“. Von Georg Tantzscher.

die Ausgaben für Heer und Flotte 541 Mill. Rubel (gegen 445 Millionen im Budget für 1903; dabei sind die Ausgaben für die Flotte zunächst zurückgegangen, die Ausgaben für das Heer aber um 130 Mill. Rubel gestiegen), auf die Staatsschuld 396 Mill. Rubel, die Staatsverwaltung 376 Mill. Rubel, auf Pensionen 103 Mill. Rubel und auf Garantiezahlungen an Privateisenbahnen 41 Mill. Rubel; dazu kommt noch die Ausgabe für Staatsbetriebe (Eisenbahnen, Branntweinmonopol usw.) mit 784 Mill. Rubel, der jedoch ein weit höherer Einnahmebetrag gegenübersteht. Für die sogenannten produktiven Ausgaben konnten dagegen nur 214 Mill. Rubel in Aussicht genommen werden. Solche Ausgaben sind: für das Unterrichtswesen, für Post und Telegraph, für die Agrarreform, für Chausseen und Wasserstraßen, für den Ausbau von Häfen und die Förderung von Handel und Industrie.

Außerdem kommen auch noch im außerordentlichen Budget Ausgaben vor, die keineswegs zu den produktiven gehören und durch Überschüsse im Ordinarium, nicht aber durch Anleihen gedeckt werden müßten, wie das tatsächlich geschehen ist und auch in diesem Jahre geschehen soll; es sind dieses Ausgaben von 64,8 Mill. Rubel im Jahre 1909 und 50 Mill. im Jahre 1910 für die Neuausrüstung des Heeres nach dem Kriege (Ersatz der Munition, des Proviants usw.).

In dem Budgetentwurfe des Finanzministers für das Jahr 1910 ist das prozentuale Verhältnis der produktiven Ausgaben zu den übrigen etwas günstiger; ferner ist das Mißverhältnis zwischen der Zunahme der Ausgaben und dem Wachsen der Eingänge viel geringer. Aber hierbei ist zu berücksichtigen, daß der Entwurf sich auf eine Ausnahmeerscheinung, auf die außergewöhnlich reiche Ernte des Jahres 1909, stützt, die zudem mit günstigen Absatzverhältnissen auf dem Weltmarkt zusammenfällt. Es darf auch nicht vergessen werden, daß in Rußland solchen guten Ernten nicht selten Jahre schweren Mißwachses folgen. Wenn es mit der Zunahme der Ausgaben so weiter geht wie in den letzten Jahren, so muß das schließlich zu ernsten Schwierigkeiten führen. Zur Verstärkung der Einnahmen sind allerdings noch einige neue Steuern und Steuererhöhungen vorgesehen, aber die aus ihnen zu erzielenden Mehreinnahmen werden — sogar mit Einschluß der geplanten Einkommensteuer — auf nicht mehr als 65—80 Mill. Rubel im Jahre veranschlagt. Was soll nun weiterhin geschehen? Soll man die Dinge gehen lassen — soll etwa das ordentliche Budget in Zukunft mit einem Defizit abschließen und sollen auch ordentliche Ausgaben Jahr für Jahr durch Anleihen gedeckt werden? Das würde über kurz oder lang zum Verfall des Kredits und zur Zerrüttung der Finanzen führen. Es ist schon bedenklich genug, wenn die Regierung nicht über Reserven und Einnahmeüberschüsse verfügt, wie es die „freien Barbestände" vor dem Kriege waren; ein Staat wie Rußland bedarf solcher Reserven für Notfälle, einmal weil sein Kredit empfindlicher und namentlich gegenwärtig, infolge der vorausgegangenen starken Inanspruchnahme, geschwächt ist, sodann aber, weil gerade in Rußland solche Notstände, wie z. B. große Mißernten, nicht selten sind, die unerwartet sehr hohe Anforderungen an die

Mittel des Staates stellen. Es wird daher nichts andres übrig bleiben, als die Ausgaben auf das genaueste den vorhandenen Mitteln anzupassen, bei der Erhöhung der Anweisungen aber für produktive Ausgaben solche Aufwendungen in erster Linie zu berücksichtigen — auch mit Hilfe von Anleihen — durch die die wirtschaftliche Leistungsfähigkeit des Landes am ehesten gesteigert und damit auch ein schnelleres Wachsen der Staatseinnahmen erzielt wird.

Es fragt sich zunächst, bei welcher Kategorie der Staatsausgaben in Zukunft am ehesten eine größere Zurückhaltung bei Bemessung der Aufwendungen geübt werden könnte. In bezug auf die Staatsschuld wird ein weiteres Anwachsen unvermeidlich sein; es wäre das aber nicht bedenklich, wenn neue Anleihen nur mit großer Vorsicht aufgenommen würden — soweit möglich, nur für solche Unternehmungen, die, wie z. B. Eisenbahnen, die Zinsen für das aufgewandte Kapital ganz oder zu einem Teil selbst einbringen oder indirekt einen entsprechenden wirtschaftlichen Gewinn gewähren. Bei den Ausgaben für Heer und Flotte wäre eine größere Enthaltsamkeit schon eher möglich, von der notwendigen Neuausrüstung des Heeres abgesehen. Die geographische Lage Rußlands sichert dieses mehr vor Angriffen als es bei andern Staaten der Fall ist; zugleich sollte man denken, daß es Rußland, wenn es sich seiner inneren Entwicklung völlig widmen will, bei einer einigermaßen geschickten friedliebenden Politik auch gelingen müßte, das Aufrollen von auswärtigen Fragen, an denen es interessiert ist, zu verhindern. Dann brauchten auch nicht die Ausgaben für das Heer in jedem Jahre gesteigert zu werden. Vor allem aber ist der Wiederaufbau der Flotte auf bessere Zeiten zu verschieben. Dagegen ist bei der Staatsverwaltung eine Zunahme der Ausgaben unvermeidlich. Es lassen sich vielleicht einzelne überflüssige Ämter aufheben oder einzelne übermäßig hohe Gagen herabsetzen, aber was dabei erspart werden könnte, würde neben der notwendigen Erhöhung der Gehälter großer Beamtengruppen völlig verschwinden. Solche Erhöhungen haben bei bestimmten Gruppen von Subalternbeamten auch eine besondere politische Bedeutung: sie sind notwendig, damit die betreffenden Beamten ein politisch zuverlässiges Element bilden und nicht der sozialdemokratischen und revolutionären Agitation zufallen, wie sich das bereits zum Teil während der Revolution beobachten ließ. In dieser Hinsicht erklärte Graf Witte sehr richtig in einer Rede am 13. März 1908: „Vor allem ist Geld zur Wiederherstellung der äußeren Ordnung erforderlich für die Polizei, für die niedere Administration, die beide bei uns einen Bettelgehalt beziehen. Wenn wir uns bei der Wiederherstellung der Ordnung in den Geldmitteln nicht zu beschränken brauchten, so könnte man sagen: Verausgabt für diesen Zweck Dutzende von Millionen, und die Sicherheit der Wohnungen und des Lebens der Bürger wären wenigstens äußerlich gesichert."

Bei den zwei weiteren Hauptgruppen der ordentlichen Ausgaben, den Pensionen und den Garantiezahlungen für Privateisenbahnen, wird in bezug auf die ersteren unbedingt mit einer stetigen Zunahme der

Ausgaben zu rechnen sein, und in bezug auf die zweiten kann eine Zunahme nicht ausgeschlossen werden: zum mindesten müßte die Regierung auch private Bahnbauten möglichst unterstützen und hierbei auch Garantien für Verzinsung und Amortisation übernehmen.

Welche produktiven Ausgaben wären nun am meisten zu berücksichtigen?

In erster Reihe steht hier die Agrarreform. Bei der Auflösung des Gemeindebesitzes und dem Übergang zum Einzelbesitz muß der Staat helfend eingreifen, denn diese Reform ist für die ganze Entwicklung Rußlands, nicht zuletzt auch für die politische, von entscheidender Bedeutung. Die Regierung hat zunächst durch unentgeltliche Vermessung von Gemeindeland und Abteilung der Höfe die Reform zu unterstützen. Wo wirklicher Landmangel besteht, indem z. B. die Bauern bei Aufhebung der Leibeigenschaft zu wenig Land von den Gütern zugeteilt erhalten haben, da können mit Hilfe der Bauernagrarbank den tüchtigeren Bauern Landankäufe und zugleich der Übergang zum Einzelbesitz ermöglicht werden; ebenso dort, wo tatsächlich eine gewisse Übervölkerung — angesichts der rückständigen und nur allmählich zu hebenden landwirtschaftlichen Kultur — besteht und der Großgrundbesitz noch einen Überschuß an Land herzugeben vermag. In Betracht kommt ferner, bei wirklichem Landmangel und Übervölkerung, die staatliche Unterstützung bei der Übersiedelung in andre, namentlich sibirische Gebiete. Auch eine Förderung der Landwirtschaft, namentlich der bäuerlichen, durch Vermittelung besserer Geräte und Saaten, durch landwirtschaftliche Belehrung, durch Organisation von Kleinkredit wird steigende Ausgaben erfordern. Hierbei darf jedoch die Zuwendung von Mitteln für den Kleinkredit nicht übertrieben werden; ein solcher Kredit ist in größerem Maßstabe doch erst dort möglich, wo die Bauern zum Einzelbesitz übergehen; denn wirklich kreditfähig ist doch nur ein Bauer, der auf einem Einzelhof sitzt und daher den gewährten Kredit wirklich produktiv verwenden kann.

Ganz besonders wichtige Ausgaben sind sodann diejenigen zur Förderung von Industrie, Handel und Verkehr. Namentlich im Verkehrswesen werden die Mittel nicht zu sparsam bemessen werden dürfen, denn mit seiner heutigen ungeheuren Entwicklung steht die Umgestaltung und großartige Entfaltung des wirtschaftlichen Lebens im engsten Zusammenhang. Ohne dieses moderne Verkehrswesen wäre auch in Rußland eine Entfaltung der Volkswirtschaft in dem Maße und Umfange der Jetztzeit undenkbar und eine höhere Leistungsfähigkeit der Finanzen ausgeschlossen. Von diesem Gesichtspunkt aus ist die russische Wirtschaftspolitik in dem Jahrzehnt vor dem Kriege geleitet worden. Witte als Finanzminister wollte Rußland „befahrbar" machen, und so verdoppelte er in einem Zeitraum von zehn Jahren die Ausdehnung des Schienennetzes. Durch die Bahnbauten förderte er gleichzeitig die inländische Metallindustrie, indem er ihr Bestellungen zuwandte und zunächst hohe Preise bewilligte. Daß diese in großem Maßstabe betriebene Politik die richtige gewesen ist, haben die Jahre seit dem Ausbruch des Krieges unwiderleglich bewiesen. Im Verein mit der Einführung

der Goldwährung, der Heranziehung ausländischen Kapitals zu Unternehmungen in Rußland und der direkten staatlichen Förderung der inländischen Industrie hat diese Politik dem wirtschaftlichen Leben Rußlands einen starken Anstoß gegeben und Handel und Verkehr in hohem Maße belebt.

In welchem Maße das der Fall gewesen ist, und welchen Nutzen Finanzen und Volkswirtschaft daraus gezogen haben, veranschaulichen die Ziffern des russischen Außenhandels, vor allem aber der Ausfuhr, mit großer Deutlichkeit. Aus diesen sehr beachtenswerten Ziffern sei hier einiges angeführt:

	Ausfuhr	Einfuhr	Gesamtumsatz	Handelsbilanz
1896—1901	674,1	555,4	1299,5	+ 118,7
1901	729,8	532,9	1262,7	+ 196,9
1902	825,4	529,1	1354,5	+ 296,7
1903	949,7	602,6	1552,3	+ 347,1
1904	955,8	581,8	1537,6	+ 374,0
1905	1017,9	559,3	1577,2	+ 458,6
1901—1905	895,7	561,1	1456,8	+ 334,6
1906	1001,9	624,4	1626,3	+ 377,5
1907	992,0	696,2	1688,2	+ 295,8
1908	938,0	747,3	1685,3	+ 190,7

Diese Ziffern zeigen eine außerordentliche Zunahme der Ausfuhr seit dem Jahre 1902. In jenem Jahre wurde der Durchschnitt des Jahrfünftes 1896—1900 um mehr als 150 Mill. Rubel übertroffen, im im Jahre 1903 bereits um 275 Millionen und schließlich sogar um 343 Millionen. Aber auch verglichen mit dem allerbesten Ausfuhrjahr, das Rußland überhaupt vor 1902 gehabt hat, nämlich dem durch eine außergewöhnlich große Ausfuhr hervorstechendem Jahre 1888, war die Zunahme der Ausfuhr eine außerordentliche; die Ausfuhr des Jahres 1888 betrug 784 Mill. Rubel und blieb hinter dem Jahre 1902 bereits um 41 Mill. Rubel, hinter dem Jahre 1903 aber um 165 Mill. Rubel und schließlich um mehr als 230 Mill. Rubel zurück.

Im Jahre 1905, dem Jahre der großen Niederlagen und gefährlichsten Wirren, erreichte die Wertziffer der Ausfuhr die noch nicht dagewesene Höhe von mehr als einer Milliarde Rubel — gegen das Mittel von 674 Millionen im Jahrfünft 1896—1900. Auch in dem darauf folgenden Jahre 1906, das unter der Nachwirkung des Krieges und erst recht unter derjenigen der Revolution steht, hält sich die Ausfuhr fast auf derselben Höhe, ebenso im Jahre 1907, und erst im Jahre 1908 zeigt sich ein Rückgang, aber die Ausfuhr beträgt noch immer 938 Mill. Rubel. Also sechs Jahre hindurch, zum Teil unter den ungünstigsten politischen Verhältnissen, die auch auf das wirtschaftliche Leben sehr nachteilig einwirkten, hat Rußland Waren für bis dahin unerhörte Beträge ins Ausland verkauft. Da die Einfuhr sich in den ersten Jahren ungefähr auf der früheren Höhe hielt und erst mit dem Jahre 1906 zu steigen begann, so hat die internationale Handelsbilanz zugunsten Rußlands ebenfalls noch nicht dagewesene Beträge ergeben: im Kriegs- und

Revolutionsjahr 1905 nicht weniger als 458 Mill. Rubel und im Jahre 1907 noch 295 Mill. Rubel[1]).

Diese außerordentliche Zunahme der Ausfuhr läßt sich nicht einfach durch reiche Ernten erklären. In das Jahrfünft 1896—1900 fiel allerdings keine einzige gute Ernte, während in den sieben Jahren 1902—1908 drei gute Ernten zu verzeichnen waren. Diese drei Ernten (1902, 1903 und 1904) sind natürlich Rußland sehr gelegen gekommen, und es hätte während des Krieges und der Revolution weit schlimmer ausgesehen, wenn es statt dessen schlechte Ernten oder gar Mißwachs gegeben hätte. Aber die Ernten allein hätten es nicht gemacht; denn nicht einmal die Hälfte jener sieben Jahre hatte gute Ernteerträge; die Ausfuhr erreichte aber auch im Jahre 1907 fast eine Milliarde und war sogar höher als in den guten Erntejahren und trotz außergewöhnlich geringer Getreideausfuhr. Das auffallend günstige Ergebnis der letzten drei Jahre erklärt sich vor allem dadurch, daß eine verstärkte Ausfuhr andrer Waren an die Stelle des Getreides getreten war. Rußland ist überhaupt nicht mehr ein reiner Ackerbaustaat, seine Volkswirtschaft ist reicher gegliedert als früher. Zum mindesten ist der Ausfuhrhandel nicht mehr in dem Maße von der Getreideernte abhängig; läßt jetzt der Zuschuß aus dieser Wurzel zeitweilig nach, so können dafür unter Umständen die andern Wurzeln, die sich in den letzten Jahrzehnten mehr entwickelt haben, einen Ersatz gewähren. Daß die Getreideernte nicht immer ausschlaggebend ist, zeigt die starke Zunahme der Ausfuhr von Rohmaterialien und Halbfabrikaten in den letzten Jahren: sie war von 1903—1907 stetig gestiegen und belief sich schließlich auf 383 Mill. Rubel (gegen 254 Mill. Rubel durchschnittlich im Jahrfünft 1896—1900); im Jahre 1908 zeigt sich ein Rückgang. Eine solche Zunahme läßt sich nur durch eine allgemeine Belebung der wirtschaftlichen Produktion erklären, bei der die gesteigerten Verkehrsmittel nicht die letzte Rolle gespielt haben. Durch die neuen Eisenbahnen sind dabei auch abgelegenere Gebiete dem Außenhandel angeschlossen worden, während zugleich Vervollkommnungen und Verbesserungen der Verkehrseinrichtungen auch die Beförderung leicht verderblicher Waren auf größere Entfernungen gestatten. So hat z. B. in der Gruppe der Lebensmittel in dem letzten Jahrzehnt die Eier- und Butterausfuhr außerordentlich zugenommen; sie betrug 1903 bereits 82 Mill. Rubel, war im Jahre 1905 auf mehr als 91 Mill. Rubel gestiegen und erreichte in den folgenden drei Jahren, infolge Zunahme der Butterausfuhr, mehr als 100 Mill. Rubel. An diesem Ergebnis sind sowohl die Ausdehnung des Bahnnetzes als auch

[1]) Die vorstehenden Ziffern beziehen sich auf den Außenhandel Rußlands über die europäischen Grenzen und die kaukasische Schwarzmeergrenze, ferner auf den russischen Handel mit Finnland. Nicht mit eingeschlossen ist der Handel über die asiatischen Grenzen. Berücksichtigt man diesen Handel ebenfalls, so ist an dem Überschuß der Handelsbilanz ein Abstrich zu machen, der für die letzten Jahre nicht ganz unbeträchtlich ist: im Jahre 1906 betrug dann der Überschuß 293,3 (statt 377), im Jahre 1907 —205,8, und im Jahre 1908 nur 97 (statt 190,7) Mill. Rubel. Von dem Finanzministerium wird eine starke Zunahme der Einfuhr nach Russisch-Asien auf die jetzt aufgehobene Zollfreiheit des Imports über die ostasiatische Grenze zurückgeführt.

die Verbesserung der Beförderung, Einstellung von Waggons mit Kühleinrichtungen, regelmäßiger und beschleunigter Verkehr beteiligt. — Auch die starke Zunahme der Getreideausfuhr in den Jahren 1903—1905 wäre ohne den Ausbau des Bahnnetzes nicht möglich gewesen; sie betrug (mit Einschluß von Mehl, Mais, Kleie, Bohnen, Erbsen und dgl.) durchschnittlich 664 Mill. Pud und übertraf damit die Ausfuhr des überaus reichen Erntejahres 1888 um mehr als 100 Mill. Pud. Auch das Jahr 1906 war dem Jahre 1888 noch um 40 Mill. Pud voraus. Nach den bisher vorliegenden Ziffern muß die Getreideausfuhr des Jahres 1909 wieder alle früheren Jahre hinter sich lassen.

Diese Zunahme ist auch gewiß nicht allein auf eine Heranziehung bisher dem Verkehr entrückt gewesener, weil zu abgelegener Gebiete zurückzuführen, sondern auch darauf, daß der erleichterte Verkehr und das regere wirtschaftliche Leben überhaupt innerhalb der bäuerlichen Bevölkerung landwirtschaftliche Fortschritte gefördert haben. Daß z. B. innerhalb der russischen Bauernschaft die Anwendung besserer landwirtschaftlicher Geräte in beträchtlicher Zunahme begriffen ist, erweisen ziffernmäßige Angaben, die der Finanzminister in seinem Budgetentwurf für 1910 beibringt. Es wird u. a. angeführt, daß ein massenweiser Übergang der Bauern zum eisernen Pfluge vor sich gehe (bisher herrschte der nur mit eisernen Spitzen versehene Holzpflug vor). Ferner wird hervorgehoben, daß die Verbreitung von Säemaschinen zunimmt, namentlich im Süden, was auf die Reinheit der Saat und die Güte der Ernte sehr günstig einwirkt.

Im Jahre 1908 war auch die europäische Einfuhr so stark gestiegen, daß die noch immer sehr hohe Wertziffer der Ausfuhr weit weniger zur Geltung kam als in den Jahren vorher. Diese Zunahme der Einfuhr ist jedoch keineswegs — wie die linksliberale russische Presse behauptet — ein Anzeichen dafür, daß in Zukunft Ausfuhr und Einfuhr sich womöglich ausgleichen werden. Die Zunahme erklärt sich durch den auch nach früheren Kriegen beobachteten zeitweiligen Aufschwung der Industrie und die dadurch bewirkte stärkere Nachfrage nach Rohprodukten und Maschinen, ferner dadurch, daß infolge der auswärtigen Kriegsanleihen und der Kriegsausgaben, wohl auch der steigenden Ausfuhr viel Geld in den Verkehr gebracht und die Kaufkraft dadurch erhöht worden war. Ein stärkeres Anwachsen der Einfuhr zeigte sich ebenfalls in den Jahren 1894—1899, wo sowohl die Industrie einen Aufschwung nahm als auch ausländisches Kapital in großer Menge zuströmte. (Im Jahre 1908 war unter anderm der Import von Maschinen, ferner von Rohbaumwolle sehr gestiegen).

Bei der Zunahme der Ausfuhr und der hohen Wertziffer derselben hat allerdings ein Zusammentreffen günstiger Umstände mitgewirkt: zuerst drei gute Ernten, dann sehr hohe Getreidepreise, endlich bei guten Preisen verstärkte Nachfrage nach russischen Rohmaterialien und Halbfabrikaten im Auslande infolge Hochkonjunktur in der dortigen Industrie — so sind namentlich im Jahre 1907 für verhältnismäßig sehr hohe Beträge sogar Erze, Gußeisen, Eisen, Stahl, Kupfer, Steinkohlen und Koks ins Ausland ausgeführt worden.

Aber einen sehr großen Anteil an dem günstigen Ergebnis hat doch die vorausgegangene Wirtschaftspolitik und die Entwicklung des Verkehrswesens gehabt, und es wird das um so eher zugestanden werden müssen, als die politischen Verhältnisse namentlich in den Jahren 1905 und 1906 Erschwerungen des Handels und Störungen des wirtschaftlichen Lebens überhaupt zur Folge hatten und trotzdem jene günstigen Ergebnisse erzielt wurden.

Die russische Volkswirtschaft, die Finanzen und nicht zuletzt die Goldwährung sind durch die reichen Ausfuhrjahre vor einer schweren, in ihren Folgen nicht abzuschätzenden Krisis bewahrt worden. Man bedenke nur, was das bedeutete, daß gerade in den drei Jahren des Krieges und der Revolution, als Überschuß des (gesamten) Außenhandels ein Betrag von fast 1100 Mill. Rubel nach Rußland geflossen ist, und davon gerade im kritischen Jahre 1905 über 440 Mill. Rubel. Im ganzen seit dem Jahre 1902 waren es ca. 2000 Mill. Rubel, das ist fast ebensoviel, als der Krieg gekostet hat. Dieser hohe aus dem Auslande zufließende Betrag war eine sehr wesentliche Stütze der Goldwährung; durch ihn entging die Regierung der Notwendigkeit, in den Jahren 1907 und 1908 unter höchst ungünstigen Umständen im Auslande eine Anleihe aufnehmen zu müssen, um die Goldwährung zu halten. Vom Frühjahre 1906 bis zum Beginn des Jahres 1909 hat die Regierung ohne auswärtige Anleihe sich behelfen und mit dem Betrage ausländischen Goldes sich begnügen können, der durch Unterbringung von Eisenbahnobligationen und Stadtanleihen auf ausländischen Märkten sowie durch die Anlage ausländischer Kapitalien in Handels- und industriellen Unternehmungen in Rußland zugeführt wurde. Jedenfalls hat die russische Goldwährung eine gute Stütze in der Wirtschaftspolitik gehabt. Die Währungsreform selbst aber, die früher so viel angegriffen wurde und auch in dem alten Reichsrat so viel Gegner hatte, daß sie mit Übergehung dieses Reichsrats durchgeführt werden mußte, diese Währungsreform hat die Probe ausgezeichnet bestanden und ist dem Lande von außerordentlichem Nutzen gewesen. Der Goldschatz — der unter Umständen auch die Bedeutung eines Kriegsschatzes haben kann — betrug Ende September 1909 1330 Mill. Rubel und übertraf die gesetzlich vorgeschriebene Deckung des im Verkehr befindlichen Papiergeldes um mehr als 400 Mill. Rubel.

Trotz des großen Erfolges der Förderung des Verkehrswesens ist gerade das Eisenbahnwesen seit langem ein Gegenstand schärfster Angriffe. Der Anlaß sind nicht zuletzt die Mindererträge der Verwaltung der Staatsbahnen in den letzten Jahren. Für das Jahr 1906 hat die Reichskontrolle den Mindererertrag auf 93 Mill. Rubel berechnet, und für das Jahr 1909 hat der Verkehrsminister das Defizit auf 80 Mill. Rubel veranschlagt: um diese Summe werden voraussichtlich die Betriebseinnahmen hinter dem Betrage zurückbleiben, der erforderlich wäre, um auch die jährlichen Zahlungen für Verzinsung und Tilgung der Eisenbahnanleihen sowie eine $4^1/_2$%ige Verzinsung derjenigen Summe zu decken, die von dem Staate zum Bau oder zur Verstärkung und Verbesserung der Bahnen ausgegeben worden sind. Dieses Defizit ist jedoch nicht so bedenklich. Der Verkehrsminister stellte in der

Reichsduma fest, daß die Staatsbahnen die Beförderung von Truppen und Übersiedlern zu einem Tarif, der die Kosten nicht deckt, leisten und die Post unentgeltlich befördern müssen, daß verschiedene Einnahmen der Staatsbahnen, wie z. B. die Erträge aus der Passagier- und Eilgutsteuer, unter den Einnahmen andrer Ressorts aufgeführt werden usw.; alles in allem ergab sich auf diese Weise für die Einnahmen der Staatsbahnen ein Ausfall von 50 Mill. Rubel. Sodann aber sind nicht wenige Bahnen in erster Reihe zu strategischen Zwecken erbaut, so namentlich in Asien, ihre Mindererträge aber drücken auf das Gesamtergebnis. Auch die sibirische Bahn hat erst in letzter Zeit begonnen, wenigstens Betriebsüberschüsse abzuwerfen, wenn auch diese noch nicht die Verzinsung und Tilgung des Baukapitals decken.

Neben diesen und noch einigen andern vom Minister angeführten Momenten ist dann natürlich die ungeheure volkswirtschaftliche Bedeutung der Bahnen und der indirekte Gewinn, den sie dem Fiskus bringen, zu berücksichtigen; daneben verschwinden jene paar Dutzend Millionen an Mindererträgen vollständig. Nach der Angabe des Verkehrsministers wirtschaften auch die Privatbahnen nicht billiger, sondern etwas teurer als die Staatsbahnen des europäischen Rußlands, obgleich sie ihren niederen Angestellten durchschnittlich geringere Gagen zahlen als die Staatsbahnen (die höheren Beamten, die in den zentralen Institutionen, beziehen dagegen etwas höhere Gagen, als der Staat sie diesen Beamten gewährt).

Was gewisse Mißstände betrifft, die das Bahnwesen mehr oder weniger verteuern, so wies der Minister auf die im Lande anzutreffende Auffassung hin, daß das Eigentum des Staates Gemeingut sei und man sich von ihm möglichst viel aneignen dürfe; solange eine solche Auffassung nicht innerhalb der Gesellschaft selbst ausgerottet ist, sei für die Regierung allein der Kampf außerordentlich schwierig.

Im übrigen wird anzuerkennen sein, daß die russischen Eisenbahnen während des Krieges Leistungen vollbracht haben, die man ihnen vorher schwerlich zugetraut hat; sie haben trotz der Inanspruchnahme durch die Kriegstransporte ungeheure Warenmengen zur Ausfuhr an die Westgrenze befördert. Eine gewisse Leistungsfähigkeit wird den russischen Eisenbahnen also nicht abzusprechen sein, trotz aller Mängel des Betriebes. Den Staatsbahnen würde es übrigens ebenso wie andern Staatsbetrieben, vor allem dem Branntweinmonopol, nur zugute kommen, wenn sie noch weiter unter der Oberleitung eines Organisators im großen Stil ständen, als welcher sich Witte jedenfalls erwiesen hat.

Die Ergebnisse der Wirtschaftspolitik vor dem Kriege und nicht zuletzt die Entwicklung des Verkehrswesens lassen geraten erscheinen, mit den Ausgaben auf diesem Gebiet nicht allzu sparsam zu sein. Auch hatte Witte selbst einen noch weiteren Ausbau der Verkehrswege im Auge gehabt, und nur sein Rücktritt als Finanzminister, dem bald nachher auch der Ausbruch des Krieges folgte, verhinderte die Ausführung. Er hatte bereits ein großartiges Programm entworfen, um durch Anlage von Landstraßen, Chausseen und Kleinbahnen sowie überhaupt Schienenwegen den Ver-

kehr zu heben. Dieses Programm harrt heute noch der Verwirklichung. Es war vor allem darauf gerichtet, in großem Maßstabe die Landwirtschaft und die Agrarreform zu fördern.

Der leitende Gesichtspunkt der Vorlage, die Witte hatte ausarbeiten lassen, war: Ein jeder Übergang zu vervollkommneten Wirtschaftsmethoden, zur Hervorbringung teurerer und wertvollerer Erzeugnisse, zur Einführung einer komplizierteren und mannigfaltigeren Fruchtfolge — kurz, ein jeder Fortschritt auf dem Gebiete der Landwirtschaft steht in direkter Abhängigkeit von der Möglichkeit eines leichten Absatzes der hervorgebrachten Erzeugnisse und einer bequemen Anfuhr der zur Verarbeitung erforderlichen Rohmaterialien, vor allem also von dem Grade der Schnelligkeit, der Höhe der Kosten und der Zuverlässigkeit des Warentransports — mit einem Wort, von dem Zustande der Verkehrsverbindungen. In der Konferenz zur Förderung der Landwirtschaft, auf der die Vorlage beraten wurde, erklärte Witte: „Wenn man das landwirtschaftliche Rußland ernstlich zu fördern wünscht, so ist eines der wirksamsten Mittel dazu gerade der Bau von Schienenwegen, und zwar sowohl von Magistral- als auch von Lokalbahnen, die abgelegene landwirtschaftliche Gegenden dem allgemeinen landwirtschaftlichen Leben angliedern." Nach der Vorlage sollten unter weitgehender Mitwirkung der Landschaften je nach den Bedürfnissen und den Verhältnissen Lokalbahnen oder Chausseen und Landstraßen gebaut werden, und die Regierung sollte dabei die Mittel hergeben, sei es, daß sie die Kosten ganz auf sich nahm, sei es, daß sie das Kapital vorschoß oder aber eine Garantie für Fehlbeträge beim Betrieb von Kleinbahnen übernahm. Auf der Konferenz wurde der Bau von mindestens 2000 Werst Schienenwegen und 4000 Werst Chausseen und Landstraßen im Jahre als wünschenswert bezeichnet, wobei dann der Staat eine jährliche Ausgabe von etwa 70 Mill. Rubeln zu leisten gehabt hätte. Für die ersten fünf bis sechs Jahre wurde eine jährliche Bewilligung von etwa 40 Mill. Rubel in Aussicht genommen. — Für die erste Hälfte des Jahres 1904 wurden tatsächlich 8 Mill. Rubel in das Budget eingestellt, nach Ausbruch des Krieges aber gestrichen.

Die Inangriffnahme des Witteschen Programms wird ganz unerläßlich sein, wenn man die Reform, die auch für das politische Leben Rußlands von der allergrößten Bedeutung ist, nämlich die Agrarreform, erfolgreich durchführen will. In die patriarchalische russische Gemeinde kann nur dort Leben kommen, wo der aufrüttelnde und anspornende Anschluß an den allgemeinen Verkehr, wo Erleichterung des Absatzes und des Handelsverkehrs gegeben ist. Die Ausgestaltung des Verkehrswesens ist daher eine unerläßliche Ergänzung zu der Agrarreform, ja vielfach eine Voraussetzung zu ihrer Durchführung.

Auch noch in einer andern Hinsicht wird das unerläßlich sein: behufs Aufrechterhaltung der Goldwährung. Es wäre denkbar, daß Rußland seinen Bedarf an Anleihen im Inland deckt, auch Fehlbeträge im ordentlichen Budget auf diese Weise sich längere Zeit zu leisten vermöchte. Dann bliebe aber immer noch eine unerbittliche Notwendigkeit übrig: die Zahlungen

in Gold an das Ausland. Diese Zahlungen sind durch den Krieg sehr gestiegen und können nur geleistet werden, wenn die Ausfuhr große Überschüsse über die Einfuhr ergibt. Zur Steigerung der Ausfuhr ist aber der weitere Ausbau des Verkehrsnetzes unerläßlich. Um mehr als 2,1 Milliarden Rubel ist die russische Staatsschuld gestiegen, und mehr als die Hälfte dieser Milliarden besteht in ausländischen Anleihen; wenn vor dem Kriege gegen 145 Mill. Rubel Gold ans Ausland zu zahlen waren, so sind es jetzt über 200 Mill. Rubel. Dazu kommen dann die jährlichen Zahlungen für die im Auslande untergebrachten zahlreichen Eisenbahn-Obligationsanleihen (der Betrag der vom Staate garantierten Eisenbahnanleihen ist in den letzten fünf Jahren von 1,15 auf 1,38 Milliarden, also um 230 Mill. Rubel gestiegen), ferner für die städtischen Anleihen, die im Auslande aufgenommen worden sind, für die in Rußland in der Industrie und im Handel arbeitenden ausländischen Kapitalien, die Ausgaben der zahlreichen Auslandreisenden und andren Beträge. Es mögen nicht unter 300 Mill. Rubel sein, die Rußland auf diese Weise Jahr für Jahr in Gold an das Ausland zu zahlen hat. Davon können 50 Mill. und auch mehr aus der Goldgewinnung in Rußland aufgebracht werden, das Übrige aber muß die Ausfuhr als Überschuß über die Einfuhr erbringen. Durch weitere Anleihen und weiteren Zustrom ausländischen Kapitals können allerdings Ausfälle in der Ausfuhr gedeckt werden, aber eine derartige Zufuhr ausländischen Goldes hat ihre Grenzen, ist namentlich in kritischen Jahren, wo man ihrer besonders bedarf, sehr erschwert und setzt überhaupt eine gesunde Finanz- und Wirtschaftspolitik voraus.

Es fragt sich nun: werden gegenwärtig die Ausgaben mit größter Vorsicht bemessen, und werden bei der Verwendung der verfügbaren Mittel nach Möglichkeit solche Ausgaben vorangestellt, die das Land am ehesten vorwärts bringen? Diese Frage ist zu einem Teil zu verneinen.

Da sind zunächst die Ausgaben für Heer und Flotte. Die Ausgaben für das Heer sind von Jahr zu Jahr gestiegen. Die Richtung, die die äußere Politik Rußlands eingeschlagen hat, nämlich die Anteilnahme an der Entwicklung der Dinge im Orient, ferner die allslawische Bewegung innerhalb der russischen Gesellschaft, läßt auch kaum erwarten, daß so bald eine größere Sparsamkeit bei den Ausgaben für das Heer beobachtet werden wird. Dazu soll aber auch noch die Flotte wieder aufgebaut werden — ein Unternehmen, das verschoben werden könnte und verschoben werden müßte, bis die Finanzen sich von dem Kriege mehr erholt haben. Graf Witte verlangte im Reichsrat einen Aufschub von mindestens zehn Jahren. Bereits sind aber in den letzten Jahren Beträge für den Flottenbau in das Budget aufgenommen worden (20 Mill. Rubel im Jahre 1908, 13 Mill. im Jahre 1909). Für das Jahr 1910 werden für Heer und Flotte an ordentlichen Ausgaben 20 Mill. mehr verlangt als für 1909 (114 Mill. mehr als für 1907). Endlich ist auch wieder der Bau einer sehr kostspieligen strategischen Bahn, der Amurbahn, beschlossen worden, die Anleihen von Hunderten von Millionen er-

fordern und nachher das Budget Jahr für Jahr mit 20—30 Mill. Rubel an Zinszahlungen und an Betriebszuschüssen belasten wird. Der strategische Wert der Bahn ist dabei sehr zweifelhaft; sie wird selbst des Schutzes bedürfen und große Ausgaben für die Anlage von Festungen erfordern; sie kann überhaupt Rußland in Ostasien wieder festlegen und zu neuen großen Rüstungen in jenem Gebiet und schweren finanziellen Opfern nötigen.

Von der Regierung sind sodann in den letzten Jahren die staatlichen Schuldverpflichtungen, die neben der Staatsschuld in Form einer Garantie für bestimmte Emissionen — der Adels- und der Bauernagrarbank und von Eisenbahngesellschaften — bestehen, bedeutend vermehrt worden. Vor dem Kriege waren von der genannten Agrarbank unter Garantie des Staates für eine Milliarde Fonds emittiert worden; inzwischen sind für 600 000 Mill. Rubel weitere Fonds hinzugekommen, und zwar hauptsächlich solche der Bauernagrarbank. Die Regierung hat nämlich in großen Massen Rittergüter aufgekauft, um sie aufzuteilen und die bäuerliche Bevölkerung mit Land zu versorgen — eine Maßnahme, die ebenso von dem Schrecken, den die Agrarunruhen hervorriefen, wie von der auch in Regierungskreisen noch immer nicht ganz überwundenen Anschauung, daß ein jeder Bauer auf eigener Scholle sitzen müsse, eingegeben war. Diese ungeheuren Landankäufe und -Aufteilungen — auch in Gebieten mit wenig Großgrundbesitz und ohne Nachlassung von Restgütern — sind nun zunächst insofern sehr schädigend, als das ehemalige Gutsland auf lange Zeit hinaus in der bäuerlichen Bewirtschaftung weit geringere Beträge abwerfen wird, als vorher — von der Vernichtung so vieler „Kulturzentren", wie der Ministerpräsident Stolypin die Rittergüter mit Recht genannt hat, in einem landwirtschaftlich so rückständigen Lande ganz abgesehen. Dabei wird der Bauer durch solche Landzuteilungen im extensiven Betrieb womöglich bestärkt, und es wird in ihm die Vorstellung gefestigt, daß der Staat ihm einfach Land zur Verfügung zu stellen und es ohne weiteres dem Gutsbesitzer abzunehmen habe, falls es dem Bauern infolge seines Raubbaues wieder einmal zu eng wird auf seiner Scholle. Jene Pfandbriefemissionen werden nun dem Staat alljährlich bedeutende Zuzahlungen auferlegen, denn die Bauern werden mit einem Teil der Zins- und Tilgungszahlungen ebenso im Rückstande bleiben, wie es mit den Auskaufszahlungen der Fall war, die ihnen schließlich ja auch — allerdings ohne Mitwirkung des Grafen Witte, der damals Ministerpräsident war — erlassen worden sind. Schon gegenwärtig sind größere Zuzahlungen erforderlich (17 Mill. Rubel für das Jahr 1909), und Zuschüsse werden auch weiterhin unvermeidlich sein, weil die Zinsen für einen großen Teil der Pfandbriefe höher sind als die von den bäuerlichen Schuldnern zu zahlenden Zinsen. Die Aufkäufe werden auch noch fortgesetzt, jedoch ist das Angebot von Gütern geringer geworden.

Übermäßig hohe Ausgaben, die auf ähnlichen Beweggründen beruhen, wie der Ankauf und die Aufteilung von Gutsländereien, sind ferner diejenigen für Unterstützung bäuerlicher Übersiedlung, namentlich nach Sibirien. Hierfür wurden nach dem Kriege schnell steigende Beträge eingestellt; im Jahre 1906 waren es über 13 Mill. Rubel und für das Jahr 1909 schon über 22 Mill. Rubel.

Bei den Ausgaben für Heer und Flotte und die Amurbahn hat die Regierung die Führung gehabt — den Wiederaufbau der Flotte unternimmt sie sogar mit Hilfe einer Bestimmung der Grundgesetze ohne die Zustimmung der Duma, die zuerst eine Reform des Marineministeriums verlangte. Bei den erwähnten großen Ausgaben für die bäuerliche Bevölkerung finden sich Regierung und Duma zusammen. Bei andern Ausgaben hat die Duma die Führung und die Regierung trägt ihren Wünschen Rechnung. Das sind namentlich die Ausgaben für das Unterrichtswesen, insbesondere für das Volksschulwesen. Die Ausgaben für das Ministerium der Volksaufklärung sind im Jahr 1908 auf fast 53 Mill. Rubel (von 45,6 Mill. Rubel im Jahr 1907) erhöht worden und sollen in diesem Jahre 64 Mill. Rubel betragen. (Für das Jahr 1910 wird eine weitere Erhöhung von 13 Mill. verlangt.) Mehr als die Hälfte des Mehrbetrages ist dabei für die niederen Schulen, vor allem die Volksschulen bestimmt. Gleichzeitig sind auch im Ressort des Synods die Kredite für die Kirchenschulen — untere Volksschulen — erhöht worden. Die Bewilligungen werden so schnell gesteigert, daß das Unterrichtsministerium ihnen mit den Ausgaben kaum zu folgen vermag; es hatte einen Kredit von 5 Mill. Rubel für Volksschulen im Jahre 1908 nicht in Anspruch genommen. Diese „Ersparnis" ist nur ein Beweis dafür, daß man in Rußland nicht zu Tausenden neue Volksschulen Jahr um Jahr aus der Erde stampfen kann. Auch ist es ein Irrtum, anzunehmen, daß die Volksschule allein, ganz unabhängig von den sonstigen Verhältnissen, den Fortschritt anzubahnen vermöge oder das erste Erfordernis dazu sei. Die Schule kann erst dann wirksam werden, wenn die allgemeinen Bedingungen für einen Fortschritt geschaffen sind. Aus diesem Grunde hat auch Witte die Förderung des Volksschulwesens in geringerem Maße betrieben und die Mittel für die Volksschule sparsamer angewiesen.

Diesen und andern Ausgaben gegenüber tritt die Förderung des Verkehrswesens in dem wegearmen Rußland ganz zurück. Von einem Programm ähnlich dem Witteschen ist nicht die Rede. Im Voranschlag des Handelsministeriums für 1909 war das Verkehrswesen allerdings insofern berücksichtigt, als für die Handelshäfen einige erhöhte Kredite eingestellt waren. Ferner wurde im Ministerium der Wegekommunikationen für die Wasserwege eine Erhöhung des Kredits um 2 Millionen verlangt. Für Chausseen und Landstraßen aber war der verlangte Kredit geringer als vor dem Kriege; für das Jahr 1902 waren in das Budget über 12 Mill. Rubel, für das Jahr 1903 über 13 Mill. Rubel eingestellt — für das Jahr 1909 aber nur 9,3 Mill. Rubel. Und diese bescheidenen Kredite hat die Duma noch um mehr als eine Million gekürzt. Für die Verbesserung und Verstärkung der Staatsbahnen und Ankauf rollenden Materials waren nur 75 Mill. Rubel eingestellt — das sind 25 Millionen weniger als früher, obgleich während des Krieges das rollende Material stärker abgenutzt worden ist. Die Duma hat diesen Betrag noch um 5 Millionen herabgesetzt. Dabei hat das Verkehrsministerium selbst einen auf mehrere Jahre zu verteilenden außerordentlichen Betrag von einer Milliarde für notwendig erklärt, um das Bahnwesen ausreichend instand zu setzen.

Für Bahnbauten, einschließlich der Legung eines zweiten Gleises auf der sibirischen Bahn, sind nur 60 Mill. Rubel ausgeworfen (im außerordentlichen Budget), und von dieser Summe entfällt der vierte Teil — 15 Mill. Rubel — auf die Amurbahn. Vor dem Kriege wurden von Witte alljährlich ca. 100 Mill. Rubel mehr allein für den Bau von Eisenbahnen ausgegeben; für Chausseen aber, für Landstraßen und Kleinbahnen sollte allmählich ein Extrabetrag ausgeworfen werden, der den jetzt für Bahnbauten allein angewiesenen Kredit überstiegen hätte.

Die Herabsetzung der Ausgaben für die Eisenbahnen und für Neubauten ist auch insofern bedenklich, als die Industrie dadurch benachteiligt wird, und zwar gerade solche Zweige, die durch Bestellungen des Staates vorher besonders gefördert worden waren. Die Regierung hat der Metallindustrie, den Waggon- und Lokomotivenfabriken usw. gegenüber eine gewisse Verpflichtung, sie dürfte sich nicht einfach zurückziehen und andre Ausgaben ohne zwingende Gründe bevorzugen. In dem Entwurf des Finanzministeriums für 1910 sind für das Verkehrswesen die gleichen Summen oder kaum in Betracht kommende Erhöhungen eingestellt. Eine Ausnahme macht nur das Post- und Telegraphenressort. Für Bahnbauten werden ca. 5 Mill. Rubel mehr verlangt, aber fast zwei Drittel des ganzen Kredits sollen für das zweite Gleise der Sibirischen Bahn und für die Amurbahn (fast 23 Mill.) verwandt werden. — Was die weiteren produktiven Ausgaben für 1910 betrifft, so werden im Entwurf erhöhte Kredite zum Besten der Landwirtschaft gefordert, vor allem 8,2 Mill. Rubel mehr für die Agrarreform, darunter erhöhte Beträge für die Vermessung von Bauernland bei Zusammenlegung der Grundstücke und Beseitigung der Streulage der Felder, für Unterstützung der Bauern beim Übergang zur Einzelwirtschaft usw. Aber diese Reform wird weiter steigende Beträge erfordern, und es wäre daher gut, wenn die Mittel hierfür freigehalten und nicht anderweitig festgelegt würden. An produktiven Unternehmungen, die mit Ausgaben des Staates verbunden wären, hat der Finanzminister sodann eine Förderung des Kleinkredits im Auge, den bisher in Ermangelung andrer Mittel die Staatsbank unterstützt hat, und zwar nicht nur durch Gewährung kurzfristigen Kredits (16 Mill. Rubel), sondern auch durch Darleihung des Grundkapitals an Kleinkredit-Institute; auf die letztere, mit dem Wesen und den Aufgaben einer staatlichen Emissionsbank nicht in Einklang zu bringende Operation entfallen im Jahre 1909 gegen 6 Mill. Rubel.

Die Richtung, die Regierung und Duma eingeschlagen haben, sollte für die Dauer nicht beibehalten werden. Daß die Finanzen und die Goldwährung die Kriegs- und Revolutionsjahre so glücklich überstanden haben, scheint gegenwärtig auch in leitenden Kreisen zu einer gewissen Überschätzung des eigenen Verdienstes an dem verhältnismäßig günstigen Stande der Finanzen zu verleiten, während man bisher nur das Überkommene zu erhalten verstanden hat — ein Verdienst, das von Graf Witte dem gegenwärtigen Finanzminister Kokowzow, der ohne Zweifel ein sehr erfahrener, geschäftskundiger Staatsmann ist und sicherlich eine noch stärkere Zunahme gewisser Ausgaben verhindert hat, zuerkannt worden ist. (Es ist offenbar auch das Verdienst des Finanz-

ministers, daß für das Jahr 1910, trotz der reichen Ernte, die Forderungen für Heer und Flotte und den Bau der Amurbahn nicht viel bedeutender erhöht sind.) Nicht aber hat man schöpferisch Neues geschaffen, wie seinerzeit Witte, der nicht nur bei der Verwendung staatlicher Mittel, soweit das in seiner Macht stand, mit größter Umsicht vorging, sondern sich auch an den Grundsatz hielt, daß, wie eine jede Wirtschaft, so auch die Volkswirtschaft nur dann schneller anwachsende Erträge abwerfen kann, wenn man zu ihrer Förderung Aufwendungen macht.

Der Reichsrat hat zum Schluß der Erledigung des zweiten Budgets zur Sparsamkeit gemahnt und auch eine Art Programm für eine Erhöhung der Einnahmen und Förderung des wirtschaftlichen Lebens aufzustellen versucht. Da dieses Programm aber ganz allgemein gehalten oder undurchführbar war, und da der Reichsrat außerdem gleichzeitig alle Ausgabenerhöhungen des Budgets bewilligte, so rief der betreffende Antrag mit Recht eine scharfe Kritik des Grafen Witte hervor.

Die Duma hat bisher ihre Tätigkeit auf eine mehr formale Kontrolle der Regierungsvorlage beschränkt. Sie protestiert hierbei dagegen, daß ein Teil der Ausgaben „gepanzert" ist, d. h. von der Duma überhaupt nicht beschnitten werden kann (wie z. B. die Ausgaben für die Staatsschuld) oder aber nur nach dem Zustandekommen neuer Gesetze an Stelle derjenigen Gesetze oder derjenigen kaiserlichen Verfügungen, auf denen die betreffenden Budgetposten beruhen. Die Duma strebt nach einer Erweiterung ihrer Budgetrechte, aber von den ihr bereits zustehenden Befugnissen macht sie einen unzulänglichen Gebrauch, indem sie sich z. B. von der Regierung zu solchen Ausgaben wie für die Amurbahn bewegen läßt und weder den steigenden Forderungen für das Heer noch den übermäßigen Landankäufen der Bauernbank Hindernisse bereitet.

Bisher hat sich auf der durch die frühere Finanz- und Wirtschaftspolitik geschaffenen Grundlage ganz gut wirtschaften lassen, aber es können auch magere Jahre kommen — schlechte Ernten bei niedrigen Getreidepreisen, ungünstigere Absatzverhältnisse für andre Ausfuhrwaren, Schwierigkeiten der Industrie infolge geringerer Kaufkraft der Bevölkerung. Vor allem aber befindet sich die Agrarreform erst in ihren Anfängen, wenngleich die Auflösung des Gemeindebesitzes endgültig in Angriff genommen worden ist. „Die sich vollziehende tiefgehende agrare Evolution" — sagt Graf Witte — „ist aber schwerlich sehr geeignet, ein schnelles Wachsen der Staatseinnahmen zu fördern. Kann man in dieser Übergangszeit auf ein bedeutendes natürliches Wachstum der Einnahmen rechnen?" Mindestens ein Jahrzehnt lang wird daher eine sehr vorsichtige Bemessung der Ausgaben und eine äußerst sorgsame, nutzbringende Verwendung der Staatsmittel unerläßlich sein.

Österreich und der Rastatter Gesandtenmord.

Von
Professor Dr. **Martin Spahn.**

Vor einigen Wochen sind Aufzeichnungen „Aus den Tagebüchern des Grafen Prokesch von Osten, k. k. österreichisch-ungarischen Botschafters und Feldzeugmeisters“ erschienen. Sie umfassen die Jahre 1830—1834. Graf Prokesch, der fast täglich mit Friedrich Gentz zusammenkam, hat unter dem 23. Mai 1830 vermerkt: „Mit Gentz bei ihm tête-à-tête zu Tische und nach Weinhaus . . . . Der erste Anlaß, daß der damalige preußische Kriegsrat und Herausgeber des ‚Politischen Journals‘ in unsre Dienste trat, war ein Aufsatz von ihm de bona fide zur Verteidigung des Satzes geschrieben, daß der Gesandtenmord zu Rastatt nicht österreichischerseits anbefohlen worden sei. ‚15 Jahre später erfuhr ich das Gegenteil‘.“ Der Herausgeber der Tagebücher macht die Anmerkung, daß die letzten Worte als wörtliche Äußerung von Gentz notiert seien. Gentz hat seinen Aufsatz 1799 geschrieben. Er hat die Tatsache des österreichischerseits ergangenen Befehls zum Gesandtenmorde also 1814 erfahren.

Das Zeugnis von Gentz fällt ohne Zweifel für die Beurteilung der Quellen, die, an Widersprüchen reich, über den Gesandtenmord vorliegen, schwer in die Wagschale. Denn mit vorbehaltloser Schärfe spricht Gentz aus, daß der Mord österreichischerseits anbefohlen worden sei. Wir hatten bisher kein beglaubigtes Zeugnis aus dem Munde eines österreichischen Würdenträgers und Eingeweihten, das offen heraus die Schuld der österreichischen Staats- oder Kriegsleitung bejahte. Die einzige Aussage, welche die nunmehr von Gentz bekannt gewordene Äußerung schon in etwas hätte aufwiegen können, war allzu anfechtbar. Der Oberstleutnant Mayer von Heldensfeld, der zur Zeit des Mordes die Dienste eines Generalstabschefs beim Korps Kospoth versah (die des Mordes angeklagten Szekler Husaren gehörten zum Korps Kospoth), soll sich in alten Tagen gerühmt haben, daß er hinter der spanischen Wand mit der Oberleitung des Ganzen beauftragt gewesen sei; auch Thugut und Lehrbach wären in die Angelegenheit verwickelt, fanatische Emigrierte unter den den Mord ausführenden Soldaten gewesen. Die Nachricht selbst ist uns in einer Form übermittelt, daß manches für ihre Glaubwürdigkeit sprach.

Aber daß der insgemein unzuverlässige Hormayr sie überlieferte, entwertete sie. Nun tritt Gentz an Stelle Mayers als Zeuge hervor und in ihm kein geringerer als der Mann, dessen beredte Fürsprache für Österreich sich noch der letzte Verfechter der Unschuld Österreichs, Hauptmann Criste, am Schlusse all seiner mühevollen Untersuchungen aneignete, um ihre Summe zu ziehen. Gentz sagte zu Prokesch: er habe 1799 bona fide für Österreich geschrieben. „Fünfzehn Jahre später erfuhr ich das Gegenteil."

I. Der Stand der Forschung.

Es sind zurzeit vier Jahrzehnte verflossen, seit durch ein Büchlein des Heidelberger Professors Mendelssohn, eines Sohnes des berühmten Komponisten, der literarische Streit über die Urheberschaft des Mordes wieder in Fluß kam und zugleich der Zufluß archivalischer Quellen über sie, zunächst spärlich, dann in immer breiterem Strome eröffnet wurde. Fast ohne Unterbrechung ist die Forschung seitdem tiefer und tiefer in das spröde Material kritisch sondernd eingedrungen. Bedeutsame neue Quellen vermittelten insbesondere Vivenot in seinem Werke „Zur Geschichte des Rastatter Kongresses" 1871, Sybel in einem in der „Deutschen Rundschau" 1876 veröffentlichten Aufsatze „Urkundliches über den Rastatter Gesandtenmord", Hermann Hüffer in „Der Rastatter Gesandtenmord" 1896 (zuerst 1895 ebenfalls in der „Deutschen Rundschau" erschienen), Obser im 3. Bande der „Politischen Korrespondenz Carl Friedrichs zu Baden" 1893, und vorzüglich Criste in seinen „Beiträgen zur Geschichte des Rastatter Gesandtenmordes 1799" (Mitteilungen des k. k. Kriegsarchivs, Neue Folge 11. Band, 1899). In dem Buche Cristes sind sämtliche bis 1900 bekannt gewordenen Aktenstücke österreichischer Herkunft erstmals oder wiederholt abgedruckt. Helfert („Der Rastatter Gesandtenmord", 1874), und mit dem Aufgebote des umfassendsten Materials Criste bemühten sich, die völlige Unschuld der Österreicher vom Kaiser herunter bis zur gemeinen Soldateska darzutun. Vivenot begnügte sich damit, die Handlung nur als einen durch einige Gemeine verübten Akt der österreichischen Lynchjustiz erscheinen zu lassen. Sybel wagte sich anfangs mit aller ihm gegen Österreich eigenen Bitterkeit zu der Behauptung vor, daß zwar nicht der Kaiser, auch nicht der Leiter der österreichischen Politik, Thugut, und der der österreichischen Kriegführung, Erzherzog Karl, immerhin aber ein so hochgestellter österreichischer Diplomat wie der Graf Lehrbach, Mitglied der österreichischen Gesandtschaft beim Rastatter Kongresse und danach Kommissar der Zivilverwaltung bei der Armee, der Urheber des Mordes gewesen sei. Er konnte die Behauptung nur unzureichend stützen, mußte sie preisgeben, versuchte dann den Verdacht mit noch viel unzulänglicheren Beweismitteln auf den Hofrat Faßbender zu lenken und beschied sich zuletzt damit, die Meinung zu vertreten, daß österreichische Truppen bei Ausführung einer Weisung, den Gesandten ihr Archiv zu rauben, den Totschlag vollführt hätten. Unbefangener, aber nicht minder kritisch gegen die österreichischen Rechtfertigungsversuche war unterdessen an die Aufhellung des „mysteriösen Problems" Hermann Hüffer

gegangen, dessen Name den Lesern der „Deutschen Rundschau“ noch in guter Erinnerung ist. Dreißig Jahre lang bis kurz vor seinem Tode widmete er dem Problem seine gespannte Aufmerksamkeit. Der Jurist in Hüffer war nicht weniger als der Geschichtsforscher in ihm an der Lösung interessiert. Anfangs schwankte er noch, ob ein Verbrechen vorliege, das Emigranten begangen hätten, oder ob sich österreichische Gemeine auf Anstiften ihrer unmittelbaren Vorgesetzten zu dem Überfall hätten hinreißen lassen. Später lehnte er die erste Möglichkeit ab und ließ nur noch die zweite zu. Gegenüber Cristes umfangreichem Entlastungsversuch blieb Hüffer in seinem letzten Werke: „Der Krieg des Jahres 1799 und die zweite Koalition“ dabei, die Schuldfrage für die österreichischen Truppen, die Szekler Husaren, einschließlich einiger niederer Offiziere der Vorhut, zu bejahen. Da sich Sybel ebenfalls auf diese Meinung zurückgezogen hatte, so schien eine Einigung innerhalb der deutschen Historie erzielt. Auch Heigel hat ihr, obwohl er mannigfache Vorbehalte machte, bis auf weiteres in einem Aufsatz der Historischen Vierteljahrsschrift Criste gegenüber beigepflichtet. Danach gehörte die Tat, wie Hüffer im Schlußwort seines Buches von 1896 und ähnlich, nur vorsichtiger, auch in seinem letzten Buche darlegte, als eine Handlung der Privatrache, als eine militärische Ausschreitung nicht in das Bereich des Völkerrechts, sondern in das des Strafrechts. Sie verlor die ihr beigelegte weltgeschichtliche Bedeutung, und man konnte sie aus den Lehrbüchern der Geschichte streichen. Sie ward zum „Kuriosum“.

Indessen die vielen verdienten Forscher des letzten Menschenalters hatten den Nachteil, daß sie sich mit dem archivalischen Stoff Bruchstück für Bruchstück, wie er zum Vorschein kam, im Laufe von Jahrzehnten auseinandersetzen mußten. Es war ihnen nicht vergönnt, die gesamten Nachrichten unbefangen auf einmal zu überblicken. Versucht man als Jüngerer nachzuholen, was ihnen zu tun verwehrt blieb, so bleiben zwar die alten Zweifel, ob Lehrbach oder Faßbender, ob das Direktorium oder die Emigranten hinter dem Morde steckten, durch ihre scharfsinnigen Anstrengungen ausgeräumt; aber über ihrer Arbeit erscheinen erst recht gewichtige Zweifel neu erstanden, ob nicht doch die Schuld österreichischerseits höher hinauf zu suchen sei, Weltgeschichte und Völkerrecht dennoch in Betracht kommen.

Als am Morgen nach der Untat, am 29. April 1799, die in Rastatt anwesenden Gesandten der deutschen Mittel- und Kleinstaaten unter preußischer Führung die erste Anklageschrift gegen die Österreicher, den „Authentischen Bericht“ entwarfen, standen ihnen nur Zeugenaussagen der Überfallenen zur Verfügung. Auch die badischen Behörden, die die ersten gerichtlichen Verhöre anordneten, sahen sich auf ungefähr dieselben Zeugen angewiesen. Der Überfall war in dunkler Nacht geschehen, in wenigen Minuten war er vollführt worden: „Selbe Nacht denkt mir ewig,“ schrieb ein Augenzeuge, „so war's geschloßt gehagelt und geschneit.“ Kein Wunder, daß wir in den Aussagen der mit den Gesandten Davongefahrenen den ärgsten Widersprüchen begegnen. Helfert wies zuerst auf sie hin, Criste hat den Nachweis durchgeführt. Die badische Regierung freilich hätte wohl mit den Mitteln eines geordneten Gerichts-

verfahrens doch noch etwas mehr Klarheit und Übereinstimmung in die Aussagen bringen können, als sie in dem uns überlieferten Zustande aufzeigen. Sie aber, in all ihrer Schwäche als Regierung eines deutschen Kleinstaates, der jedem Angriff bloßlag, hat diesmal ebenso wie ein Jahrhundert später bei der gleichfalls auf badischem Boden erfolgenden Verhaftung des Prinzen von Enghien nur die eine Sorge an den Tag gelegt, sich nach den ersten unvermeidlichen Maßnahmen so rasch und völlig als möglich aus der peinlichen Angelegenheit herauszuziehen. So also, wie sie uns überkommen sind, beweisen die Aussagen, auf die hin man die Österreicher von Anfang an bezichtigte und deren sich auch mehrere Geschichtsforscher des 19. Jahrhunderts, darunter Sybel, gegen Österreich bedienten, nichts gegen die Angeklagten. Allenfalls kann in Bestätigung andrer Zeugnisse herangezogen werden, was Hüffer angemerkt hat, daß die vier Kutscher badischer Herkunft, die die Gesandtschaftswagen fuhren, einstimmig aussagten, die Mörder hätten Szekler-Uniformen getragen; „als die fast einzigen Augenzeugen" führt ein badischer Bericht nach Karlsruhe sie treffend ein. Die Verhöre der Überfallenen beweisen jedoch auch nichts gegen andre. Wenn österreichische Historiker nunmehr in den Aussagen geängstigter Frauen und eines feig davongelaufenen Dienerpacks oder in den Redensarten des dem Tode entronnenen eitlen Gesandten Debry nach Verdachtsgründen fahnden, um die Franzosen selber der Urheberschaft am Morde zu überführen, so legen sie, wie es scheint, dieselbe Voreingenommenheit an den Tag wie ihre Gegner.

Müssen aber die Zeugenaussagen der Überfallenen, die fast ein Jahrhundert lang die Hauptquelle der Forschung bildeten, ganz und gar ausscheiden, so sind statt ihrer in den letzten Jahrzehnten aus den Archiven Österreichs Aussagen bekannt geworden, die von der Seite derer stammen, die den Überfall vollführt haben sollen. Solche Aussagen finden sich einmal in Korrespondenzen. Da sind schon in der zweiten Woche vor dem Morde, vom 18. bis zum 20. April, zwischen dem Feldmarschalleutnant Kospoth, dem Generalfeldwachtmeister Grafen Merveldt, dem General Görger und dem Obersten der Szekler Husaren Barbaczy gewechselte Befehle und Anfragen zum Vorschein gekommen. Sie beziehen sich offenbar auf die französischen Gesandten in Rastatt, verheißen ihnen nichts Gutes, brauchen aber, für sich gelesen, nur auf die Absicht eines Überfalles, nicht auch eines Totschlages gedeutet zu werden. Sodann veröffentlichte man die Rapporte der Offiziere über den Vorfall, die die am 28. April 1799 in Rastatt eingerückten Szekler Husaren befehligten. Sie geben zuerst die Tatsache zu, daß die Husaren die Täter seien; dann wälzen sie die Schuld von den eigenen Leuten ab. In München belauschte, übrigens nicht sonderlich aufschlußreiche Gespräche Lehrbachs aus den ersten Tagen des Mai brachte Sybel zum Druck. Endlich ist nach und nach eine nicht unerhebliche Zahl von Briefen hochgestellter Österreicher aus der ersten Zeit nach dem Vorfall bekannt geworden, Briefe Thuguts, Briefe Lehrbachs über das preußische Bestreben, die Österreicher anzuklagen, und vor allem auf die Gesandten und den Gesandtenmord bezügliche Befehle und Briefe Erzherzog Karls. Von Karl liegen im einzelnen zwei Befehle vom 25. und

28. April 1799 vor, ferner das Schreiben, durch das er am 1. Mai eine Militärkommission unter dem Vorsitz des Feldmarschalleutnants Grafen Sporck zur Untersuchung anordnete und drei Privatbriefe von ihm an den Kaiser vom 5. und 18. Mai und vom 2. September; inhaltlich kennt man einen Brief von ihm an den Vertreter des Reichstages zu Regensburg, der dort am 16. Mai eintraf. Die Äußerungen und Befehle Karls sind unentschieden und unklar formuliert, belasten aber, obwohl nicht schlüssig, in mehreren Sätzen die Husaren aufs ernsteste und bringen auch, wie Karl sich ausdrückt, „den Allerhöchsten Hof und Dienst" erneut in Verdacht. In Verbindung gesetzt mit der Korrespondenz der höheren Offiziere zwischen dem 18. und 20. April lassen die Äußerungen Karls das Verhalten Österreichs als zum mindesten zweideutig erscheinen und bestärken auch die Vermutung, als sei es bei jener Korrespondenz auf den Mord der Gesandten abgesehen gewesen. Die Prahlereien Mayers in späteren Jahren, sowie die ganz bestimmte Aussage von Gentz reihen sich den Worten Karls zwanglos an; sie sagen jedoch gerade heraus, was Karl anscheinend nicht laut zu hören wünschte. Ganz entgegengesetzt klingt hinwiederum ein im Druck 123 Seiten füllendes Aktenstück, das Criste im Haus-, Hof- und Staats-Archiv zu Wien einem versiegelten Paket entnahm, seiner Aufschrift nach das „Protokoll" der im Mai 1799 unter Sporcks Vorsitz zu Villingen über den Mord geführten militärischen Untersuchung, nebst einem juristischen Gutachten über die Ergebnisse des Verhörs. Das Protokoll wie das Gutachten bezeugen, daß die Szekler Husaren in keiner Weise und mit keinem Manne an der Tat beteiligt gewesen seien. Criste hat das Aktenstück als abschließend erklärt, und so autoritativ wie es vor uns tritt, als richterlicher Akt, droht es in der Tat alle andern Zeugnisse beiseite zu schieben. Seltsam genug ist freilich, wie schroff der unbedingte Freispruch, den es zugunsten der Österreicher verkündet, mit den für sie peinlichen Korrespondenzen kontrastiert, die nach und nach gleichfalls aus österreichischen Archiven ans Tageslicht gezogen worden sind und deren wichtigste Stücke von dem über den gerichtlichen Prozeß am genauesten unterrichteten Manne, dem Erzherzog Karl, herrühren.

Aber die Seltsamkeiten des Nachrichtenstoffes dieser kaum entwirrbaren Mordaffäre sind damit noch nicht erschöpft. Je mehr österreichische Schriftstücke zur Sache allmählich gefunden worden sind, desto mehr fällt es auf, daß die Hauptstücke, sieht man von jenem Protokolle ab, indem man seine Echtheit voraussetzt, unauffindbar bleiben. Nicht gefunden ist ein Brief des Generals Schmidt, des Generalstabchefs des Erzherzogs Karl, der den Anlaß zu der Korrespondenz der höheren Offiziere vom 18. bis zum 20. April gegeben haben soll. Nicht gefunden ein Brief des Oberstleutnants Mayer, der Schmidts „Idee" weitergab. Nicht gefunden der amtliche Bericht Erzherzog Karls vom 18. Mai über den Prozeß nebst seinen Anlagen, der anscheinend durch den Feldmarschalleutnant Grafen Kolowrat dem Kaiser überbracht wurde.

Wie das noch unvollständige und vielleicht immer unvollständig bleibende Aktenmaterial heute aussagt, darf man, je nachdem man sich für das Protokoll oder für die Korrespondenzen entscheidet, entweder die Szekler Husaren für

völlig unbeteiligt an dem Überfall erklären oder einen Befehl an sie, sei es von der Regierung oder aus dem k. Hauptquartier, vermuten, der sie zu der Mordtat verleitete. Die Hüffer-Sybelsche Lösung dagegen, daß eine militärische Ausschreitung vorliege, ist mit keiner der archivalischen Quellen vereinbar, so wenig wie diese untereinander vereinbar sind.

II. Vom Schicksal der fehlenden Akten.

Immer ist von der Forschung ein zuerst von Vivenot veröffentlichter Brief viel beachtet worden, den der österreichische Minister Graf Cobenzl, Thuguts Nachfolger, am 4. Oktober 1804 an den Grafen Colloredo schrieb: „Mir ist", so lautet der Brief in deutscher Übersetzung, „aus glaubwürdiger Quelle bekannt geworden, daß die mit der Redaktion der Geschichte des letzten Krieges beauftragten Offiziere des Generalstabes Aktenstücke in Händen haben, die sie in den Stand setzen, alles im Detail kennen zu lernen, was zu dem traurigen Ereignis Anlaß gegeben hat. Man fügt dem sogar hinzu, daß sich unter diesen Papieren ein Billett von Thugut befindet, was ihn auch mit verwickelt; dieser letztere Umstand scheint mir eine verleumderische Erfindung des Übelwollens; immerhin sollten Papiere, die sich auf diese unglückliche Begebenheit beziehen, nicht von so vielen Leuten gekannt sein, und es wäre möglich und notwendig, diese Papiere aus den andern für die fragliche Geschichte bestimmten Akten zu entfernen."

Criste ist des Glaubens, daß Cobenzl in seinem Briefe auf das Villinger Protokoll und einige andre Papiere, darunter die Offiziers-Korrespondenz vom 18. bis 20. April, anspielt, die im Haus-, Hof- und Staatsarchiv geheim gehalten wurden, und wovon er annimmt, daß sie infolge jenes Briefes Cobenzls sekretiert worden seien. Cobenzl habe sich, so schließt Criste aus dem Inhalt dieser Papiere, durch ein Gerücht täuschen lassen; denn nicht nur finde sich bei den Akten kein Brief Thuguts, sondern auch sonst kein, die Österreicher ernsthaft belastendes Material, dagegen das sie völlig entlastende „Protokoll". Soviel ich sehe, ist Cristes Meinung nicht angefochten worden. Hüffer hat sie ausdrücklich als wahrscheinlich bezeichnet. Criste dürfte sich jedoch gerade in dieser Ansicht getäuscht haben. Berichte französischer Herkunft, die bisher noch nicht beachtet wurden und im folgenden zum ersten Mal gedruckt und verwertet werden, geben einen Anhaltspunkt dafür.

Hüffer zuerst hat den Gesandtenmord als Schlußglied einer Monate hindurch betriebenen Unternehmung der Österreicher erkannt, durch die sie sich der von Franzosen unter Inanspruchnahme völkerrechtlichen Schutzes auf deutschem Boden eingerichteten Spionage zu erwehren versuchten. Französische Geschäftsträger saßen in Regensburg beim Reichstag und an den Höfen zu München und Stuttgart, leiteten einen ausgedehnten Geheimdienst und wurden in ihrem Gewerbe teils von Gesandten deutscher Staaten, teils gar von solchen fremder Staaten unterstützt. Die Fäden ihrer Umtriebe liefen in Rastatt zusammen. Unter diesen Umständen entschloß sich die österreichische Heerführung, um nicht feindliche Berichterstatter in ihrem Rücken zurückzulassen,

zunächst, Anfang März, Theobald Bacher aus Regensburg und Alquier aus München mit kriegerischer Gewalt zu entfernen. Mitte April vertrieb sie auch Trouvé aus Stuttgart. Aber da sie Trouvés Helfershelfer, den holländischen Gesandten Strick van Linschoten und den dänischen Gesandten Freiherrn von Wächter, nicht ebenfalls verjagen konnten, da anderseits die französische Gesandtschaft in Rastatt ihre Tätigkeit fortsetzte und Trouvé sich zu ihr begab, entlud sich der österreichische Zorn nunmehr gegen die Rastatter. Sie fielen ihm zum Opfer.

Die lebhafteste Erregung über den Tod seiner Kollegen empfand der Elsässer Bacher, der unter den aus dem inneren Deutschland ausgewiesenen Geschäftsträgern der rührigste war. Er bezeichnete sofort die österreichischen Husaren als Unholde, die im Solde Pitts gehandelt hätten. In den folgenden Wochen unterrichtete er seine Regierung fortwährend über alle Gerüchte, sowie über die offene Sprache, die die preußische Diplomatie gegen die Österreicher als Urheber des Mordes beliebte, und über die Vorgänge beim Reichstage, als der kaiserliche Hof im Juni die Angelegenheit vor den Reichstag brachte. Bacher meldete, daß sich die preußische Partei in Regensburg der Sache zu bemächtigen trachte, eine förmliche Untersuchung unter selbständiger Beschaffung aller erreichbaren Auskünfte und Aussagen durch den Reichstag befürworte und bei der ersten Abstimmung auch die Mehrheit erlangt habe, daß demgegenüber die Österreicher in Verwirrung gerieten, ihre Taktik änderten und sich einen Rückzug sichern wollten; sie seien bestrebt, einen Beschluß herbeizuführen, durch den der Reichstag dem Kaiser die Fortsetzung und Beendigung der Untersuchung vertrauensvoll überlasse. So ist es denn auch geschehen.

Diese Berichte Bachers finden sich abschriftlich in vier starken Foliobänden, die ausschließlich mit Schriftstücken seiner Kanzlei gefüllt sind. Der Prälat Kanonikus Dr. Müller-Simonis zu Straßburg hat die inhaltreichen Bände aus dem Privatbesitze seiner Familie der Straßburger Kaiserl. Universitäts- und Landesbibliothek hochherzigerweise als eine wertvolle Gabe überwiesen. Durch einen Hinweis in der Promotionsschrift eines meiner Schüler, des Herrn Dr. Otto in Gebweiler, worin Bachers Lebenslauf geschildert wird, wurde ich auf die Mitteilungen Bachers über den Gesandtenmord, und was ihm folgte, aufmerksam. Nach dem Ausgange der Regensburger Verhandlungen, die den eben angedeuteten Nachrichten Bachers zufolge nicht dem Wunsche der österreichischen Regierung gemäß verliefen, erwähnt Bacher geraume Zeit den Mord nicht mehr. Dann aber kommt er unvermutet über ein Jahr später auf ihn zurück. In Paris war man dahinter gekommen, daß auf dem französischen Briefpostamt zu Mainz von Werkzeugen der Koalition erfolgreiche Spionage getrieben wurde. Seit Jahren war Bacher ein Hauptorganisator der französischen Spionage in Deutschland. Er unterhielt zahlreiche geheime Beziehungen. Eine Persönlichkeit, von der er nur verrät, daß sie ihn schon öfter gut bediente, verschaffte ihm Korrespondenzen, durch die auf die Vorgänge in Mainz klares Licht fiel. Sie bot ihm, seinem Berichte zufolge, gleichzeitig die Akten des in Villingen gegen die Husaren geführten

Prozesses für die französische Regierung zum Kaufe an. Es handelte sich nach Bachers Angabe um Originale, die auf eine nicht nachgewiesene Art den Österreichern entwendet worden waren. Er machte die erste Mitteilung darüber nach Paris am 17. September 1800; das Schriftstück, aus Frankfurt datiert, lautet in dem auf den Gesandtenmord bezüglichen Teile: „Il est de mon devoir, Citoyen Ministre, de vous prévenir que dans l'espérance d'une plus grande recompense, la personne qui m'a procuré ces pièces (über den Mainzer Briefdiebstahl), m'a fait la proposition de remettre entre les mains du Gouvernement françois tous les procès verbaux des Enquêtes juridiques et secrètes que la Commission militaire nommée par l'Archiduc Charles et présidé par le Général Sporck a faites pour découvrir les auteurs de l'horrible assassinat des Plénipotentiaires françois au Congrès de Rastadt. Elle m'a assuré que la Cour de Vienne a essayé de faire substituer à cette procédure légale une suite de dépositions controuvées pour induire le public en erreur par ce résultat mensonger. L'Archiduc Charles, et le Général Sporck n'ont jamais voulu se prêter à cette indignité. Cette anecdote explique pourquoi la Cour de Vienne a si souvent fait annoncer par les papiers publics qu'elle dévoilerait incessamment tout ce qui a rapport à ce attentat en faisant imprimer les dépositions de témoins, sans que cependant elles ayent jusqu'ici été rendues publiques. — — Je n'ai pu refuser, Citoyen Ministre, à la personne dont il s'agit de vous faire connaitre ses offres, mais comme elle met un trop haut prix à ce service, je lui ai en même tems (!) laissé entrevoir que je ne savais pas si le Gouvernement françois jugerait dans les circonstances actuelles devoir employer une somme considérable à acquérir les preuves matérielles d'un assassinat atroce qui a déjà été caractérisé dans l'instant même à Rastadt et dont les auteurs ont été suffisamment désignés par le Précis historique rédigé par la Légation de Prusse et signé par tous les ministres Plénipotentiaires qui se trouvaient encore à cette époque à Rastadt." Bacher erhielt aus Paris darauf keinen Bescheid. Das veranlaßte ihn am 1. Januar 1801, die Anfrage Talleyrand in die Erinnerung zu bringen: „La publication de la procédure instruite par ordre de l'Archiduc Charles sous la présidence du Lieutenant-général Sporck, dont je puis procurer au Gouvernement françois une expédition, ainsi que je vous en ai rendu compte par ma lettre du 30 du mois de fructidor cr., est le plus sur moyen de dévoiler juridiquement aux yeux de l'Europe étonnée ce mistère plein d'horreur." . . . Nunmehr antwortete Talleyrand am 19. Januar: „Es erscheint dem ersten Konsul wichtig, die Prozeßakten zu erwerben, von denen in Ihrem Briefe vom 11. Nivose die Rede ist. Sie wollen sich über den Preis wohl informieren, den man für ihre Mitteilung fordern würde."

Jetzt gab Bacher in zwei sich rasch folgenden Briefen ausführlichere Auskunft über den Fund. Auch sie mögen bei ihrer Bedeutung im vollen Wortlaut folgen. Am 28. Januar (8. Pluviose IX.) schrieb er:

Cit. Ministre!

J'ai reçu la dépêche dont vous avez bien voulu m'honorer le 29 du mois de Nivose.

J'ai eu un entretien avec le propriétaire des documents aussi intéressants sous les rapports historique et diplomatique, dont je vous ai rendu compte par ma lettre du 11. Nivose an VI. Il m'a permis de jeter un coup d'œil rapide sur la correspondance originale du Colonel Barbaczy qui a précédé de 8 à 10 jours le crime atroce qui rendra à jamais le ministre autrichien qui l'a conçu et fait exécuter, l'exécration du genre humain. Il est constant que l'Archiduc, quoique Commandant en chef de l'armée, n'a point été dans la confidence, mais il paraît que le général Schmidt, chef de l'Etat-major général de l'armée, arrivé à cette époque de Vienne, a eu connaissance de ce qui se trainait alors. Le général Goerger a été l'exécuteur. Le colonel Barbaczy el le cap. Burkardt du régiment des hussards de Szeckler, ont été ses sousordres. — L'instruction de la main ministérielle, écrite au crayon, ne se trouve pas parmi les pièces, mais la personne, avec laquelle je suis en pourparler, en connait la substance et en fera part.

Elle m'a indiqué comme la pièce la plus intéressante le rapport fait par l'archiduc Charles, qui renferme, à ce qu'elle m'a assuré, toute la série des preuves qui constatent que cet horrible attentat a été médité et exécuté avec la plus cruelle préméditation. Les circonstances qui l'ont précédé font frémir, celles qui l'ont suivi déshonorent l'Empereur et doivent avoir été infiniment pénibles pour l'archiduc; car si les officiers et hussards de Szeckler ont été de lâches assassins quelle épithète faudra-t-il donner à ceux qui se sont approprié tranquillement sans risque et péril les principaux bijoux, les papiers et autres effets précieux qui se sont trouvés dans les voitures des plénipotentiaires que la France est en droit de réclamer, d'après l'inventaire qui se trouve dans les papiers. Il y a plusieurs autres pièces curieuses dont je n'ai pu juger, parce qu'il ne m'a pareillement pas été permis de les lire.

Pour nous prouver, Citoyen Ministre, que le voyageur avec lequel je suis en relation, et qui m'a déjà servi utilement en plusieurs occasions est réellement dépositaire des documents dont il s'agit, je joins ici des copies des instructions données aux plénipotentiaires à Rastatt et au général Bernadotte, lors de son ambassade à Vienne qu'il m'a confié à cet effet. Il se trouve parmi ces pièces une Expédition originale du Directoire qui est entre mes mains. Je joins de plus l'indication de 14 autres pièces, dont je ne vous envoie pas de copies, parce qu'elles sont dans vos bureaux. Les autres papiers de la légation ont été renvoyés à Strassbourg par L'Archiduc Charles dans le coffre du citoyen Rosenstiel.

Le dépositaire de la correspondance du Colonel Barbaczy, du rapport de l'archiduc Charles, de la procédure instruite sous la présidence du général Sporck et des autres pièces intéressantes qui ont rapport à cet abominable événement se rendra à Paris, si vous le désirez, il offre de vous remettre les pièces secrètes et de vous donner verbalement tous les renseignements en présence des Citoyens Jean de Brie et Rosenstiel ou de telles autres personnes que vous jugerez convenables d'admettre à la conversation. Il est fâcheux qu'il soit guidé par l'intérêt pécuniaire. Il met du très haut prix à cette communication et demande 4000 Louis; je lui ai observé

que cela était hors de toute proportion. Il a insisté et je m'acquitte de la commission, dont vous m'avez chargé, en vous mettant à portée de me donner de nouvelles instructions sur cette affaire, si le premier consul juge à propos d'y faire donner suite.

Vous trouverez, Citoyen Ministre, parmi les pièces dont la communication est offerte, la preuve que le gouvernement autrichien a mis le comble à ses forfaits, en cherchant à déverser par une intrigue infernale sur le Directoire et Jean Debrie l'horreur que toute l'Allemagne avait manifestée contre le cabinet de Vienne, lorsque Mr. de Dohm, ministre plénipotentiaire prussien eut le rare courage de faire connaître la vérité. Par une manœuvre clandestine d'un autre genre le gouvernement autrichien a essayé de faire tomber le soupçon sur les émigrés. — L'exgénéral Danican Coupe jarrot et bandit de son métier donna à cette occasion une grande leçon de moralité au Cabinet de Vienne; il prouva son alibi à deux cents lieux et fit insérer dans toutes les gazettes le démenti le plus formel. — Les émigrés peuvent être des contre-révolutionnaires, mais ils n'ont jamais été et ne seront jamais des assassins.

J'ai l'honneur de vous saluer respectueusement [1]).

---

[1]) Beigelegt ist dem Briefe

„Indication de quelques pièces qui se sont trouvés entre les papiers des ministres plénipotentiaires à Rastatt".

1. Copie des Instructions générales pour les Plénipotentiaires à Rastatt du 17. Brumaire an VI.
   Commençant par ces mots: „Le directoire exécutif anommé le Cit. Bonnier et Tre . . .", et finissant par les mots suivants „et de l'espoir qu'il a de les voir consommées du plus entier succès."
   approuvé par le directoire Exécutif.
2. Mémoire sur les Sécularisations, signé: Talleyrand, sans date. — Commence par ces mots: „Les Instructions des Plénipotentiaires" et finissant par ceux: qui est confié à leurs soins."
3. Mémoire pour servir d'Instruction à l'ambassadeur Bernadotte du 28. Nivose an VI. No. 1 commence par ces mots: „Le choix que le Directoire" et finissant par ces mots: „seront transmis sans aucun délai."
   approuvé par le Directoire.
4. même date.
   Supplément d'instruction. No. 2 pour l'ambassadeur Bernadotte, commence par ces mots: „Les événements affreux" — finit: „qui pourroit devenir inquiétante."
   appr. par le Directoire.
   même date.
   Supplément d'Instr. No. 3 pour l'ambass. Bernadotte commence par ces mots „comme dans le Traité" — finit: „qui ont appartenu à la France."
5. Lettre du Ministre de la Rép. Batve au cit. Tall.: No. 1 commence par ces mots: „Le sousigné Mr." — finit: „les travaux du gouvernement fr."
   datée du 7 germinal an VI.
6. Lettre du Mre des Rel. Extres aux Plénipotentiaires à Rastatt du 25. Vendémiaire an VIII. No. 65 accusant la réception des No. 79 et 80 et finissant par ces mots à „dans vos précédents Instructions."
7. Lettres des Ministres Plénipotentiaires à Rastatt au Mr. Talleyrand. No. 31 du 12 Ventose an VI. No. 33. No. 41. No. 45. No. 73. Lettre du 2. Germinal an VI sans numéro. — No. 82. No. 84 du 27 Vendem. an VII.

Zwei Tage später (10. Pluviose) ergänzte Bacher seine Mitteilungen:

Cit. Ministre!

Ma dernière expédition du 8. a été si pressée et si volumineuse que je viens seulement de m'appercevoir que j'ai oublié d'y joindre l'indication du recueil des pièces servant d'instruction et de 22 dépêches que vous aviez adressées aux Ministres Plénipotentiaires à Rastatt. Je m'empresse de réparer aujourd'hui cette omission.

Je dois ajouter que l'original du Précis historique signé par les Ministres Plénipotentiaires de Prusse, de Danemark et d' Hanovre, de même l'original du Procès-verbal que le Margrave de Baden a faire dresser, sur l'horrible événement qui a terminé le congrès de Rastatt se trouvent parmi les pièces dont je vous ai parlé. Ces dernières, sont à la vérité en très grande partie connues, mais les expéditions originales n'en sont pas moins des Documents précieux tant pour le Dépôt des Relations extérieures que pour l'histoire du temps.

Le dépositaire de tous les papiers dont il est question dans ma lettre du 8 vous supplie, Citoyen Ministre, de lui faire connaître le plus tôt possible s'il peut se flatter d'être appelé à Paris, parce que dans la cas où il ne lui resterait pas d'espoir d'entrer avec vous en pourparler d'arrangement pour leur remise, il se verrait réduit à chercher à en tirer parti à Vienne, Berlin ou Petersbourg. Il m'a insinué avant que de partir, que pourvu qu'on lui donnât la moitié en argent il accepterait pour le reste un Domaine national[1]).

8. Lettre du Mre des Relat. Extres au Cit. Cailard du 17 Brumaire an VI commençant par ces mots: „j'ai reçu dans le“ — et finissant: „des sécularisations.“ Réponse du C. Cailard au Mre des Rel. Ext. du 6 Frimaire an VI. commence par ces mots: „je réponds à votre dépêche“, et finissant par ces mots: „partira le 7 de ce mois.“
9. Quatre lettres du Général Jourdain au Plénipot. à Rastatt avec les réponses.
10. a) un mémoire du Landgrave de Hesse-Darmstadt.
    b) un mémoire du Baron de Rechberg pour le duc de Deux Ponts.
    c) une lettre du Cit. Meyer — Mre Batav. à Paris.
    d) un mémoire de Mr. Batz, Envoyé de l'Etat de Wurtemberg.
    Ces 4 pièces sont rélations au Congrès de Rastatt.
11. Convention secrète entre la France et la Prusse du 18. Thermidor au 4. signée Cailard et Haugwitz; commençant par ces mots: „la République fr.“ et finissant par ces mots: „par les Plénipotentiaires susmentionnées“.
12. Convention secrète entre le Landgrave de Hesse-Cassel du 28 août 1795. — 11. Fructidor an III signée Barthélemy et Waitz.

[1]) Dazu als Beilage die „Indication de 22 Copies des Dépêches du Ministre des Relations Extérieures adressées au Ministre Plénipotentiaire françois au congrès de Rastatt depuis le 3 Frimaire an VI jusqu'au 9. Brumaire, an VII depuis le No. 3 jusqu'au No. 69.

No. 3 du 3 Frimaire an VI	commençant par ces mots:	„Il me serait difficile“.
No. 4 - 7 id		„Plusieurs journaux“.
No. 6 - 28 id		„Vous aurez vu“.
No. 8 - 5 Nivose		J'ai reçu vos deux lettres.
No. 15 - 23 id		Il n'est pas.

Talleyrand bestätigte zunächst nur den Empfang der Briefe (21. Pluviose, 10. Februar); er habe Napoleon vor allem über den geforderten Preis unterrichtet. Nachher kam er nicht mehr auf das Angebot zurück. Am 29. März 1801 (8. Germinal) ließ Bacher in seinen Brief an ihn einfließen: da Talleyrand ihn nicht angewiesen habe, die Angelegenheit weiter zu verfolgen, habe er dem Eigentümer der Akten mitgeteilt, daß er ihm nicht raten könne, ihretwegen nach Paris zu reisen; bescheide er ihn nicht innerhalb vierzehn Tagen anders, so möge er sich in der Verfügung über seine Akten wiederum als frei betrachten. Der Zwischenfall war für Bacher und Talleyrand damit erledigt. Der mittlerweile geschlossene Frieden zu Lunéville mochte es Napoleon überflüssig erscheinen lassen, noch eine neue Waffe, mit der man Österreich treffen konnte, zu erwerben. Anderseits lag ihm wohl schwerlich am Herzen, durch die Veröffentlichung der Akten das Direktorium, das er von der Spitze Frankreichs verdrängt hatte, von einem Verdachte rein zu waschen, den man sofort nach dem Morde auf es geworfen, und der es der französischen Nation nur noch verächtlicher gemacht hatte.

Bacher zählt die Stücke leider nicht vollständig auf, in die er Einblick nehmen durfte. Erkennbar bezeichnet er 1. das Original des „Authentischen Berichts", den die zu Rastatt gebliebenen Diplomaten verfaßten und dem Erzherzog Karl überbringen ließen; 2. das Original des von der badischen Regierung angestellten Zeugenverhörs, das ebenfalls Karl mitgeteilt war; 3. die Originalkorrespondenz des Obersten Barbaczy, die dem Verbrechen acht bis zehn Tage vorangegangen sei; 4. die mit Bleistift geschriebene Anweisung Thuguts, die zwar nicht bei den Akten liege, für deren Existenz sich aber der Vermittler verbürge; 5. den Bericht des Erzherzogs Karl, der die ganze Reihe der Beweise für die sorgfältige Vorbereitung des Verbrechens enthalte; 6. die Prozeßakten der unter Sporcks Vorsitz tagenden Kommission; 7. eine größere Anzahl von Papieren, die den ermordeten Gesandten von den Österreichern abgenommen und zurückbehalten wurden. Bachers Angaben enthalten Einzelheiten, die erst viel später öffentlich geworden sind und die Echtheit der ihm

	No. 23 du 9 Pluviose	J'ai reçu vos dépêches numerotées.
sans	No. 5 - id	Cette lettre vous sera.
	No. 28 - 27 id	Je vous fais passer.
	No. 34 - 9 Ventose	J'ai reçu vos Dépêches.
	No. 37 - 23 id	Dans la mienne.
	No. 39 - 1 Germinal	J'avais reçu.
	No. 42 - 27 id	Dans la mienne.
	No. 43 - 3 Floreal	Je réponds.
	No. 44 - 23 Germinal	Après un silence.
	No. 48 - 17 Prairial	En plaçant sous les yeux.
	No. 55 - 25 Thermidor	Je n'ai pas différé.
	No. 56 - 25 id	Ceci est un supplément.
	No. 57 - 25 id	Le général chargé.
	No. 59 - 13 Fructidor	Empressé de les mettre.
	No. 65 - 25 Vendemiaire VII.	La note qui.
	No. 68 - 7 Brumaire	Ayant reçu de.
	No. 69 - 9 id	J'avois déjà connaissance.

angebotenen Akten wahrscheinlich machen. So nennt er vor allen Dingen — auf Grund seines flüchtigen Einblicks in die Akten — Schmidt als den vermutlichen Anstifter des Mordes, während er Erzherzog Karl für uneingeweiht hält. Er datiert ferner Barbaczys auf den Überfall bezügliche Korrespondenz zutreffend auf acht bis zehn Tage vor dem Geschehnis; Barbaczy hatte bei seinem Vorgesetzten am 18. April angefragt, wie er sich verhalten sollte, am 20. Antwort erhalten. Er zählt als Hauptstück den Bericht Karls auf, dessen Absendung durch Karls Privatbrief vom 18. Mai bezeugt ist. Als Inhalt des Berichtes gibt er an, daß die Belege, welche die Tat als sorgfältig vorbereitet erwiesen, darin zusammengestellt seien; dem widerspricht das Wenige nicht, was Erzherzog Karl über den Inhalt seines Berichtes sagt, namentlich nicht, was er über die dem Berichte beigefügten Anlagen bemerkt. Begründeten Verdacht erweckt nur die angeblich mit Bleistift geschriebene Anweisung Thuguts; Bacher sah sie nicht bei den Akten — vielleicht weil sie das für den Besitzer kostbarste Stück war, das er nicht vorzeitig aus der Hand gab, vielleicht weil sie gefälscht war und als Lockmittel dienen sollte.

Der Besitzer der entwendeten Papiere drohte, wenn sie nicht von Napoleon gekauft würden, daß er sie Österreich, Rußland oder Preußen anbieten werde. Napoleon verschmähte sie. Sollten es also die Papiere sein, von denen Cobenzl drei Jahre später aus guter Quelle hört, daß sie dem österreichischen Generalstab zugänglich gemacht worden seien? Nach Bachers Angaben setzten sie ihren Leser tatsächlich „in den Stand, alles im Detail kennen zu lernen, was zu dem traurigen Ereignis Anlaß gegeben hat". Nach Bachers Angaben konnte sich ferner auch „ein Billett von Thugut" unter ihnen befinden, „was ihn auch mit verwickelt". Jedenfalls paßt Cobenzls Charakteristik auf die Bacher zum Ankauf vorgelegten Aktenstücke genauer als auf die von Criste wieder hervorgezogenen. Gestützt wird die Vermutung noch dadurch, daß Bacher in seiner frühesten Meldung über die Papiere anzugeben wußte: der Wiener Hof habe den echten Akten ein gefälschtes Protokoll über die Villinger Zeugenaussagen unterzuschieben versucht und dessen Veröffentlichung schon in den Zeitungen angekündigt; er habe aber weder die Zustimmung des Erzherzogs noch die Sporcks zu erwirken vermocht. Es ist gegeben, wie sich später erweisen wird, diese Nachricht Bachers auf Cristes „Villinger Protokoll" zu beziehen. Dann fiele durch die Bacher verdankten Mitteilungen nicht nur ein erstes urkundliches Licht auf den Befehl Cobenzls, sondern auch auf das „Protokoll".

Wie und wann die Aktenstücke den Österreichern entwendet wurden, bleibt unaufgeklärt. Wer aber aus der diplomatischen Korrespondenz jener Zeit einmal ersehen hat, wieviel verraten und gestohlen wurde, wird es nicht für unmöglich halten, daß der österreichischen Regierung auch diese für sie so kompromittierenden Stücke abhanden kamen. Vielleicht geschah es schon während der Sendung des Grafen Kolowrat, die Karl dem Kaiser am 18. Mai ankündigte, vielleicht bei der Einsendung der sämtlichen Prozeßakten nach Wien im Oktober 1799, vielleicht noch einige Monate später. Fast möchte man den ersteren Fall als den wahrscheinlichen bezeichnen, da keine Stücke mit aufgezählt werden, die den folgenden Wochen angehören, und da die den Franzosen abgenommenen Gesandtschaftspapiere unter den gestohlenen Papieren

erscheinen. Von den entwendeten Stücken sind die wertvollsten der Bericht Karls und das angebliche Billett Thuguts sowie die Originale des Authentischen Berichts und des badischen Zeugenverhörs, bis auf diesen Tag verschollen. Sind sie von der österreichischen Regierung aus den Händen des Hehlers wieder für Österreich zurückerworben worden, so dürfte Cobenzls Brief der Anlaß geworden sein, daß man sie gründlich verschwinden ließ. Ob zugleich auch Barbaczys Originalkorrespondenz beiseite gebracht wurde, oder ob der von Criste besorgte Druck jener Korrespondenz nach den Originalen erfolgt ist, diese also unter den von Criste zuerst geprüften Akten des Haus-, Hof- und Staatsarchivs einen Unterschlupf gefunden haben, ist leider aus Cristes Angaben nicht zu erkennen. Um Schriftstücke welcher Art es sich bei den von Bacher mit aufgezählten Prozeßakten handelte, aus denen er merkwürdigerweise weniger Wesens macht als aus dem Berichte Karls — wie weit sie mit dem „Villinger Protokoll" übereinstimmen oder nicht —, darüber eine Vermutung zu äußern, fehlt es an jedem Anhaltspunkte.

III. Das Verhalten des Erzherzogs Karl und der Gesandtenmord.

Alle deutschen Geschichtsforscher, aber auch der französische Geschäftsträger Bacher sind sich darüber einig, daß Erzherzog Karl in das Verbrechen nicht eingeweiht und sicher unschuldig an ihm war. Für die Beurteilung der Quellen ist Karls Verhalten in jenen Tagen nicht gleichgültig, auch wenn er von dem Plane vor dessen Ausführung nicht unterrichtet wurde. Denn von ihm allein besitzen wir bis zu diesem Tage faßbare Aussagen aus der Zeit des Geschehnisses selber über die Urheber des Mordes und die Beteiligung des „Allerhöchsten Hofs und Dienstes" daran. In dem Begleitschreiben zu seinem amtlichen Schreiben an den Kaiser vom 18. Mai läßt er unleugbar durchblicken, daß der „unangenehme und unerwartete Vorfall bei Rastatt" „schon einmal geschehen ist" und zu „diesen unglücklichen Ereignissen" der erste Anstoß von dem General Schmidt gegeben wurde. Am 2. September nennt er die Szekler Husaren ohne Umschweife als Täter und fährt fort: „Die Husaren kann an und für sich keine Strafe treffen, weil sie im Gefolge einer Order gehandelt haben. Die Satisfaktion würde nur in den Veranlassern statthaben können; sie würde mithin die eine oder vielmehr drei Personen, wodurch diese Sache passiert ist, treffen, nämlich den General Schmidt, Oberstleutnant Mayer, General Graf Merveldt und allenfalls General Görger . . Wenn man die Sache jetzt klar in ihrer ganzen Gestalt darlegen würde, so würde die erste Frage sein, wann man die Entdeckung von dem Privatschreiben des Generals Schmidt an den Oberstleutnant Mayer gemacht habe. Da die Epoche von der gemachten Entdeckung nicht in Abrede gestellt werden könnte, so würde die zweite Frage entstehen, warum man dieses nicht gleich der Publizität vorgelegt habe. Dieses hätte man in dem Allerhöchsten Kommissionsdekret nicht übergehen dürfen." Man beachte, daß in voller Übereinstimmung mit der Angabe des Erzherzogs auch in Bachers Briefen mit Beziehung auf den amtlichen Bericht des Erzherzogs vom 18. Mai Schmidt als Hauptmitschuldiger des Mordes vermutet, Görger dagegen, über dessen Straffälligkeit

Karl Zweifel äußert, nicht als Mitschuldiger, sondern bloß als „Exekutor" bezeichnet wird, unter dessen Befehl Barbaczy und Burkhard gestanden hätten. Entsprechend heißt es auch in dem frühesten, mit dem Plane in Verbindung zu bringenden Schriftstücke, einer Meldung des General-Feldwachtmeisters Grafen Merveldt an den Korpskommandeur Kospoth vom 18. April: „Herr General von Görger hat in Rücksicht auf das gestern durch Courier erhaltene Schreiben des Oberstleutnant Mayer die Anstalten so getroffen, daß, wenn die Husaren das Nest nicht leer finden, die Sache wohl nicht fehlen wird!" Vereinigen ließe sich mit der Aussage Erzherzog Karls auch, dem Buchstaben nach, was der Auditor des Villinger Prozesses (wie Herr Criste mir mitteilte) dem Vater des Oberstleutnants von Amon „wiederholt versicherte", „daß die Husaren unschuldig an dem Morde gewesen."

Was aber Karl sonst in seinen Briefen mitteilt, zeigt ihn bemüht, den in jenen beiden Bemerkungen von ihm gegebenen Tatbestand wieder zu verwischen. Am 2. Mai erklärte er dem französischen Oberstkommandierenden in den entschiedensten Worten, daß er „über die Ursachen dieses Zufalles die genaueste und strengste Untersuchung" anstellen lasse, und daß er, „falls meine Vorposten bei diesem Vorfall sich nur im allermindesten schuldig gemacht haben sollten, eine ebenso eklatante Genugtuung leisten werde, als bestimmt und wiederholt die Befehle waren, welche ich in bezug auf die persönliche Sicherheit der französischen Minister erteilt hatte." Schon am Tage vorher hatte er Sporck für die zu führende Untersuchung Weisungen gegeben. Sie lassen sich schwer mit jenem Versprechen an den französischen General vereinigen. Er zeiht darin, der Untersuchung vorgreifend, Barbaczy und Burkhard großer Schuld an dem Vorfall und befiehlt, sie und ihre Mannschaft zu verhaften. Für ihr Verhör stellt er zwei Gesichtspunkte auf: die Feststellung des Tatbestandes und sodann als „zweiten höchstwichtigen (!) Gesichtspunkt": „den Hauptaugenmerk dahin zu richten, womit die Sache die Wendung und Aussicht erhalte, als hätten Zufälle, Versehen usw. hierbei einen Hauptanteil, wie auch, daß das Ereignis der Unvorsichtigkeit der französischen Minister beizumessen sei". Auch weiterhin kargte Karl, ohne das Ergebnis der Untersuchung abzuwarten, nicht mit Äußerungen über die Tat. Schon am 4. Mai sprach er gegen den dänischen Gesandtschaftssekretär Freiherrn von Eyben, der aus Rastatt zu ihm gereist war, die Vermutung aus, daß der Mord von Emigranten begangen worden sei. Eyben bemerkt die „besondere Lebhaftigkeit", die der Erzherzog in dem Gespräche an den Tag legte. In großer Ausführlichkeit meldete Karl dieselbe Vermutung am 5. Mai auch Lehrbach nach München, von dem er wußte, daß er sie gut gegen die von Preußen und Bayern beliebte, Österreich anklagende Darstellung des Vorfalls gebrauchen konnte. „Wie wenig man bis jetzt", fügte er, vielleicht schon zweideutig, hinzu, „die wahre Bewandtnis der Sache zu beurteilen im Stande ist, so wird es immer wahrscheinlicher, daß eine geheime Hand die Geschicke der Mordtat geleitet hat." Ungefähr eine Woche später unterrichtete er den Vertreter des Kaisers beim Regensburger Reichstag in einem zum Umlauf bestimmten Briefe dahin, daß Barbaczy im Verhöre die Unschuld seiner Szekler lebhaft verteidige; es hätten doch auch andre k. Husaren zur Zeit des Mordes in der Umgegend Rastatts patrouilliert.

Selber glaubte er weder an die in Rastatt aufgekommene Mär, daß Emigranten den Mord verübten, noch nahm er Barbaczys Hinweis auf andre kaiserliche Truppenteile ernst. Denn an Graf Merveldt, einen der Hauptbeteiligten an der Vorbereitung der Tat, schrieb er am 11. des Monats kühl und als von etwas Unzweifelhaftem: „Dem Herrn Generalfeldwachmeister wird wahrscheinlich schon bekannt sein, daß bei dem unglücklichen Vorfall bei Rastatt mehrere, den französischen Gesandten gehörige Schriften in die Hände der diesseitigen Patrouillen gefallen sind", und am 18. Mai begleitete er seinen amtlichen Bericht über das Ergebnis der Untersuchung mit den Worten: „Da inzwischen die Sache schon einmal geschehen ist, so bleibt nichts andres, als auf Mittel und Wege zu denken, wie man dieselbe auf eine für das Publikum befriedigende Weise ausmittle, ohne daß auf den Hof oder bei der Armee angestellte Individuen distinguierten Grades ein Verdacht von einer Teilnahme zurückfalle." Danach legte er in demselben Briefe warme Fürsprache für seinen Generalstabschef Schmidt ein, der „eine Idee oder vielmehr Empfindung" gegen die Franzosen geäußert habe, die „eine ganz eigene Deutung und in den unteren Stufen mehrere Zusätze erhalten, wo dann endlich das unglückliche Ereignis daraus folgte". Wer bürgt dafür, daß der Erzherzog mit dieser Darstellung, wie alles unseligerweise gekommen sei, nicht schon persönlich den Anfang machte, „auf Mittel und Wege zu denken", „womit (wie er an Sporck geschrieben hatte) die Sache die Wendung erhalte, als hätten Zufälle, Versehen usw. hierbei einen Hauptanteil"? Seinem Verhalten vom ersten Tage an würde eine solche Auslegung des Briefes entsprechen. Hüffer hat schon darauf aufmerksam gemacht, daß ein Brief wie der Merveldts an Kospoth vom 18. April nicht als Privatschreiben angesehen werden kann. Es ist freilich nicht sicher, aber doch wahrscheinlich (selbst wenn man Bachers Mitteilungen nicht gelten lassen will), daß der Brief auf den Überfall Bezug hat und durch Schmidts angeblich „private" Idee veranlaßt ist. Auch das ist zu erwägen, daß die Angaben des Briefes Karls vom 18. Mai nur mit dem Gedankengange, nicht aber auch mit den Angaben seines Briefes vom 2. September in Einklang zu bringen sind. Es waren, als er diesen schrieb, noch immer keine Mittel und Wege gefunden worden, der Sache eine andre Wendung zu geben man hatte aber, wie der Erzherzog verriet, die Hoffnung nicht aufgegeben, „in der weiteren Untersuchung" (!) das Ziel zu erreichen. Er erklärte nun, „nicht zu mißkennen, daß eine zweckmäßige Ausführung dieser Sache schwer ist; inzwischen ist man auch zum voraus überzeugt, daß (durch?) alle Anstrengung des Geistes und die fernere strengste Beobachtung des Stillschweigens jener, welche von dieser Sache wissen, so wie dieses bis jetzt geschehen, (!) dieses auf das beste ausgeführt werden könne". Einstweilen, so war des Erzherzogs Meinung, könne man aber auch beruhigt abwarten; es sei „die öffentliche Meinung auf einen Grad gekommen, der kaum zu erwarten war". Die Franzosen hegten gegen das Direktorium Verdacht; „so wie diese Opinion auch dermalen in Deutschland Wurzel zu fassen scheint". „Alle die Vorteile, welche in der öffentlichen Meinung bis jetzt gewonnen sind, würde man auf einmal ganz unbenützt aufgeben, sobald man die Sache in ihrer wahren Gestalt darlegen würde." Da liegt die Tendenz, die hinter dem Wortlaut des Schreibens

vom 18. Mai nur geahnt werden kann, auf der Hand. Zugleich aber ist nicht zu übersehen, daß Karl in diesem zweiten Briefe Schmidt, Mayer, Merveldt als allein Schuldige zuläßt, in dem ersten dagegen die Schuld auf „die Zusätze der unteren Stufen" abwälzte.

Criste schildert in seinem warmherzigen Patriotismus und seiner ehrlichen Soldatenart den Erzherzog als verrannt in eine durch die ersten Berichte Barbaczys und Burkhards vorgefaßte Meinung und sucht damit die kurzen Aussagen des Erzherzogs, die Schmidt als Anstifter, die Szekler als Werkzeuge der Tat anklagen, dem anders lautenden Villinger Protokolle gegenüber zu entkräften. In Wahrheit zeigt sich Karl in seinen Briefen ganz und gar nicht in ein Vorurteil verrannt; er sann nur darauf, die Sache nicht „in ihrer wahren Gestalt" ans Tageslicht kommen zu lassen. Er schrieb in dieser Absicht alsbald nach dem Begebnis nach allen Seiten hin Briefe und unterstützte ihre Wirkung noch durch mündliche Äußerungen wie durch die Verbreitung von Druckschriften. Kein andrer hervorragender Österreicher war darin so rührig wie er. Gleichzeitig bot er jedoch schon wiederholt seinen Einfluß in Wien auf, daß keinerlei amtliche Mitteilung über das Ergebnis des Prozesses „vor beendigter Untersuchung" erfolgen möge, und hierauf verharrte er auch im September noch. Damit aber fallen seine, Schmidt, Mayer und Merveldt, sowie die Szekler der Tat bezichtigenden Aussagen um so schwerer ins Gewicht, weil sie von einem Wissenden stammen, der doch um alles in der Welt wünschte, daß das Vorgefallene geheim gehalten werde. Wahrscheinlich sagte Karl in seinen Briefen nicht zu viel, sondern im Gegenteil nicht alles, was er wußte.

Je schärfer man zusieht, zu desto mehr Zweifeln gibt Karls Verhalten in jenen Tagen Anlaß. Wenn er, was nach wie vor anzunehmen ist, in das Vorhaben seiner Offiziere nicht eingeweiht war, so hat er doch zum mindesten eine freundliche Miene zum bösen Spiel gemacht und ihnen geholfen, es zu Ende zu spielen.

Mustert man die Korrespondenz der Generäle aus den Tagen vor dem Morde, so bemerkt man, daß vom ersten Schriftstück an Übereinstimmung darüber herrscht, das Beabsichtigte hinterher auf ein „Mißverständnis" zu schieben, selbst in dem Falle, daß die Gesandten bei der Ausfahrt aus Rastatt von einer badischen Eskorte begleitet würden und auch sie als Feind behandelt werden müßte. Burkhards erster Ausruf, da er die Kunde des Vorgefallenen durch Kongreßmitglieder empfing, entschuldigte die Tat ebenfalls sogleich als „Mißverständnis". Barbaczy bediente sich derselben Ausrede. Aber auch Erzherzog Karl instruierte Sporck, der Sache in der Untersuchung die Wendung zu geben, „als hätten Zufälle, Versehen usw. hierbei einen Hauptanteil"; am 18. Mai stellte er seinem kaiserlichen Bruder dann selber „den unglücklichen Vorfall" als durch eine mißverstandene „Idee" Schmidts veranlaßt dar.

Außer auf die Erklärung ihres Planes aus einem „Mißverständnis" rechneten die Offiziere sofort auf die Verschwiegenheit aller zur Teilnahme Herangezogenen. Auch hierin schloß sich Karl der Taktik der Schuldigen an. Er mahnte am 11. Mai Merveldt, daß der nach Straßburg zu entsendende Offizier „in allen seinen Äußerungen sehr behutsam sein" solle, und verließ

sich noch am 2. September „auf die fernere strengste Beobachtung des Stillschweigens jener, welche von dieser Sache wissen, so wie dieses bis jetzt geschehen".

Der Erzherzog ging noch weiter. Er zeigte sich zunächst höchlichst erschrocken über den „unglücklichen Vorfall", die „unglücklichen Ereignisse", wie er das Niederhauen der Gesandten durch die diesseitigen Vorposten in seinen Briefen zu bezeichnen pflegt und wie es auch noch von Cobenzl in dem erwähnten Schreiben von 1804 genannt wird. Sein Schrecken hinderte ihn aber nicht, Einsicht in das eingelieferte Archiv der Gesandten zu nehmen und davon zurückzubehalten, was ihm wertvoll däuchte. Es ist bemerkenswert, auf welche Art er den Rest den Franzosen wieder zustellen ließ. Der ihn nach Straßburg bringende Offizier solle „besonders nicht den geringsten Anlaß zu vermuten geben, diese Effekten seien je in meinem Hauptquartier gewesen".

Ein Punkt verdient indessen noch vorzüglich ins Licht gerückt zu werden. Der Erzherzog betonte in dem Schreiben für Sporck vom 1. Mai, zum Hauptvorwurf werde den Österreichern gemacht, daß von der französischen Gesandtschaft eine Militäreskorte zu ihrer persönlichen Sicherheit vom Obersten Barbaczy begehrt und von diesem nicht gewährt worden sei. Es sei „Bedacht dahin zu nehmen, in den Nachforschungen Data der Art aufzuführen, womit dieser Beschuldigung begegnet werden könnte". Von sich persönlich beteuerte er sowohl dem französischen Oberstkommandierenden wie Eyben am 2. und 4. Mai, daß er für „die persönliche Sicherheit der französischen Minister" wiederholt Befehle erteilt habe, und dem Badener von Geusau versprach er am 8. sogar, daß er sie veröffentlichen werde. Das Versprechen hat er nicht gehalten, doch sind die beiden Befehle vom 25. und 28. April, auf die er sich unter Anführung der Daten bezog, erhalten. Am 25. ließ er Barbaczy mitteilen, daß er die Gesandten aus Rastatt mit Bezeichnung einer 24stündigen Frist ausweisen solle, und ihm dabei zugleich „alle mögliche (!) Vorsicht und Klugheit bei der Ausführung dieser Sache anempfehlen." Am 28. ergänzte er die Weisung dahin, daß der Oberst auf Anfrage antworten könne, die Rückkehr der Gesandten werde ungehindert und sicher geschehen, daß der Oberst aber keineswegs hinsichtlich der Korrespondenz der französischen Minister eine beruhigende Zusicherung geben dürfe, vielmehr „aller Bedacht" zu nehmen sei, „sich der Paquete habhaft zu machen". Es ist nicht zu erkennen, ob der Erzherzog einen Weg wußte, den Gesandten die Pakete ohne Überfall wegzunehmen. Einen Überfall hat also auch er anscheinend von vornherein im Sinne gehabt. In diesem Zusammenhange aber fällt besonders auf, daß er am 25. April für das Geleit der Rastatter Gesandten nicht selber eine Eskorte anordnete. Denn er legte nicht nur nach dem Vorfalle der Verweigerung einer Eskorte durch Barbaczy entscheidende Bedeutung bei; er hatte auch in früheren ähnlichen Fällen, als es sich um die Ausweisung Bachers, Alquiers und Trouvés handelte, die Stellung einer Eskorte ausdrücklich befohlen, für Trouvé noch jüngst am 9. April. Diesmal unterließ er den Befehl. Rührt sein Versäumnis etwa daher, daß er selber schon angeordnet hatte, „allen Bedacht dahin zu nehmen, sich der Paquete habhaft zu machen"?

IV. Das Villinger Protokoll.

Bei aller Unterstützung, die das Mißtrauen gegen den „Allerhöchsten Hof und Dienst" durch Funde wie die Schreiben Bachers an Talleyrand und die von Gentz hingeworfene Bemerkung oder durch schärfere Wertung der Aussagen Karls erfährt, bleibt der die Szekler makellos freisprechende Wortlaut des „Villinger Protokolls". Criste hat ihn voll Jubel als alle Nebel zertrennend, alle Zweifel niederschlagend der Welt kundgegeben. Heigel und Hüffer haben ihn argwöhnischer betrachtet. Heigel bekannte, daß sich ihm noch immer zweifelnde Fragen aufdrängten, er wolle sie aber nicht weiter verfolgen. Hüffer war Jurist. Es war ein juristisches Dokument, eine Gerichtsverhandlung, die der österreichische Hauptmann den Forschern zur Prüfung vorgelegt hatte. Hüffer fiel es schwer, das Aktenstück nicht mit derselben Zuversicht hinzunehmen, mit der es ihm dargeboten wurde. „Ist es möglich," schreibt er in seinem letzten Buche, „den Inhalt einer gerichtlichen Verhandlung als unrichtig, ja als gefälscht anzusehen? Ich habe lange gezögert, ehe ich diesem Gedanken Raum gab; aber er drängt sich so gewaltsam auf, daß er sich gewiß nicht ohne Prüfung beseitigen läßt."

Leider hat Criste verabsäumt, den äußeren Befund des Protokolls zu beschreiben oder auch nur anzugeben, ob er das Original oder eine Abschrift vor sich hatte. Persönlich hat er mich dahin unterrichtet, daß er „eine Abschrift" benutzte, „das Original scheint nicht mehr vorhanden zu sein". Die Art der Erhaltung des Protokolls muß den Verdacht bestärken, daß die Kunde, die Bacher erhielt: der Wiener Hof habe gefälschte Zeugenaussagen an die Stelle der echten Akten zu schieben versucht, der Wahrheit entsprach und daß mit dem von Criste veröffentlichten Aktenstück die Frucht jenes Fälschungsversuchs ans Tageslicht gekommen ist. Aber nicht nur der äußere Befund, sondern auch Form wie Inhalt des Protokolls müssen mannigfache Bedenken wecken. Hätten wir noch den amtlichen Bericht Karls und etwa jene Prozeßakten, die Bacher sah, so wären sie sofort und endgültig zu entscheiden. Sie aber sind verschollen, und so müssen wir uns bescheiden, die gewichtigsten Zweifel, zu denen das Protokoll Anlaß gibt, geltend zu machen und daraus zu bemessen, welchen Glauben wir ihm schenken dürfen.

Das dem Protokoll beigegebene Rechtsgutachten ist von vornherein beiseite zu lassen; es ist, was schon Hüffer auffiel, nicht unterschrieben. Daher kann es kaum von dem Auditor der Untersuchungs-Kommission und überhaupt nicht in Villingen verfaßt worden sein, weil sonst nicht zu erklären wäre, wie es ohne Unterschrift abgehen konnte. Es ist übrigens wenig an ihm gelegen. Nur wäre es wichtig zu erfahren, ob die Papierlage, worauf das Gutachten geschrieben steht, derselben Papiersorte entnommen ist wie die, worauf sich das Protokoll befindet, und ob es dem Manuskripte beigelegt oder angeheftet ist, oder ob die Niederschrift des Gutachtens noch auf demselben Blatte beginnt, auf dem das Protokoll endigt. Sogleich soll auch die Frage hier aufgeworfen werden, wo die im Eingang des Protokolls als „angebogen" bezeichneten acht Beilagen geblieben sind. Criste hat sie weder mit abgedruckt noch läßt

er erkennen, daß sie in dem Exemplar, nach dem er den Druck des Protokolls bewirkte, enthalten sind.

Was den Inhalt des Protokolls betrifft, so sind die Daten, die es für die Verhörtage angibt, mit unsern sonstigen Nachrichten vereinbar. Das Hauptverhör nahm nach dem Protokoll die Tage vom 7. bis zum 13. Mai in Anspruch. Am 18. konnte Karl seinen amtlichen Bericht über das Verhör dem Kaiser übersenden. Ein Nachverhör wurde dem Protokoll zufolge, mit kurzen Unterbrechungen vom 21. bis zum 30. Mai angestellt. Aber die Daten sind auch das einzige, was an diesem Schriftstück unbeanstandet gelassen werden darf. Um Anhaltspunkte dafür zu gewinnen, inwieweit die Fassung des Protokolls ursprünglich ist und auf Vollständigkeit deutet, kommen uns außer der Angabe Karls, wonach der Anteil von Schmidt, Mayer und Merveldt vor dem vorläufigen Abschluß des Prozesses festgestellt wurde, nur zwei kurze Nachrichten zugute, von denen sich die eine auf die ersten Tage des Verhörs, die andre auf seinen Schluß bezieht. Karl scheint schon während des Verhörs Mitteilungen über seinen Verlauf erhalten zu haben. Er schrieb darüber, wie wir wissen, nach Regensburg. Am 16. Mai traf sein Brief dort ein, am 7. hatte das Verhör begonnen. Brief und Protokoll decken sich in der Behauptung, daß Barbaczy die Unschuld seines Regiments sehr lebhaft verteidige. Obenhin gewürdigt, deckt sich ebenso mit dem Protokoll, was Karl über Barbaczys Hindeutung auf das 13. Dragoner-Regiment bemerkt. Bei sorgfältigerer Prüfung aber ergibt sich ein beachtenswerter Unterschied beider Quellen. Barbaczy sagte, Karls Brief zufolge, er sei am 29. April Patrouillen der Dragoner begegnet. Davon weiß das Protokoll nichts. Ein entsprechender Unterschied fällt zwischen dem Protokoll und der zweiten Nachricht in die Augen, die noch zur Aufklärung seiner Fassung beitragen kann. Das Protokoll des letzten Sitzungstages, des 30. Mai, endigt mit dem einfachen Vermerke, daß der letztverhörte Zeuge entlassen und das Protokoll einstweilen geschlossen wurde. Es muß aber spätestens an diesem Tage, wenn er der vorläufig letzte Sitzungstag war, beschlossen worden sein, die badische Regierung in Iffezheim und andern Dörfern Aussagen über die am Abend des 28. April durchgerittenen Patrouillen und die von den Patrouillen getragenen Uniformen sammeln zu lassen. Das geht aus den badischen Akten hervor. Wie an diesen Stellen, so wird in dem Protokoll durchweg jedem Anschein ausgewichen, als könne, da die Szekler ihre Unschuld beteuerten, eine andre österreichische Truppe als Täter noch in Untersuchung zu nehmen sein. Alles erscheint so gestellt und abgetan, daß man auch nicht erkennt, welche Fortsetzung die Untersuchung noch haben sollte und könnte. Schmidt, Mayer und Merveldt werden in dem Protokoll nicht genannt, geschweige denn ihre Urheberschaft an dem Verbrechen klargelegt. Anderseits findet sich aber auch keine Unterlage in ihm, welche die dennoch so bestimmt lautende Behauptung an den Reichstag des k. Hofdekrets vom 6. Juni rechtfertigte: verkleidete Personen hätten den Mord begangen.

Heigel und Hüffer haben schon auf die unvollständige Fragestellung an Barbaczy und Burkhard aufmerksam gemacht. Das Kriegsgericht beschränkte sich laut Protokoll darauf, Barbaczy und Burkhard nach den ihnen bekannten

Umständen der Tat, nicht auch nach Weisungen, die sie selbst erhalten hätten, zu befragen. An Burkhard ist nicht einmal jene Frage, die man aus dem Munde des Richters zuerst zu hören erwartet, gerichtet worden, warum er auf die erste Meldung seines Wachtmeisters hin seine Leute für schuldig anerkannt habe. Burkhard und seine Leute bekennen sich durchweg als unschuldig, seine Leute als erst dazugekommen, nachdem der Überfall schon geschehen war. Der Rittmeister hatte aber seit langem Befehl, sich der Papiere der Gesandten zu bemächtigen. Warum hat ihn das Gericht nicht auch gefragt, welche Anstalten er getroffen habe, diesen Befehl auszuführen?

Aber nicht nur, was dem Protokoll zufolge im Villinger Prozeß nicht gefragt wurde, setzt in Erstaunen. Nachdenklich stimmt auch mehreres, was in dem Protokoll ausdrücklich zugegeben wird. Zur Aussage über das Geschehnis kamen nach dem Protokoll drei Patrouillen der Abteilung des Rittmeisters Burkhard in Betracht, zwei, die, auf dem Heimritt nach Rastatt begriffen, auf der Stelle des Überfalls unmittelbar, nachdem er stattgehabt, erschienen, und eine dritte, die Burkhard auf die erste Kunde von dem Morde ausschickte, „um zu retten, was noch zu retten war". Von jenen beiden wurde die eine von dem Wachtmeister Nagy, die andre von dem Wachtmeister Konczak befehligt, die dritte führte der Oberleutnant Szentes. Szentes hatte schon eine Rolle bei der Vertreibung Trouvés aus Stuttgart gespielt und außerdem am 8. April gemeldet, daß die Franzosen im Falle einer Niederlage ihrer Truppen alle zu Rastatt befindlichen Gesandten als Geißeln mitzuschleppen gedächten. Nagy hatte am 25. April einen französischen Kurier bei Rastatt abgefangen und damit Erzherzog Karls Beifall gefunden; er war ein auserwählt tapferer Haudegen seines Regiments. Merkwürdigerweise wurden von vornherein nur die beiden Patrouillen Nagys und Konczaks in Haft genommen und verhört. Burkhard sagte auch im Hauptverhör noch nichts von der Aussendung des Szentes, er stellte den Sachverhalt vielmehr so dar, daß die Aussendung einer dritten Patrouille für ausgeschlossen gelten mußte. Die zu ihm geeilten deutschen Gesandten hätten in der ersten Aufregung die sofortige Abordnung einer Rettungsmannschaft von ihm verlangt, hätten dann aber von sich aus wegen der Dunkelheit ihren Wunsch aufgegeben. Erst im Nachverhör tauchte Szentes auf, und nun, am 22. Mai, erklärte auch Burkhard, daß er Szentes auf die Nachricht von dem Vorfall hin „auf der Stelle" weggeschickt habe. Criste legt in einem 1903 erschienenen Nachtrag zu seiner Untersuchung, auch in einem Briefe an mich, großen Wert darauf, daß zwei Leute aus der Patrouille Nagys dem Oberstleutnant von Amon noch nach Jahrzehnten in vertraulichen Gesprächen mit ihm ihre Unschuld beteuert hätten. Gewiß kommt solchen Beteuerungen ein besonderer Wert zu. In den Aussagen Konczaks, Nagys und ihrer Mannschaften ist denn auch nur ein einziger anstößiger Punkt nachzuweisen, über den man schwer hinwegkommt, daß sich nämlich in der Mordnacht Konczak als zuerst auf der Mordstätte erschienen bei Burkhard meldete und im Protokoll Nagy der Vortritt gelassen wird. Nagys Patrouille darf bis auf weiteres keinesfalls des Überfalles geziehen werden. Dagegen für Szentes liegt keine ihn entlastende Beteuerung seiner Begleiter vor, und seine eigenen Angaben,

wie das Protokoll sie wiedergibt, sind so unklar und widerspruchsvoll, daß es unverständlich bleibt, wie sich ein Kriegsgericht bei ihnen beruhigt haben soll. Er, der mit aller Leidenschaft nicht nur hinter Trouvé hergewesen war, sondern auch wegen der in Rastatt befindlichen Gesandten Lärm geschlagen hatte, wird vom Protokoll als ein verschlafener, gleichgültiger, verdrossener Offizier angeführt, der, ausgesandt zu retten, was noch zu retten ist, zweihundertundfünfzig Schritte vor dem Tor auf nur zwei Leichen stößt, also merkt, daß vielleicht noch recht viele Gefährdete zu retten sind, jedoch umkehrt und von Burkhard mit keinem Wort deshalb zur Rede gestellt wird. Mehrere seiner Leute behaupten gar, daß sie nicht Leichen, sondern nur Stücke Papier hätten liegen sehen. Einem der Leute wird ungeachtet der in der Sturmnacht herrschenden Dunkelheit geglaubt, daß die beiden Leichen nicht beieinander lagen, sondern daß er die zweite Leiche von der ersten dreißig Schritte entfernt erblickte. Unerhört nachlässig behandelt Szentes auch die Frage nach der Stunde, wann er ausgeschickt worden sei. Alle seine Leute, die freilich nach ihm verhört wurden, wußten, daß es gegen Mitternacht war, er gab zuerst die elfte Stunde an, dann die zwölfte, es könne auch eins oder zwei gewesen sein; er habe eben geschlafen. Ehe er sich zum Schlafen niederlegte, wollte er sich in einem Wirtshaus aufgehalten haben, ohne daß das Kriegsgericht auch nur einen Zeugen für diesen Aufenthalt von ihm verlangte. Er gibt an, gehört zu haben, daß der Mord gegen 9 Uhr vorgefallen sei, während er zwischen 10 und 11 Uhr erfolgte und alle andern davon Kenntnis hatten. Burkhard sprang ihm in allem bei. Hier gibt das Protokoll uns soviel Rätsel auf, daß Szentes zum mindesten nicht entlastet erscheint. Welche Bürgschaft liegt dafür vor, daß er, ehe er um Mitternacht ausgeschickt wurde, zu retten, was noch zu retten war, tatsächlich im Wirtshaus war und nicht mit andern Leuten schon eine andre Aufgabe erfüllte? Es gab, wie Burkhard gelegentlich aussagte, drei Wege, die von Rastatt nach dem Tatorte führten. Das Protokoll gibt keine weitere Auskunft darüber. Auch dafür reicht es nicht aus, festzustellen, ob Konczak nicht doch vor Nagy auf der Stätte des Unfalls und dort noch Szentes antraf.

Gewiß dürfte das Protokoll nicht in allen seinen Teilen erfunden sein. Wir müssen für seine Veröffentlichung sogar dankbar sein. Denn soviel tatsächliche Angaben bringt es immerhin, daß die Szekler nicht mehr wie bisher als eine einzige Masse vor unsern Augen stehen, die man insgesamt anklagen oder insgesamt freisprechen muß. Das Protokoll scheidet sie in einzelne Gruppen, einzelne Persönlichkeiten treten hervor, und die Frage nach den Tätern kann bestimmter formuliert werden, ein belastendes Zeugnis neben einem entlastenden und ein entlastendes neben einem belastenden sehr wohl bestehen. Dessenungeachtet haftet ihm jedoch der dringendste Verdacht an, daß es überarbeitet ist und Auslassungen vorgenommen wurden. Fast ist dieser Punkt der dunkelste in der ganzen Reihe der Begebenheiten. Läßt er sich nicht aufhellen, so könnte er die österreichische Staats- und Kriegsleitung häßlicher belasten als die Mordtat selbst. Denn sie kann immerhin als durch den langjährigen Mißbrauch herausgefordert erscheinen, den die französischen

Gesandten und Geschäftsträger mit der deutschen Gastfreundschaft und dem Völkerrecht trieben; sie kann den Zweck verfolgt haben, Rache zu nehmen und ein Exempel zu statuieren, das gründlich abschreckte. Für die Fälschung und Verstümmelung des Protokolls der Gerichtsverhandlung schon während ihrer Führung oder sogleich hinterher dürfte es an jeder Entschuldigung fehlen.

V. Versuche Barbaczys, den Verdacht auf eine falsche Spur zu lenken?

Am 17. oder 18. April erhielt der Szekler Oberst Barbaczy von Görger jenen Auftrag, zu dem Schmidts „Idee" Mayer veranlaßt hatte. Wiederholt hören wir von da ab ihn darauf hinweisen, daß sein Regiment nicht das einzige in der Nähe von Rastatt stehende österreichische Regiment sei, von dem Wohl und Wehe der Gesandten abhänge oder von dessen Leuten der Mord begangen sein könnte. Er zielte damit insbesondere auf die 13. Dragoner, deren Regiment teils aus Angehörigen der emigrierten französischen Husarenregimenter Saxe und Bercsényi, teils aus Latour- und Coburg-Dragonern bestand. Die Mannigfaltigkeit der in dem Regiment getragenen Uniformen begünstigte Verwechslungen beim Feinde. Merveldt hatte sie in Rechnung gestellt, als er das Regiment für den Vorpostendienst mit auswählte. Die Uniformen der französischen Husaren des Regiments waren denen der Szekler sehr ähnlich. Das Regiment, unter Führung des Obersten von Fresnel, hatte seinen Standort seit Mitte April in Pforzheim und schob von dort Detachements über den Schwarzwald bis Bretten, Durlach, Ettlingen und darüber hinaus bis unweit Rastatt vor. Am 20. April sagte Barbaczy zu dem Freiherrn von Münch, der im Auftrag der Kongreßgesandten zu ihm kam: er kommandiere nicht den ganzen Vorpostenkordon, könne also auch nicht wissen, was andre Regimenter für Befehle in Absicht auf den Kongreß hätten; „er seinerseits habe bis jetzt keinen Befehl, irgendeine gesandtschaftliche Person, zu welcher Nation sie immer gehöre, weder in noch außer Rastatt zu inkommodieren oder anzuhalten oder einen Courier zu hemmen oder aufzuheben oder sonstige Korrespondenz zu hindern." Von sich sagte er damit die Unwahrheit. Aber hier interessiert nur die Anspielung auf die andern Regimenter und ihre Befehle. In der Mordnacht selbst fahndeten bei dem Schulzen des Dorfes Rheinau, wie er selber berichtete, k. Husaren nach dem entflohenen Gesandten Debry; sie hießen ihn, Debry, wenn er seiner habhaft werde, nicht nach Rastatt, sondern nach Muggensturm zu bringen. Muggensturm liegt nördlich von der von Szeklern besetzten Linie, gegen Ettlingen zu. Der Ort wird noch ein zweites Mal in Verbindung mit dem Morde genannt. Nach dem Wortlaut des Villinger Protokolls bemerkte Barbaczy beim Verhör, daß verlautet habe, man habe die sieben (den Franzosen genommenen) Wagen nach Muggensturm abführen wollen, „da doch zu der Zeit kein Mann von mir alldort stand". Wenige Minuten später sagte er: „Und warum mußten es gerade Husaren von Szekler sein? Es waren ja mehrere Husaren in dieser Gegend und das ganze eingangs angeführte 13. Dragonerregiment, wobei zwei

Emigrantenregimenter eingeteilt wurden, nämlich Bercsényi und Saxe, deren erstere sich nicht viel von den unsrigen im Anzug unterschieden und ich selbst schon öfters Leute von ihnen für meinige gehalten und angesprochen habe. Weit entfernt übrigens, auf dieses Regiment nur einigen Verdacht herüberzuwälzen, wollte ich damit nur die Unwahrscheinlichkeit des Gerüchtes — als wären die Angreifer Szekler Husaren gewesen — darstellen." Einer der auf dem Regensburger Reichstag anwesenden Gesandten wußte am 17. Mai auf Grund des am 16. in Regensburg eingetroffenen Briefes Erzherzog Karls die Aussage Barbaczys noch etwas unmittelbarer wiederzugeben: ihm, dem Obersten, seien noch an dem nämlichen Tage, wo er nach der erhaltenen Kundschaft habe sollen angegriffen werden (das war nach einer im Villinger Protokoll niedergelegten Angabe Barbaczys der 29. April) auf seiner dreimaligen Rekognoszierung und Visitierung Patrouillen von Latourdragonern und den ehemaligen Sachs- und Perschinihusaren begegnet; beide letztere habe er wegen der Ähnlichkeit der Uniformen, besonders im Dunkeln, oft für seine eigenen Leute gehalten." Allerdings ist aus der Angabe im Protokoll zu erschließen, daß diese Patrouillen in die Umgebung Rastatts erst auf einen Hilferuf ausgeschwärmt waren, den Barbaczy selbst am 28. mittags an ihren Obersten gerichtet hatte; sie können jedoch schon bei Einbruch der Nacht am Tatort eingetroffen sein. Noch ist nachzutragen, daß die Untersuchungskommission, wie aus badischen Akten hervorgeht, gegen den 3. Juni bei der badischen Regierung anfragte, ob sich feststellen ließe, wann sich am Abend des 28. April Patrouillen in Iffezheim usw. (Ortschaften in der Nähe Rastatts) gezeigt und welchem Regimente die Leute angehört hätten.

Criste hat an einer Stelle seines Buches die Frage aufgeworfen, warum die österreichische Regierung, wenn sie die Gesandten ermorden lassen wollte, nicht die aus Emigranten bestehenden und mit tödlichem Hasse gegen die Republikaner erfüllten Abteilungen des 13. Dragonerregiments gegen sie losgelassen habe. Die Erklärung dafür liegt nahe. Als Schmidt seine „Idee" ausgab, rechneten die Generäle damit, daß es schon zu spät, das Nest ausgeflogen sein werde. Sie übermittelten den Befehl unter diesen Umständen, wohl ohne langes Überlegen an das am raschesten zu erreichende und Rastatt am nächsten stehende Regiment, an die Szekler. Dringender der Aufklärung bedürftig als Cristes Frage erhebt sich aber die Frage, ob hinter Barbaczys immer wiederholten Hinweisen auf das 13. Dragonerregiment eine Absicht zu suchen ist, und was er mit ihr bezweckte. Criste, der mit unsäglichem Fleiß die Wiener Archivbestände durchforscht hat, sagt uns in seinem Berichte nichts darüber, daß er auch nach den Aktenstücken über das 13. Dragonerregiment Umschau hielt und sie um die Lösung des Rätsels befragte. Auf Anfrage teilte er mir brieflich mit: „Dem 13. Dragonerregiment habe ich wohl nachgespürt, konnte aber nichts finden, was auf den Gesandtenmord Bezug gehabt hätte." Das Regiment selber hat schon unmittelbar nach der Tat bei der badischen Regierung Einspruch dagegen erhoben, daß ihm nachteilige und es beschuldigende Gerüchte verbreitet würden. Ich gestehe von mir, eine Weile lang durch Barbaczys Hinweise und die wiederholte Erwähnung Muggensturms

auf das Emigrantenregiment abgelenkt worden zu sein. Es war erst wenige Wochen vor dem Morde durch besondere Verfügung General Görger unterstellt worden. Auch bezichtigt das Hofdekret vom 6. Juni, das den Prozeß an den Reichstag wies, mit aller Bestimmtheit als kaiserliche Soldaten verkleidete Personen des Mordes, und Erzherzog Karl nimmt in dem Schreiben vom 2. September nicht hieran, sondern nur an dem Verschweigen der Schuld Schmidts in dem Dekrete Anstoß. Ferner hat nach Hormayrs Nachricht Mayer von Heldensfeld ebenfalls davon gesprochen, daß Emigranten unter den Mördern gewesen seien. Erwägt man aber alles in allem, so scheint es einstweilen eher, daß es sich um eine Vorspiegelung Barbaczys handelt, die, einmal durchschaut, den Verdacht gegen sein eigenes Regiment nur dringlicher macht. Indessen ist auch hier das letzte Wort der Untersuchung noch nicht gesprochen.

VI. Thugut.

Solange so vieles, das im Vordergrunde des Begebnisses liegt, noch weiterer Klärung bedarf, hat es kaum einen Zweck, den Anteil Thuguts, des leitenden österreichischen Ministers, an der Tat zu erörtern, wenn er auch schon durch die von Hormayr überlieferten Äußerungen Mayers behauptet wurde und durch Bachers Angaben nunmehr ins Bereich des Möglichen gerückt erscheint.

In seinem Briefe vom 2. September 1799 schrieb Erzherzog Karl an den Kaiser, daß, wenn man den Anteil höherer Offiziere an der Tat zugebe, „niemand sie in ihrer isolierten Gestalt einer Privathandlung betrachten" werde und der „Argwohn einer stillen Mitwisserschaft oder Anleitung zur Tat" sich nicht unterdrücken lassen dürfte. Das Wort des Erzherzogs ist so treffend, daß es nicht verwunderlich wäre, wenn der Dieb der den Mord betreffenden österreichischen Aktenstücke ein gefälschtes Billett Thuguts in sie eingeschmuggelt hätte, um, auf den Argwohn bauend, dem Käufer einen höheren Preis berechnen zu können. Bacher meldet, daß der General Schmidt, kurz ehe er den Mord in die Wege geleitet hätte, in Wien gewesen sei. Wozu bedurfte es dann noch einer geschriebenen Weisung Thuguts? Oder benutzte Schmidt sie als Legitimation? Anderseits bediente sich Barbaczy, als er den ihm gewordenen Auftrag am 18. April bestätigte, der Wendung, daß er einen Offizier „von dieser Allerhöchsten Willensmeinung unterrichtet" und ihm „mit vertrauten Unteroffiziers und Gemeinen die jenseitige Straße von Rastatt aufzulauern befohlen" habe. Man entschließt sich schwer, die Wendung so harmlos zu verstehen, wie Criste es seinen Lesern zumutet: jedem kaiserlichen Offizier sei jeder Befehl ein „Allerhöchster".

Die von Vivenot veröffentlichten brieflichen Äußerungen Thuguts aus der Zeit nach dem Morde rechtfertigen die Anschuldigung Bachers nicht, sind aber auch nicht zureichend beweiskräftig gegen sie. Thugut zeigte sich zunächst entsetzt und empfahl genaueste und öffentliche Feststellung des Tatbestandes. Zu Bedenken gibt ein Schreiben an den österreichischen Gesandten in Petersburg vom 24. Mai Anlaß: Der Bericht Erzherzog Karls brauchte zwar damals

noch nicht in Thuguts Händen zu sein; immerhin erklärt sich Thugut in dem Schreiben für im Besitze von Nachrichten über den Verlauf der Untersuchung, die noch nicht weit vorgeschritten sei. Seine Angaben zielen allesamt auf die Entlastung der Österreicher ab. Einzelne können auf Aussagen Barbaczys gegründet sein, so wie das Villinger Protokoll sie uns überliefert. Andre erwähnen Feststellungen, die im Protokoll nicht vorkommen. Den Verdacht der Tat lenkt Thugut auf die Emigranten. Aber das Schreiben war für den russischen Hof bestimmt; man darf es nicht zu genau mit ihm nehmen. Drei Tage später trug Thugut darauf an, die Angelegenheit dem Reichstag zu unterbreiten. Am 13. Mai hatte er den Kaiser aufgefordert, in und um Rastatt alle Augenzeugen des Geschehnisses zum Verhör aufrufen zu lassen. Jetzt ließ er, wie Erzherzog Karl am 2. September dem Kaiser vorhielt, dem Reichstag nicht einmal die Ergebnisse des auf die Szekler beschränkten Villinger Verhörs vollständig und in der Hauptsache mitteilen; von der Schuld Schmidts hörte der Reichstag nichts, dagegen wurde die Verdächtigung wiederholt, daß verkleidete Personen den Mord auf dem Gewissen hätten. In Regensburg entspann sich dann jener Kampf der österreichischen Diplomatie mit der preußischen Partei, den Bacher schildert.

Der Bestand an Quellen über den Gesandtenmord ist heute noch so, daß jede bestimmte Stellungnahme vermieden werden muß. So leitete auch die soeben gemachten, nunmehr beendeten Darlegungen nur der Gedanke, zur kritischen Wertung der Quellen wie zur Präzisierung der ihnen einstweilen abzuringenden Auskünfte einiges beizutragen, auf einige Punkte zu deuten, die dem Verfasser als Hauptpunkte gelten. Gewiß wird durch seine Ausführungen trotz aller Vorsicht durchscheinen, daß er den Eindruck hat, als werde der Richterspruch der Weltgeschichte Österreichs Verschulden an dem Vorfall bejahen. Sollte die Entscheidung endlich dahin fallen, so würde der Eindruck, den sie erregen müßte, dennoch für immer durch die patriotische Hingabe und männlich biedere Denkart gemildert bleiben, mit der Söhne Österreichs wie Vivenot, Helfert und Criste jahrzehntelang ihr alles daran setzten, von ihrer vaterländischen Geschichte einen so argen Makel zu bannen. Wozu sich in der Leidenschaft Offiziere der k. Armee hinreißen ließen, und was auch die österreichische Staatsleitung in jenem Falle gesündigt haben mag, Offiziere derselben k. Armee hätten durch ihren reinen Eifer im Dienste vaterländischer Geschichtschreibung und wissenschaftlicher Wahrheitserforschung längst Sühne dafür geleistet.

Die Deutschen im Urteile des Auslandes.

Von
Professor Dr. **Georg Steinhausen.**

Wenn wir heute Umschau halten unter großen und kleinen Völkern auf dem ganzen Erdenrund und prüfen, wie sie über uns Deutsche denken, so ergibt sich unzweifelhaft ein betrübendes Resultat. Es gibt heute wohl kein Volk, das so unbeliebt ist wie wir. Auch unsre unbestritten guten Seiten werden oft nur widerwillig anerkannt oder einfach ignoriert. In der politischen Beurteilung kommt das neue Deutsche Reich heute ungefähr so schlecht weg, wie es vor etwas mehr als hundert Jahren vorübergehend mit England der Fall war. Damals hatte England durch einen schändlichen Friedensbruch, durch das Bombardement des wehrlosen Kopenhagen, die allgemeine Entrüstung der Völker hervorgerufen. Ein Sohn Englands selbst, Lord Byron, sang von Albion, das „dastand, allverhaßt, allein!".

Wir Deutschen von heute haben keine derartige Tat auf dem Gewissen: im Gegenteil, die deutsche Politik ist die friedlichste und wohlmeinendste von der Welt. Und doch — galt es nicht noch vor kurzem auch von dem heutigen Deutschland, daß es dastand, allverhaßt, allein? Wenn heute die Stimmung ein wenig gebessert erscheint, so hat doch noch vor einem Jahre Ernst v. Wildenbruch in seinem letzten Gedicht: „Deutsches Neujahr 1909" die bitteren Verse dichten können:

> Heut, von zwanzig Jahre langem Traum erwachend,
> Blicken wir wie Bettler in die Welt:
> „Nirgends Freunde?" Und von allen Enden lachend
> Kommt der Haß, der uns die Antwort gellt.

Die großen politischen und militärischen Erfolge in der Zeit der Begründung des Deutschen Reiches, die mächtige wirtschaftliche und technische Entwicklung des neuen Deutschland, insbesondere die Blüte seines Handels, haben uns gewiß Respekt, aber daneben Haß und Neid in Fülle eingebracht. Die für die aufgekommene junge Weltmacht notwendige starke Rüstung zu Lande und zu Wasser macht uns nicht beliebter. Ingrimmig werden wir als Friedensstörer befehdet, weil wir uns gegen die Feinde ringsum, die uns

erniedrigen möchten, sichern. Nicht zu leugnende Fehlgriffe auf deutscher Seite haben die Stimmung zum Teil noch verschlechtert. Aber dennoch — alle diese Momente erklären die Erscheinung völlig doch nicht.

Es kommt als ein nicht unwesentlicher Umstand hinzu, daß die Unbeliebtheit der Deutschen gewissermaßen ein altes Inventarstück in der Geschichte der Völker ist. Sie ist heute besonders stark, aber nicht heute entstanden. Unbeliebt ist der Deutsche von jeher bei den andern Nationen gewesen. Nicht nur die Romanen haben sich seit alten Zeiten hochmütig-abfällig über ihn geäußert, ihnen haben auch später die Engländer sich angereiht, und tiefe Antipathie, oft ingrimmigen Haß haben die Slawen gegen ihn an den Tag gelegt. Warum in neuerer Zeit das Urteil sehr viel günstiger wurde, werden wir noch sehen. Jedenfalls haben wir es mit einer geschichtlichen Erscheinung zu tun, und es lohnt sich, ihr nachzugehen und festzustellen, wodurch sie bedingt ist.

Unfreundliche Urteile der Nationen übereinander sind an sich nichts Ungewöhnliches. Diese gegenseitige Verspottung, bei der, wenn man Schopenhauer glauben will, „alle recht haben", ist zum Teil näherer Erörterung nicht wert. Sie entspricht vielfach den Neckereien und Spöttereien etwa der deutschen Stämme untereinander oder der hämischen Beurteilung und Herabsetzung des einzelnen lieben Nächsten, wie sie auf Grund unvorteilhafter Äußerlichkeiten, oberflächlicher Beobachtung, mißverständlicher Auffassung oder allzuoft aus Neid und Bosheit die Durchschnittsmenschen zu üben pflegen. So werden gewisse stereotype Eigenschaften bald diesem, bald jenem Volk von einem andern beigelegt, können also nicht gerade nur für das eine charakteristisch sein; oder, was hier getadelt wird, wird dort in andrer Benennung gelobt. Ferner läßt sich als allgemeine Beobachtung geltend machen, daß bei den Urteilen der Völker übereinander überhaupt die Unfreundlichkeit überwiegt, wie man umgekehrt bei dem eigenen Volk alles meist in günstigem oder edlem Lichte sieht. So braucht also die unliebenswürdige Beurteilung der Deutschen ohne weiteres noch nicht aufzufallen. Auf Vorurteilen oder auf falscher Verallgemeinerung beruht nun aber auch ein großer Teil jener Gesamtvorstellungen, die sich die einzelnen Völker voneinander machen, und die sich oft zu einem leibhaftig erschauten persönlichen Typus, wie dem deutschen Michel, dem John Bull usw., verdichtet haben. Diese Gesamtvorstellungen gewinnen, je älter sie sind, oft eine zwingende Gewalt über das Denken der Nationen voneinander. Eigenschaften, die in früheren Zeiten wirklich vorhanden waren und die Entstehung jenes Gesamtbildes bestimmt haben, mögen später zurückgetreten sein oder entgegengesetzten Platz gemacht haben, — gleichviel, das alte Bild bleibt bei den andern Völkern haften, und wenn es aus den gebildeten Schichten derselben verschwindet, so taucht es in den niederen immer wieder auf. Gerade dieses Moment wird uns bezüglich der Beurteilung des Deutschen noch besonders auffallen. Ungünstig für ihn war es endlich immer, daß seine Vorzüge vor allem innerliche sind, daß aber meist nur die äußeren Eigenschaften für die Beurteilung dieser Art maßgebend sind. Dem Franzosen z. B. kommt derselbe Umstand wieder zugute.

Das alles ist also zu erwägen, wenn wir die Beurteilung des Deutschen durch die Ausländer in geschichtlichem Rahmen nunmehr näher betrachten wollen. An reichem Material für diese Betrachtung fehlt es nicht: gerade der Deutsche hat von jeher immer die besondere Beachtung der Fremden gefunden, was sich ohnehin durch seine an Reibungen und Berührungen mit andern Völkern reiche Geschichte und durch die Bedeutung des deutschen Volkes an sich genügend erklärt. Aus der Fülle des Materials mag daher auch nur der Hauptteil herangezogen werden. Zur schärferen Zeichnung der Linien mag auch eine gewisse Beschränkung des Themas dienen, wie denn hier nur vom Deutschen im allgemeinen und nicht von den in ihrer Sonderart so charakteristischen einzelnen Stämmen gesprochen werden soll. Auch die Note, die besonders das Preußentum in das neuere Deutschtum gebracht hat und die neuerdings die Beurteilung des Auslandes stark beeinflußt, soll nur wenig berücksichtigt werden.

Wir Deutsche haben bekanntlich das Glück, daß wir bereits über unsre germanischen Vorfahren Berichte seitens antiker Beobachter, insbesondere des Cäsar und des Tacitus, besitzen. Auf Charakter und Wesen der Germanen ist vor allem der letztere näher eingegangen. Sein verhältnismäßig günstiges Urteil ist allgemein bekannt und braucht nicht näher dargelegt zu werden. Ohne Zweifel wurde Tacitus durch manche Züge des germanischen Wesens, wie durch die heldenmütige Tapferkeit und die Keuschheit, besonders angezogen, und man hat mit Recht für wahrscheinlich gehalten, daß er in seinen entarteten Landsleuten die Erinnerung an die eigene kraftvolle und tüchtige Art der Urzeit wecken wollte. Aber trotz dieser teilnehmenden Beurteilung handelt es sich doch auch für Tacitus selbstverständlich nur um Barbaren, deren abstoßende Züge, wie die Trunksucht, Neigung zur Gewalttat, Spielsucht und Disziplinlosigkeit, genügend betont werden. Die bei Tacitus noch verständnisvolle, wenn auch herablassende Beurteilungsweise konnte bei andern römischen Beobachtern in Äußerungen der Verachtung umschlagen und ist in solche umgeschlagen. Wie bei Pomponius Mela und L. Annäus Seneca das Land der Germanen als höchst triste und abstoßend geschildert wird, so begegnen auch höchst abfällige Urteile über die Bewohner, zumal seit ihrer immer stärkeren Invasion in das römische Reich. Erschienen sie schon durch ihr gewaltiges und robustes Äußere den kleinen Südländern schreckhaft, so betrachtete man auch ihren Charakter meist ungünstig. Velleius Paterculus bezeichnet die Germanen als hinterlistige Gesellen, zum Lügen wie geschaffen. Im 5. Jahrhundert spricht Salvianus von der „Gothorum gens perfida“, dem treulosen Volk der Goten.

Damit kommen wir schon in die Zeit der Völkerwanderung, da die Germanen das römische Reich zertrümmerten und eroberten. Höchst ungern ertrugen natürlich die Römer, d. h. die Bewohner des römischen Reiches, die Herrschaft der wilden Fremdlinge, und immer wieder begegnet das Stichwort „Barbaren“. Diese Bezeichnung hatte an sich noch keinen schmähenden oder verletzenden Sinn. Für die Franken z. B., die uns ja hier am meisten interessieren müssen, wird die Bezeichnung Barbaren von Gregor von Tours

oder den Heiligenleben, auch in der Lex Salica (XIV, 2) selbst, wie Dahn hervorgehoben hat, als natürliche und gegebene angewandt, freilich immer damit der Abstand vom Kulturmenschen betont. Aber es wird mit der Bezeichnung doch auch die rohe Art ihrer Träger ausgedrückt (Barbarorum cruda rusticitas). Vor allem fehlt es, wenn wir bei den Franken bleiben, nicht an sonstigen Äußerungen der Verachtung gegenüber der barbarischen Art dieser Eindringlinge. Der Gegensatz derselben zu der römisch-gallischen Kultur, die so hoch stand wie diejenige Roms selbst, war doch zu groß, als daß er nicht in der Beurteilung der Franken zum Ausdruck kommen sollte. Natürlich wird die Trunkfreude mit Vorliebe hervorgehoben. Venantius Fortunatus spricht von dem rasenden Wetteifer des Zutrinkens und ist froh, ein Gelage lebendig überstanden zu haben, — es ist genau das Urteil späterer Schilderer, wenn z. B. ein Franzose im 16. Jahrhundert einem Gelage an einem deutschen Hofe beiwohnen mußte oder einer des 19. Jahrhunderts einem studentischen Kommers. Auch Gregor von Tours schildert die allgemeine Trunksucht in abschreckender Weise. Weiter hören wir die Unreinlichkeit tadeln. Man findet den Geruch der Franken widerwärtig, was übrigens die Deutschen späterer Zeit wieder von den Slawen behaupteten. Salvianus spricht von dem „foetor corporum et induviarum", den stinkenden Körpern und Lumpen, und Sidonius meint, daß auch die Frauen nach Zwiebeln röchen. Die Vorwürfe der gewalttätigen Roheit und Zuchtlosigkeit fehlen natürlich auch nicht. Allmählich freilich vollzog sich im Frankenreich eine Assimilierung, innerlich und äußerlich. Der Franke romanisierte sich immer stärker, und die Provinzialen erfuhren neben staatlichen Einflüssen eine wohltätige Neubelebung und Kräftigung ihres Wesens durch Geist und Sitten der Franken, wurden dadurch freilich ihrerseits zum Teil barbarisiert. Aber das alte Bewußtsein kultureller Überlegenheit ging nunmehr auf das Mischvolk über und wurde den zurückgebliebenen Teilen im Osten gegenüber geltend gemacht, von den Westfranken also, den späteren Franzosen, gegenüber den später deutschen Ostfranken, trotz des zum Teil gemeinsamen germanischen Blutes und starker germanischer Nachwirkungen in Frankreich, ja, trotzdem die späteren Franzosen sich bis tief ins Mittelalter hinein als Nachkommen von Germanen ansahen[1]).

Und hier liegt der springende Punkt. Die römische Anschauung von den germanischen Barbaren wurde von den Nachfolgern und Nachkommen der Bevölkerung des römischen Reiches, von den Romanen, gegenüber den Nordländern im Norden und Osten, also vor allem gegenüber den späteren Deutschen, festgehalten und wirkt bis heute nach. Es ist die Anschauung von dem Besitz höherer Kultur, die allen denjenigen Völkern geblieben ist, die auf dem Boden des einstigen römischen Kulturbereiches erwachsen sind. Es ist im hohen Grade charakteristisch, daß die von den Westfranken als weniger kultiviert angesehenen deutschen Ostfranken sich ihrerseits wieder wegen ihrer doch immerhin vorhandenen Romanisierung wieder über die innerdeutschen Stämme erhaben fühlten. Die Rheinländer glauben noch

[1]) Süpfle, Geschichte des deutschen Kultureinflusses auf Frankreich. Bd. I, S. 13.

heute auf die weiter östlichen Deutschen, insbesondere auf die „Ostelbier", herabsehen zu dürfen und meinen im deutschen Osten immer noch ein wenig Halbbarbarisches zu finden. Dies Gefühl der Überlegenheit leuchtete z. B. 1872 aus den stolzen Worten des Zentrumführers Peter Reichensperger hervor: „Wir Franken am Rhein, wo die erste christliche und staatliche Kultur (in Deutschland) gewurzelt hat". Auch der deutsche Südwesten, in dem die zerstörte römische Kultur immerhin etwas auf die alemannischen Eindringlinge abgefärbt hat, fühlt sich noch heute als älteres Kulturgebiet. Und in der Tat sind im Mittelalter die einst von den Römern okkupiert gewesenen westlichen und südlichen Teile Deutschlands, trotzdem sich der Schwerpunkt zuweilen nach Norden und Osten legte, durchaus das kulturelle Zentrum für das übrige Deutschland geblieben. Ebenso aber sind für die Deutschen überhaupt die romanischen Länder, Italien und Frankreich, lange Zeit die Stätten gewesen, wo sie sich höhere kulturelle Güter, künstlerische, geistige und gesellschaftliche Kultur holten. Die Vermittler solcher Kultureinflüsse, auch vorgeschrittener Wirtschafts- und Rechtseinrichtungen, waren in der ersten Hälfte des Mittelalters vor allem die Geistlichen, die als Glieder der internationalen römischen Kirche, der eigentlichen Fortsetzerin der Traditionen des römischen Reiches, den Zusammenhang mit dem romanischen Klerus und so mit der romanischen Kultur dauernd pflegten.

So ist es denn durchaus verständlich, wenn heute die Romanen und ihr modernen slawischen Bewunderer sich über die Anschauung von germanenbegeisterten Schriftstellern, wie Gobineau oder Chamberlain, daß die Germanen gleichsam das Salz der Erde seien, daß die europäische Kultur ihr Werk sei, gewaltig ärgern. In der „Revue des Deux Mondes" [1]) protestierte kürzlich J. Novicow heftig gegen solche Meinungen. Von den Rändern des Mittelmeeres komme die Kultur Europas und sei das Werk der Ägypter, Babylonier, Griechen usw. Die Germanen hätten eher kulturzerstörend und kulturhemmend gewirkt, und gerade ihre eigene Kultur sei das Werk der Mittelmeervölker. Solche Sätze sind zum Teil nicht unrichtig. Nur haben die Germanen neben der überkommenen antiken und romanischen Kultur auch stets eigene Kulturquellen gehabt, deren Wert den Romanen verborgen war und zum Teil noch ist. Die heutige europäische Kultur ferner verdankt den Germanen — nicht nur den Deutschen, sondern z. B. auch den Engländern — sehr viel und nicht das Schlechteste. Aber der große Kultureinfluß gerade der Deutschen auf das übrige Europa ist im wesentlichen freilich ein junger. Er setzt in der Hauptsache erst in der zweiten Hälfte des 18. Jahrhunderts ein. Und heute ist die Weltkultur nicht mehr romanisch, sondern zu einem großen Teile doch germanisch bestimmt. — —

In früheren Zeiten allerdings waren die Deutschen, so eigenartig sie ihre Kultur oft gestalteten, so schöne eigene Kunstleistungen sie aufzuweisen hatten, so wichtig sie in religiöser Beziehung für die Welt geworden sind, auf wesentlichen Gebieten der Kultur die Schüler der Römer und der romanischen Völker. Ich

[1]) 5. période, tome 42, p. 555.

möchte hier eine entsprechende Äußerung aus einem Briefe Gustav Freytags an mich vom 30. November 1894 zitieren. Er äußerte sich sehr treffend so: „Wir Deutschen haben den romanischen Völkern den Zusatz von Menschenkraft gegeben, welcher ihnen möglich machte, sich im Mittelalter auszubreiten. Dafür haben sie uns reichlich abgegeben, was in der Bowle ihres Volkstums gebraut wurde. Daß wir einst ihre Herren waren, hat uns für anderthalb Jahrtausende zu ihren Vasallen gemacht." Man kann sich nicht, wie das heute zuweilen geschieht, in sentimentalen Erwägungen darüber ergehen, ob nicht der germanische Geist, wie er uns etwa auf dem Gebiet der Kunst aus der einheimischen frühzeitlichen Ornamentik oder den Resten der Stabreimdichtungen entgegenleuchtet, durch die fremde Kultur in seiner Entwicklung völlig unterbunden und vergiftet worden ist. Der Anschluß an die römische und damit an die Weltkultur war unumgänglich und notwendig. Aber lange haben die Deutschen gebraucht, sich kulturell durchzusetzen.

In meiner „Geschichte der Deutschen Kultur" habe ich es als eine Hauptaufgabe betrachtet, die Wichtigkeit und den außerordentlichen Umfang der fremden Kultureinflüsse auf die Deutschen scharf zu betonen und im einzelnen ausführlich nachzuweisen, nicht in dem Sinne, als ob durch die Addierung dieser fremden Güter die deutsche Kultur als Summe herauskäme, sondern unter voller Würdigung des eigenen Volkstums, der „lieben deutschen Seele" und ihrer gewaltigen schöpferischen Kräfte. Immer gab es auch große Schichten, die dem Fremden gegenüber zurückhielten. Aber gewiß bleibt, daß der Deutsche sehr viel von seiner Kultur von außen überkommen hat. Schon der Kelte hat ihn beeinflußt und ihm die Güter der südlichen Kultur, die sich ihm früh aufschlossen, zum kleinen Teil übermittelt. Dann kam die gewaltige Beeinflussung durch Rom. Christentum und Kaisertum, die Schrift und den Steinbau und was alles sonst haben sie uns übermittelt. Wie selten ahnt man, daß z. B. hinter manchen „urdeutschen" Bräuchen der Volksmedizin altes entstelltes antikes Gut steckt. Dann wirkten, wenn auch in geringem Maße, Byzanz und stärker Italien, durch die Vermittlung der Romanen ferner indirekt die arabische Kultur, die teilweise wieder antikes Gut übermittelte. Darauf setzte der große Einfluß Frankreichs ein, geistig, künstlerisch und gesellschaftlich. Scholastik, Gotik und höfisch-ritterliche Kultur sind französischen Ursprungs. Allmählich trat Frankreich zurück vor Italien, dessen Renaissancekultur Deutschland mächtig beeinflußte, um dann aber nach einer spanischen Einflußperiode abermals fast unumschränkt, wie überhaupt in Europa, so insbesondere in Deutschland, seit dem 17. Jahrhundert eine kulturelle Hegemonie zu üben. Der Deutsche wurde fast zum Halbfranzosen. In nicht geringem Maße äußerten sich daneben holländische Einflüsse; im 18. Jahrhundert aber wirkte England vor allem durch die Richtung auf die Natur als Gegengewicht gegen die Verstandes- und Gesellschaftskultur Frankreichs, wie auf dieses selbst, so insbesondere auf Deutschland.

Und nun erst erblühte eine hohe deutsche Kultur und begann ihren Siegeszug durch die übrigen Länder. Jetzt vergalten die Deutschen den Fremden die Gaben, die sie von ihnen überkommen hatten.

Das also muß man sich vor Augen halten. Der Deutsche hat sich lange in außerordentlich hohem Grade rezeptiv verhalten, aber auch immer den Eifer eines Begabten entwickelt, von andern zu lernen. Man muß feststellen, daß der Wandertrieb des Deutschen nicht aus reiner Abenteuerlust, die später so bekämpfte Fremdsucht nicht aus bloßer Charakterlosigkeit und eitler Nachäfferei hervorgegangen ist. *Lernen* wollten die Deutschen von den Ausländern, ihre Kultur sich aneignen. Die Lehrmeister aber waren in erster Linie die Romanen, vor allem zunächst im Mittelalter.

Wie sich *im Mittelalter* das Urteil der Ausländer über den Deutschen gestaltete, ist nach allem, was vorher gesagt ist, leicht zu vermuten. Auf der einen Seite sehen wir eine nicht nur von den Romanen behauptete, sondern auch von vielen Deutschen selbst empfundene kulturelle Rückständigkeit unsrer Vorfahren. Nicht wenige wollten freilich in ihr verharren und machten aus ihrer Abneigung gegen die sogenannte höhere Kultur kein Hehl; deren Gesinnungsgenossen, volkstümlich fühlend, begegnen uns noch lange in Deutschland. Jedenfalls ergab diese Rückständigkeit von vornherein die Fortdauer des hochmütigen Gefühls *kultureller Überlegenheit bei den Romanen*. Auf der andern Seite hatten die Deutschen das äußere Übergewicht. Sie hatten das Kaisertum, sie hatten die politische Hegemonie in Europa. Ihr Kriegsruhm war unbestritten, ihre Tapferkeit nach wie vor gefürchtet. Aber solche Vorherrschaft wurde ungern ertragen, und insbesondere die Italiener, die Welschen, die die Tapferkeit der Deutschen auf deren Römerzügen genugsam erfuhren, waren von Abneigung gegen diese „Barbaren" mit ihren Machtansprüchen erfüllt. Zu diesen beiden Momenten kam nun aber hinzu, daß die damaligen Deutschen nicht bloß kulturell tiefer standen als die Romanen, sondern zum Teil wirklich noch Barbarei und Roheit der Sitten zeigten, und daß sie ferner ein überaus großes, herrisches Selbstbewußtsein besaßen. Sie verstanden es in keiner Weise, sich beliebt zu machen. „Theutonici . . . nullius amici" heißt es noch in einem lateinischen Vers aus der Mitte des 13. Jahrhunderts, der uns aus England überliefert ist. „Keines Menschen Freunde!" Ein trauriges Wort, aber doch sehr bezeichnend. Ihm entsprechen die Urteile der verschiedenen Völker über die mittelalterlichen Deutschen.

Schon in *Byzanz*, wohin sich zunächst die antike Kultur gerettet hatte, der Stadt der Griechen, die sich nun „Romäer" nannten, lebte die alte Anschauung von den „barbarischen" Leuten im Norden wie etwas Selbstverständliches fort. Man wußte nichts von der jungen kräftigen Kultur, die sich bereits im ottonischen Deutschland entwickelt hatte. Nur mühsam war die Anerkennung des westlichen Kaisertums durchgesetzt; daß Ottos I. Sohn die byzantinische Prinzessin Theophano heimführen durfte, erschien wie eine Gnade. Ottos Gesandte wurden mit verletzender Absicht wie Wilde behandelt; man glaubte ihnen andrerseits durch lächerlichen Prunk imponieren zu können und ahnte nicht, wie rasch die Bettelhaftigkeit desselben von dem Abgesandten des Kaisers, freilich einem Italiener, durchschaut wurde. Als greifbarer Zug der Deutschen erscheint im übrigen wieder die Unmäßigkeit im Essen und Trinken. So

haben wir Äußerungen der Byzantiner über die Schlemmerei, die Räusche und Trunksucht der Deutschen (ventris ingluvies, crapula, ebrietas).

Wichtiger ist das Urteil der Italiener. Die Verbindung mit Italien zur Kaiserzeit hat nicht nur ein Einströmen südlicher Kultureinflüsse nach Deutschland bewirkt, sondern auch für Italien manche glückliche Folgen gehabt, aber keinerlei innere Annäherung herbeigeführt. Die Römerzüge, die deutsche Herrschaft in Italien weckten und stärkten, wie gesagt, vor allem den Gegensatz beider Völker. Schließlich haßten sich Deutsche und Welsche grimmig. „Und könnten deutsche Leute", heißt es in Freidanks „Bescheidenheit", „das (heilige) Land gewinnen heute, die Welschen hassen sie so sehr, den Heiden gönnten sie's viel ehr." Und noch zu Anfang des 16. Jahrhunderts zeichnet ein Volkslied die Stimmung also:

Der Welsch dem Deutschen nie hold ward,
es ist ein angeboren art:
wo hund und katzen zaman kommen,
so bund sie gen einander grommen.

Wendungen, wie welsche Tücke, überhaupt die unfreundliche Nuance im Ausdruck „Wälsche", zeigen, daß der Deutsche dem Welschen nicht besser gesinnt war. Unbezweifelt blieb bei solcher Stimmung die Tapferkeit der deutschen „Bären". Nach der Äußerung eines Italieners „standen sie in der Schlacht, als wären sie von Eisen". Der furor Teutonicus war eine von den Fremden gefürchtete Eigenschaft. Aber man sah in dieser Kampfeswut doch wieder etwas Barbarisches. Man vermißte eigentliche militärische Durchbildung. So sprach zur Zeit Heinrichs VII. ein Italiener von der „stolida gens Germaniae, disciplinae militaris ignara", von dem tölpelhaften deutschen Volk, unbekannt mit der militärischen Zucht. Das Rohe und Wilde galt neben der Trunksucht als Haupteigenschaft der Deutschen. Man machte sich entsetzliche Vorstellungen von ihren Sitten daheim. Wie Ekkehard von Aura berichtet, konnte sich im Jahre 1107 der Papst Paschalis II. nicht zu einer Reise nach Deutschland entschließen; denn er kannte ihre Wildheit von einem Aufruhr in Verona aus Erfahrung. Und wirklich war der Deutsche nach Ekkehards Urteil damals viel heißblütiger als der Lombarde, und rohe und gewalttätige Züge lassen sich aus deutschen Quellen in großer Zahl belegen.

Auch die Franzosen, die, im Mittelalter von dem Deutschen Reich weniger berührt als die Italiener, doch dessen Macht nicht minder respektierten, haben den Jähzorn der damaligen Deutschen hervorgehoben. Eine Stimme aus dem 13. Jahrhundert z. B. lautet: „Li plus ireux sont en Alemaigne". Auch ein hochmütiges Selbstbewußtsein schien für sie charakteristisch. Später, im 15. Jahrhundert, heißt es: „Les Allemands et les Lombards sont volontiers un peu hautains." Andrerseits sprachen die Franzosen mit Vorliebe von jener auch von den Italienern betonten Tölpelhaftigkeit der Deutschen. Damit soll einmal die angebliche Beschränktheit derselben getroffen werden: so haben wir aus dem Mittelalter eine französische Äußerung über die „stultitia Saxonum", die sächsische, d. h. niederdeutsche Borniertheit; bis in die Gegenwart haben sich Bezeichnungen wie „le lourd Allemand" erhalten.

Jener Vorwurf geht andrerseits auf die gesellschaftliche Unbildung der Deutschen. Frankreich war seit dem 11. Jahrhundert nicht nur die Hauptheimat des „studium“ geworden, Paris der „Quell aller Wissenschaft“, der Ort, wo „die wisosten pfafen uf ertrich“ waren, sondern auch die Pflegestätte feiner ästhetischer gesellschaftlicher Kultur. In ersterer Beziehung war ein Herabblicken auf die Deutschen jedenfalls ungerechtfertigt. Denn eine der Zierden der Pariser Universität, der tiefste Kopf seiner Zeit, war ein Deutscher, Albertus Magnus, und die zahlreich nach Frankreich Studierens halber strömenden Kleriker werden kaum jenes hochmütige Urteil von der Dummheit der Deutschen hervorgerufen haben. Dagegen trat der gesellschaftliche Tiefstand derselben scharf bei den großen internationalen Unternehmungen der Kreuzzüge zutage. Da witzelten die feinen normannischen und provenzalischen Ritter ständig über die plumpen Deutschen; auf dem zweiten Kreuzzug gab es einen sicher verletzenden, in seiner Bedeutung nicht recht erklärbaren Neckruf für die Deutschen. Es nützte wenig, daß die ritterlichen Schichten in Deutschland die höfische Kultur der Franzosen übernahmen und mit Eifer pflegten, auch auf dem Gebiet der Minnedichtung Hervorragendes leisteten. Die Mißachtung der deutschen Tölpel blieb. Das zeigt sich gelegentlich in den Äußerungen provenzalischer Troubadours. „Das Volk der Deutschen“, heißt es bei Peire de la Caravane, „will ich nicht lieben noch ihre Gesellschaft irgend haben; denn mir tut das Herz weh von ihrem Krächzen.“ Und Peire Vidal nannte die Deutschen grossiers et communs. Wenn einer den Höfischen spielen wolle, so sei das zum Sterben langweilig.

Einiger Worte bedarf noch das Verhältnis der Deutschen zu den Slawen im Mittelalter. Diesen gegenüber spielten sie die Rolle, in der sich die Romanen ihnen gegenüber gefielen. Sie schauten auf die Slawen als Barbaren herab. Aber da sie zugleich ihre Herren wurden, konnten sie sie auch äußerlich schlecht behandeln. Mit dem auch den Romanen aufgefallenen deutschen Selbstbewußtsein und herrischem Stolz verband sich oft demütigende Herabwürdigung der Unterjochten. Aus dem Wort Slawen ist bei den Sachsen das Wort Sklaven geworden. Man nannte sie „Hunde“, man hielt sie für geradezu schlecht. Nach dem Chronisten Helmold sollen die Slawen „von Natur treulos und bösartig“ sein. Die Überhebung insbesondere der Sachsen über die Slawen ist zweifellos sehr groß gewesen. Im Jahre 1030 wollte ein junger Böhmenfürst die Tochter des Markgrafen von Schweinfurt heiraten, aber er wagte nicht um sie anzuhalten, sondern wollte sie, wie Cosmas berichtet, entführen, „weil er den angeborenen Stolz der Deutschen kannte und wußte, wie sie hochmütig die Slawen und ihre Sprache verachteten“. Daß solche Überhebung die Slawen tief kränkte und sie mit Haß gegen die Deutschen erfüllte, ist um so weniger ein Wunder, als sie auch Gewalttaten zu erdulden hatten und sonst ordentlich ausgesogen wurden. So antworteten sie, wie mit Greueltaten, so mit schnöder Rede und haßvollem Hohn. Viele noch bis in die Gegenwart lebendige Sprichwörter betonen freilich nur die Feindseligkeit der Deutschen gegen die Slawen, andre aber rächen sich nach dem Muster der Romanen durch Charakterisierung der Deutschen als dumm und plump oder gar durch Beschimpfungen, wie Tiere, Hunde und dergleichen.

Indessen wir kehren ins Mittelalter zurück. Da hatte sich in seiner zweiten Hälfte mancher Wandel vollzogen. In der Führung im europäischen Geistes- und Kunstleben war Frankreich vor Italien zurückgetreten, in dem jetzt die reife Kultur der Renaissance zu prangen begann. Entsprechend änderte sich für Deutschland die Stätte, woher es höhere Kultur zu holen beflissen war. Zahlreich und immer zahlreicher strömten die wissensdurstigen deutschen Jünglinge nach Bologna und Padua, um insbesondere die Rechtswissenschaft und dann die neuen humanistischen Wissenschaften zu studieren; zahlreich gingen Handwerker, worunter man damals auch die Künstler verstehen muß, nach dem sonnigen Lande der Schönheit, um von den italienischen Meistern zu lernen; zahlreich saßen die deutschen Kaufleute in den italienischen Handelsplätzen, insbesondere in Venedig, wo seit dem 13. Jahrhundert der Fondaco dei Tedeschi, das Kaufhaus der Deutschen, bestand, um von dem italienischen Levantehandel zu profitieren und die höhere Kaufmannschaft zu erlernen. Daheim, in Deutschland, erblühte eben durch die Verbindung mit Italien der Handel der süddeutschen Städte, und gleichzeitig entwickelte sich durch den Zwischenhandel mit den nordischen Ländern die Handelsmacht der Hansa zu außerordentlicher Größe. Ebenso gedieh die gewerbliche Tätigkeit in den Städten, deren eigentliches Rückgrat eben die Zünfte bildeten. Die technischen Künste blühten, Deutsche erfanden die Feuerwaffen und später die Buchdruckerkunst. Der Bürger war an die Stelle des Ritters getreten; die Städte und die materielle Kultur der „Pfeffersäcke" hatten die Burgen und die französierte Minnekultur geschlagen. Die letztere, die für die Deutschen nur eine „Verbildung" bedeutete und ohnehin bald von den verarmenden Rittern abgetan war, wich nun einer wesentlich bürgerlich bestimmten derben Kultur der Lebensfreudigkeit und ungebundenen Genusses, die konventionellen feinen Formen einer volkstümlichen Formlosigkeit, verbunden mit behaglich-derbem Humor; schließlich, seit dem 15. Jahrhundert und tief hinein in das folgende setzte geradezu ein Schwelgen in formlosem, gröblichem Gebaren und unflätiger Völlerei ein; es begann die Blütezeit des Saufens und Singens, Schlemmens und Demmens. Gleichzeitig entwickelten sich freilich in den Städten die Anfänge einer allgemeineren Laienbildung, die Verwaltung erforderte an Höfen und in Städten juristisch gebildete Räte, und auch höhere wissenschaftliche Interessen breiteten sich mehr und mehr aus. Aber welch ein Abstand blieb doch zunächst von dem Geistesleben im damaligen Italien. Gerade in dieser Zeit der Renaissance wurde trotz aller kulturellen Bedeutung der Deutschen das Dogma von der deutschen Barbarei seitens der Italiener neu befestigt.

Zwar die imponierenden wirtschaftlichen und materiellen Fortschritte der Deutschen, der Reichtum und die Macht ihrer Städte mußten wie aller Welt, so auch den Italienern Respekt einflößen. Wir haben aus dem 15. Jahrhundert bewundernde Äußerungen von Angehörigen der verschiedensten Nationen über den Glanz der deutschen Städte. 1438—39 machte ein kastilianischer Edelmann, Peter Tafur, eine Reise durch Deutschland und rühmt Basel und Straßburg, Köln und Mainz, Nürnberg und Wien überschwenglich. Um

dieselbe Zeit spendete der russische Metropolit Isidor den deutschen Städten bewunderndes Lob. 1458 schrieb Enea Silvio Piccolomini seine „Germania", ursprünglich ein Teil eines an den Kanzler Mayr gerichteten Briefes. Seine panegyrische Lobpreisung entzückte die Deutschen noch lange. „Aufrichtig zu reden," schrieb er, „kein Land in Europa hat bessere und freundlichere Städte als Deutschland." Aus ihnen „leuchtet die Herrlichkeit dieses Volkes, der Schmuck dieses Landes uns klar entgegen". Außer der Sprache, meinte er, sei den Deutschen anscheinend nichts Barbarisches mehr geblieben. Schon vorher hatte Ambrogio Traversari die deutschen Städte gerühmt; nachher taten es noch andre Italiener, so 1471 der Sekretär eines Legaten, Augustinus Patritius, 1492 ein Mitglied einer venetianischen Gesandtschaft namentlich in bezug auf Straßburg. 1497 pries der Franzose Pierre de Froissard den Reichtum der deutschen Kaufleute, von dem „die Blüte der Städte, die Pracht der öffentlichen Gebäude und der Privathäuser wie die kostbaren Schätze im Innern der Wohnungen sprechende Zeugnisse ablegen". Und 1507 nennt Machiavell die Städte den „Kern des Reiches" und bewundert gleichfalls ihren Reichtum. — Manchem dieser Urteile mangelt nun freilich die Aufrichtigkeit. Enea Silvio wollte durch seine Schilderung der Reichtümer Deutschlands die Klagen hinfällig machen, daß dieses Land durch den römischen Stuhl ausgesogen werde. Da er, der einstige Sekretär in der Wiener Kanzlei, ferner dem Kaiser Bistum und Kardinalshut verdankte, hütete er sich wohl vor öffentlichem Tadel: in den Briefen an seine Freunde daheim kritisiert er die Deutschen gehörig. Machiavell sodann, der übrigens nur ein wenig von Süddeutschland gesehen hat, betont auf der andern Seite die kulturelle Rückständigkeit der Deutschen, ihre Unfeinheit und Plumpheit sehr stark. Viele Romanen urteilten auch deshalb in stärkeren Ausdrücken des Lobes, weil sie eine so hohe materielle Kultur in dem Barbarenlande gar nicht erwartet hatten.

Die Herabsetzung der geistigen und gesellschaftlichen Kultur der Deutschen blieb jedenfalls trotzdem durchaus üblich. Sie ließ sich ja auch mit der glänzenden Geistes- und Lebenskultur der italienischen Renaissance nicht entfernt vergleichen. Und gerade der Humanismus, der mit der Wiederbelebung der Antike die Italiener als Nachkommen der alten Römer um so höher stellte, die Pflege der Antike aber als ihr Vorrecht ansah, betonte den dadurch vermehrten geistigen Abstand von den rohen Deutschen auf das schärfste. Georg Voigt hat dafür prägnante Beispiele gesammelt. Schon Petrarca hatte jenes Dogma von der deutschen Barbarei wieder ausgebildet. Auch er staunte wohl über das treffliche Aussehen Kölns und seiner Bewohner, aber er fand dort nur materielle Neigungen, keine Spur von geistigem Schwung. Es sei eine Stadt,

> der der Reiz des gelben Goldes,
> die Liebe zum Bauch und der Eifer für die Kehle, Ruhe und Schlaf
> wichtiger zu sein pflegen als die Sorge um die hehre Dichtung.

Hochmütig wetterte er, als ein Italiener, Zanobi da Strada, von Karl IV. mit dem Dichterlorbeer geschmückt wurde. Er findet es empörend, daß ein „barbarischer" Lorbeer den Musenjünger (Ausoniis armatum Musis) ziere,

und frech, daß ein deutscher Zensor über italienische Ingenia ein Urteil sich anmaße.

Solche Töne wurden nun bei den italienischen Humanisten Mode. Der witzige Poggio ging bis zu derben Schmähungen. „Sind das Menschen!“ schrieb er einmal. „Gute Götter, schlaftrunkene, blöde, schnarchende Geschöpfe sind es, niemals nüchtern, den Menschen und Gott verhaßt.“ Am schlimmsten hat es Giantonio Campano gemacht. Dem war 1471 ein Aufenthalt in Regensburg recht erfolglos und unbehaglich verlaufen. Dafür quittierte er also: „Das ganze Land ist eine Räuberhöhle, der Edelste vom Adel ist der fertigste Räuber. Leben ist hier gleichbedeutend mit Saufen. Die Barbarei der Geister ist eine ganz unglaubliche. Freunde der Wissenschaft sind äußerst selten, Freunde der Eleganz nicht vorhanden, für die Studien der Humanität fehlt alle Fassungsgabe. Bei diesen Barbaren wohnt keine Muse. Alle Menschen stinken in Deutschland; ihm werde übel, wenn er Deutschland nennen höre.“ — Um noch ein etwas späteres Beispiel von dem Hochmut der feineren Köpfe Italiens gegenüber allem Deutschen zu geben, sei auf die beschimpfende Satire Francesco Bernis: „Capitolo gegen Papst Adrian“ von 1522 verwiesen, worin dieser letzte deutsche Papst, einst Professor in Löwen, ein reformatorisch gesinnter, sittenreiner Mann, wütend angegriffen wird. Hier interessiert aber vor allem die darin „zur Schau getragene Verachtung des ‚lächerlichen holländisch-deutschen Barbaren‘“ [1]).

Die Deutschen jener Zeit haben auf solche Überhebung der Italiener wiederholt hingewiesen. Erasmus von Rotterdam sagt in seinem „Lob der Torheit“ (in der Verdeutschung Sebastian Franks): „Die Walchen bringen auf die freien künst und das artlich wolreden und von deswegen schmeichlen sie in selber fürbündig wol, daß sie allein under allen menschen nit ungelert und grob barbari sindt.“ Conrad Celtes, der daheim überall das höchste Ansehen genoß, fand bei seiner Reise nach Italien bei den dortigen Humanisten eine sehr wenig entgegenkommende Aufnahme. Warum, deutet er in der Antrittsrede an, die er 1492 in Ingolstadt hielt: weil, sagt er, die Deutschen von den Italienern verachtet und Barbaren gescholten würden [2]). Natürlich vergalten die Deutschen solche Herabsetzung mit einer sehr berechtigten Kritik der Schwächen der welschen Gelehrten, denen z. B. Diebstähle in deutschen Bibliotheken zur Last gelegt wurden; sie wetteiferten anderseits, durch geistige Leistungen den auch von ihnen anerkannten Meistern gleichzukommen. Heidenheimer hat einige darauf bezügliche Äußerungen von Celtes gelegentlich [3]) zusammengestellt. So meint dieser einmal, wenn Jupiter es gewähre, würde man nach wenigen Jahren sagen können, daß die Deutschen die italienische Leier zu besiegen vermöchten, und ein andres Mal triumphiert er, die Erfindung der Buchdruckerkunst habe bewirkt, daß endlich die Italiener die Deutschen nicht wegen dummer Trägheit aufziehen könnten, da sie sähen, daß deutsche

[1]) Pastor, Geschichte der Päpste. Bd. IV, Abt. 2, S. 83.

[2]) Aschbach in den Sitzungsberichten der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien, Philosophisch-historische Klasse, Bd. 60, S. 92, Anm. 1.

[3]) Zeitschrift für Kulturgeschichte. Bd. III, S. 41 f.

Kunst den römischen Wissenschaften das Wirkungsfeld auf Jahrhunderte hinaus schaffe.

In der Tat ist denn auch eine gewisse Annäherung durch die gemeinsamen Ziele zu spüren. Ja, es gab einzelne Italiener, die den Deutschen in sehr weitgehender Weise gerecht wurden. Nicht nur, daß man die Charakter- und Gemütseigenschaften der Deutschen anerkannte, wie denn Antonio de Beatis in einem Reisebericht von 1517/18 aus den Niederlanden schrieb: „Die Leute sind gut und liebevoll sowohl im oberen Deutschland als in den Niederlanden und vor allem so ehrlich, daß wenn ihnen alles Gold der Welt im Hause hingeworfen würde, sie es nicht anrühren würden". Man rühmte vielmehr auch die geistigen Fähigkeiten. So schrieb der bekannte spätere Nuntius Aleander an den Humanisten Michael Hummelsberger in einem lateinischen Briefe vom Mai 1511 folgendes: „Gut finde ich die Geister in Frankreich, gut in Italien, aber jedes dieser Völker wirft sich, meist ohne Vorkenntnisse (nicht ohne das Merkmal der Habsucht), auf diejenigen Künste, aus denen es allein augenblicklich Gewinn erhofft. Aber Deutschland sucht, allein durch Neigung zur Tüchtigkeit bewogen, immer etwas Neues, wodurch es sich mehr Ruhm erwerbe als Gewinn. Und während es für sich mit spartanischer Armut (!) zufrieden ist, arbeitet es für den gemeinsamen Nutzen andrer Völker, bringt es alle Künste ans Licht, erfindet es neue, die jetzt aufzuzählen zu weit führen würde" [1]). Gegen Ende des 16. Jahrhunderts aber kam einem andern Italiener bereits eine Vorahnung der künftigen hohen Kultur der Deutschen. Es war freilich ein Italiener, der ob seiner freien antirömischen Gesinnungen als Ketzer verfolgt war und später den Feuertod erleiden mußte, Giordano Bruno. Er feiert gelegentlich Wittenberg und weiter Deutschland, „das Vaterland des Kusaners, des Paracelsus, Kopernikus, Luthers, als das Bollwerk der Geistesfreiheit gegen römischen Aberglauben". „Gib Jupiter," ruft er, „daß die Deutschen ihre eigenen Kräfte erkennen, gib, daß sie mit ihrem Eifer höhere Dinge in Angriff nehmen, und sie werden nicht Menschen sein, sondern Götter." Ein überaus günstiges Urteil hat Nathan Chytraeus in seinen Variorum in Europa itinerum deliciae (Herborn 1594) überliefert. Danach hätte um jene Zeit unter dem Portikus Pius' IV. eine Inschrift gestanden, die sich auf Deutschland bezog und neben der starken Bevölkerung, dem Reichtum an Vieh und Erdschätzen auch die militärische Zucht und geistige Gewandtheit (rei militaris disciplina, ingeniorum solertia) hervorhob.

Gewiß, das deutsche Geistesleben des 16. Jahrhunderts zeigte bereits eine nicht zu leugnende Höhe; Künste und Wissenschaften erblühten neben der materiellen Kultur immer schöner. Die Reformation hatte die Tiefe des deutschen Gemüts, aber auch das geistige Eigenleben der Deutschen enthüllt und so Europa beeinflußt. Aber noch lag über der Lebenshaltung, über den Sitten jene schon erwähnte rohe Atmosphäre des Trinkens und Schlemmens, des unflätigen Grobianismus, die den Ausländern die

[1]) Vgl. „Beilage zur Allgemeinen Zeitung" (München) 1906, Nr. 154 (aus dem Cod. lat. 4007 der Münchner Hof- und Staatsbibliothek).

Deutschen immer wieder als Barbaren erscheinen ließ. „Sie sind roh und sie leben roh", urteilte gegen Ende des 15. Jahrhunderts der französierte Burgunder Philippe de Comines, und im 16. Jahrhundert war solche Roheit zum Teil noch viel schlimmer und häßlicher geworden. Es war wie eine volkstümliche Reaktion gegen die nun in Deutschland einziehende gelehrte Bildung und gegen die theologischen Sittenprediger. Insbesondere die Trunksucht stieg ins Ungemessene. Bereits zu Anfang des 15. Jahrhunderts hatte Poggio dem Kardinal Cesarini geschrieben: „Die Deutschen waren einst ein kriegerisches Volk[1]), jetzt sind sie nur stark im Essen und Trinken und tüchtig je nach dem Maße des Weines, den sie zu verschlucken haben." Im 16. Jahrhundert mußte Luther dem Verdammungsurteil der Fremden über dies deutsche Laster zustimmen und tat dies in heftiger Weise: „Ich weiß leider wohl, daß wir Deutschen müssen immer Bestien und tolle Tiere sein und bleiben, wie uns denn die umliegenden Länder nennen und wir auch wohl verdienen." 1551 weist Kaspar Scheidt mahnend darauf hin, in welch schlimmem Rufe der Deutsche bei den Ausländern stünde: er hieße bei diesen Porco tedesco (deutsches Schwein), inebriaco (Trunkenbold), Aleman ivrogne (trunkener Deutscher).

Ein Franzose, Alexandre de Pontaymerie, nannte Deutschland das Reich der Trunkenbolde, und auch Michel de Montaigne, der gegen Ende des 16. Jahrhunderts Deutschland bereist hat und es nur mit Bedauern verließ, trotzdem er von dort nach Italien ging, konnte seine Bewohner nicht anders als trunksüchtig nennen. Im übrigen hebt er aber neben ihrer schon von altersher getadelten Hitzköpfigkeit ihren zuverlässigen und biederen Charakter und natürlich damals noch die hohe materielle Kultur von Stadt und Land hervor. Henri Etienne (Henricus Stephanus) weiß in seiner Schrift: Francofordiense Emporium (1574) viel Gutes von seinem Aufenthalt in Frankfurt, das er mit Athen vergleicht, zu sagen und rühmt von Deutschland, daß es die von ihm erfundene Buchdruckerkunst zum Gemeingut der Völker gemacht und durch sie die schon herrschende Barbarei vertrieben habe; er meint, es sei nicht wunderbar, daß Deutschland so von den Musen begünstigt werde: aber auch er hat die unselige Trunksucht heftig getadelt. Und Alba hat von den tollen und vollen Deutschen gesprochen, die zu Ränken kein Geschick hätten.

Auch die Engländer, die um diese Zeit durch ihren neuerrungenen Anteil

[1]) Der Kriegsruhm der Deutschen bestand übrigens noch im 15. und 16. Jahrh. ungeschmälert. Nach einer französischen Bearbeitung der Münsterschen Kosmographie von François de Belle Forest gab es bei den Nachbarn der Deutschen das Sprichwort: „Wer unglücklich kämpfen und kriegen will, der fange mit den Deutschen an, und wer in Stücke zerrissen werden will, der suche Streit mit den Germanen." Anderseits hob man hervor, daß die Deutschen keineswegs leicht losschlügen und den Worten durchaus nicht gleich Taten folgen ließen. So zitiert der Pfalzgraf Johann Casimir in einem Briefe an den Landgrafen von Hessen eine Äußerung des Herzogs von Alba über die deutschen Fürsten, die in ihren Wappen Löwen, Greifen und Adler führten, aber nicht bissen noch kratzten. „Den Spaniern, Franzosen und andern frembden nationen", fährt er fort, „ist leider wolbekannt, daß unsere, der Teutschen, handlungen mehr auf dem schreiben, papier, vergebentlichen zusammenkünften und tagleistungen bestehen und beruhen, darnach sie ihre Anschläg richten und rechnungen machen."

an Welthandel und Weltmacht und ihre Emanzipation von der sie früher beherrschenden Macht der Hanse zu einer immer höheren wirtschaftlichen Bedeutung, aber auch zu einer glänzenderen geistigen und gesellschaftlichen Kultur emporstiegen — umgekehrt verlor das von Spanien abhängige Italien seine frühere Bedeutung und zehrte zunächst nur von altem Glanz —, auch die Engländer spotteten über die berührte böse Schwäche der Deutschen. Gerade die Engländer, von denen ein altes französisches Sprichwort sagt: les meilleurs buveurs en Angleterre, hatten am allerwenigsten Grund, sich über die Zechlust und das tolle Gebaren andrer Germanen lustig zu machen. Aber sie spotteten gleichwohl, zunächst über den Niederländer, der in den englischen Dramen häufig als Trunkenbold verhöhnt wird, aber ebenso über den Deutschen sonst. Auch Shakespeare hat es getan. Im „Kaufmann von Venedig" antwortet Porcia auf die Frage, wie ihr der junge Deutsche, des Herzogs von Sachsen Neffe, gefalle: „Sehr abscheulich des Morgens, wenn er nüchtern ist, und höchst abscheulich des Nachmittags, wenn er betrunken ist; in seinem besten Zustande ist er ein bißchen schlechter als ein Mensch und in seinem schlechtesten Zustande ein bißchen besser als ein Tier." Von dem englischen Dichter John Owen stammt das witzige lateinische Epigramm:

Wenn, wie die Sprichwörter behaupten, im Wein die Wahrheit steckt,
dann findet die Wahrheit ein Deutscher, jetzt oder später.

Interessant ist eine Äußerung des gut beobachtenden Engländers Moryson in seinem „Itinerary" (London 1617), weil er doch gleichzeitig die nunmehr bereits anerkannten höheren geistigen Interessen der Deutschen heranzieht. „Die Deutschen", sagt er — ich folge einem Zitat Frauenstädts —, „sind, wenn man die Wahrheit sagen soll, in hohem Grade dem Trunke ergeben, während man im übrigen kaum von einem sie beherrschenden Nationalfehler hört (!). Wie die Nation im allgemeinen und jedes einzelne ihrer Glieder, werden auch ihre Künstler und Gelehrten, obwohl sie so tun, als lebten sie für nichts als ihre Kunst und Wissenschaft, infolge der steten Übung im Trinken sehr bald unbesiegbare Meister in dieser Fertigkeit". — —

Wie die Westeuropäer im allgemeinen über die Deutschen zu Anfang des 17. Jahrhunderts dachten, kann der höchst interessante, jetzt wenig bekannte, einst sehr geschätzte satirische Roman „Euphormio" von Johann Barclay, dem am Hofe Heinrichs IV. von Frankreich beliebten Gelehrten, dem Freund und Gesandten Jakobs I. von England, lehren. Dieser Roman, der die Zustände Europas um 1600 beleuchtet, Länder und Personen dabei mit fingierten Namen belegt, beehrt Deutschland natürlich mit dem Namen Boeotia und die Bewohner mit dem der Thebaner. Dabei bekennt Barclay sich zu einer besonderen Vorliebe für das Land und bezeichnet es als „die große Wiege unsrer Vorfahren". Aber er nennt das deutsche Volk „ein Volk mehr für harte Arbeit als für geistige Anstrengung gemacht und überhaupt seines Böotiens würdig". Er spricht von dem „Stumpfsinn, der dem Thebaner eine feingeistige Beschäftigung verbietet". Natürlich schildert er auch ausführlich und spöttisch einen Schmaus, bei dem es höchst gravitätisch hergeht, der aber dann in ein wüstes Trinkgelage übergeht. Unverschleiert schildert Barclay die Deutschen in seinem „Spiegel des menschlichen Geistes" von 1614

hinsichtlich ihrer Fehler wie ihrer Vorzüge. Wieder wird die Trunksucht hervorgehoben, wieder die Stumpfheit des Geistes betont. Weiter heißt es: „Der Geist dieser Leute ist nicht sehr hell, aber zur größten Ausdauer befähigt, so daß man sagen kann: ‚Sie wissen mehr, andre verstehen besser'. Viele vom hohen Adel haben nach den heutigen Begriffen wenig Bildung und Schliff." Weiter kritisiert er die Fremdsucht und die Titelsucht der Deutschen, weiß aber dann doch auch Besseres zu melden. Er betont das Worthalten, die Offenheit, den Biedersinn des Volkes, den Mangel an Lüsternheit, den gesunden Verstand. „Dieses Volk", heißt es ferner, „ist sehr kriegerisch, versteht aber auch Frieden zu halten". Barclay gesteht sogar: „Es gebricht ihnen auch nicht an Männern von allerhöchster Bedeutung, bei denen die angestammte Schwerfälligkeit durch eine lebhafte und wohlgeübte Verstandesschärfe überwunden ist, besonders wenn sie" — und hier kommt nun wieder die Anschauung von der kulturellen Überlegenheit der älteren Kulturvölker zum Vorschein — „ihre starke Einsicht lange genug mit der Kunst und den Sitten des Auslandes in Berührung gebracht haben."

Das war nun aber wirklich der Weg, auf dem viele Deutsche jener Zeit nach höherer Kultur strebten. Man darf, wie schon angedeutet, nicht glauben, daß die im 16. und 17. Jahrhundert von patriotisch fühlenden Männern wie Agricola, Moscherosch, Lauremberg, Logau scharf bekämpfte Fremdsucht lediglich von Übel gewesen ist. Sie ist das so wenig gewesen wie die mit ihr zusammenhängende, seit Ende des 16. Jahrhunderts allgemein werdende Reisesucht. Für den jungen Mann von Stande war die Reise ins Ausland, später insbesondere nach Frankreich, die sogenannte Kavaliertour, ein durchaus als notwendig empfundenes Bildungsmittel nach Abschluß der Universitätsstudien. So beginnt denn eben mit Hilfe der italienischen, französischen, holländischen, endlich der englischen Kultur ein höchst energisches Aufwärtsstreben der Deutschen. Vor allem wurde Frankreich das gelobte Musterland, und wenn auch die damals als ideal geltende französische Hofkultur eine bedenkliche Äußerlichkeit und Charakterlosigkeit bei ihren deutschen Nachahmern hervorrief, so kam doch mit ihrer und des französischen Geistes Hilfe der Deutsche ganz im Sinne Leibnizens, der aber keineswegs einer blinden Nachahmung das Wort redete, vielmehr nationale Ziele hatte, allmählich zu mehr weltmännischer Bildung, zu gesellschaftlicher Verfeinerung, zu Geschmack und größerer geistiger Freiheit und Natürlichkeit. Thomasius empfahl ebenfalls im Sinne einer Reform des deutschen Lebens durchaus die „Nachahmung der Franzosen". „Denn sie sind doch heutzutage die geschicktesten Leute und wissen allen Sachen ein rechtes Leben zu geben." Daß die Deutschen damals besonders geneigt waren, sich in die Schule des Auslandes zu begeben, lag im übrigen an dem wirtschaftlichen und politischen Niedergang Deutschlands. In ersterer Beziehung war ein Verfall schon zu Ende des 16. Jahrhunderts eingetreten, und in politischer Hinsicht hatte bereits seit dem Ausgang des Mittelalters[1]) die aufstrebende Fürstenmacht und der

[1]) „Wenn das deutsche Volk einig wäre," urteilte schon um 1470 ein Grieche, „so wäre es unbezwingbar und bei weitem das stärkste."

alte deutsche Sondergeist eine kraftvolle Äußerung der Zentralgewalt mehr und mehr unterbunden. Der Dreißigjährige Krieg besiegelte den wirtschaftlichen Ruin und die politische Ohnmacht. Es kam die Blütezeit der deutschen Kleinstaaterei, in der das Reich dem Auslande ein Bild der Konfusion und Schwerfälligkeit bot, zugleich aber, insbesondere dem auch politisch führenden Frankreich, als eine willkommene Beute erscheinen mußte. Die inneren Streitigkeiten hatten für das Ausland nur etwas Lächerliches: spöttisch sprach der Franzose von Querelles d'Allemand. Der Ausdruck soll übrigens ursprünglich von einer französischen streitsüchtigen Adelsfamilie Alleman gegolten haben und auf die Deutschen übertragen sein, bezeichnete aber nicht nur die Streitsucht, sondern auch die Streiterei wegen Kleinigkeiten.

Frankreich, das in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eine starke geistige und politische Beeinflussung durch Deutschland erfuhr, das in den Hugenottenkriegen Deutsche für die französischen Protestanten kämpfen sah, das, wie schon das Beispiel Franz' I. zeigt, der seine Prunkrüstungen aus Deutschland bezog, einen deutschen Leibarzt hatte usw., deutsche Leistungen wohl zu schätzen wußte, Frankreich wurde mit dem 17. Jahrhundert bekanntlich das kulturell und politisch führende Land in Europa, eine Rolle, die es im 18. noch stärker spielte.

Es ward das weitaus wichtigste Land für die Menschheit, und darum ist es von besonderem Interesse, zu erfahren, wie in dieser Periode die Franzosen über uns geurteilt haben. Die oft gerühmten deutschen Charakterzüge, die gutmütige Offenheit, die ehrliche, biedermännische Gesinnung wurden gern anerkannt, die Gutmütigkeit um so lieber, als die Deutschen in wirtschaftlicher Beziehung einen vortrefflichen Markt für die modischen Erzeugnisse Frankreichs boten und in politischer Hinsicht infolge der schon berührten Zersplitterung trotz ihrer den Franzosen aus den Kriegen des 16. und 17. Jahrhunderts wohlbekannten kriegerischen Tüchtigkeit für Frankreich bequeme Nachbarn waren. Als selbstverständlich wurde die allgemeine Bewunderung der französischen Kultur seitens der Deutschen hingenommen, mit Spott und Hohn aber die Ungewandtheit übergossen, die die nach Frankreich strömenden jungen deutschen Kavaliere oder die dort weilenden Fürsten und Fürstinnen zeigten. In dem Auftreten der ersteren glaubte schon Leibniz den Ursprung der französischen Vorurteile gegen Deutschland zu finden. Sie machten sich dort lächerlich, und daher kämen die (übrigens schon älteren) Sprichwörter „vous me prenez pour un Allemand", d. h. für einen dummen Tölpel, — deutsch kann bis heute wie auch im Italienischen soviel wie dumm bedeuten — und „vous me faites une querelle d'Allemand" [1]). Ebenso spottete man, wenn man deutsche Höfe besucht hatte, „über die altfränkischen Sitten der kleinen Höfe, ihre lächerliche Etikette, ihre endlosen Mahlzeiten, die ein gieriger Appetit eröffnete und rohe Völlerei beschloß". Wenn Saint-Simon den Gipfel linkischen, plumpen Benehmens bei einer Prinzessin bezeichnen wollte, so pflegte er sie den „Ausbund einer Deutschen zu nennen" [2]). Furcht vor den Deutschen

[1]) Süpfle a. a. O., Bd. I. S. 105. [2]) Ebenda.

hatte man also nicht mehr wie einst, sie galten als die gutmütigen Tölpel. Die deutsche Sprache galt als rauh und barbarisch. Von Geschmack der Deutschen konnte keine Rede sein; für die bildenden Künste hielt man sie als Nordländer aus klimatischen Gründen, wie öfter betont wird, auch von Bouhours, nicht für begabt; von der deutschen Musik sagte noch gegen die Mitte des 18. Jahrhunderts Bourdelot: „Die Musik der Deutschen ist hart und schwer wie ihr Geist". Von der geistigen Schwerfälligkeit, „la triste pesanteur de l'Allemand" oder (im lateinischen Haupttext) den „graviora ingenia", sprach 1728 der Jesuit de la Sante, worüber übrigens Gottsched seinen Unwillen ausgedrückt hat[1]). Der Abbé Dubos aber äußerte: „Die Malerei und die Poesie haben sich dem Pol nicht weiter genähert als bis zur Höhe von Holland." Eine geraume Zeit früher, 1671, hatte der Jesuit Bouhours ein sehr bekannt gewordenes Charakterbild von den Deutschen entworfen, das selbst in Frankreich Anstoß erregte. Ich gebe es nach Süpfles Übersetzung wieder: „Ein deutscher oder moskowitischer Schöngeist ist ein seltsames Ding, und wenn es solche gibt, so gehören sie zu der Art jener Geister, die nie erscheinen, ohne Staunen hervorzurufen. Der Kardinal du Perron sagte eines Tages, indem er von dem Jesuiten Gretser sprach: ‚er besitzt sehr viel Geist für einen Deutschen', wie wenn ein geistreicher Deutscher ein Wunder gewesen wäre . . . Der Schöngeist, wie wir ihn definiert haben, kann sich durchaus nicht mit der plumpen Natur und den wuchtigen Körpern der Völker des Nordens vertragen. Allerdings will ich nicht behaupten, daß alle Nordländer dumm sind; es gibt Geist und Wissenschaft in Deutschland und Polen wie anderswo; aber bei alledem kennt man dort nicht unsern Schöngeist noch jenes schöne Wissen, dessen Hauptbestandteil die Feinheit ist." Selbst in dieser Äußerung wird etwas von wissenschaftlichen Leistungen der Deutschen gelten gelassen, und in der Tat erkannten die Franzosen die deutsche Wissenschaft, obwohl man ihren Betrieb zum Teil einen pedantischen und kompilatorischen, die Darstellungsweise plump und geschmacklos schalt, im allgemeinen an, insbesondere die Jurisprudenz, namentlich die Ausbildung des Staatsrechts, und die Philosophie, auch die Naturwissenschaft und die Medizin.

Großes Ansehen genoß der universale Geist Leibnizens, des überall anerkannten Gelehrten, der ja auch vollkommen auf der Höhe der französischen Weltbildung stand und mit den französischen Gelehrten lebhaften persönlichen und schriftlichen Verkehr pflegte. Und seine Theodicee hat in Frankreich große Wirkung geübt. Auch die Wolffsche Philosophie fand später dort, wie überall im Auslande, rasch Anhänger und Bewunderer. Die Erfolge der deutschen Wissenschaft betonte besonders schon Bayle, insbesondere die auf dem Gebiete der Chemie. Er sagt von den Deutschen einmal: „Zweifellos haben sie sich in der Gelehrtenrepublik besonders ausgezeichnet, nicht nur durch ihre unermüdliche Ausdauer bei der Arbeit, was ihnen niemand bestreitet, sondern auch durch ihre Erfindungen und ihr Genie." Ein Menschenalter später spricht der Marquis d'Argens in den „Lettres juives" von dem

[1]) Süpfle, S. 274.

im allgemeinen wenig lebhaften Geist der Deutschen und ihrer Sprache, die mehr geeignet sei, Werke der Wissenschaft und der Moral zu schreiben als Stücke der Eloquenz und der Poesie, wie sie denn auch wenige Dichter, so Brockes, hätten. Dagegen meint er: „Die Deutschen haben als ihre Domäne das Staatsrecht, die Politik, die Literatur und die Philosophie, und der einzige Philosoph Leibniz muß ihnen hundert Poeten in der Republik der Literatur ersetzen." Dagegen fällte noch 1740 Mauvillon in seinen „Lettres françaises et germaniques" das vernichtendste Urteil über das deutsche Geistesleben. Es ist die alte traditionelle Anschauung, wenn er die kriegerischen Qualitäten und körperlichen Vorzüge der Deutschen anerkennt, aber ihnen den Geist abspricht. Trotz des Zugeständnisses wissenschaftlicher Leistungen betont er vor allem den pedantischen Charakter der deutschen Gelehrsamkeit. In der Dichtkunst aber seien die Deutschen jeder Originalität bar. Das geistige Deutschland geriet durch diesen Angriff in Erregung. Thomasius, Wernicke, insbesondere Gottsched, der systematisch das Unzutreffende dieses Urteils zu erweisen suchte, wendeten sich gegen Mauvillon, den 1757 auch das Pariser „Journal étranger" als „frondeur de toute l'Allemagne" tadelte. Welche geringe Anschauung man aber um 1740 noch im französischen Durchschnittspublikum von dem deutschen Geistesleben hatte, zeigt der Vorschlag, den der Buchdrucker Simon in Paris 1741 dem Könige von Preußen machte, man möge durch einen Franzosen eine Druckerei in Berlin einrichten lassen, „da man die Wissenschaften und schönen Künste in einem Lande nicht betreiben könne, in dem die Bücher fehlten, die davon handelten" (Süpfle). — Altes Ansehen genossen dagegen die Deutschen wegen ihrer technischen Geschicklichkeit und ihrer Fertigkeit in den mechanischen Künsten. Sagte man schon im 16. Jahrhundert: „Die Deutschen haben den Verstand in den Händen" (Les Allemands ont l'entendement ès mains), so nannte noch gegen Ende des achtzehnten der Fachschriftsteller Grignon Deutschland „la patrie des machines" und ein Artikel der großen Enzyklopädie (beim Wort marbreur de papier) Deutschland die „officina artium". So dachte man auch um 1700.

Eine sehr interessante Anerkennung von seiten der Franzosen sei noch besonders hervorgehoben; sie war allerdings erst zu dieser Zeit möglich. Der erwähnte Marquis d'Argens, der übrigens wieder betont, daß die Deutschen die „anciens pères" der Franzosen seien und seit je eine Sympathie zwischen beiden bestanden habe, hebt einmal die neuerdings eingetretene Mäßigkeit der Deutschen hervor: „Seit Montaigne haben sich die Dinge in Deutschland sehr geändert. Man trinkt dort zwar noch, aber weit entfernt, die Trunkenheit als eine Tugend anzusehen, betrachtet man sie dort beinahe schon als ein Laster." In der Tat hatte eben mit der Übernahme der französischen höfischen Kultur in der sogenannten „galanten" Zeit, also bereits um 1700, die Trunkfreude und Trunksucht in den französierten Kreisen stark abgenommen. Es beginnt das Zeitalter des Kaffees.

(Ein Schlußartikel folgt.)

Njanapu.

Eine indische Sage

von

M. Eichhorn.

In einem großen Walde lebte ein Holzfäller mit seiner Frau. Sie hatten ein einziges Kind, eine Tochter, die sie Njanapu nannten. Sie war der Eltern Hoffnung und Freude und ihr ganzer Reichtum. Noch ehe sie geboren, ward ihrer Mutter durch einen Traum geoffenbart, daß ihr Kind einst als Königin in ein Schloß einziehen werde.

Und von der Stunde an, da das kleine Mädchen mit den strahlenden Lotusaugen das Licht der Welt erblickte, wurde es gehegt und gepflegt und, soweit es die Armut der Eltern gestattete, wie eine Prinzessin gehalten. Wenn der Vater in den Wald ging, Bäume zu fällen, durfte Njanapu nie mitgehen. Wenn die Mutter im Haushalt sich mühte, durfte Njanapu nie helfen. Die Eltern waren nur darauf bedacht, daß das Kind fleißig bade, sein reiches Haar salbe und strähle, damit die künftige Fürstin für den ihr bestimmten Gemahl zu voller Schönheit erblühe. Und Njanapu erwuchs auch wirklich zu wundervoller, blumenzarter Lieblichkeit.

Sie lag Tag für Tag auf einem Blütenlager unter dem großen Tamarindenbaum, der vor der Hütte stand, und träumte. Oder sie blickte in das duftige Gewirr der Zweige und belauschte Eichhörnchen, Vögel und Insekten, die den Baum bevölkerten. Bald verstand sie die Sprache dieser Tiere. Abends, wenn der Mond den Wald in ein Feenreich verwandelte, lauschte sie den Worten ihrer Mutter, die ihr die schönsten Legenden, Sagen und Märchen erzählte.

Als Njanapu alt genug geworden war, um heiraten zu können, zwölf Jahre oder mehr, begannen ihre Eltern nach dem Prinzen auszuspähen, den ihr das Schicksal zum Gatten erkoren. Sie meinten, er werde eines Tages — wie in alten Sagen — in die Hütte eintreten, nachdem er sich im Walde verirrt, werde Njanapu erblicken und sie in sein Schloß heimführen, nicht wissend, ob sie ein Götter- oder ein Menschenkind sei.

Aber Monat auf Monat verging, und kein Prinz wollte sich zeigen. Dagegen zog ein andrer Gast in die Hütte ein, ein grausamer Gast: der Hunger.

Im Kampfe mit den Dämonen hatte der Himmelsgott Indra diesmal nicht den Sieg davongetragen. Der Segen der Himmelskuh strömte nicht hernieder. Und doch hätten Regenfluten die ganze Gegend, wie alljährlich, in ein Sumpfland und dann wieder in einen Garten Gottes verwandeln sollen. Nun aber ward alles braun und dürr. Kein Korn gedieh. Kein Reis konnte gepflanzt werden. Nirgends dufteten Kräuter. Kein Gras wuchs unter den Bäumen, die ihr letztes Laub verloren und keine Früchte trugen. Einer öden Brandstätte glich das ganze Land.

Die Menschen wurden bleich und still. Hohlwangig und hungrig kauerten sie auf der kahlen Erde und erwarteten den Tod. Hilflos sahen sie ihm entgegen.

Besonders große Not herrschte in der Hütte des Holzfällers. In der Hoffnung, daß doch noch ein segensreicher Regen niedergehen werde, hatte Njanapus Vater sein Werkzeug verkauft. Nun war er außerstande, Bäume zu fällen, und mußte sich daran genügen lassen, dürre Äste zu sammeln. Und immer größere Holzlasten wurden von ihm für täglich geringere Bezahlung verlangt! Der Menschen, die im Walde Holz suchten, um sich durch den Verkauf desselben vor Hunger zu schützen, waren so viele! Aber Geld gab es im Lande immer weniger, denn es wanderte in die fernsten Gegenden, aus denen man die Lebensmittel bezog.

Die vielen Sorgen und die bittere Enttäuschung darüber, daß der so sicher erwartete Freier ausblieb, machten den Holzfäller elend und krank. Dazu kam noch der Mangel an Nahrung. Er wurde zuletzt ganz unfähig, in den Wald zu gehen. Auch Njanapus Mutter hatte wenig Arbeit mehr. Denn der Herd und die Töpfe feierten. Ganz still ward es in der Hütte.

Jetzt war der künftigen Prinzessin die große Not nicht mehr zu verheimlichen. Unter Klagen und Schluchzen berichtete die Mutter Njanapu den ganzen Jammer. Und noch weiter ging sie in ihrer Aufregung. Sie hub an, die Tochter anzuklagen und sie mit Vorwürfen zu überschütten: „Alles haben wir dir geopfert. Wie Sklaven haben wir für dich gearbeitet. Von Tag zu Tag haben wir gehofft, daß das Los, das dir bestimmt ist, sich erfülle, und daß der Fürst erscheine, der dich heimführen soll. Doch unser Hoffen war umsonst. Unsre Opfer alle waren vergeblich. Welch große Sünden mußt du in deinen früheren Geburten begangen haben, daß dir beschieden, uns eine so schmerzliche Enttäuschung zu bereiten."

Njanapu war bestürzt. Gleich schürzte sie ihr leichtes Bastkleidchen, um an Stelle des Vaters Reisig zu sammeln, und machte sich auf den Weg.

Morgenfrisch und licht und fein wie ein Mondstrahl wandelte sie durch den noch dämmrigen Wald. Vor ihrer Lieblichkeit wichen Schatten und Nachtgespenster. Mit den kleinen, zarten Füßen trat sie auf knorrige Baumwurzeln, dorniges Gestrüpp und spitze Steine. Und mit den weichen Händen riß sie die dürren Äste von den Bäumen und las vom Boden auf, was zu verwerten war. Sie achtete dessen nicht, daß ihr nach einer kleinen Weile schon Hände und Füße bluteten. Nicht eher ruhte sie, bis sie auf ihrem zierlichen Köpfchen eine Last nach Hause trug, der sie fast unterlag. Die

Sonne stand schon hoch am Himmel, als sie heimkehrte und todmatt niedersank wie ein junger Jasminstrauch, den der Südwind umgeweht.

Noch einmal raffte sich der Holzfäller auf und trug alles, was Njanapu gesammelt hatte, in die Stadt, es für eine Handvoll Reis zu verkaufen.

Am andern Morgen ging Njanapu mit erneuten Kräften in den Wald. Und so an den folgenden Tagen. Aber die Bündel, die sie brachte, wurden immer kleiner, und eines Tages war in der ganzen Umgegend kein Reisig noch sonst Brauchbares zu finden. Njanapu wollte kummervoll mit leeren Händen nach Hause gehen. Da kam ihr der rettende Gedanke, ob sie sich nicht in eine abgelegene Schlucht wagen könne, vor der sie sich bislang gefürchtet. Mutig beschritt sie den beschwerlichen Pfad, der hineinführte.

Immer einsamer ward es um sie und immer dunkler. Verworrenes Gestrüpp versperrte ihr den Weg. Dornen hielten die mühsam Schreitende an Gewand und Haaren fest und verletzten ihr die jugendzarten Glieder. Allenthalben ragte verwittertes Gestein aus dem Boden und schwarze Nacht lagerte hinter und zwischen den zerfallenen Mauern. Weit und breit war kein lebendes Wesen zu erblicken. Eine schwüle Stille lag über der Wildnis. In den schroffen Felsen waren tiefe Risse und Spalten, die gespensterhafte Figuren bildeten. So wenigstens erschien es Njanapu. Grauen schüttelte sie. Und sie beschloß umzukehren.

Da, dicht vor einer alten Mauer, lag ein Haufen Reisig. Njanapu beugte sich nieder und lud sich so viel auf, als sie irgend tragen konnte. Dann nahm sie noch einen großen Stecken, sich darauf zu stützen und wandte sich mit erleichtertem Herzen heimwärts.

Plötzlich entfielen ihr Bündel und Stecken. Eine ihr völlig unbekannte Stimme hatte gerufen: „Njanapu!" Und jetzt noch einmal: „Njanapu, willst du meine Gemahlin werden?"

Niemand war zu sehen. Und doch waren die Worte laut und deutlich wie aus nächster Nähe an ihr Ohr gedrungen. Mit angstentstelltem Antlitz entfloh Njanapu.

Nach kurzer Zeit jedoch hemmte sie ihren Schritt. Sie lauschte atemlos. Kein Laut war zu hören.

Da schlich sie behutsam nach der Stelle zurück, wo Bündel und Stecken lagen, ergriff beides mit eiligen, zittrigen Händen und kehrte im Fluge heim.

Die Eltern waren mit dem Ertrag des heutigen Tages gar wohl zufrieden.

Am folgenden Morgen sollte Njanapu wieder eine so reichliche Beute heimbringen. Sie schauderte bei dem Gedanken, den unheimlichen Ort abermals aufsuchen zu müssen. Doch überwand sie die Furcht mit starker Willenskraft und eilte nochmals in die Schlucht.

Sie ging so schnell wie möglich und raffte an der gleichen Stelle mit fieberhafter Hast und laut pochendem Herzen eine große Bürde Reisig zusammen, belud ihr erhitztes Köpfchen damit und enteilte.

Fast wäre sie vor Schrecken in die Knie gesunken, als hinter ihr zum zweiten Male die gespensterhafte Stimme ertönte: „Njanapu, willst du meine Gemahlin werden?"

Atemlos stürzte sie fort. Kaum trugen die zitternden Füße sie nach Hause.

Am dritten Tage erwarteten die Eltern gleiche Hilfe von Njanapu. Da gestand sie schluchzend, an welchem Orte sie Reisig gefunden und was ihr allda begegnet war. Sie beteuerte, niemals wieder die grausige Felsenschlucht betreten zu können. Lieber möge sie der Vater gleich totschlagen. Die Eltern aber hatten kein Erbarmen. Sie zwangen Njanapu zu gehen. Ja, sie geboten ihr sogar, der Gespensterstimme, falls sie ihre Frage wiederhole, eine Antwort zu geben.

An allen Gliedern bebend, verließ Njanapu die Hütte und eilte, zu der Göttin flehend, in die Schlucht. Kaum hatte sie die grauenvolle Stelle erreicht, als die unheimliche Stimme, lauter und eindringlicher als vordem, ihr zurief:

„Njanapu, willst du meine Gemahlin werden?"

Und gehorsam, obwohl in Todesangst, hauchte Njanapu: „Wer bist du, und was willst du von mir?"

Die Stimme erwiderte: „Nach drei Tagen, im Vollmondschein, kehre hierher zurück. Bei deinen Eltern soll unterdessen unsre Hochzeit gefeiert werden."

Als Njanapu in höchster Erregung das Geschehnis zu Hause berichtete, brachen die Eltern in lauten Jubel aus. Endlich der ersehnte Prinz! Das war er; kein Zweifel. Und die Tochter mußte baden und sich salben und zur Hochzeit rüsten.

Als am dritten Tage die Abendstunde nahte, hielt plötzlich ein Zug reichverzierter Elefanten und festlich geschmückter Wagen vor der Hütte. Vornehme Jungfrauen traten ein. Sie reichten Njanapu köstliche Salben und Wohlgerüche, Betel und Kampfer, Moschus und Myrrhen. Kostbare, goldgestickte Gewänder, luftige Gewebe aus Lotusfasern, duftige Seidenschleier und feine Linnenstoffe breiteten sie vor ihr aus, daß sie ihren Hochzeitsstaat daraus erwähle. Auch ganze Kisten voll Juwelen wurden herbeigetragen. Da waren goldene Gürtel, edelsteinbesetzte Armspangen und Zehenringe, diamantenfunkelnder Stirnschmuck und Perlenketten! Mit dem schönsten ward Njanapu geschmückt.

Unterdessen reichten fürstliche Speisemeister Njanapus Mutter die auserlesensten Gerichte und Getränke. Festliche Besucher erschienen in großer Anzahl. Für alle die Herrlichkeiten und alle Gäste wäre die Hütte längst zu klein gewesen, wenn sie sich nicht in entsprechendem Maße ausgedehnt, ja zuletzt in einen herrlichen Waldpalast verwandelt hätte. Darin prangte in hellerleuchtetem, prunkendem Saale die Hochzeitstafel.

Unter allgemeinem Jubel ward das Mahl eingenommen. Nur Njanapu, die ihre Hochzeit ohne den Bräutigam feierte, nahm an der rauschenden Freude nicht teil. Heimlich trocknete sie die Tränen, die ihr über die weichen Wangen rollten. Ihr Antlitz war weiß wie die Jasminblüte, als nach Mitternacht ihre Eltern sie in die düstere Felsenschlucht mehr schleppten als geleiteten.

Taghell beschien der Mond das verwitterte Gemäuer, vor dem der Reisighaufen lag, und die schroffe Felswand daneben sah mit ihren Rissen noch gespensterhafter aus als sonst.

Dreimal mußte Njanapu auf die unheimlich deutlich ertönende Frage, ob sie des Unbekannten Gemahlin werden wolle, mit einem vernehmlichen Ja antworten. Dann erweiterte sich ein bisher unsichtbarer Spalt in der Felswand. Das Rankengestrüpp, das ihn verdeckt hatte, zerriß. Eine Hand kam zum Vorschein: eine schöngeformte, feine, hellfarbige Menschenhand! Die fast ohnmächtige Njanapu mußte sie ergreifen. Halb von der geheimnisvollen Hand gezogen, halb von den Eltern geschoben, verschwand das schwankende Mädchen in der noch mehr sich erweiternden Öffnung. Und hinter ihr schloß sich das Felsentor.

Njanapu befand sich zuerst in völliger Dunkelheit. Sie wurde willenlos durch einen unterirdischen Gang geführt. Hier gab ihr die lebenswarme Hand, die sie unaufhaltsam und sorglich vorwärts zog, Halt und Trost.

Von Zeit zu Zeit war der Weg wie durch himmlische Gestirne erhellt. Die leuchtenden Strahlen kamen von Edelsteinen, die in überirdischem Glanze an der Höhlenwand funkelten. In dieser Beleuchtung erblickte Njanapu ihren Begleiter.

Sie warf nur verstohlen einen seitlichen Blick auf ihn. Aber es genügte, ihr Herz mit der Wonne zu erfüllen, die Menschen empfinden, wenn sich ihnen nach langer qualvoller Irrfahrt Indras Himmel öffnet.

Eine männlich edle, kräftige Gestalt war es, die ihr zur Seite ging. In vollem Jugendreiz prangend, schön wie der aufgehende Mond, schlank wie die Mondsichel. Wahrlich ein Prinz! Schwertscheide und Turban waren mit unzähligen Juwelen besetzt, die in allen Farben schillerten und sich mit dem Gestein der Felswände begrüßten. Des Prinzen Purpurgewänder waren so reich mit Gold und Silber bestickt, daß Njanapu sich wunderte, wie ein Mensch so schwere Last tragen könne.

Ihr Herz pochte in ungestümer Freude. Noch völlig unbekannt waren ihr die Schmerzen und Freuden, die Gott Kama spendet. Jetzt traf sie einer seiner blumengeschmückten Pfeile. Der innere Jubel drohte sie zu ersticken. Gern hätte sie die Augen geschlossen, und auf dem heimischen Waldboden unter dem Tamarindenbaum liegend, die neue Seligkeit so recht ungestört überdacht.

Aber der Prinz, ihr Gemahl, schritt ungeduldig weiter, dem entgegengesetzten Höhlenausgang zu. Obwohl er nur die Spitzen ihrer zarten Finger hielt, fühlte sie sich wie getragen, seit sie ihn erblickt. Es war als schwebten sie beide dahin. Fast tat es ihr leid, als ihre unterirdische Reise ein Ziel fand in dem Jahrtausende alten, hohlen Riesenstamme einer mit dem Felsen verwachsenen Banyane.

Erst schwach nur, dann mehr und mehr hatte des Tages Schein die letzte Strecke des Höhlenpfades vor ihnen erhellt. Nun waren die Wanderer von seinem vollen Glanz nur noch durch Zauberkräuter und Mispeln getrennt,

die im Innern des Baumriesen wuchsen. Der Prinz entfernte das Gestrüpp. Da begrüßte das allgegenwärtige Himmelslicht das junge Paar und spendete ihm seinen Segen mit tausend schönen Versprechungen für die Zukunft.

Und nun begann eine Wanderung durch paradiesische Auen. An Feengärten vorüber, durch ein anmutiges Flußtal, über fruchtbare Felder. Bäume und Sträucher, Wiesen und Feldgewächse standen in schönster Blüte. Wohin die beiden kamen, begrüßte sie tausendstimmiger Gesang. Die wilden Tiere des Waldes umringten sie, vor Zauberern und Dämonen sie zu schützen. Die frommen Tiere der Büsche gaben ihnen freundliches Geleit. Zuletzt strömten ihnen Menschenscharen entgegen. Es kamen Trabanten zu Pferd, Kamel und Elefant. Ein stattliches Gefolge schritt hinter einer Sänfte, die von sechzehn wohlgeübten Trägern gehalten wurde. Sie war breit und lauschig, mit duftenden Kräutern und Blumen überstreut.

Njanapu, die mit dem Prinzen die Sänfte bestieg, fühlte sich wie auf sanft schaukelnden Wellen in wonnevollem seligen Traum. Über eine Brücke gelangten sie durch ein Mauertor an ein königliches Schloß. Es war ein himmelanstrebender stolzer Bau.

Im Schloß ward Njanapu von königlichen Kammerfrauen empfangen, die sie zu erfrischendem Bade in kühler Marmorgrotte geleiteten. Eine neue, noch kostbarere Gewandung lag bereit, die ihr nach Waschung, Salbung und Beräucherung angelegt wurde.

Juwelen von unermessenem Werte umschlossen jetzt ihren runden schlanken Hals und funkelten auf ihrem reichen, ebenholzschwarzen Haar.

So ward sie zu ihrem Gemahl zurückgeführt. Er stand im prächtigen, festlich erleuchteten Kronsaal, und alle Großen seines Reiches waren um ihn versammelt.

Nach tosendem Begrüßungsjubel begab man sich zum üppigen Mahle. Njanapu saß zur Linken des Königs. Vier Dienerinnen wetteiferten, ihr Speisen und Getränke zu reichen. Sechs andre wehten ihr Kühlung zu mit großen Fächern aus Blättern der Wasserlilie. Die Schar der Vasallen erlabte sich in Heiterkeit und Lust an den köstlichen Gerichten. Auch das Antlitz des Königs strahlte vor Glück. Doch berührten seine Lippen keine der Speisen.

Auch Njanapu konnte kaum etwas genießen. Wie betäubt war sie von all der Pracht, die sie umgab.

Gegen Mitternacht brach die Gesellschaft auf. Der König blieb mit seiner jungen Gemahlin allein. Und wieder wollte sie Angst und Zagen beschleichen.

Alles in ihrer Umgebung war ihr fremd, auch er, der Herrliche, der sie hierher geführt, — er, dem alles hier untertan war, und der nun über sie gebot, über ihren jungen Leib und ihr Leben. Scheu und furchtsam blickte sie zu ihm auf. Aber wie das Mondlicht den Spiegel der Gewässer verklärt, so verschönte der Ausdruck der Güte und Liebe sein Angesicht, daß es ihr vertraut erschien. Auch die runde Mondscheibe, die ihren vollen Schein in das lauschige Gemach ergoß, in das sich der König mit Njanapu zurückgezogen

hatte, lächelte wie ein wohlbekanntes, freundliches Antlitz vom Himmelsgewölbe auf sie nieder. Und als sie die Prachtgewänder und den Schmuck abstreifte, wob ihr der Mond beschwichtigend und verklärend einen duftigen Schleier aus seinen Strahlen, in den er sie milde einhüllte. In diesem wunderbaren Lichtgewande trat Njanapu ihrem Gemahl mutiger entgegen: eine Königin dem König!

Als der junge Tag anbrach, verließ der König Njanapu. Doch kehrte er vom kühlen Bade noch einmal zurück, um ihr zuzureden, daß sie noch ruhe. „Denn", so sagte er, „ich muß den ganzen Tag abwesend sein und möchte dich, wenn die Nacht hereinbricht, frisch und froh finden. Dann will ich bei dir sein, wenn du speisest und mit dir kosen."

Und Njanapu unterdrückte die Tränen, die ihr dieser erste Trennungsschmerz entlocken wollte und schlummerte weiter auf dem weichen, weißen Ruhelager von Schwanenflaumfedern.

Als sie erwachte, stand die Sonne schon hoch am Himmel. Von den Dienerinnen und Kammerfrauen gebadet, mit kühlendem Lotuswasser besprengt und in ein Gewand von lockerem, wolkigem Gewebe gehüllt, setzte sie sich an das duftende Frühmahl. Aber es wollte der Einsamen nicht recht munden. Sie dachte darüber nach, was der König so Wichtiges zu tun haben könne, daß er sie am ersten Tage schon verlasse.

Indessen verging ihr die Zeit trotz ihres Alleinseins im Fluge. Sie saß auf einer weichen, blumengestickten Ottomane im abgekühlten Gemach und überdachte ihr günstiges Schicksal und ihr Glück. Jedes Wort des mütterlichen Traumes hatte sich erfüllt! Das dankte sie der gnadenstrahlenden Göttin Pärwati, der Gemahlin des Gottes Siwa Rudra.

Njanapu warf sich zur Erde und brachte der Himmlischen in üblicher Weise — mit sechs Gliedern am Boden — ihren Dank dar. Es war ihr, als vernehme sie eine Antwort von überirdischer Stimme, eine Mahnung. Aber sie horchte nur auf die ersten Worte. Das Weitere ging ihr verloren. Denn eine Bewegung der Dienerschaft und die plötzlich hereinbrechende Dunkelheit kündeten ihr die Heimkehr des Königs. In wonnetrunkener Erregung eilte sie ihm entgegen und vergaß, was sie gehört.

Bald darauf rief der Speisemeister zum Mahl, dem die junge Königin in glücklichster Stimmung zusprach, bis sie gewahr wurde, daß der König auch diesmal keinen Bissen genoß. Als sie ihm zuredete, an ihrem Genusse teilzunehmen, blickte er betroffen und wies es ab.

Jedoch ward er wieder heiter, nachdem die Diener das Mahl abgetragen und sich entfernt hatten. Nun überließ sich das junge Paar dem Glück liebender Gemeinschaft in seligem Geplauder.

Nach längerer Zeit sagte der König plötzlich: „Njanapu, ich werde wohl tagtäglich dich verlassen müssen und nur in dunkler Nacht dein Genosse sein können. Wache du über dieses Schloß und seine Umgebung. Sorge, daß das Tor in der Mauer geschlossen bleibt. Laß keinen in diese Hallen eintreten. Und vermeide es, ich bitte dich, an den Fenstern des Schlosses oder den Grenzen des Parkes dich zu zeigen."

Es wollte Njanapu ängstigen, daß die Züge ihres Gemahls bei diesen Worten großen Ernst, ja fast Strenge zeigten. Doch verwischte sich dieser Eindruck alsbald, da der König liebevoll und gütig hinzufügte: „Teure Gemahlin, das Schloß mit allem was darinnen ist, alles, was die Grenzmauer umschließt, der Garten, der Hain, der Park, der Wald: alles ist dein Eigentum. Schalte und walte in deinem kleinen Reich nach Belieben, so wirst du meiner Abwesenheit kaum gewahr werden." —

Am nächsten Tage begann Njanapu von dem, was ihr gehörte, Besitz zu ergreifen. Sie durchschritt alle Räume des Schlosses, die luftigen Hallen, die Prachtsäle, die Kammern. Dann den blumenreichen Garten. Sie verweilte in duftigen Lianenlauben, erging sich zwischen Granat- und Maulbeerbäumen, zwischen Hecken von Amarantbüschen, die über und über mit Blüten besäet. Sie ruhte unter den tiefherabhängenden Zweigen eines Tamarindenbaumes, allwo man ihr ein Lager von Lotus bereitet hatte. Durch Begonien- und Mimosenalleen gelangte sie in den großen schattigen Park und zuletzt in den Luftwald, der das ganze Besitztum umschloß und sich bis zur Mauer erstreckte. Selbst einer frischen Mangoblüte gleich, wandelte sie unter den blütenbedeckten Mangobäumen, aus deren Zweigen der Ruf der Papageien und Kokila erschallte, die sich auf denselben schaukelten.

Acht Tage vergingen, bis Njanapu an die Grenze ihres Reichs gelangte. Sie hatte die Warnung des Königs, sich der Umfassungsmauer nicht zu sehr zu nahen, nicht vergessen, doch glaubte sie nicht an die Notwendigkeit einer solchen Vorsicht. Wo die Akanthushecke, welche die Mauer bekleidete und überragte, einen Durchblick gewährte, blieb sie in Gedanken versunken stehen und blickte träumerisch über den Wall hinaus in die freie Welt. Ihr durchsichtiges, weißes Gewand, das wie Nektarschaum schimmerte, leuchtete weithin.

Da sprang plötzlich ein Eichhörnchen von dem ihr nächststehenden Baume auf sie zu und rief: „Rette mich! Hüte dich!" Gleichzeitig erblickte sie ein grauenhaftes Ungeheuer, halb Drache, halb Schlange, das sich auf einem Baumstrunk außerhalb des Schloßwaldes emporreckte, zum Sprunge bereit.

Blitzschnell ergriff Njanapu das geängstete Eichhörnchen und eilte mit ihm in den Park zurück.

Habe Dank, du Edle du,
Hüte dich vor Marabu!

rief ihr das Tierlein zu, als es davonsprang.

Am Abend, da der König das Geschehnis erfuhr, ruhten seine ausdrucksvollen Augen bekümmert und besorgt auf Njanapu. Nachdrücklich wiederholte er seine Mahnung, daß sie der Mauer und den Fenstern fern bleibe.

Die Königin war fest entschlossen, der Weisung ihres Gemahls künftig treu Folge zu leisten.

Eines Tages nahte eine Hökerin sich dem Schlosse. Es war, so schien es, eine höchst harmlose alte Frau. Sie war gekleidet wie die Weiber der Holzfäller in dem Heimatland der jungen Königin. Als diese, in der Nähe des Fensters stehend, ihrer ansichtig ward, ergriff sie plötzlich unerklärlicher Weise ein unabweisbares, sehnliches Heimweh. Der königliche Reichtum verlor allen

Wert für sie. Um so heftiger verlangte sie nach den Walderzeugnissen, die vermutlich in dem Flechtkorb der Alten waren. Sie rief der Hökerin von ihrem Fenster aus zu, sie möge eintreten. Die Wache ließ sie nicht ein. Nun begehrte die Königin, zu der Alten hinauszugehen. Dies jedoch wurde ihr auf das entschiedenste verwehrt.

War sie eine Gefangene? In ohnmächtigem Verdruß und voll Sehnsucht blickte sie aus ihrem Prachtgemach hinaus in die Ferne. Dann und wann bedeckte sie die Augen schmerzvoll mit der Hand. Als sie wieder einmal hinausblickte, sah sie die abgewiesene Hökerin dicht unter ihrem Fenster stehen. Grenzenloses Mitleid drückten die Mienen der Alten aus.

„Ich werde mir zu helfen wissen", sagte Njanapu zu sich. Im Nu hatte sie die feinen Linnen ihres Lagers zu einem Seile gedreht, dessen eines Ende sie an ihrem Fenster befestigte. Das andre Ende flatterte wie eine Peitsche über Mauer und Graben und streifte die Füße der Alten. Diese begriff sofort. Sie erfaßte das Seil und gelangte mit Hilfe desselben in Njanapus Gemach. Sie bedeckte die Sandalen der Königin mit Küssen der Dankbarkeit und Ehrfurcht.

Strahlenden Antlitzes deckte Njanapu nun den Korb der Alten auf. Da lag gleich einem Sahnenabhub das Beste und Schönste des ganzen Waldreichtums: die herrlichsten Pilze, schmackhafte Beeren, blinkendes Harz und köstliche Vogelnester! Dazu Zweige des wilden Mangobaumes. Dann kunstreiche Geflechte und Schnitzereien aus Rinde und verhärtetem Gummisaft. Endlich auch die duftigsten Waldblumen und Nüsse. Und in Büscheln junger Mais und Hirse.

„Wie herrlich! wie herrlich!" die Königin klatschte voll Entzücken in die Hände. „Wie das schön ist!, wie das wohltut! Holi-ho! Im Lande ist Regen gefallen, die Menschen darben und schmachten nicht mehr! O wie das duftet! Und wie das munden wird! Soll ich das alles haben?"

„Alles, hohe Fürstin," versetzte die Alte und verneigte sich unterwürfig. „Bereite die jungen Früchte zur Tafel und genieße sie mit deinem Gemahl. Sie werden ihm besser schmecken als die kostbarsten Bissen des Schloßkochs."

„Ach ja, das denke ich auch."

„Oder hat er einen verderbten Geschmack? Mag er die reinen Gaben der Natur nicht mehr genießen?"

Vor dem bösen Blick, der bei diesen Worten aus den Augen der Alten stach, schrak Njanapu zusammen wie eine hilflose Gazelle vor dem Jäger.

Zögernd murmelte sie: „Ich weiß ja nicht, was mein königlicher Gemahl gern ißt. Ich sah ihn noch nie etwas genießen."

„Dein Gemahl speist nicht mit dir?" rief die Alte. „Arme Königin!"

Und im gleichen Augenblick war sie durch das Fenster verschwunden.

„War das ein Traum oder eine Sinnestäuschung? Ist alles nur ein Gaukelspiel meiner Phantasie gewesen?" so fragte sich Njanapu. Denn auch der Korb mit dem Waldsegen war nicht mehr da. Doch, da hing ja noch das Seil, das die Alte benutzt hatte — Njanapu zog es herein und verbarg es in ihrer Truhe.

Keine andre Spur dieses Vorfalles war für den heimkehrenden König sichtbar, als die Tränenspuren auf dem reuevollen Antlitz seiner Gemahlin. Sie gestand ihm auch gleich die Übertretung seines Gebotes und den Kummer, den die Alte in ihr entfacht hatte. „Nicht wahr", schloß sie bittend, durch Tränen lächelnd, „ich bin keine arme Königin? Du wirst heute gnädig sein und mit mir speisen?"

Bei Njanapus Erzählung war der König mühsam ruhig geblieben. Jetzt stöhnte er schmerzlich: „Njanapu! Liebe! Betörte! Wie konntest du mich so grausam verraten!"

Sie aber wiederholte nur Frage und Bitte. Dennoch rührte der König auch an diesem Abend keine Speise an. —

Es war schon früh am Morgen, als die Königin endlich abließ, ihren Gemahl flehend zu bedrängen, daß er künftighin an ihren Mahlzeiten teilnehme.

Er war schweigsam und düster geworden. Ehe er ging, mußte sie ihm das feierliche Versprechen geben, die Alte nie mehr in das Schloß hereinzulassen.

Vielleicht waren zwei Wochen, vielleicht auch zwanzig seither vergangen. Njanapu wußte es nicht, denn schon jeder einzelne Tag erschien ihr wie eine Ewigkeit. Nach wie vor war der König den ganzen Tag abwesend, und sie erfuhr nicht, wohin er ging, noch weshalb er sie täglich verließ.

Da zog eines Tages ein fideler Vogelfänger am Schloß vorüber. Auf seiner schwarzbehaarten Brust, dem Nacken und den Armen saßen Hunderte von Waldbewohnern: Vögel, Käfer, Schmetterlinge und viele andre schillernde Tiere. Von Zeit zu Zeit flogen alle auf und kehrten gehorsam zurück, wenn er seine Rohrpfeife an den Mund setzte. Auch die behenden Eidechsen krochen auf seinen Befehl aus den Falten seiner Kleider hervor. Für die einsame Königin war dies ein bezaubernder Anblick.

„Einen einzigen von diesen Vögeln, die mich in der Heimat so freuten", seufzte die junge Königin, „einen einzigen auch auf meine Schulter! Wie glücklich würde mich das machen!"

Der Vogelhändler blickte zu Njanapu hinauf und begann zu pfeifen.

Eine wunderbare, nie gehörte Weise pfiff er. Körper und Seele durchzog sie wie ein berauschender Zaubergesang.

Die Königin empfand ein unbezwingliches Verlangen, von dem süßen Trank mehr und mehr zu schlürfen. Aber wie den Zauberer festhalten, der weiter zu ziehen drohte. Taumelnd vor Erregung schleppte sie das Linnenseil wieder herbei.

Der Waldmann pfiff das Ende seines Liedes in ihrem Gemache.

Njanapus Herz hämmerte, und ihr Gewissen schlug. Ihre Freude war ihr Leid. Ihr Leid auch Freude! Wie ergötzte sie sich an den bunten Vögeln und den andern entzückenden Tierchen. Alle kamen vertraulich auch zu ihr, indessen der Händler eine Weise nach der andern hören ließ. Als er verstummte, flatterten sie auf und davon. Der Vogelfänger begrüßte die Königin ehrfurchtsvoll und begann eine Unterhaltung.

Er erzählte, wie es im Walde zugehe. Von Tieren, Bäumen und Kräutern, von den Kobolden, Elfen und Dämonen, von den Göttern und den Menschen

sprach er. Seine Rede war nicht Gespräch noch Gesang, aber beides. Sie war aus den tiefsten Tiefen strömende Quellmusik, eine himmlische Offenbarung.

Njanapu war es, als begänne sie jetzt erst zu leben, als hätte durch die Lippen des Waldmanns das All erst heute für sie eine Sprache bekommen! Alles schien er zu wissen. Nur eines war ihm unbekannt: in welchem Reiche er sich eben befand, und wie der König hieß, der über dies Schloß und das Land ringsum regierte.

„Leider kann ich deiner Unwissenheit nicht aufhelfen wie du der meinen", entgegnete Njanapu beschämt auf seine Frage, „noch nie hörte ich den Namen dieses Landes und seines Königs."

„Den Namen deines Gemahls weißt du nicht? Den Namen deines eigenen Gemahls!?"

Mit tief einschneidender, gellender und doch zugleich mitleidiger Stimme stieß der Händler diese Worte hervor. Ohne eine Antwort abzuwarten, entfernte er sich, wie er gekommen. Draußen pfiff er seinen Tieren, die auf ihn zueilten und mit ihm in der Ferne verschwanden.

Diesmal weinte die Königin nicht. Trotz und Ingrimm entstellten ihre Züge. In ihnen las der König sofort bei seiner Heimkehr, was geschehen. Und als seine Gemahlin ihn, statt ihn zärtlich zu begrüßen, mit der Frage empfing: „Warum durfte ich bisher nie erfahren, welchen Reiches Königin ich bin, und wie mein vielgeliebter Gemahl heißt?", da ging er langsamen Schrittes und schweigend in sein Schlafgemach und schloß die Tür hinter sich zu. Dort warf er sich auf sein Lager und weinte.

Erst gegen Mitternacht kehrte er zur Königin zurück, gefaßt, gütig und lind. Er sprach zu ihr in liebevollem Ton: „Höre mir zu, Njanapu: Wir haben mächtige Feinde. Das häßliche Tier, das an der Parkmauer dem Eichhörnchen nachzustellen schien, eigentlich aber dich selbst bedrohte, ist ihr Oberhaupt. Die Hökerfrau, die du einmal einließest, der Waldmann, der heute bei dir war, sind zu dir gesandt worden, um dich zu versuchen und mit Hilfe von Zauberkräften dein Vertrauen und deine Liebe zu mir zu töten. Denn deine Liebe allein ist es, die mir Kraft zu völligem Siege über die Feinde verleiht. Zu neun Zehnteilen schon bin ich ihrer Herr. Sie können mir nichts mehr anhaben, es sei denn durch dich. Stehst du fest und treu zu mir, so werde ich meine Feinde gänzlich überwinden. Dann wird es zwischen uns keine Geheimnisse mehr geben und für unser Glück nicht Grenzen noch Ende. Geliebte meines Herzens, sieh', jetzt wenden sich, die mir feind sind, an dich. Und wie leicht hast du dich betören lassen!

„Ich fürchtete die Schwachheit des Weibes in dir. Deshalb verbot ich dir, mit Wesen außerhalb deines Bereiches in Verbindung zu treten. Warum gehorchtest du nicht? Willst du zu meinen Feinden übergehen? Willst du unser seliges Glück zerstören und mich verderben?"

Der König hatte, während er so sprach, sein geliebtes Weib nicht angesehen. Er bemerkte nicht, daß seine Rede Honigmilch war, die vom Lotusblatt wirkungslos abrinnt.

Da Njanapu schwieg, fuhr er, immer noch weich und besänftigend, fort: „Du mußt wissen, Geliebte, alles steht für mich auf dem Spiel. Ich darf dir deine Bitten nicht abschlagen, wenn du auf denselben beharrst. Ich muß deine Frage beantworten, wenn du darauf bestehst. O frage und bitte ferner nicht, um unsrer Liebe willen! Bleibst du bei deiner Forderung, so muß ich mit dir speisen: Ich verliere dann meine Krone. Willst du durchaus wissen, wer ich bin, so muß ich dir meinen Namen nennen: Ich verliere dann meinen Leib. Geliebtes Weib, vermöchtest du das, mir Krone und Gestalt zu rauben?"

Ängstlich lauschte der König auf der Königin Weinen. Sie hatte sich von ihm abgewandt und das Gesicht in den Händen verborgen. — Plötzlich kehrte sie sich ihm zu und überschüttete ihn leidenschaftlich mit abgerissenen Worten, aus denen er fort und fort die gleiche Klage heraushörte:

„Ich bin ein armes, verratenes Weib. Eine Sklavin bin ich, zu einem Tyrannen geschleppt. Ich darf ihm die Nächte verkürzen wie eine Dirne. Aber bei Tage darf ich nicht einmal mit ihm speisen. Wie zu einer Tempeldienerin hast du dich zu mir geschlichen, stolz und reich, schön und mächtig. Aber nicht weiß ich, ob du morgen noch mein bist. Ich kenne dich nicht und weiß nicht deinen Namen. Ich bin eine Sklavin, zu einem Tyrannen geschleppt."

Der König wand sich vor Seelenqual. Es kostete ihm schier das Leben. Keine Hoffnung blieb ihm. Er kannte die Zauberweise, die Ursache von Njanapus Klagen war. Wie konnten seine Bitten Eingang in ein Ohr finden, das noch von des Voglers Sang erfüllt?

Mit sanftem, beschwörendem Ton wandte er sich zu der Jammernden: „Njanapu, nur deine Liebe vermag den Zauber zu brechen, der dich verblendet. Liebst du mich nicht mehr?"

Und um die Weibesliebe wieder zu entflammen, die allein ihn retten konnte, fuhr er mit herzbrechendem Flehen fort: „Habe Erbarmen mit mir, Njanapu! Was habe ich dir getan, daß du mich und mein geliebtes Weib verderben willst? Sieh, hier windet sich vor dir im Staube, der über Millionen gebietet."

Njanapu schwieg.

Mit erhobenen Händen stand er vor ihr: „Laß mir Krone und Leib!"

Ihm ward keine andre Antwort als: „Iß mit deinem Weibe und sage ihr deinen Namen. — Ich bin eine Dirne, zu einem Tyrannen geschleppt". —

Da ging der König und ließ dem Mundkoch sagen, daß er ein Nachtmahl auftrage. Aus den edelsten und kräftigsten Waldgewächsen sollte er es bereiten, so wie Njanapu es liebte.

Als angerichtet war, begab er sich zur Königin: „So komm, laß uns speisen."

Njanapus Antlitz strahlte, als sie ihren Willen sich erfüllen sah. Mit stillem Jubel betrat sie an der Hand des Königs den Speisesaal. Und da sah sie die Waldfrüchte, die sie so liebte! Ihre Augen füllten sich mit Tränen. Sie küßte die Füße des Königs, dessen große Liebe sie erkannte. Kaum konnte sie etwas genießen vor freudiger Erregung. Aber der geliebte Gemahl sollte von den köstlichen Gerichten nehmen.

Er zögerte. „Njanapu!“ Er sah sie flehend an.

Da kam der Zorn der Enttäuschung über sie. Nun aß der König. —

„Laß uns von hinnen gehen“, sagte er plötzlich kalt. „Dieser Palast gehört nunmehr einer andern. Komm, wir müssen fliehen.“ Njanapu dachte: „Ist mein Gemahl irre, daß er sagt, dieser Palast sei nicht mehr sein eigen?“ Und sie wollte nicht mit ihm gehen. —

Da ertönten Hammerschläge gegen das Haupttor, daß es krachend zusammenbrach. Mit Wehgeschrei fuhren die Bewohner des Schlosses aus dem Schlafe auf, und laut erschallte vielstimmiger Weheruf: „Wir sind verloren!“

Die Wache stürmte herein: „Rette dich, König! der Feind ist da.“

Sie trugen den König und seine Gemahlin an eine Versenkung, die in einen unterirdischen Gang führte. Am Ausgang desselben wartete ein Waldarbeiter mit seiner Frau. Sie tauschten die Kleidung mit dem Königspaar.

Die Flüchtlinge enteilten durch dichtes Gestrüpp und unwegsame Schluchten.

Zuletzt kamen sie an einen großen gewaltigen Strom. Ein einsamer Weg führte an seinem Ufer entlang über blumige Matten. Da wanderten die beiden Hand in Hand wie einst am Hochzeitstage. Auch ebenso schweigend.

Nach langer Zeit sagte Njanapu schüchtern: „Was für Geheimnisse lasten auf meinem Herrn und Gemahl? Löse die Angst meiner Seele. Wem bin ich angetraut?“

„Njanamuttu!“ rief der König. Er war totenbleich geworden. Aber nicht für möglich hielt er, daß sie, trotz all dem Geschehenen, ihre Frage wiederholen würde.

Und doch tat sie es. Lauter und dringlicher fragte sie, je flehentlicher er sie bat, davon abzustehen.

Er warf sein Oberkleid von sich und sprang in den Fluß. Das Wasser reichte ihm bis zum Nabel. So bat er sie, nichts mehr zu sagen.

Sie beharrte auf ihrer Frage.

Er ging tiefer in den Strom. Das Wasser reichte ihm bis an die Brust.

Wiederum bat er. Und abermals fragte sie.

Das Wasser kam ihm bis an den Hals. Es berührte sein Kinn.

Als er zum letzten Mal flehte, versuchten die Wellen in seinen Mund einzudringen. Njanapu gab nicht nach.

Da schrie er es hinaus mit einer Stimme so voll Entsetzen und Weh, daß ringsum von Felsen und Bergwänden ein tausendfach erschrecktes Echo zurücktönte:

„Ich bin Sarpawan, der Beherrscher der Drachen und Schlangen.“ Und er versank.

Im gleichen Augenblick tauchte statt seiner eine Schlange mit hundert gefräßigen Köpfen aus dem Fluß empor.

Njanapu floh über Dorn und Stein.

Drei Tage später lag sie mit wundem Leib und mehr noch wunder Seele bewußtlos vor der wiederum zerfallenen Hütte ihrer Eltern.

Literarische Rundschau.

Ernst von Wildenbruchs letzte Gaben.

Letzte Gedichte. — Die letzte Partie. Tintenfisch. Zwei Erzählungen. Berlin, G. Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1909.

Wehmütig wird das Publikum auf dem diesmaligen literarischen Weihnachtstisch diese letzten Gaben eines seiner Lieblingsdichter begrüßen. Gerade wie im Theater die Aufführung seines letzten Schauspiels „Der deutsche König" erwecken sie neben der Freude über das Gebotene das Gefühl des herben Verlustes, den sein vorzeitiger Tod uns zugefügt. Denn nirgends in diesen Dichtungen macht sich auch nur ein leises Versiegen der schöpferischen Phantasie, ein Nachlassen jenes edlen Feuers und jener mächtigen Energie bemerklich, die das charakteristische Zeichen für Wildenbruchs Talent und Persönlichkeit waren. Überall in den Gedichten, den beiden Erzählungen und in dem Drama tritt uns der Dichter ungebrochen in seiner Kraft und Eigenart entgegen. Und mit dem Poeten der liebenswürdige, gütige und hochgesinnte Mensch: sie sind eben in Wildenbruchs Leben und Dichtung nicht voneinander zu trennen. Am reinsten und tiefsten empfinden wir dies bei der Lektüre der „letzten Gedichte." Wildenbruch trug sich längst schon mit dem Gedanken, dem ersten Bande seiner Gedichte einen zweiten folgen zu lassen, aber über andern Arbeiten kam er nicht dazu. Den vorliegenden Band hat pietätvoll sein Bruder Ludwig von Wildenbruch zusammengestellt: eine Auswahl aus den zahlreich in Zeitungen, Zeitschriften und Anthologien in den letzten drei Jahrzehnten veröffentlichten Gedichten: die ältesten reichen in das Jahr 1878 zurück. Sie gliedern sich zwanglos nach Form und Inhalt in einige Hauptabteilungen: Lieder, Balladen, Politisches und Geschichtliches, Prologe und Epiloge, an Personen gerichtete Dichtungen. Strenge Grenzen waren zwischen ihnen nicht zu ziehen, unwillkürlich fließt aus der einen Abteilung ein Gedicht in die andre über. Allen dient die Persönlichkeit des Dichters, die Unmittelbarkeit der Empfindung, der gelegentliche Eindruck und Anstoß — sei es von Menschen oder Ereignissen — zum einigenden, zusammenhaltenden Bande. In den politischen Gedichten findet der Leser gleichsam die Reihenfolge all der Ereignisse wieder, die seit 1878 bis 1908 die Seele des deutschen Volkes heftiger bewegt haben. Ergreifend spiegeln sie sich in den Stimmungen, in der leidenschaftlich erregten Empfindung Wildenbruchs wider. Unter den Schicksalsschlägen, die uns trafen, erbebten und erklangen sein Herz und seine Leier. Mahnend, warnend, zürnend und ermutigend seine Stimme bei allen gewichtigen Fragen unsrer Entwicklung zu erheben, hielt er für eine Pflicht des Dichters, der nach seiner Meinung Tribun und Prophet zugleich sein sollte. Und von beiden war eine starke Ader in ihm, von den Gracchen wie von Jesaias. Eine Flamme ging von ihm aus, die alles Niedrige und Gemeine verzehrt, ein Schwung der Begeisterung, der den Leser wie auf Flügeln emporträgt. Von den Gedichten „Saeculum in favilla", bei dem Eintritt in das zwanzigste Jahrhundert, „Heros bleib' bei uns", am hundertsten Todestage Schillers, „Deutsches Neujahr" 1909 hab ich den Eindruck, als ob Sturmglocken geläutet würden, als ob Stahlhammerschläge auf dem Ambos dröhnten. Aber diese lodernde Leidenschaft, dieser auf das Erhabene und Große gerichtete Sinn bildet nur die eine Seite im Wesen Wildenbruchs, seine Güte und Zartheit, sein schämiges Herz und sein Mitleid sind die andern. Welche feine Gedanken und Worte findet er zur Schilderung des Weihnachtsfestes, welch hohes Lied hat er der Liebe in der Ehe in dem so schlichten und zärtlichen Gedichte „Graues Haar" gesungen. Tröstende Worte hat er für die Kranken, die Kinder, die Notleidenden. Wer diesen Wildenbruch mit einem Blick erkennen will, lese das Gedicht „Der Brief" — aus dem Armenhause hat er von einem Schwerkranken einen Bettelbrief erhalten — lebendig und unvergeßlich steht während der Lektüre der Mensch und der Dichter vor uns auf. Den Lesern der „Deutschen Rundschau" wird das wundersame Gedicht „Euphrosyne" — eine weimarische Symphonie, spielerisch

und neckisch anhebend wie eine Musik von Haydn und in einem erhabenen, wie aus einer Geisterwelt klingenden Beethovenschen Finale endend — noch in guter Erinnerung sein; es ist eine Perle der Sammlung. Das letzte erzählende Gedicht, das Wildenbruch geschrieben: „Marie-Lene" umweht das Unausgesprochene und halb Verschleierte, das ihm zugrunde liegt, mit phantastischem Reiz. „Immer liebevoll bereit" stellte sich Wildenbruchs Muse in den Dienst der Freundschaft und der Wohltätigkeit, und ihre vielfachen Darbietungen geben dem Bande die persönliche Note und den „intimen" Zug, um das Bild des Dichters zu vollenden. Es ist das Bild eines Mannes, nicht das eines schwärmenden Jünglings, eines Meisters voll Lebenserfahrung und festhaltender Begeisterung, nicht eines munteren Gesellen, der bald verwegen, bald tastend seinen Weg sucht. Liebes- und Frühlingslieder im gewohnten Sinne des Wortes darf man nicht von ihm verlangen: der Ernst des Lebens furcht seine Stirn und die schweren und tiefen Daseinsfragen, des einzelnen wie des Volkes, beschäftigen ihn dauernd. Nachdenklich stimmen seine Gedichte, heiligen Zorn entzünden sie, Rührung und Menschenliebe erwecken, um Leben und Sterben winden sie den Kranz einer gedankenvollen, herben Poesie.

Dem Erzähler Wildenbruch hat der Dramatiker stets im Wege gestanden. In der Schätzung des Publikums, wie im eigenen Schaffen; die beiden Eigenschaften, die dem Dramatiker zum Siege verhelfen: die Fähigkeit, die Massen auf der Bühne zu beherrschen und zum Gesamteindruck zu ordnen, und die Gabe der Alfrescomalerei brachten den Erzähler um die Behaglichkeit in der Schilderung und die Gelassenheit im Vortrag, die der Prüfstein des echten Epikers sind. So ruhig und breit ausmalend Wildenbruch oft seine Erzählungen beginnt, nur allzubald reißt ihn der dramatische Sturm und Drang mit der Aufgabe aller Ruhepunkte zu der Hauptszene fort. Unbewußt, unter dem Banne der Bühnenoptik, malt er dann Vorgänge und Figuren in den grellsten Farben und den höchsten Tönen und erweitert dadurch gegen seinen Willen die Kluft zwischen Wirklichkeit und Dichtung, zuweilen bis zum Grotesken. Und noch ein andres Moment spielt, wie ich glaube, in Wildenbruchs Novellendichtung als entscheidender Faktor mit: seine Neigung zu Theodor Amadeus Hoffmann. Er bewunderte ihn und konnte nicht müde werden in seinem Lobe. In ihm steckte — ich weiß nicht aus welcher Vererbung oder welchen Einflüssen, da er doch unter einer andern Sonne und andern Umgebung groß geworden war — jene eigentümliche Berliner Phantastik, die sich mit Spukhäusern und gespenstischen Erscheinungen kitzelt, obwohl sie nicht daran glaubt, die das Gruseln liebt und doch darüber spottet: eine Stimmung, die auch Theodor Fontane zuweilen beschlich. Für Wildenbruch war sie ein Element seiner Dichtung. Der Eifer, mit dem er immer wieder sich in Hoffmanns Schriften hineinlas, verstärkte unwillkürlich Neigung und Anlage. Daher stammen die wunderlichen Figuren in den Erzählungen „Neid" und „Unter der Geißel", die seltsam unmöglichen Begebenheiten in den breiter ausgeführten Novellen „Eifernde Liebe" und „Das schwarze Holz". Auch die beiden letzten Erzählungen „Tintenfisch" und „Die letzte Partie", die uns jetzt vereint in einem zierlichen Bändchen dargeboten werden, können zum Beweise für den Einfluß Hoffmanns auf ihn dienen. Der Schriftsteller Peter Aichschnitzer — der kleine verwachsene Kerl mit dem reichen Geiste, dem Hunger nach Schönheit und Lebensgenuß und dem Herzen voll Galle und Neid — ist eine groteske Hoffmannsche Figur und die letzte gespenstische Billardpartie zwischen den beiden alten Brüdern gehört erst recht in die Hoffmannsche Sphäre. Den Lesern dieser Zeitschrift sind beide Geschichten wohl bekannt: sie haben im „Tintenfisch" das lebendige Gefühl des Dichters für das Rechte und den Feinsinn bewundert, mit dem er seinen Helden und seine Heldin aus der gegenseitigen sinnlich-seelischen Verirrung zur Reinheit und zu echter Menschlichkeit zurückführt, und sind noch tiefer und inniger von der stummen Liebe der beiden Brüder zueinander in der „letzten Partie" gerührt worden, denen gleichsam erst der Tod den Mund öffnet, um zu sagen: wie habe ich dich geliebt! Diese kleine Erzählung, mehr Skizze, als ausgeführte Novelle — sie ruhte schon seit

einigen Jahren unter Wildenbruchs Papieren — ist in ihrer Schlichtheit und Lebenswahrheit, mit dem Reflex aus der Jenseitigkeit, der doch so harmonisch in diese berlinische Umgebung hineinpaßt, eine Blüte der Erzählungskunst unsers Dichters.

Karl Frenzel.

Weihnachtliche Rundschau.

Die Kinder sollen dieses Mal zuerst an die Reihe kommen. Sie sind ungeduldig und lieben das Warten nicht. Auch ist reichlich für sie gesorgt; und doch bedarf es gerade hier besonderer Sorgfalt, das Taugliche aus der Fülle des Neuen auszuwählen. Man hat sich daran gewöhnt, einen künstlerischen Maßstab an die Kinderliteratur anzulegen; vielleicht geht man manchmal darin zu weit, so daß man die deutliche Grenze nicht recht einhält zwischen der Naivetät, die den Erwachsenen gefällt — dieser Naivetät aus zweiter Hand — und jener, die das Kind braucht, die es nicht als Naivetät empfinden darf, nicht als ein Sichhinunterbeugen des Erwachsenen zu ihm, sondern einfach als verständlich und seiner Art. Das Kind wünscht in den Versen, Geschichten und Bildern Dinge zu sehen und zu hören, die ihm neu, im Grunde aber doch nicht fremd sind.

Gern greift man da natürlich zu dem alten unversiegbaren Schatze unsrer Sagen und Märchen, deren volksmäßige Anschauungen etwas ungesucht Kindliches zu haben scheinen. Robert Sabel bringt zwei Bücher „Märchen und Sagen“ (Limburg a. d. Lahn, Verlag Kongregation der Pallotiner). Die Bilder — etwas ungleich im Wert — sind von Aloys Sieberath. Der erste Band bringt italienische, morgenländische und deutsche Sagen. Der Erzählerton ist überall gut getroffen, nicht ohne gesunde moralische Hinweise, wie sie das Volk liebt: „Was ist Gold und Macht gegen Mutterglück“, der Hirtenbub mit goldnem Herzen besiegt die Stolzen, Hochmütigen und Reichen. Andrer Art sind die „Sommermärchen“ desselben Bandes, die mit inniger Naturvertiefung von Laub, Ährenfeld, vom Maulwurf und seiner Sippe erzählen. Andersen hat hier Pate gestanden. Besonders Mädchen werden ihre Freude daran haben. Im zweiten Bande herrscht ein kräftigerer Ton. Sagen und sagenähnliche Erzählungen haben die Überhand. Auch die Bilder sind frischer, lebhafter und voll guter Beobachtung. Versteckt klingt Weisheit durch die Augenblicksdarstellungen hindurch.

Nur Sagen bringt ein Sammelbuch von Georg Hyckel (Breslau, Franz Görlich). Es sind lauter schlesische Sagen, die hier vereinigt sind. Hermann Knobloch hat in altertümelnder Holzschnittmanier die illustrierenden Zeichnungen und den Seitenschmuck dazu geliefert und damit oft treffliche, den Text verstärkende und bedeutender machende Wirkungen erzielt. Hier nun in diesen Sagen fehlt nicht nur jede moralische Anwendung, auch jede Anpassung an das heutige Kinderleben. Und man mag im Zweifel sein, ob solche frische, grobe Kraft, wie sie dem ehemaligen Bauernkinde geläufige Kost war und wie sie uns Reflexionsüberfütterten, die wir nach Schwarzbrot verlangen, erfreulich ist, ob sie gerade Kindern munden kann? Jedenfalls nur den kleinen Quellenforschern, deren es auch in der Kinderstube gibt, die kein Grauen kennen, deren Nerven gesund sind und die schlafen können, wenn sie abends von dem Goldschmiedlehrling gelesen haben, der für seine Untaten dadurch gestraft wird, daß sein Kopf im Turmfensterchen, aus dem er herausschaut, schwillt und schwillt, so daß er ihn nicht zurückziehen kann, die Augen treten starr aus ihrer Höhle, er erstickt. Das Steinbild sieht man noch heute am Dom zu Breslau.

„Kinder sind grausam“, pflegt man freilich zu sagen. Sie sind es aber doch nur, wie Unversuchte mutig sind: aus Unwissenheit. Hier, wo mit großer Wucht und künstlerischer Kraft Qual, hoffnungsloses Bösesein und grauenhaftes Strafen vor uns hintreten, muß die Phantasie schon mittun. Und es ist gewiß nicht überall richtig, wenn man von dem Gedanken ausgeht, das Kindheitsstadium der Völker sei identisch mit dem jedes Individuums. Unsre Kinder tragen bereits eine erheb-

liche Kulturlast auf ihren zarten Schultern; das Milieu, in das sie hineingeboren wurden, ist komplizierter und nuancierter als Hänsel und Gretels Wald und Hütte.

Solchen Kulturkindern will Marx Möller mit seinem „Schnurrkater, ein Bilderbuch für Groß und Klein" (Charlottenburg, Schillerbuchhandlung) entgegenkommen. Er nun wieder streift an die Grenze, von der ich vorhin sprach. Er amüsiert die Erwachsenen mehr als die Kinder, denkt mehr an sie. Seine Knittelverse erzählen Kinderanekdoten oder vereinigen — unkindlich weitläufig — eine Gruppe Märchen zu einem langen Sammelgedicht. Manchmal will der naive Vers auch einer ästhetisch-philosophischen Betrachtungsweise ins Kinderzimmer hineinverhelfen. Möller sagt:

Und daher kommt es auch vielleicht,
Daß oft uns Heimweh überschleicht,
Wenn wir ein liebes Märchen lesen.
Wir sind ja auch schon dort gewesen.
Und daraus ist es zu verstehn,
Daß Kinder oft so staunend sehn
Aus ihren weißen Wiegenkissen,
Weil sie so vieles hier vermissen.

Nein, das ist nicht kindliche Betrachtungsweise! Ausgestattet ist das Buch sehr hübsch von Albert Klinger. Vorn im Deckel stilisierte weiße, gutmütige Kater, drinnen teils poetische, teils burleske, hübsch auf den Seiten angeordnete Illustrationen.

Ein echtes, rechtes Kinderbilderbuch dagegen bringt wieder Karl Ferdinands, der in den letzten Jahren auch als Novellist vielgenannte feine und frische Kenner der Kinderseele. „Mit Sang und Klang das Jahr entlang" heißt sein diesjähriges Weihnachtsbuch, das bei Alfred Hahn (Leipzig) erschienen und von drei der besten Illustratoren ausgestattet ist. Neben Hans von Volkmann, dem bekannten Maler, gaben Else Rehm-Viktor, und Reinhold Hansche ihre reizvollen Gaben hinzu. Die Verse haben, wie immer bei Ferdinands, etwas ungesucht Volksliedhaftes. Ein feinhöriger innerer Rhythmus durchklingt die äußere Form:

Januar
Hat Schnee im Haar,
Hat Schnee auf dem Rock,
Einen dürren Stock,
Läßt den Wind aus dem Eiskeller blasen
Und beißt die Kinder in Ohren und Nasen.

Oder im Tanzliedchen:

Zwei Takte im Schatten,
Zwei Takte im Licht,
Bloß der kleine, dicke Plumpsack
Kann's lange, lange, lang noch nicht,

wobei die letzte Zeile das Aushöhnen einfach durch die Zeilenverlängerung und Wiederholung andeutet. So lehrt man Kinder hören und betonen. Ganz unmerklich, während man sie amüsiert. Eine Prachtseite, auch durch die Volkmannsche Illustration, bildet die „Juninacht", in der die Leuchtkäfer schwirren und wirklich das blaugrüne Dunkel zu erhellen scheinen. Hier ist im Malerischen dieselbe Aufgabe gelöst, die der Text sich stellt; das Kind lernt künstlerisch, das heißt vereinfacht, „verdichtet" sehen durch solche Bilder.

Eine ganze Fülle lustiger, bunter Bilderbücher für die Kleinen bringt der Verlag Joseph Scholz in Mainz: da sind die Kinderreime „Backe Kuchen", „Käfer flieg" und wie sie alle heißen, auf Pappe aufgezogen, und starkfärbig groß und scharf umrissen illustriert von Arpad Schmidhammer, der auch seine Kunst an Wilhelm Kotzdes „Lustige Märchen" gesetzt hat, die versuchen, den naiven Grimm-Ton zu finden. Ein wundervolles Geschenk wäre das ABC-Bilderbuch von Hans Thoma mit seinen einprägsamen, herrlichen Bildern, wenn nicht Mathilde Coester-Kassel des Guten zuviel getan hätte in Kindlichkeit und Belehrsamkeit. Man sollte es Kindern geben, die noch nicht lesen können und nicht zuzuhören verstehen. Sie würden die naturalistischen und dabei stilisierten Tiere, Pflanzen, Chinesen und sonstigen Menschen, scheinbar unabsichtlich belehrt, genießen. Zwei Hefte

Tierbilder von Eugen Ostwald, mit Versen von Gustav Falke, zeigen, daß auch in der Literatur unsre Größen ihren, bei Erwachsenen geholten Ruhm bei den Kindern verjüngen wollen. Auch auf Hoffmann v. Fallersleben greift man zurück und gibt seinen erprobten Versen gute Illustrationen von Lena Bauernfeind hinzu, und Robert Reinicks Gedichte finden einen Interpreten aus seinem Stil heraus in Hans Schroeter.

An größere Kinder sowie an Erwachsene wendet sich die diesjährige Kunstausgabe aus dem Scholzschen Verlag: „Hans Thoma und seine Weggenossen". Der Gedanke, den Künstler durch seine Freunde, Anreger und Genossen zu charakterisieren, ist gut, und die beigegebenen Bilder sind meist zweckentsprechend ausgewählt — nur hätte man sich dazu ein Vorwort gewünscht, das nicht allein Inhaltsangabe, sondern auch Wegweiser gewesen wäre. Das Geleitwort von Wilhelm Rotzde erfüllt nicht recht die Ansprüche, die man an solche Einführung stellen muß. Es ist in Stil und Anordnung dem Stoffe nicht ganz gewachsen.

Die zweibändige Gesamtausgabe von Andersens Märchen, die in der gediegenen Ausstattung des Insel-Verlages (Leipzig), ohne Bilder, aber mit feinem Buchschmuck erschienen ist, gehört in die Hand der Mütter oder größerer Kinder, die gerne lesen und sich nicht mehr vor einem dicken Buche scheuen. Sophus Bauditz hebt in der kurzen Charakteristik Andersens gut den poetischen Wert dieser Märchendichtungen hervor. In Gerlachs Jugendbücherei (Wien, Gerlach & Wiedling) feiern Brentanos „Gockel, Hinkel und Gackeleia" eine neuillustrierte Auferstehung, ebenso E. T. A. Hoffmanns „Nußknacker", die „Nibelungen" und Andersens Märchen. Den Poeten Sieck begrüßt man in dieser Sammlung gern als Illustrator („Die Blume im Lied").

Noch seien einige Bücher genannt, deren Titel schon allein Gewähr ist, daß unsre Knaben sich auf sie stürzen werden; zunächst zwei Luftschiffahrtsbücher. Aus dem Schiller-Verlag, Charlottenburg: „Zwischen Himmel und Erde" von R. Wilhelm. In Robinsonartiger Frage- und Antwortform wird da von Luftfahrzeugen, ihrer Erfindung, Entwicklung und Verwendung berichtet. Anschauliche Abbildungen helfen erklären und interessieren. Frischer noch und unterhaltender ist A. Oskar Klaußmanns „Abenteuer der Luft" (Kattowitz, Phönix-Verlag). Die Einleitung erzählt von Wieland dem Schmied, der ein Federkleid hatte, das ihm den Gefahren entfliehen half. Sie berichtet von Dädalos und Ikaros, von fliegenden Menschen und von den Versuchen der Asiaten, der Deutschen, von dem Jesuitenpater Lana, der 1670 luftleere Hohlkugeln in die Lüfte zu heben versuchte. Das Buch selbst spricht vom Zeitalter der Begeisterung, von der Enttäuschung und Neubelebung, sein Nachtrag geht bis auf den heutigen Tag.

Von dem unsterblichen Cooper erscheint eine neue, modern ausgestattete Ausgabe bei Paul Cassirer (Berlin), deren erster Band den „Wildtöter" enthält, und sie wird ihre Freunde finden trotz des Mißkredits, in den zurzeit Indianergeschichten geraten sind. Zwei willkommene Neuerscheinungen bringen wieder die Mainzer Volks- und Jugendbücher (Scholz' Verlag): „Der Tucher von Köln" von Joseph Lauff und Charlotte Nieses Kinderroman aus der französischen Revolutionszeit „Was Michel Schneidewind als Junge erlebte". Joseph Lauffs Erzählung spielt in Köln zur Blütezeit der Zünfte Anfang des 16. Jahrhunderts und bringt eine Fülle dramatischer Begebenheiten. Charlotte Niese hat aus ihrem großen Stoff das herausgesucht, was den Kindern nahesteht und nahegeht. Sie läßt in der Seele eines deutschen Jungen die Revolutionskämpfe sich widerspiegeln. Michel schimpft mit den übrigen „Patrioten" auf den Adel und liebt doch ein Herzogskind, hilft den unglücklichen Dauphin aus den Händen des Schuster Simon befreien. Beide Bücher sind für das Alter von zwölf Jahren gedacht. Für Erwachsenere und Erwachsene ist der neue (sechste) Band der deutschen Marine- und Kolonialbibliothek, die Kapitänleutnant Wislicenus herausgibt (Berlin, Wilhelm Weicher). Er enthält unter dem Titel „Auf weiter Fahrt" Beiträge von den bekanntesten unsrer Forschungsreisenden. Von Samoa hören wir, von Tibet, lesen die Fahrt des Wißmann-Dampfers nach Ostafrika und rasen mit dem Auto von Wladiwostok nach dem

Baikalsee. Auf die vortrefflichen, volkstümlichen Biographien aus der Sammlung „Erzieher des Heeres“ (Oldenburg, Stalling), die wir bereits eingehend besprochen haben, und auf die „Deutsche Seebücherei“ (Altenburg, Stephan Geibel) mit ihren wohlfeilen Einzeldarstellungen aus der Geschichte unsrer Flotte sei empfehlend hingewiesen.

Was den Kindern Märchen und Sagen, den Knaben die Helden der Sage oder die Berichte von Abenteuern und wechselvollen Fahrten, das bedeutet den Erwachsenen die Geschichte. Das Spiel der Leidenschaften, das Schicksal der Völker, Leben und Taten ihrer Helden, Werden, Wachsen und Vergehen liegen als abgeschlossenes Bild vor uns, das wir, rückschauend, nachdem die Spannung des ersten Eindrucks sich gelöst hat, mit innerer Ruhe betrachten und als Ganzes überblicken. Und wenn in der Gegenwart das Interesse sich abwendet von den großen Linien der Völkergeschichte, deren objektive Darstellung nur dem Intellekt zu genügen scheint, wenn man in ihnen nur den Grundriß, den Hintergrund sieht, sich dafür aber einzelne Gestalten zu Helden wählt, die unsre Geistesrichtung und unser Handeln bestimmen, so zeigt sich darin ein individualistischer Zug, und ein ethisches Bedürfnis sucht hier Befriedigung. Wie früher in den Geschichten der Heiligen Schrift und der Legende erbauen wir uns, jeder nach seiner Weise, in den Lebenserinnerungen andrer. Nur so läßt sich die unabsehbare Fülle von Memoiren, Briefwechseln und Tagebüchern, die zu Tausenden gedruckt und verbreitet werden, erklären. Daraus aber ergibt sich zugleich ein Gesichtspunkt für die Einschätzung.

In die Tage des „sterbenden Rokoko“, die der Revolution vorangehen, fällt das Leben Johann Christian Mannlichs (1741—1822), eines „deutschen Malers und Hofmannes“, wie der Titel seiner aus dem Französischen übersetzten Memoiren besagt (Berlin, Mittler). Sein Gönner war Herzog Christian IV. von Pfalz-Zweibrücken, der seinen Hof nach französischem Muster eingerichtet hatte und während der Saison nach Paris zu verlegen pflegte, wo Mannlich in dem durch die leichte sinnliche Anmut seiner Bilder ausgezeichneten Maler Boucher seinen Lehrmeister fand. Erst das Rom Winckelmanns befreite ihn von diesem Einfluß. Er wurde Galeriedirektor in Zweibrücken und München, und wählte, von höfischen Porträts abgesehen, seine Stoffe aus dem antiken Mythus, der biblischen Geschichte oder aus der Natur. Von den Franzosen hat Mannlich es gelernt, als feiner Hofmann amüsant von seinen Erlebnissen an den verschiedensten Höfen, von seinen Reisen, die ihn besonders nach Paris und Rom führten, zu plaudern, von den Kämpfen, die Gluck für seine Opern in Paris auszufechten hatte, wie von der Papstwahl, der Krönung Josephs II., dem ausschweifenden Hofleben Ludwigs XV. und von der Verwüstung der Pfalz. Die Mannigfaltigkeit des Stoffes, die leicht und behaglich dahinfließende Darstellung ersetzen den Mangel an scharfer Beobachtung und einer stärkeren persönlichen Note. Die Neigung zu Pikanterien schimmert durch trotz der Streichungen des vorsichtigen Herausgebers, der die für jene Zeit charakteristischen und unentbehrlichen galanten Abenteuer unterdrückte.

Mit der Blütezeit unsrer Dichtung ist der Name des Grafen Karl Brühl verknüpft. Er wurde 1815 Ifflands Nachfolger als Intendant der Königlichen Schauspiele in Berlin, wo er für Goethes Werke eifrig eintrat und im Schloß Monbijou die vom Fürsten Radziwill veranlaßte erste Aufführung des Faust leitete. Von ihm und seinen Eltern erzählt das recht umfangreiche, mit Porträts geschmückte Werk (Berlin, Mittler), in dem Hans v. Krosigk Briefe und Aufzeichnungen zu einem farbenreichen Familien- und Zeitbild verwoben hat. Der Sohn des durch seine Aussaugung des Landes berüchtigten sächsischen Ministers, Hans Moritz v. Brühl, war preußischer Oberst und später Generalintendant der Chausseen. Zufällig lernte er bei einem Manöver 1781 Karl August von Weimar kennen, dessen Freundschaft er bis zu seinem Ende pflegte und seinem Sohne Karl als Erbe hinterließ. Dieser legte in dem religiösen und schöngeistigen Leben auf dem Familiensitz Seifersdorf den Grund seiner Bildung, studierte zuerst das Forstfach, wurde nach größeren Reisen Kammerherr des Prinzen Heinrich in Rheinsberg und der Königin Mutter, bis er als Intendant die seinen künstlerischen Neigungen entsprechende Stellung fand.

Napoleons Gestalt tritt uns in der von Kircheisen besorgten Auswahl seiner Briefe (Drei Bände. Stuttgart, Lutz), die darauf berechnet und wohl geeignet ist, die weiteste Verbreitung zu finden, lebhaft vor die Sinne. Seines großen Gegners Blücher Adjutant war der nachmalige General Friedrich v. Eisenhardt, dessen wertvolle Memoiren zwar schon wissenschaftlich für die Geschichte der deutschen Erniedrigung und Erhebung benutzt, aber jetzt zum ersten Male in Buchform veröffentlicht werden (Berlin, Mittler). Er ist ein schlichter, tapferer Mann, dessen Herz sich in jenen rauhen Tagen den Künsten nicht verschlossen hat, während der Deutschrusse Eduard v. Löwenster seine verwegene Soldatennatur ist, die unumwunden und drastisch von abenteuerlichem Lagerleben und flüchtigen Liebeshändeln berichtet, von Beweisen zäher Standhaftigkeit im Ertragen von Strapazen und manch verwegenem Husarenritt. Seine Denkwürdigkeiten (Berlin, Mittler) behandeln die Jahre 1806—1815. Er war Adjutant des kühnen Reitergenerals Pahlen, der 1812 beim Rückzug Napoleons die russische Nachhut, 1813/14 aber die Avantgardekavallerie befehligte.

Aus der tobenden Schlacht, dem Schauplatz weltgeschichtlicher Ereignisse, führen uns drei andre Werke in das abgeschiedene Reich der Poesie und Kunst.

Mit hübschen Zeichnungen geschmückt, erscheint als eine Art Fortsetzung der „Jugenderinnerungen von Therese Devrient", die in dieser Zeitschrift (August 1906) ihre Würdigung gefunden haben, die Auslese aus dem Briefwechsel zwischen Eduard und Therese Devrient, der die Jahre 1834—1876 umspannt (Stuttgart, Carl Krabbe). Der Monolog ist dem lebhafteren Dialog gewichen. Eduard führt meist das Wort. Von seinen Schauspielerfahrten schickt er seiner Gattin interessante, geistreiche Berichte. Seine scharfe Beobachtungsgabe bewährt sich in der Charakteristik der vielen Dichter, Künstler und Literaten, mit denen ihn sein Weg zusammenführt; und wieder erfreuen uns die anheimelnden Briefe seiner innerlich so reichen Gattin, deren Humor jeden Verdruß von seiner Seele nimmt.

Ludwig Richters „Lebenserinnerungen eines deutschen Malers", die sein Sohn Heinrich durch eine Lebensskizze, Briefe und Tagebuchblätter ergänzt hat, gibt der Dürerbund (im Verlag von Max Hesse, Leipzig) noch vor Ablauf der Schutzfrist in wohlfeiler Ausgabe heraus. Dieses Seitenstück zu Kügelgens berühmten Lebenserinnerungen wird vielen zu Weihnachten willkommen sein; es gilt von ihm das Wort, das Richter selbst einmal von den Märchen gebraucht: „Wer sein Ohr auf diesen Waldboden niederlegt, der vernimmt das mächtige Rauschen eines verborgenen Quells, den Herzschlag des deutschen Volkes." — Von persönlichen Erlebnissen berichtet auch Max Eyth in seinen Werken, die jetzt gesammelt in der Deutschen Verlagsanstalt (Stuttgart) erscheinen. Er ist ein Mann des praktischen Lebens, der sich Herz und Sinn offen erhalten hat für die Natur und die Menschen, die ihn umgaben. Auf seinen Wanderfahrten durch Ägypten, wo er auf Halim Paschas Gütern die Dampfmaschine in den Dienst der Landwirtschaft stellt, begleiten wir ihn in „Hinter Pflug und Schraubstock" und in dem „Kampf um die Cheopspyramide" und hören gern dem flotten, Dichtung und Wahrheit mischenden Erzähler zu. Eigene Erinnerungen finden sich auch in dem Roman, der einen „zu früh geborenen" Flugtechniker, den „Schneider von Ulm" behandelt. Es sind Bücher, die auch auf die Jugend ihren großen Reiz ausüben werden. In Amerika war es die rein geschäftliche Behandlung der Menschen und Dinge, die den Schwaben Eyth nicht heimisch werden ließen. Und als Typus dieses einseitigen amerikanischen Geschäftsmannes erscheint der auch in seiner Heimat heftig angegriffene John Rockefeller, dessen gewaltige Gründung, das Petroleumsyndikat, die ganze Welt umspannt. Seine Memoiren (Berlin, Bong & Co.) können uns ihn kaum näher bringen, da sie nur einen sehr beschränkten Einblick in die Persönlichkeit dieses Mannes gewähren, dessen inneres Erleben so völlig durch sein praktisches Tun aufgesogen zu sein scheint, daß er kaum mehr etwas davon zu sagen weiß. Der kaufmännische Intellekt ist hier einseitig zu höchster Potenz entwickelt; die „natürlichen Gesetze des Handels" geben für ihn den Ausschlag. Die Entwicklung seiner Firma wird flüchtig, Episoden aber werden lebhaft geschildert, und wenn auch seine kaufmännischen Weisheitssprüche nicht neu sind, so erhalten sie doch durch die Erfolge,

die hinter diesem Manne stehen, besonderes Gewicht. Die organisatorische Begabung regt sich in den Mußestunden des Alters aufs neue. Er hat eine große Liebhaberei dafür, Wege, Parks und Wälder anzulegen. Weniger erfolgreich aber dürften die Bemühungen für seine Idee des Wohlfahrtstrustes sein, die auch ein Widerspiel seiner geschäftlichen Arbeit sind: alles soll zentralisiert und dadurch vereinfacht, verbilligt werden. Nur daß kulturelle, soziale Mächte andere Grundsätze und Methoden verlangen als rein kaufmännische Objekte.

Für unsre großen Dichter ist im verflossenen Jahre viel getan. Drei Arbeiten von dauerndem Wert gelten Goethe: die im Auftrage der Goethe-Gesellschaft von Erich Schmidt besorgte Auswahl seiner Werke, Max Morris' „Der junge Goethe" (Insel-Verlag), Richard M. Meyers „Goethe und seine Freunde im Briefwechsel" (Berlin, E. Bondi). Obgleich Goethes Briefe in den verschiedenartigsten, vollständigen und unvollständigen Sammlungen zugänglich sind, so war es bisher schwer oder überhaupt nicht möglich, die Kunst zu beobachten, mit der Goethe die einzelnen Empfänger, individuell und wiederum in den verschiedenen Perioden seines Lebens verschieden zu behandeln. Diese Lücke füllt R. M. Meyers Buch aus, von dem der erste Band vorliegt. Von stilistischen Beobachtungen in gewissen Briefformeln ausgehend, weist Meyer in der geistvollen Einleitung nach, wie sich die Empfänger der Briefe gleichsam als konzentrische Kreise um Goethe als Mittelpunkt in abgestufter Entfernung sich sondern, und gibt so dem Leser das Leitmotiv des vielstimmigen Werkes an. Melchior Lechter hat das Buch kunstvoll geschmückt, ohne aber dabei immer die praktischen Rücksichten genügend zu beachten. Alles, was von Goethe aus der frühesten Jugend bis zur Übersiedelung nach Weimar erhalten ist, seine Poesien nicht nur, sondern auch seine Prosaarbeiten, Zeichnungen, Briefe und Gespräche birgt die sechsbändige, mit Bildern und Faksimiles reichgezierte Ausgabe des „jungen Goethe", bei der Max Morris besondere Sorgfalt auf den Text gelegt hat. Eine tiefdringende, die Jugendzeit Goethes behandelnde Einleitung eröffnet den ersten Band, der sechste wird die Anmerkungen bringen. Salomon Hirzels und Bernays' vor mehr als dreißig Jahren unternommene Arbeit wird hier wieder aufgenommen und erweitert.

Eine wundervolle, reiche Gabe hat die Goethe-Gesellschaft dem deutschen Volk zu Weihnachten dargebracht mit ihrer volkstümlichen Auswahl der Goethischen Werke. Durch eine beträchtliche Unterstützung setzte sie den Insel-Verlag in den Stand, die sechs schmucken, fein gebundenen Bände für 6 Mark zu liefern. Für die Herausgabe war niemand geeigneter als ihr Präsident, Erich Schmidt, der als erster Leiter des Goethe-Schiller-Archivs und Entdecker des „Urfaust" seinen großen Ruf als Goethe-Kenner begründete; er hat diesen Auftrag in selbstloser Weise erfüllt und der neuen Ausgabe eine Gestalt zu geben gewußt, die von der der üblichen Klassikerausgaben wesentlich abweicht. Die Anlage ist nach dem Gesichtspunkt getroffen, daß die Werke für sich selbst sprechen sollen. Sie sind daher nicht in Einleitungen, in denen die Herausgeber sonst so oft in überschwenglichen Worten den Eindruck, den der Leser erst durch den Genuß der Werke gewinnen soll, vorwegnehmen und dadurch abschwächen, und in Fußnoten eingeschachtelt. Nach dem kurzen, scharf gezeichneten Bild des Lebens und Schaffens, das den ersten Band eröffnet, werden wir zu Goethe selbst geführt ohne weitere Vorbereitung. Aber den, der nach der Lektüre tiefer in das Verständnis eindringen will, weihen die erläuternden Anhänge in das Entstehen der Dichtungen ein, deuten auf ihren ethischen Gehalt hin und bergen hinter ihrer geschmeidigen Form trotz ihrer Kürze eine Fülle von Anschauung und Urteil. Die knappen Anmerkungen zu einzelnen Stellen und reichhaltige Wörterverzeichnisse (für Fremdwörter und seltene Ausdrücke in alphabetischer Ordnung) werden jedem willkommen sein. Noch nie aber dürfte in solchem Maße ein künstlerisches Prinzip bei der Auslese und Anordnung zur Geltung gebracht sein wie in dem sechsten Bande. Die Universalität, die Goethes Persönlichkeit und Wirken auf der Höhe seines Lebens auszeichnet, erkennen wir hier in sicheren Umrissen; es wird auch dem Fernerstehenden ein Einblick eröffnet, wie er sonst nur den genauesten Kennern möglich war. Wir sehen Goethe in seiner eigensten Welt, in seinem Alltag,

im Verkehr mit Freunden, in der Beobachtung der Menschen und der Natur, auf Reisen, als Gelegenheitsredner, als den Gelehrten, Naturforscher, Weisen, in seiner Stellung zur bildenden Kunst, zur deutschen und ausländischen Literatur. Die Anordnung dieser, oft aus versteckten Stellen zusammengetragenen, zum Teil nur in der großen Weimarer Ausgabe zugänglichen Stücke ist mit künstlerischem Takt so getroffen, daß sie bald anknüpfend, bald kontrastierend ineinandergreifen. Dieser Band krönt die Ausgabe.

Die stille Feier der 150jährigen Wiederkehr von Schillers Geburtstag war nur von wenigen Erscheinungen begleitet, wie natürlich ist. Wir stehen noch unter der Wirkung der Literatur, die vor vier Jahren hervortrat. Darum sei auf die große Jubiläumsausgabe seiner Werke (Stuttgart, Cotta), zu der sich die ausgezeichnetsten Fachgenossen vereinigt hatten, nachdrücklich hingewiesen, durch sachliche Erläuterungen und die Zuverlässigkeit des Textes hat sie kaum ihresgleichen. Das dritte „Marbacher Schillerbuch" (Stuttgart, Cotta) bringt neue Briefe des Dichters und neben andern Aufsätzen den von Karl Bauer über Schillers äußere Erscheinung. Die „Briefe des jungen Schiller", die Max Hecker im Insel-Verlag herausgegeben und mit einer charakteristischen, von edlem Schwung getragenen Einleitung versehen hat, führen uns die Zeit des Werdens, des Kampfes und der bitteren Not vor Augen.

Aus allen Epochen der Literatur liegen Neuausgaben vor: Vossens klassische Übersetzung von Homers Odyssee, und zwar in der ersten flüssigeren Fassung vereinigt der Cottasche Verlag mit den Umrißzeichnungen Genellis. Übersetzungen der „ältesten deutschen Dichtungen" (aus der Feder W. Ilkehls. Leipzig, Insel-Verlag) und der „Minnelieder" (nicht fehlerfrei von Friedrich Wolters verfaßt. Berlin, v. Holten) ermöglichen wie ihre Vorgänger kein volles Verständnis, führen aber ein und regen zu eingehender Beschäftigung an, die freilich Sprachkenntnis voraussetzt. Eine stattliche Auswahl von Luthers Briefen (die lateinischen sind übersetzt) bietet in zwei Bänden mit sorgfältiger Einführung und mit Anmerkungen Reinhard Buchwald (Insel-Verlag); ihr ist ein bisher nicht reproduziertes Lutherbild von Lukas Cranach beigegeben. In die Renaissance sucht Lothar Schmidt (Leipzig, Klinkhardt und Biermann) einzuführen an der Hand von Briefen, deren Verfasser Dichter, Künstler, Staatsmänner, Gelehrte und Frauen sind. Die Anordnung ist geschickt. Aber der Eindruck würde nachhaltiger sein, wenn der Herausgeber seinen Text zugunsten der Briefe gekürzt hätte. Von den für die Biographie wertvollen Gedichten Michelagniolos gibt Heinrich Nelson (Jena, Eugen Diederichs) eine Übersetzung, die die Empfindungswelt dieses Gewaltigen dem deutschen Publikum aufschließt. Aus Beethovens Briefen hat Albert Leitzmann, den unsre Leser aus seiner Kritik der Gesamtausgabe (Deutsche Rundschau, April 1908) als ausgezeichneten Beethovenforscher kennen gelernt haben, eine Auswahl getroffen und mit Vorrede und Anmerkungen versehen (Leipzig, Insel-Verlag). Als hübsch ausgestattetes Büchlein erscheinen die Gedichte von J. Michael Reinh. Lenz, dem Jugendfreunde Goethes; die Neuausgabe ist ein verdienstliches Unternehmen, obwohl die polternde Einleitung Erich Österhelds weit übers Ziel hinausschießt (Leipzig, Fritz Eckardt). Von Goethes Faust seien außer den betreffenden Bänden der Jubiläumsausgabe auf die Großherzog Wilhelm-Ernst-Ausgabe hingewiesen (Leipzig, Insel-Verlag). Sie enthält in dem dünnen, eleganten Format sämtliche Texte, den Urfaust, das Fragment, beide Teile der vollendeten Dichtung, Parerga und Paralipomena, während Witkowski (Leipzig, Max Hesse) außer diesen Texten das vollständige, zur Erläuterung dienende Material übersichtlich mitteilt und ein unentbehrliches Handbuch geschaffen hat für jeden, der sich nicht nur dem ästhetischen Genuß der Dichtung hingeben will.

Einen nicht zur Ausführung gelangten Plan des Dichters hat O. E. Deutsch verwirklicht, wenn er zwölf der reizendsten, heiteren Studien Stifters zu einem mit Ansichten der Stadt geschmückten Bande „Aus dem alten Wien" vereinigte. Die wohlfeile Ausgabe von Dickens beliebtesten Werken (übersetzt von Zoozmann) im Verlag von Max Hesse-Leipzig wird den weitesten Kreisen willkommen sein.

In die neueste Zeit treten wir ein mit Ferdinand von Saar, dem jüngst verstorbenen österreichischen Dichter. Nach sorgfältigster Vorbereitung (Leipzig, Max

Hesse) ist eine Gesamtausgabe erschienen, bei der der Wiener Gelehrte Jakob Minor die textkritische Arbeit, Anton Bettelheim die Biographie übernahm. Auf eine stattliche Reihe von Werken kann schon der noch im rüstigen Mannesalter schaffende Schweizer Dichter Ernst Zahn, unsern Lesern ein lieber Freund, zurückblicken. Die erste Serie seiner Gesammelten Werke (zehn Bände) ist soeben bei der Deutschen Verlagsgesellschaft in Stuttgart erschienen; ob der Dichter damit einen Einschnitt bezeichnen will, den Abschluß der Lehrjahre, den Anbruch der Meisterjahre? Wir wünschen es ihm von Herzen. Auch dürfen eine Sammlung zarter und im tiefsten Grunde heiterer Gedichte Otto Fommels „Im farbigen Reigen" (Berlin, Gebrüder Paetel) und die neue Auflage von Carl Busses „Neuen Gedichten" (Stuttgart, Cotta) einer freundlichen Aufnahme gewiß sein.

Der Ehrenplatz auf den Weihnachtstischen der Kunstfreunde gebührt in diesem Jahre natürlich Hans Thoma, dessen siebzigster Geburtstag eine kleine Sonderliteratur gezeitigt hat. In dieser nimmt „Im Herbst des Lebens" (München, Verlag der Süddeutschen Monatshefte) den ersten Rang ein — weil dieses liebenswürdige Buch von dem Meister selber geschrieben und illustriert ist. Erinnerungen und Lebensanschauungen, nicht bloß interessant für den Kunsthistoriker, sondern herzerfreuend für jeden, dem es Bedürfnis ist, gelegentlich in eine klare, sonnige und großzügige Seele hineinzuschauen. Man hat bei dem Eintauchen in eine solche Seele das Gefühl der Reinigung und Erquickung des eigenen Wesens. Und wie der Mensch, so löst auch der Künstler Thoma in uns ein lebhaftes Empfinden der Läuterung und Erhebung aus. Man muß es darum als eine wertvolle, für unsre gesamte Kultur bedeutsame Gabe betrachten, daß uns jetzt, man kann freilich noch lange nicht sagen seine gesammelten, aber doch ein großer Teil seiner Werke in Abbildungen in den „Klassikern der Kunst" (Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt) vorliegen. Der stattliche Band enthält nicht weniger als 874 Aufnahmen nach Gemälden des Meisters, dazu noch eine Anzahl Textillustrationen. Doppelt wertvoll wird das Werk durch den von Freundeshand geschriebenen Text. Henry Thode hat darin, wie schon des öfteren, wieder einmal in seiner fein konturierenden Sprache der Kunst des Freundes das weihevolle und erläuternde Wort geliehen. Zehn vorzüglich ausgewählte Tonbilder in farbiger Reproduktion bietet eine Mappe des Verlags E. A. Seemann (Leipzig).

„Das Haus in der Sonne" nennt sich die jüngste Neuerscheinung aus dem Verlag K. R. Langewiesche (Düsseldorf). Der Verlag, der sich auf der reinen Höhe hält, nur Gutes zu bieten, hat mit diesem Buche wieder einen sehr glücklichen Griff getan. Das Sonnenheim ist das Haus des schwedischen Malers Carl Larsson, von ihm selbst gezeichnet, gemalt und in reizenden gemütvollen Plaudereien geschildert. Es ist schon wert, sich dieses Haus, in dem das Glück wohnt, eine schöne Frau aus dem Fenster schaut und eine jubelnde Kinderschar durch alle Stuben tollt, näher zu besehen. Die Beweise sammeln sich, daß man nicht immer unglücklich sein muß, um ein großer Künstler zu werden. Solche Beweise liefern auch die beiden jüngsten Monographien in Velhagen & Klasings bekannter Sammlung: Eugen Bracht von Max Osborn und Wilhelm Trübner von H. Rosenhagen. Zwei Künstler, die mit lachendem Sinn ins Leben schauen, und darum in einer unverblümten Wirklichkeitstreue ihr Genügen finden. Beides Weggenossen Thomas. Es ist ein bedeutungsvolles Zusammentreffen, daß diesen beiden Künstlern gerade im Thoma-Jahr ihre historische Würdigung zuteil wird, diesen unter sich und von Thoma so grundverschiedenen und doch in einem Punkt, nämlich in ihrem gesunden, unverwüstlichen Deutschtum zielverwandten Naturen. Ebenso wie Thoma haben Trübner und Bracht starke Eindrücke von der französischen Kunst erhalten — und überwunden. Ihre Monographien — über Trübner schreibt der Biograph Liebermanns! — bedeuten eine starke Kursdrehung in nationales Fahrwasser und ein kühl verbindliches Abschiedskompliment gegen den französischen Impressionismus.

Das siegreiche Vordringen deutscher Kunst macht sich nun endlich auch in der stärkeren Berücksichtigung unsrer alten Kunstepochen geltend. Hier leisten Fischer und Franke mit ihrem „Hausschatz deutscher Kunst" seit mehreren Jahren

wertvollen Pionierdienst. Zu den im vorigen Jahre von uns besprochenen Heften dieser sehr wohlfeilen, mit Geschmack ausgestatteten Sammlung sind fünf neue hinzugekommen: Dürers Holzschnitte „Die heimlich offenbarung johannis" mit ihrer verwegenen Komposition, der kräftig realistischen Darstellung dieser himmlischen Gesichte zeigen den Meister auf der Höhe seines Schaffens, und Mela Escherichs Begleittext weiß die sinnschwere Sprache dieser gern mit mystisch-symbolischen Zeichen arbeitenden Kunst unserm Verständnis zu nähern. Von Dürer und seinen Zeitgenossen bringen zwei weitere Hefte Holzschnitte und eine geschickte Auswahl der sonst in Reproduktionen kaum erreichbaren Federzeichnungen aus dem Kupferstichkabinett in Berlin, wozu Professor Jaro Springer und Severin Rüttgers sachliche, in die verschiedenen Techniken einführende Vorreden geschrieben haben. Das 17. Jahrhundert ist vertreten durch die Radierungen Rembrandts (neue Folge) und verschiedener holländischer Landschafter. Einen ausgezeichneten Beitrag liefert Sauerlandts reichillustrierte „Deutsche Plastik des Mittelalters" (K. R. Langewiesche, Düsseldorf), und in jüngster Zeit ist die Nürnberger Lehrervereinigung mit einem Dürer-Heft (Ansbach, Seybold) sehr vorteilhaft hervorgetreten. Zu den gut ausgeführten Abbildungen hat Dr. Fr. Rüchter einen wahrhaft vorbildlichen Text populärer Darstellung geschrieben. Eine klassische Kollektion von Handzeichnungen Dürers aus der Albertina gibt der Verlag J. L. Schrag (Nürnberg) heraus, Faksimile-Reproduktionen mit einer Schärfe und Nuancierung, wie sie bisher nur die Reichsdruckerei zustande brachte. Sie ersetzen nahezu die Originale. Mit Freuden ist der erste Band eines umfassenden Unternehmens, das die gesamte Geschichte der Malerei in Reproduktionen mit kurz erläuterndem Text vorführen soll, zu begrüßen: „Die altdeutsche Malerei" von Ernst Heidrich (Eugen Diederichs, Jena). Endlich einmal die vordürersche Kunst! Man hat so lange darauf warten müssen, daß man gründlich hungrig wurde. Wenn man bedenkt, wieviel über italienische Kunst geschrieben wird! Aber nun endlich liegen sie vor uns, unsre lieben, herrlichen deutschen Maler des 15. Jahrhunderts, denen sich die bekannten Großmeister des 16. Jahrhunderts anschließen. Im ganzen 200 Wiedergaben auf mattem Papier in einem feintonigen Braun, dazu ein streng sachlicher Text, vielleicht — aber das wäre auch das einzige an dem wundervollen Buch, was sich tadeln ließe — eine Note zu sachlich-nüchtern. Man fühlt, der Verfasser wollte der deutschen Gefühlsseligkeit ein Gegengewicht setzen, und die deutsche Kunst verträgt das ja auch; aber die größere Verführung liegt doch in einer begeisterten Sprache, und ein Anwalt der Kunst darf ein Verführer sein.

Mit vollendetem Geschmack Sachlichkeit und subjektive Wärme zu verbinden, ist Friedrich Haack in seiner „Kunst des 19. Jahrhunderts" gelungen. Das Werk bildet den letzten Band der großangelegten Kunstgeschichte von Lübke-Semrau (Eßlingen, Paul Neff). Eine ganz ausgezeichnete Arbeit, die bereits in dritter Auflage vorliegt. Übrigens darf daneben die in zwölf Auflagen erschienene kurzgefaßte vortreffliche „Geschichte der Kunst" von Wickenhagen genannt werden, ein ursprünglich für den Unterricht bestimmtes, doch überhaupt für jeden Laien wichtiges Buch (Eßlingen, Paul Neff). Das beste Nachschlagewerk auf den Gebieten von Kunst und Architektur bleibt wohl für die nächste Zeit unbestritten Spemanns dickleibiges Künstlerlexikon (Berlin, Spemann); daneben bewährt sich Dreßlers Kunstjahrbuch (Rostock, C. Hinstorff) mit seinem Adressenreichtum von Künstlern, Kunstschulen, Museen, Kunsthändlern usw. als unentbehrliches Handbuch für jeden, der im künstlerischen Leben der Gegenwart steht. Ferner sei hier ein ausschließlich den Künstler interessierendes Werk des gleichen Verfassers, die „Künstler-Anatomie" (Berlin, Spemann), rühmend genannt.

Ein paar glänzende Leistungen liegen auf dem Gebiete der außerdeutschen Kunstforschung vor. Da ist zunächst die „Geschichte des Barock in Spanien" von Otto Schubert (Eßlingen, Paul Neff) zu nennen. Spaniens Barockarchitektur ist ein ebenso wichtiges wie unausgeschöpftes Kapitel. Schubert, ein Gurlitt-Schüler, hat sich durch ausgedehnte Studienreisen, ungeheuern Sammelfleiß

und gründliche wissenschaftliche Bearbeitung des Materials als die geeignetste Kraft zur Behandlung eines solchen Stoffes würdig erwiesen. Der Wissenschaft ist mit diesem Werk ein großer Dienst getan; aber dabei hat es den Vorzug, auch dem gebildeten Laien etwas zu bieten, um so mehr, da auch die Ausstattung und die Fülle der Abbildungen vortrefflich ist. Ein bekannteres Gebiet beschreitet Armstrong mit seiner „Geschichte der Kunst in Großbritannien und Irland" (Stuttgart, Julius Hoffmann), doch haben wir bis jetzt noch keine so übersichtliche und erschöpfende Darstellung des Stoffes in Form eines Handbuches, wie der Verfasser sein Werk bescheiden nennt, gehabt. Wie willkommen wären solche „Handbücher" auch von der Geschichte andrer Länder! Eine nahezu vollständige Wiedergabe der klassischen Gemälde der „Sixtinischen Kapelle" bietet in guten Reproduktionen Paul Schubrings neues Buch, das zugleich in allgemeinverständlicher Form ein den neuesten Forschungen entsprechendes Bild von der Entstehung und Anlage der Kapelle entwirft. Eine feine Liebhabergabe ist Jan Veths „Rembrandt" (Leipzig, E. A. Seemann). Veth darf neben Bode und Neumann als der dritte Biograph-Ästhetiker des großen Holländers genannt werden.

Dem Vorbild des Herzogs der Abruzzen ist ein deutscher Fürstensohn gefolgt. Herzog Adolf Friedrich von Mecklenburg, der neue Präsident der Kolonialgesellschaft, hat die von ihm organisierte und ergebnisreich geleitete Expedition 1907/8 „Ins innerste Afrika" geführt und in einem fesselnden Werke über sie berichtet (Leipzig, Klinkhardt & Biermann). Es ist der erste allgemeinere Band, dem die Einzelarbeiten seiner wissenschaftlichen Fahrtgenossen sich anschließen werden. An der Spitze einer Karawane, die dem Transport des Proviants und der Instrumente diente, haben diese acht Männer Afrika durchquert, auf deutschem Gebiet, am Viktoriasee beginnend, durch den zentralafrikanischen Graben, über das Vulkangebiet zum Eduardsee, das Semlital entlang durch den Urwald, bis der Kongo sie auf bequemen Dampfern zur Westküste brachte. Unterwegs trennen sich die Gelehrten vom Hauptlager und suchen in kürzeren Exkursionen die für sie wichtigen Gebiete auf und sammeln sich wieder, um die Ruhetage für die Verarbeitung und Verpackung ihrer Ergebnisse auszunutzen. Der Herzog führt mit dem Oberleutnant v. Wiese den Haupttrupp. Er ist ein leidenschaftlicher Jäger. Wir folgen ihm auf den Spuren der Löwen, Büffel, ins hohe Gras mitten in die aufgescheuchte Elefantenherde, wie auf der tagelangen, erfolglosen Suche nach dem seltenen Okapi, jener erst kürzlich entdeckten Antilopenart. Frisch, anspruchslos und darum ansprechend ist die Darstellung. Entbehrungen und Strapazen haben den Blick für die ungeahnte Pracht der Wildnis nicht getrübt. Die wirre Fülle von Formen und Farben des tropischen Urwalds hebt sich ab gegen die öden Lavafelder und Vulkane, wo Schneestürme einen Teil der eingeborenen Mannschaft, deren Willenskraft durch den starren Aberglauben gebrochen ist, dahinraffen. Die Besteigung des Ninagongo mit seinen seltsamen Kratern gelingt, die des Mikeno muß wegen Unwetters aufgegeben werden. Die für Belgien günstigen Berichte über die Verwaltung des Kongo fallen bei der hohen Stellung des Verfassers sehr in die Wage. Neben den höchst interessanten Abschnitten über die Kiwuinseln und den Urwald, die von zwei Begleitern des Herzogs, Dr. Stubotz und Millbraed, stammen, neben den Nachrichten über die Zwergvölker des Kongo verdient das Kapitel über Ruanda besondere Beachtung. In diesem Lande herrschen die Watussi, während die Wahutu die harte Arbeit verrichten. Jeder Familienverband der Watussi, der durch das Gesetz der Blutrache zusammengehalten wird, hat einen besonderen Gegenstand der Verehrung. Die Gewalt des Sultans ist uneingeschränkt. Von reckenhafter Größe, aber feingliedrigem Bau ist ihr Körper. Ihre Tänze haben die Roheit der Kulturvölker überwunden. Mag es die Sitte fordern oder die Vorsicht, und böse Erfahrung es sie gelehrt haben: kein Watussiweib ist den mit allem Entgegenkommen bewirteten deutschen Gästen vor die Augen gekommen. Alle Zeichen können trügen. Diese Schätzung der Frau aber als des höchsten Besitzes ist ein untrüglicher Wertmesser für eine entwickelte und entwicklungsfähige Kultur, die zu schönen Hoffnungen für dies deutscher Hoheit unterstellte Sultanat berechtigen.

Daneben darf als eine der anziehendsten neueren Erscheinungen auf dem Gebiete der Reiseliteratur E. v. Hoffmeisters „Kairo-Bagdad-Konstantinopel" (Leipzig, Teubner) bezeichnet werden. Der Verfasser, Generalleutnant z. D., ist unsern Lesern ein wertgeschätzter Bekannter: sie werden sich gern der schönen Aufsätze erinnern, in denen er sie nach dem südlichen Rußland, nach Persien, nach Nordafrika, nach Sizilien geführt hat und sie werden alle Vorzüge, die jene Arbeiten ausgezeichnet haben, auch in diesem Buche wiederfinden. Es ist keine der üblichen belehrenden Reisebeschreibungen, auch keine jener oberflächlich liebenswürdigen Erlebnisplaudereien, die es dem Leser unmöglich machen, subjektive und Augenblickseindrücke vom Typischen zu sondern. „Wanderungen und Stimmungen" hat Hoffmeister sein Buch genannt. Aber es gibt mehr. Es gibt ein Volks- und Kulturbild der Länder, die er bereiste, und gibt sie in der frischen Erzählungsweise eines Romanschriftstellers. Malerisch gesehen ist alles, was er vor uns hinstellt. Dabei nicht etwa nur impressionistisch von außen her betrachtet, sondern im Wesentlichen gefaßt, im Historischen sowohl wie im Gewordenen empfunden. Eine überraschende Fülle von Stoff birgt sich in diesen 250 Seiten, denen viele interessante Abbildungen beigegeben sind, sowie der Verfasser arabische und persische Weisheitsworte über jedes seiner Kapitel schreibt: „Weise ist, mein Sohn, wer viel weiß und wenig davon zeigt." Nichts Überflüssiges, Weitschweifiges findet sich in diesem Buch. Der lebenspendende Nil wird uns geschildert, neben dem sich als furchtbarer Kontrast die Wüste erhebt, „graugelb, kahl, ein ausgebrannter rissiger Hochrand". Man sieht die Pyramiden, an denen „der Beduinenschech Abraham" mit seinen Herden vorbeizog, als er nach dem Lande Kanaan wanderte. Und dann taucht aus dem Lande der Entsagung das Paradies auf, die Oase: Araber, auf ägyptischem Boden angesiedelt, Palmen, Lehmhügel, Ruinen von Nilschlammziegeln. Das interessanteste Kapitel vielleicht ist das vierte, das die Reise von Palmyra nach Bagdad beschreibt. Eingehend sind die Berichte über die Frauen dort, die in Liebe besungen und aus praktischen Gründen geheiratet, dann aber von Gesetz und Anschauung geschützt werden. „Bedenke, o Gläubiger, daß die Frau aus einer Rippe gemacht ist. Sei geduldig mit ihr und biege sie nicht zu stark, damit sie nicht bricht." Dennoch scheint der Orientale eine Befreiung der Frau im europäischen Sinne wohl noch lange nicht gestatten zu wollen. — In Bagdad angelangt, wird der Reisende in einem seltsamen runden Korb aus Rohrgeflecht, den man durch Asphalt wasserdicht gemacht hat, über den reißenden Strom gerudert. Die Kalifenstadt zeigt sich fremdenfeindlich, rückständig und verwahrlost trotz alles äußeren Glanzes. Ein Verbannungsort für mißliebig gewordene Beamte und Offiziere. Alles aber vergißt man vor der Schönheit der von geschnitzten Erkern überragten Gassen, der Palmenhaine und im bunten Treiben der malerisch in den Strom hineingebauten Kaffeehäuser, der Basare mit ihrem lärmenden Handwerksgetriebe. Und weiter geht die Karawanenreise durch die Tigrisniederung, findet Rast im Beduinenlager und erreicht endlich Mosul, das Ninive des Propheten Jonas. Wir selber sind schon ganz eingelebt in Sitten und Gewohnheiten des Orients, wenn wir das Buch schließen, dessen letzte Seiten sich beschäftigen mit dem Problem der in das alte Kulturland hineinflutenden neuen Gesittung und Gesinnung, des neuen Weins in alten Schläuchen. „Welch ein Arbeitsfeld für junge Kräfte und neue Leute!" ruft der Verfasser aus. Und er prophezeit ein Auferstehen des gesundeten, durch neues Blut gestärkten Orients, bei dessen Aufleben das Abendland vielleicht noch einmal schmerzlich bereuen wird, die schlummernden Kräfte des Islam geweckt zu haben.

Berichtigung.

In dem Artikel „Eine Mystikerin des Mittelalters" von Professor Philipp Strauch (Novemberheft, S. 311 ff.) soll es zum Schluß (S. 314, Z. 31 von oben) heißen, Mechtild sei „nicht 1277, sondern frühestens 1282 gestorben", nicht geboren, wie durch einen bedauerlich übersehenen Druckfehler, den der Herr Verfasser uns zu verbessern ersucht, stehen geblieben ist.

Die Redaktion.

Von Neuigkeiten, welche der Redaktion bis zum 15. November zugegangen sind, verzeichnen wir, näheres Eingehen nach Raum und Gelegenheit uns vorbehaltend:

Abseits von der großen Heerstraße. Beschauliche Gedanken eines Suchenden. Berlin, Karl Curtius. O. J.

Adolf Friedrich. — Ins innerste Afrika. Von Adolf Friedrich Herzog zu Mecklenburg. Bericht über den Verlauf der deutschen wissenschaftlichen Zentral-Afrika-Expedition. 1907—1908. Leipzig, Klinkhardt & Biermann. 1909.

Älteste deutsche Dichtungen. Übersetzt und herausgegeben von Karl Wolfskehl und Friedrich von der Leyen. Leipzig, Inselverlag. 1909.

Andersen. — Hans Andersens Märchen. Zwei Bände. Mit einer Einleitung von Sophus Bauditz. Leipzig, Inselverlag. 1909.

Apel. — Die Überwindung des Materialismus. Sechs Gespräche zwischen Philosoph und Laie. Von Paul Apel. Zweite, bedeutend vermehrte Auflage. Berlin-Zehlendorf, Conrad Skopnik. 1909.

Apel. — Das innere Glück. Nachdenkliche Plaudereien. Von Paul Apel. Zweite, umgearbeitete Auflage. 3. bis 6. Tausend. Berlin-Zehlendorf, Conrad Skopnik. 1909.

Armstrong. — Geschichte der Kunst in Großbritannien und Irland. Von Sir Walter Armstrong. Mit 600 Abbildungen und 4 Farbentafeln. Stuttgart, Julius Hoffmann. 1909.

Aus Natur und Geisteswelt. Nr. 260. Palästina und seine Kultur in fünf Jahrtausenden. Nach den neuesten Ausgrabungen und Forschungen dargestellt von Dr. Peter Thomsen. Mit 36 Abbildungen. — Nr. 269/70. Die Geschichte der sozialistischen Ideen im 19. Jahrhundert. Von Friedrich Muckle. Erster Teil: Der rationale Sozialismus. Zweiter Teil: Proudhon und der entwicklungsgeschichtliche Sozialismus. — Nr. 271. Der Krieg im Zeitalter des Verkehrs und der Technik. Von Hauptmann Alfred Meyer. Mit drei Abbildungen im Text und zwei Tafeln. — Nr. 274. Geschichte der Gartenkunst. Von Regierungsbaumeister a. D. Chr. Rand. Mit 41 Abbildungen im Text. Leipzig, B. G. Teubner. 1909.

Baasch. — Ex libris. Von Ernst Baasch. Hamburg, Lucas Gräfe & Sillem. 1909.

Bartels. — Die ersten Weimarer Nationalfestspiele für die deutsche Jugend. Berichte der führenden Lehrer, mit Einleitung und Schlußwort herausgegeben von Adolf Bartels. Weimar, Alexander Hüschkes Nachf. 1909.

Bartsch. — Elisabeth Kött. Roman von Rudolf Hans Bartsch. Umschlag und Buchschmuck von Alfred Keller. Zehntes Tausend. Leipzig, L. Staackmann. 1909.

Beethoven. — Ludwig van Beethovens Briefe. In Auswahl herausgegeben von Albert Leitzmann. Leipzig, Inselverlag. 1909.

Bettelheim. — Biographisches Jahrbuch und Deutscher Nekrolog. Herausgegeben von Anton Bettelheim. XII. Band. Vom 1. Januar bis 31. Dezember 1907. Mit dem Bildnis des Großherzogs Friedrich I. von Baden. Berlin, Georg Reimer. 1909.

Bischoff. — Auf der Suche nach Freiheit, Licht und Wald. Eine Großstadtgtoffe mit poetischen Seitensprüngen und einem tragischen Zwischenfall. Von Karl Bischoff. Leipzig, B. Volger. 1909.

Braun. — Memoiren einer Sozialistin. Lehrjahre. Roman von Lily Braun. München, Albert Langen. O. J.

Breasted. — Geschichte Aegyptens. Von Breasted. Aus dem Englischen übersetzt von H. Ranke. Mit 170 Abbildungen. Berlin, Karl Curtius. O. J.

Bruns. — Der Lehrer von Barkenhof. Drama in vier Aufzügen. Von Louis Bruns. Leipzig, B. Volger. 1909.

Busse. — Neue Gedichte. Von Karl Busse. Dritte und vierte völlig veränderte Auflage. Stuttgart, J. G. Cotta. 1909.

Carpenter. — Der Freiheit entgegen. Von Edward Carpenter. Berlin-Tempelhof, Freier Literarischer Verlag. 1909.

Châtelain. — Alte Freunde und fünf andere ausgewählte Erzählungen. Von Dr. Auguste Châtelain. Für die gebildete deutsche Jugend übersetzt von Professor Dr. A. Mühlau. Mit einem Bildnisse des Dichters. Breslau, Franz Goerlich. O. J.

Christ. — Wilhelm von Christs Geschichte der griechischen Literatur. Fünfte Auflage, unter Mitwirkung von Otto Stählin, bearbeitet von Wilhelm Schmidt. Zweiter Teil: Nachklassische Periode der griechischen Literatur. Erste Hälfte. München, C. H. Beck. 1909.

Cooper. — Lederstrumpferzählungen von James Fenimore Cooper in der ursprünglichen Form. Übersetzt und bearbeitet von K. Federn. Band 1: Der Wildtöter. Berlin, Paul Cassirer. 1909.

de Coster. — Till Eulenspiegel und Lamm Gordiak. Legende von ihren heroischen, lustigen und ruhmreichen Abenteuern im Lande Flandern und andern Orte. Von Charles de Coster. Deutsch von Friedrich Oppeln Bronikowski. Mit Nachwort des Übersetzers. Jena, Eugen Diederichs. 1909.

Dallmeyer. — Das beste Mittel. Komödie. Von Wilhelm Dallmeyer. Leipzig, B. Volger. 1910.

Das Museum. Eine Anleitung zum Genuß der Werke bildender Kunst von Wilhelm Spemann. Herausgegeben von Richard Graul und Richard Stettiner. 12.—13. Lieferung des elften Jahrgangs. Berlin, W. Spemann. O. J.

Das Suchen der Zeit. Blätter deutscher Zukunft. Herausgegeben von Friedrich Daab und Hans Wegener. Fünfter Band. Gießen, Alfred Topelmann. 1909.

Deutsche Seebücher. 22. Band: Tätigkeit unserer Marine und sonstige Seeereignisse im deutsch-dänischen Kriege von 1864. Anhang: Tätigkeit der preußischen Marine zu Anfang des Krieges von 1866. Von Prof. Dr. Otto Richter (Otto von Goltmann). Altenburg, S.-A., Stephan Geibel. 1909.

Devrient. — Briefwechsel zwischen Eduard und Therese Devrient. Mit acht Vollbildern. Herausgegeben von Hans Devrient. Stuttgart, Carl Krabbe. O. J.

Die Jubelfeier des 500jährigen Bestehens der Universität Leipzig. 85 Bilder nach offiziellen photographischen Aufnahmen. Text von Privatdozent Dr. M. Brahn. Unter Mitwirkung des Preßausschusses der Jubiläumskommission der Universität. Herausgegeben von Dr. Trenkler & Co. Leipzig, Roßbergsche Buchhandlung. 1909.

Diehl. — Der Altertümer-Sammler. Ein Handbuch zum Nachschlagen von Ludwig Diehl. Berlin, W. Spemann. O. J.

Dino. — Chronique de la duchesse de Dino. De 1831 à 1862. Publiée avec des annotations et un index biographique par la princesse Radziwil. Tome troisième. 1841—1850. Paris, Librairie Plon. 1909.

Dreesen. — Ebba Hilfing. Roman von Willrath Dreesen. Leipzig, L. Staackmann. 1910.

Dreyer. — Strand. Ein Geschichtenbuch von Max Dreyer. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1910.

Dreyer. — Des Pfarrers Tochter von Streladorf. Komödie in drei Aufzügen von Max Dreyer. Zweite Auflage. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1910.

Driault. — Napoléon et l'Europe. La politique extérieure du premier consul. 1800—1803. Par Edouard Driault. Bibliothèque d'histoire contemporaine. Paris, Félix Alcan. 1910.

Eckart. — Fürstliche Pädagogik. Ordnungen und Instruktionen zur Erziehung welfischer Prinzen. Herausgegeben von Waisenhaus-Inspektor Rudolf Eckart. Papiermühle S.-A., Gebr. Vogt. 1909.

Ebbets. — Der Dämon. Roman von Siegfried Otto Ebbets. Dresden, Heinrich Minden. O. J.

Ehlers. — An indischen Fürstenhöfen. Von Otto E. Ehlers. Mit 9 Illustrationen und einer Karte. Zwei Teile. Berlin, Hermann Paetel. 1909.

Eilers. — Hans Ellerbrook. Hamburger Roman von Ernst Eilers. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. O. J.

Eine Reise durch die deutschen Kolonien. Herausgegeben von der illustrierten Zeitschrift „Kolonie und Heimat". 1. Band: Deutsch-Ostafrika. Mit 2 Karten und 109 Abbildungen, darunter 23 ganzseitigen Bildern. Berlin, Verlag Kolonialpolitischer Zeitschriften. 1909.

Engel. — Goethe. Der Mann und sein Werk. Von Eduard Engel. Mit 32 Bildnissen, 8 Abbildungen und 12 Handschriften. Berlin, Concordia Deutsche Verlagsanstalt. 1910.

Erdmann. — Unter deutscher Kriegsflagge. Eine Erzählung über die Entwicklung, Organisation, Tätigkeit und soziale sowie volkswirtschaftliche Bedeutung unserer Kriegsmarine. Von Gustav Adolf Erdmann. Zweiter Band der von Artur Wiegand herausgegebenen „Deutschen Bürger-Bibliothek für Jugend und Volk". Altenburg, S.-A., Stephan Geibel. O. J.

Erzieher des Preußischen Heeres. Herausgeber: Generalleutnant z. D. von Pelet-Narbonne. 1. Band:

Friedrich Wilhelm, der große Kurfürst von Brandenburg. Von G. v. Pelet-Narbonne. Zweite Auflage. — 2. Band: König Friedrich Wilhelm I. und Fürst Leopold I. zu Anhalt-Dessau. Von Oberleutnant K. Linnebach. Dritte Auflage. — 3. Band: Friedrich der Große. Von Oberstleutnant z. D. W. v. Bremen. Zweite Auflage. — 4. Band: York. Von Generalmajor z. D. von Pflugk. Dritte Auflage. — 5. Band: Scharnhorst. Von General z. D. Frh. von Lettow-Vorbeck. Zweite Auflage. — 6. Band: Gneisenau. Von Oberst R. Friedrich. — 7. Band: Boyen. Von Generalleutnant z. D. F. v. d. Boeck. Dritte Auflage. — 8. Band: Clausewitz. Von Generalleutnant z. D. R. von Caemmerer. Zweite Auflage. — 9. Band: Prinz Friedrich Karl. Von Oberstleutnant W. Balck. — 10. Band: Moltke. Von General z. D. W. v. Blume. — 11. und 12. Band: Kaiser Wilhelm der Große und Roon. Von General W. v. Blume. Oldenburg i. Gr., Gerhard Stalling. O. J.

Cybisch. — Anton Reiser. Untersuchungen zur Lebensgeschichte von K. Ph. Moritz und zur Kritik seiner Autobiographie. Von Hugo Cybisch. Band 14 der „Probefahrten". Leipzig, A. Voigtländer. 1909.

Faber. — Zwischen Abend und Morgen. Roman von Hermann Faber. Dresden, Heinrich Minden. O. J.

Fischer. — Der Schatzgräber. Eine Volkserzählung von Konrad Fischer. Gotha, E. F. Thiedemann. 1909.

Flur. — Im eigenen Haus nicht teurer als in einer Mietswohnung. Rentabilität des Eigenhauses von Kgl. Bauinspektor F. Flur. 2. Auflage. Mit 48 Abbildungen. Wiesbaden, Westdeutsche Verlagsgesellschaft. 1909.

Freiligrath. — Freiligraths Werke in sechs Teilen. Herausgegeben mit Einleitung und Anmerkungen versehen von Julius Schwering. Berlin, Deutsches Verlagshaus Bong & Co. O. J.

Frenssen. — Klaus Heinrich Baas. Roman von Gustav Frenssen. Berlin, Grotesche Verlagsbuchhandlung. 1909.

Friedrich. — Die steile Wand. Schauspiel in vier Akten von Kurt Friedrich. Leipzig, Reform-Verlag (K. Engelschmidt). O. J.

Fromer. Geschichte eines Lebenswerkes. Von Dr. Jacob Fromer. Charlottenburg, Gervinusstraße 3, Selbstverlag des Verfassers. 1909.

Fulda. — Das Exempel. Lustspiel in drei Aufzügen. Von Ludwig Fulda. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1909.

Fuldner. — Ein Kampf um Gott. Lieder aus dem Lebensbuche eines Befreiten. Von Fritz Fuldner. Heidelberg, Carl Winter. 1909.

Ganghofer. — Lebenslauf eines Optimisten. Buch der Kindheit. Von Ludwig Ganghofer. Stuttgart, Adolf Bonz & Co. O. J.

Gaulke. — Im Zwischendeck. Ein Kulturbild aus dem Auswandererleben von Johannes Gaulke. Band 3 der „Kultur- und Menschheitsdocumente". Berlin-Tempelhof, Freier literarischer Verlag. 1909.

Gensel. — Die Wahrheit über Helen Keller. Von Dr. jur. Julius Gensel. Stuttgart, Robert Lutz. O. J.

Gert. — Junges Leben. Ein Buch Gedichte von Gertrud Gert. Leipzig, B. Volger. 1909.

Gizycki. — Geradeaus. Ein Kompaß für die Fahrt durchs Leben. Von Dr. Paul von Gizycki. Herausgegeben von Dr. Max Mullnik. Zweite Auflage. Berlin, Karl Curtius. O. J.

Goethe. — Goethes Werke in sechs Bänden. Im Auftrage der Goethe-Gesellschaft ausgewählt und herausgegeben von Erich Schmidt. Sechs Bände. Leipzig, Insel-Verlag. 1909.

Goethes Faust. Herausgegeben von Georg Witkowski. Erster Band: Der Tragödie erster und zweiter Teil; Urfaust; Aus dem Nachlaß; Entwürfe und Skizzen. Zweiter Band: Kommentar und Erläuterungen. Sechstes bis zehntes Tausend. Leipzig, Max Hesse. 1908.

Goethes Faust. Gesamtausgabe. Leipzig, Insel-Verlag. 1909.

Goethe und seine Freunde im Briefwechsel. Herausgegeben und eingeleitet von Richard M. Meyer. Erster Band. Berlin, Georg Bondi. 1909.

Goethe-Kalender auf das Jahr 1910. Zu Weihnachten 1909 herausgegeben von Otto Julius Bierbaum und C. Schüddekopf, mit Schmuck von E. R. Weiß, einem Dreifarbendruck und zwei Bildern von Magarete Geibel und vier Tafeln Silhouetten. Leipzig, Theodor Weicher. 1909.

Goldschmidt. — Herzog Robert und der Sänger. Ein Schauspiel in Versen. Von Moritz Goldschmidt. Frankfurt a. M., Schirmer & Mahlau. 1909.

v. d. Goltz. — Kriegsgeschichte Deutschlands im neunzehnten Jahrhundert. Von Generaloberst Dr. h. c. Colmar Frhr. v. d. Goltz. I. Teil: Im Zeitalter Napoleons. Erstes bis viertes Tausend. Berlin, Georg Bondi. 1910.

Gustav Adolf-Kalender. Neuer allgemeiner Gustav Adolf-Kalender für das evangelische Deutschland und Österreich-Ungarn auf das Jahr 1910. 27. Jahrgang. Begründet von Pfarrer Emil Ohly. Dresden-Blasewitz, Verlag von Erich Leonhardi. 1910.

Halphen. — Paris sous les premiers Capétiens (987—1223). Étude de topographie historique Par Louis Halphen. Bibliothèque d'histoire de Paris. Paris, Ernest Leroux. 1909.

Halphen. — Paris sous les premiers Capétiens (987—1223). Étude de topographie historique Par Louis Halphen. Album de planches Paris. Ernest Leroux. 1909.

Hartl. — Auf zur Spracheinheit! oder Lehrbuch der Perfektsprache. Ein Vorschlag, um auf Grund der lateinischen Sprache und mit Berücksichtigung der romanischen, der englischen, deutschen und anderer Sprachen zu einer allgemeinen Weltsprache zu gelangen. Von K. K. Prof. Dr. Alois Hartl. Linz, Kommissionsverlag der Zentraldruckerei. 1909.

Hausschatz deutscher Kunst der Vergangenheit. Heft 8: Albrecht Dürer, Das Leiden Christi, genannt Die große Passion. Mit Einzelbeschreibung von E. Hakon. — Heft 11: Niederländische Landschaftsradierer des 17. Jahrhunderts. Mit einer Einleitung von Severin Rüttgers. — Heft 12: Deutsche Holzschnitte des 16. Jahrhunderts. 21 Holzschnitte deutscher Meister aus der Blütezeit der Holzschneidekunst. Mit einer Einleitung und Text von Severin Rüttgers. — Heft 13: Zwanzig Federzeichnungen altdeutscher Meister aus dem Besitz des Kgl. Kupferstichkabinetts zu Berlin, ausgewählt und eingeleitet von Jaro Springer. — Heft 14: Die heimlich Offenbarung Johannis. 16 Holzschnitte von Albrecht Dürer. Mit einer Einleitung und mit Text von M. Escherich. — Heft 15: Aus Rembrandts Radierungen. Neue Folge. Mit einer Einleitung von Severin Rüttgers. Berlin, Fischer & Franke. O. J.

Heyse. — Hellumle Leben. Novellen von Paul Heyse. Stuttgart, J. G. Cotta Nachf. 1909.

Hildebrand. — Wenn das Leben winkt. Von Friedrich Otto Hildebrand. München, Etzold & Co. O. J.

Huch. — Der letzte Sommer. Eine Erzählung in Briefen von Ricarda Huch. Stuttgart, Deutsche Verlagsanstalt. 1910.

Hyckel. — Schlesischer Sagenborn. Eine Sammlung schlesischer Sagen, unter Mitwirkung namhafter schlesischer Schriftsteller herausgegeben von Georg Hyckel. Mit Buchschmuck von Hermann Knoblich. Breslau, Franz Goerlich. O. J.

Ilg. — Der Landsturzer. Roman von Paul Ilg. Berlin, Wiegandt & Grieben. 1909.

Jünger. — Hof Bokels Ende. Ein Bauernroman aus der Lüneburger Heide zur Zeit des letzten Königs von Hannover. Von Nathanael Jünger. Dritte Auflage. (7. bis 9. Tausend.) Wismar, Hinstorff. 1910.

Jünger. — Pastor Ritgerodts Reich. Ein Roman aus der Lüneburger Heide. Von Nathanael Jünger. (1. bis 3. Tausend.) Wismar, Hinstorff. 1910.

Julklapp. Illustrierte Deutsche Weihnachtsgabe. Düsseldorf, August Bagel. 1909.

Kahle. — Vom Baume der Erkenntnis. Ein Versuch zur Veredelung des Geschlechtslebens. Von Karl Kahle. Leipzig, Verlag für Kunst, Literatur und Musik. 1909.

Kellen. — Aus der Geschichte des Feuilletons. Von Tony Kellen. Essen-Ruhr, Fredebeul & Koenen. 1910.

Kierkegaard. — Stationen auf dem Lebenswege. Studien von Verschiedenen. Zusammengebracht, zum Druck befördert und herausgegeben von Hilarius Buchbinder. Von Sören Kierkegaard. Übersetzt von A. Barthold. Zweite Auflage. Dresden-A., A. Ludwig Ungelenk. 1910.

Verlag von Gebrüder Paetel in Berlin. Druck der Pierer'schen Hofbuchdruckerei in Altenburg.
Für die Redaktion verantwortlich: Dr. Bruno Hake in Berlin.
Unberechtigter Abdruck aus dem Inhalt dieser Zeitschrift untersagt. Übersetzungsrechte vorbehalten.

BINDING DEPT. JUN 15 1967

AP
30
D4
Bd.141

Deutsche Rundschau

PLEASE DO NOT REMOVE
CARDS OR SLIPS FROM THIS POCKET

UNIVERSITY OF TORONTO LIBRARY